This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

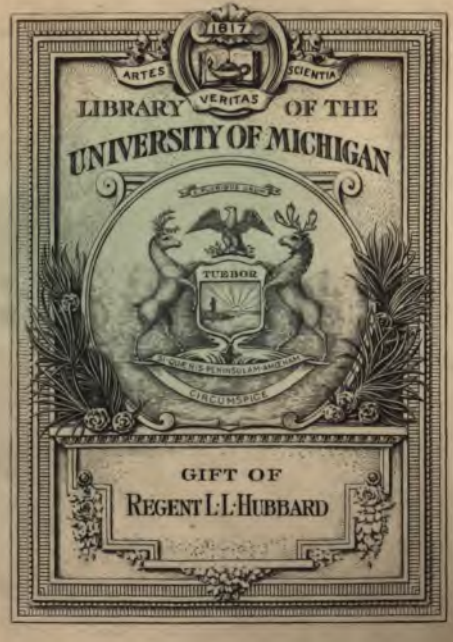
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

a 2129


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
GIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

Europa und Deutſchland

von Nordamerika aus betrachtet,

oder:

Die Europäiſche Entwickelung im 19ten Jahrhundert
in Bezug auf die Lage der Deutſchen,

nach einer Prüfung im innern Nordamerika,

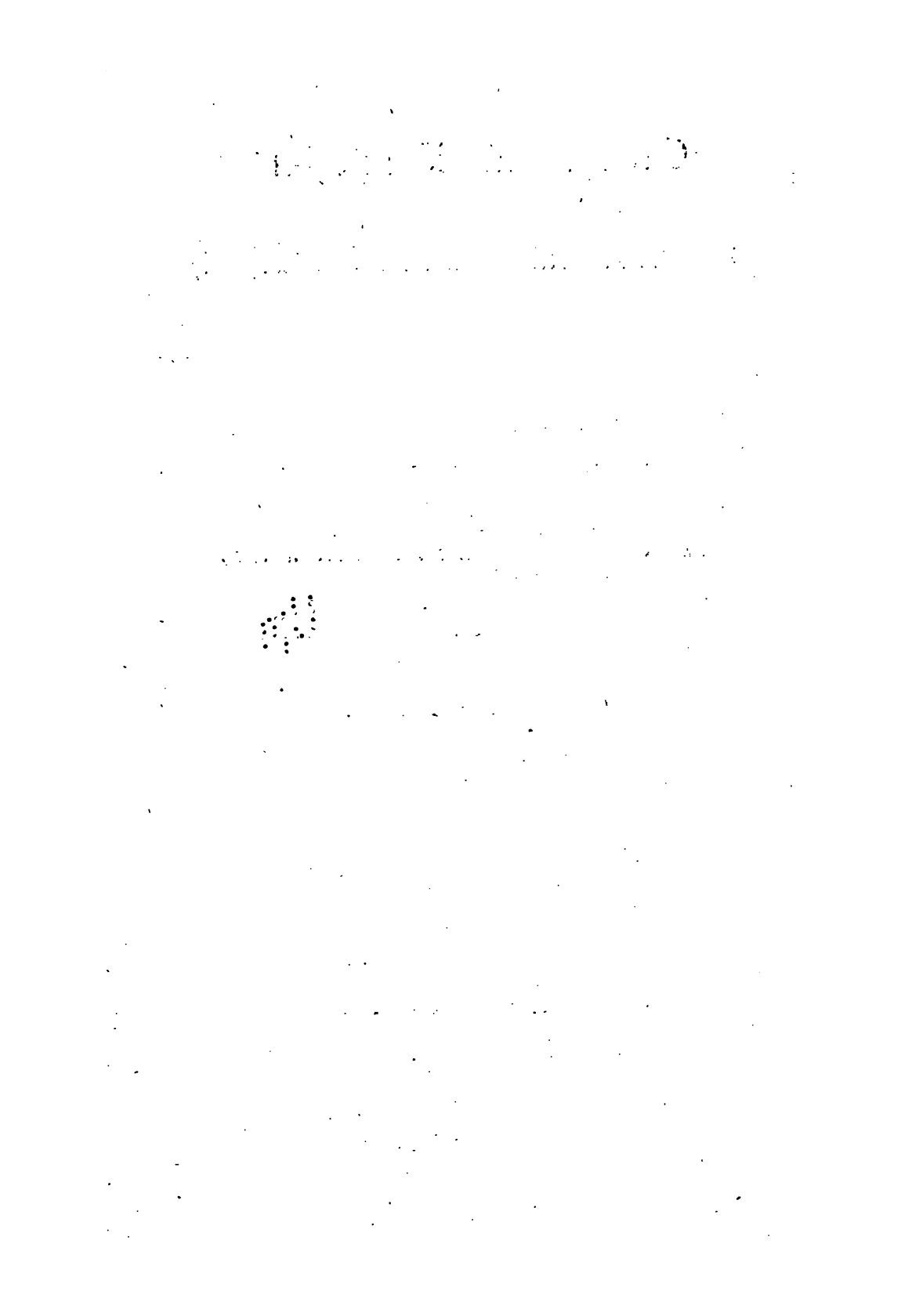
von

Gottfried Duden.

Erſter Band.

Bonn, 1833.

In Commiſſion bei Eduard Weber.



gift
Regent L.L. Hilliard
12-31-28
RV.

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung. (Seite 1 - 27.)

Allgemeine Andeutung des Zweckes und der Mittel. Das Bedürfniß einer genauen Prüfung unseres Zustandes. Reife der neuern Entwickelung dafür. Die eigenthümliche Aufregung der heutigen Europäischen Menschheit. Die verschiedenen Meinungen über die Ursachen und die darin begründeten Spaltungen in Partheyen. Ueber die Form des Werkes, oder über die Behandlungsart der Aufgabe zur leichten Einführung der Gedanken.

Erster Tagebuch-Auszug. (Seite 28 — 34.)

Erste Wirkung des Aufbruches aus Deutschland. Eigentlicher Antrieb zu der Reise. Verkehrte Meinungen von den Ursachen der Bedrängniß der Europäer.

Zweiter Auszug. (Seite 34 — 40.)

Gedanken und Gefühle während der Seereise. Ueber die schaukelnde Bewegung der Segelschiffe und die Seekrankheit. Die Dampfschifffahrt auf dem Meere. Die Unruhe des Weltmeeres. Schifffahrtsaufgaben. Der Wolkenwall über dem Golfstrome. Die Wetterscheide zwischen Amerika und Europa. Rückblick auf das Klima von Deutschland (und Italien).

Dritter Auszug. (Seite 41 — 45.)

Ankunft an der Amerikanischen Küste. Die Wälder daselbst und die Nacktheit der Europäischen Küsten. Die Cheasapeak-Bay und die Krabben.

Vierter Auszug. (Seite 45 — 56.)

Musterung der Eindrücke und Erfahrungen nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in N. A. Speculationen mit Cultur-Ladungen. Die Europäischen Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit. Gesetzesherrschaft und Personenherrschaft. Zerstörung der schwärmerischen Erwartungen und Folgen davon auf das Urtheil über die

Amerikaner. Ueberraſchung derjenigen, die mit ungünſtigen Erwartungen anlangen. Die Ruhe im öffentlichen Leben und die Stille in den Städten. Die äußern Sitten und die Sprache der Amerikaner. Der Unterſchied zwiſchen dem Gemälde des Amerikaniſchen Getriebes und den Gemälden Europäiſcher Länder.

Fünfter Auszug. (Seite 56 – 63.)

Die Amerikaniſchen Zeitungen, und ihr gewöhnlicher Inhalt. Verbrechen in Amerika. Die Polizey dagegen. Anſichten der Amerikaner von der Nothwehr Widerſtreit des Volksgeiſtes mit den Geſetzen, insbeſondere beym Kindermorde.

Sechſter Auszug. (Seite 63 — 65.)

Zuſammentreffen mit einem deutſchen Coloniſten. Ein ſonderbarer Mangel an einem Amerikaniſchen Gaſthauſe. Die mit Papier beklebten Fenſterlücken. Die Küche der Amerikaner.

Siebenter Auszug. (Seite 65 — 81.)

Reiſe von der Küſte ins Innere. Die geſchichtliche Bedeutung des Bodens in Europa und in Amerika. Erſatz für die Sagen von den Europäiſchen Burgruinen in den Abentheuern der erſten Coloniſten. Boone, Logan, Harrod und Kenton. Jetzige Sicherheit der Coloniſten am Ohio.

Achter Auszug. (Seite 82 — 112.)

Betrachtungen über das Gedeihen der Amerikaner. Die Lage des Amerikaniſchen Landmannes gegen die des Europäiſchen. Verkehrte Meinungen über die Urſachen jenes Gedeihens. Die Männer der Cultur und Reflexion ſind unſchuldig daran. Das Inſtinctartige in der neuern Menſchheit. In N. A. herrſcht das Familienleben über das öffentliche, in Europa iſt's umgekehrt. Ueber die phantaſtiſche Iſolirung des Geſammtwohles von dem Wohle der Individuen und die Folgen davon in Europa.

Neunter Auszug. (Seite 112 — 113.)

Empfang in einem Gaſthauſe im Innern des Indiana-Staates.

Zehnter Auszug. (Seite 114 — 141.)

Die Urkunde der Unabhängigkeits-Erklärung unter Glas und Rahmen. Die Verehrung des Waſhington. Die bisherige Beurtheilung jener Urkunde. Ihr Weſen und wahres Verhalten zu dem jetzigen Zuſtande der Nordamerikaner. Die wahren Urſachen des Gedeihens der Nordamerikaner und ihr Verhalten zur neuern Cultur, oder das Verhältniß des Gefühllebens der neuern cultivirten Völker zu dem Reflexionsleben (den Schulen und Theorien). Ueber das ſoge-

nannte demokratiſche und monarchiſche Princip. Analogie zwiſchen dem politiſchen Bekenntniſſe der Nordamerikaner und dem religiöſen der Proteſtanten.

Eilfter Auszug. (Seite 141 — 152.)

Nur in den Miſſiſippi-Ländern kann man erfahren, welche Anſprüche die Menſchen an die äußere Natur machen dürfen. Contraſt dieſer Länder mit Europa. Die eigentliche Baſis des Europäiſchen Spruches, daß es nirgends tauge.

Zwölfter Auszug. (Seite 152 — 157.)

Aufmerkſamkeit der Amerikaniſchen Pflanzer auf die wilden Pflanzen und Thiere. Waldſcenen. Benutzung der Amerikaniſchen Holzarten.

Dreizehnter Auszug. (Seite 157 — 182.)

Das Leben in der freien Natur und das Stubenleben. Wanderungen auf dem Hügelrücken zwiſchen dem Miſſiſippi und Miſſouri. Die Erziehung leitet unſere Blicke mehr auf die flüchtigſten Menſchenwerke als auf die unveränderlichen Züge der Natur. Heilſame Wirkung des Lebens im innern N. A. gegen die Folgen davon. Die nach Europa verpflanzten Bäume an ihren heimathlichen Stätten. Reiz zur Geologie und Mineralogie. Die Wirkung des natürlichen Reichthums an Mineralien auf die menſchliche Sitten. Das Weſentliche der Cultur wird in dem Schulleben und in Phraſen geſucht, und im practiſchen Leben am meiſten von den Lehrern ſelbſt verläugnet. Verhältniß der Cultur zum Coloniſiren. Was der Beförderung des menſchlichen Wohles die verkehrten Meinungen von Lebensglück entgegenſtellen. Wirkung des Aufenthaltes im Miſſiſippi-Gebiete für die Berichtigung dieſer Meinungen. Was für die Schilderung davon in Deutſchland zu fürchten ſey.

Vierzehnter Auszug. (Seite 182 — 185.)

Wanderungen an und in dem Miſſourithale. Die Hausthiere darin. Sonderbare Hirſchjagd. Truthühner-Jagd. Truthühner-Fallen.

Funfzehnter Auszug. (Seite 185 — 187.)

Ein von der Sonne ausgebrütetes Hühner-Ei. Die Haus-Katzen in den Amerikaniſchen Wäldern.

Sechzehnter Auszug. (Seite 187 — 190.)

Waſſerſchlangen. Natürliche Stege. Zahme und wilde Enten. Große Dürre. Gallenfieber. Die Abendluft. Die Luft in den Ame-

rikanischen Wäldern und in den Europäischen Städten. Sorglosigkeit der Menschen gegen die gasartigen Gifte.

Siebenzehnter Auszug. (Seite 191 — 209.)

Die schöne Natur in N. A. befreit nicht von der Bedingung Geld mitzubringen. Einfluß des persönlichen Mißgeschickes auf die Berichte über fremde Länder. Anwandelungen von Schwermuth. Nothwendigkeit die Colonisten dagegen zu schützen. Verfahren des Verfassers zur Bekämpfung der Schwermuth in seinem Reisegefährten.

Achtzehnter Auszug. (Seite 210 — 227.)

Fortsetzung der Betrachtungen über schwermüthige Lebensansichten. Schicksal eines Englischen Mädchens im innern Nordamerika.

Neunzehnter Auszug. (Seite 228 — 235.)

Betrachtungen über den Nothstand in Europa, durch die Anerbietungen der Mississippi-Länder veranlaßt. Ueber die neuesten Auswanderungen aus Deutschland (in der Note).

Zwanzigster Auszug. (Seite 235 — 253.)

Allgemeine Schilderung des Mississippi-Gebietes.

Einundzwanzigster Auszug. (Seite 253 — 259.)

Schilderung des Erdbebens zu Neu-Madrid.

Zweiundzwanzigster Auszug. (Seite 259 — 262.)

Einiges, was die Einwanderer aus Europa vor dem Aufbruche wissen sollten. Nachrichten aus dem Jahre 1831 über den Missouri-Staat (in der Note).

Dreiundzwanzigster Auszug. (Seite 262 — 267.)

Was Nordamerika für die Prüfung der National-Verschiedenheiten der Europäer liefert.

Vierundzwanzigster Auszug. (Seite 267 — 277.)

Ueber backwoodspeople, squatters und trappers und ihre Verläumder. Neigung der Nordamerikaner zu romantischen Wanderungen.

Fünfundzwanzigster Auszug. (Seite 277 — 283.)

Fernere Beschäftigung mit den Ansichten, welche die cultivirten Menschen von Cultur haben. Vorschlag einer Anfrage bey den Akademien, womit die menschliche Cultur zu messen sey.

Sechsundzwanzigster Auszug. (Seite 283 — 311.)

Einiges aus dem Leben des Verfassers in den Amerikanischen Wäldern. Dessen Plan, ein Werk über den gesammten Zustand der Deutschen und ihre Entwickelung auszuarbeiten. Materialien dazu in der

Forſchung nach der wahren Cultur-Norm und in der Kritik der falſchen Normen.

Siebenundzwanzigſter Auszug. (Seite 311 — 316.)

Die Ehen werden in Nordamerika nach Neigung geſchloſſen. Verhältniß dieſes Phänomens zu dem Vorwurfe, daß hier Alles nur nach Geld gehe. Vergleichung deſſelben Phänomens und ſeiner Folgen auf das werdende Geſchlecht mit den Europäiſchen Erſcheinungen. Das Loos der Frauen in N. A. Der Umgang beyder Geſchlechter miteinander.

Achtundzwanzigſter Auszug. (Seite 316 — 320.)

Ueber den Widerſtreit zwiſchen der Cultur und dem was Natur heißt. Sentimentalität für Thiere.

Neunundzwänzigſter Auszug. (Seite 320 — 326.)

Die Gefahr vor wilden Thieren. Die Gefahr vor Indianern. Indianiſche Charakter-Züge. Tecumſeh und Pontiak. Vorliebe der Indianerinnen für die Weißen. Sonderbarer Gebrauch der Chippeway-Witwen.

Dreyßigſter Auszug. (Seite 327 — 340.)

Ueber die Vergleichung der Indianer mit den alten Germanen; die Vorarbeit dazu. Werth der Eintheilung der Völker nach Stammracen für die Beurtheilung ihrer Cultur. Die Frage nach der Zahl der Stammpaare kann nicht durch die Phyſiologie entſchieden werden, wenn auch die Geſchichte im Stiche läßt. Amerikaniſche Sagen über den erſten Urſprung der Menſchen. Vorfrage, um die Bedeutung der körperlichen Verſchiedenheiten für die geiſtigen auszumitteln. Unglückliche Antwort einiger neuern Schriftſteller darauf.

Einunddreyßigſter Auszug. (Seite 340 — 345.)

Strafe eines Hundes, der den Hausthieren nachſtellte. Wilde Kühnheit eines Wolfes. Begattung der Wölfe mit den Hunden. Trauergeheul der Hunde. Gefahr vor Schlangen. Hirſche. Gummi-Bäume. Scorpionen. Studierzimmer aus einer hohlen Platane. Die ſauern Kryſtalle des Pennſylvaniſchen Sumach. Melonen. Ananas. Pomeranzen. Kaſtanienwälder. Raupen und Schmetterlinge. Reize des Miſſourithales. Ueber die Ausdrücke first bottom und second bottom und die Zeichen der Güte des Bodens.

Zweyunddreyßigſter Auszug. (Seite 346 — 357.)

Fortſetzung der Betrachtung des dreißigſten Auszuges. Prüfung der Lehre von Gall. Eine merkwürdige Mordgeſchichte.

Dreyunddreyßigſter Auszug. (Seite 357 — 366.)

Fortſetzung der Betrachtung des vorigen Auszuges.

Vierunddreyßigster Auszug. (Seite 367 — 383.)

Auftritte mit wilden Thieren. Frühere Lage der hieſigen Coloniſten, und ihre jetzigen Hauptplagen. Aufſchluß über die Cultur der Völker aus den Lebensweiſen. Europäiſche Vorurtheile gegen das Jägerleben. Das Mitleid mit dem Menſchen und das Mitleid mit dem Wilde. Was die Indianer eigentlich an ihre Lebensweiſe feſſele. Einfluß der äußern Lage auf die Veränderung der Lebensweiſen. Die Europäiſchen Vorurtheile hindern die gehörige Würdigung der Lage eines Coloniſten im innern Nordamerika. Die Annehmlichkeiten dieſer Lage dispenſirt nicht von einer gewiſſen Abſtraction. Umwandelung eines im Drucke des Stadtlebens alt gewordenen Pferdes in der freien Natur. Züge aus dem Leben der Menſchen in dieſer freien Natur.

Fünfunddreyßigſter Auszug. (Seite 384 — 386.)

Das in — jus — rapere in Nordamerika in einem Rechtshandel wegen Schwangerſchaft. Rückblick auf die Barbarey in Europa.

Sechsunddreyßigſter Auszug. (Seite 387 — 402.)

Fortſetzung der Betrachtungen über die Eintheilungsarten der Völker, insbeſondere über die Menſchenfreſſerey. Nochmahls von der Vergleichung der Indianer mit den alten Germanen.

Siebenunddreyßigſter Auszug. (Seite 402 — 434.)

Klagen der Amerikaner über zunehmende Armuth, Trunkſucht, Diebſtähle u. ſ. w. Bedeutung des Wortes Armuth in Nordamerika. Die Deklamationen gegen die geiſtigen Getränke. Gebrauch der Proceßtabellen zur Beurtheilung der Sicherheit des Eigenthumes in N. A. Religiöſe Extravaganzen. Baptiſten. Methodiſten. Ungetaufte Chriſten in N. A. Betrachtungen über die Verſchiedenheiten der Menſchen nach ihren Anlagen. Allgemeine Verwirrung der Anſichten von der Bedeutung der Anlagen und der Entwickelungs-Reize für die Cultur.

Achtunddreyßigſter Auszug. (Seite 435 — 440.)

Unglücklicher Tod eines Baumfällers. Der Tod nähert ſich den Menſchen und Thieren im innern Nordamerika anders als in Europa. Einige Europäiſche Thiere gedeihen hier ohne alle Sorge der Menſchen; andere gehen ſofort unter. Auffallende Aeußerungen eines Negers. Sonderbares Ereigniß mit einer Kuh.

Neununddreyßigſter Auszug. (Seite 440 — 461.)

Recapitulation des Reſultates der Reiſe vor der Rückkehr nach Europa, in Bezug auf die wahren Vorzüge der Nordamerikaniſchen

Menschheit im Privatleben wie im öffentlichen. Sie zeigen sich nur, wo die natürliche Gesundheit die Hülfe der Kunst entbehren kann. In dem Gebiete der höhern Ausbildung ähnliche Gebrechen als in Europa. Die Sorge für die Rechtspflege, für den Schutz gegen Krankheiten, für das Kriegswesen, für die Erziehung und den Unterricht, für das Religiöse ist auch in Amerika Erwerbs- und Berufssache. Klagen über schlechte Justiz. Die Nordamerikanische Jury. Verwirrung der Köpfe in Betreff des Beweises der Schuld und Nichtschuld. Der militairische Kastengeist ist in Republiken nichtanders als in Monarchien. Der Satz von der Unabhängigkeit des Religiösen und Politischen gilt auch in N. A. als ein fundamentaler. Vergleichung der Nordamerikanischen Republik mit dem erreichbaren Ideale des politischen Zustandes der Völker. (Ueber die Auflehnung Südcarolina's gegen den Bund in der Note.) Zur Beurtheilung der Nordamerikanischen Cultur gehört dieselbe Vorbereitung wie zur Beurtheilung der Europäischen. Beyde haben in dem Germanischen und Römischen Elemente ihre Wurzeln. Das Germanische Element ist als das keimliche, das Römische als das reizende zu betrachten. Allgemeiner Aufschluß über das Verhältniß dieser Elemente zu einander aus der Mischung der Sprachen. Für den nähern Aufschluß ahnet man die nöthige Vorarbeit nicht einmahl.

Vierzigster Auszug. (Seite 462 — 465.)

Rückfahrt über den atlantischen Ocean. Stürme an der Küste der V. St. im Monat September. Erzählung des Kapitains von einem solchen Sturme. Einiges über die Mittel gegen die Seekrankheit und die schlechte Luft in den Schiffsräumen.

Einundvierzigster Auszug. (Seite 465 — 479.)

Fragen der Amerikaner, warum man nach Europa zurückreise. Aehnliche Fragen der Europäer. (Jüngste Nachrichten aus dem Missouristaate in der Note). Das Heimweh der Einwanderer. Europäische Eindrücke nach der Rückkehr. Wie die Einbildungen von hoher Cultur in Nordamerika die Erkenntniß der Ursachen des Gedeihens verhindern, so hindern sie in Europa die Erkenntniß der wahren Gebrechen.

Verbeſſerung einiger Druckfehler.

Seite 16 Zeile 12 von unten, ſtatt Parthey lies: Partheyen.
— 93 — 5 von oben lies nach Theorien-Herrſchaft: und einer Volksherrſchaft.
— 100 — 9 — ſtatt keine lies: ſeine.
— 106 in der Note ſtatt lib. 37 lies: lib. 38.
— 117 Zeile 3 von unten ſtatt verdammten lies: verdammte.
— 125 — 15 von unten ſtatt ihnen lies: ihr.
— — — 18 — ſtatt würden lies: würde.
— 172 — 7 — ſtatt der Worte lies: des Wortes.
— 186 — 7 — ſtatt saddel lies: saddle.
— — — 12 — ſtatt Wohnſtätte lies: Wohnhütte.
— 235 — 8 — ſtatt in unbewohnten lies: an unbewohnten.
— 245 — 15 — ſtatt Strecke lies: Strecken.
— 249 — 10 von oben löſche das Wort «auch».
— 252 — 9 von unten iſt das Wort »Klima« irrthümlich hervorgehoben.
— 253 — 17 — ſtatt Thimothy lies: Timothy.
— 261 — 14 — ſtatt der andern lies: dem andern, und
— — — 15 — ſtatt mit einer Seite lies: mit einem Ende.
— 293 — 4 — ſtatt keine lies: kaum eine.
— 387 — 11 von oben ſtatt mehr Nutzen lies: mehr von Nutzen.
— 460 — 9 — ſtatt nicht lies: kaum.

Einleitung.

Ich bitte den Leser, diese Vorrede als einen solchen Theil des Buches aufzunehmen, der am wenigsten überschlagen werden dürfe.

Ich weiß sie nicht besser zu beginnen, als mit folgenden Stellen der Ankündigung:

»Im Jahre 1829 habe ich einen Bericht über meinen Auf»enthalt in Nordamerika drucken lassen. Es geschah in der »Absicht, die Deutschen auf ihren eignen Zustand aufmerksam »zu machen. Die Reise über den Ocean selbst war, wie ich »in dem Berichte auch gesagt habe, Folge der Betrachtungen, »die ich seit vielen Jahren über den Zustand Europa's, und »meines Vaterlandes insbesondere, angestellt hatte. Schon die »ersten Erfahrungen in der neuen Welt lieferten einen starken »Anreiz diese Betrachtungen fortzusetzen, und die endlichen Re»sultate enthielten einen unabweislichen Drang zu ausführ»lichen Mittheilungen an meine Nebenmenschen. Ich beschloß »demgemäß, zwei Werke auszuarbeiten. Durch eins sollte »die Aufmerksamkeit der Deutschen möglichst unzerstreut auf »das Leben in Nordamerika gelenkt werden, und deshalb von »ihrem eignen Leben in Deutschland, im Ganzen bloß der »leichten Aufnahme des Fremden wegen, die Rede seyn. So »entstand jener Reisebericht. Die gegenwärtige Schrift ist nun »das andere Werk, worin ich die, durch das erste vorbe»reitete, Bekanntschaft des Lesers mit der Lage der Nord»amerikaner, zur Einführung meiner Gedanken über die »Lage der Europäer, und hauptsächlich der Deut»schen, zu benutzen suche.

»Die Lösung dieser zweiten Aufgabe hatte eigenthümliche »Schwierigkeiten. Ich mußte streben, die äußerste Gründlich»

»keit mit einem Reize zu verbinden, der, statt daß gewöhnlich »die gründlichsten politischen Schriften auch die trockensten und »abstoßendsten sind, im Gegentheile die Leser anziehen und an »das Buch fesseln könne. In dem Kampfe mit solchen schwie»rigen Bedingungen unterstützten mich die Umgebungen des »Standpunktes selbst, worüber ich noch Vieles zu sagen hatte, »was den Reiseberícht zu sehr würde ausgedehnt haben. Von »Seiten der Form aber suchte ich die Hülfe in einer t a»g e b u c h a r t i g e n Behandlung, wozu ich die, ne ben meiner »Correspondenz (,der Grundlage zum Reiseberichte,) in und »über Amerika von Zeit zu Zeit niedergeschriebenen Bemer»kungen, ohne besondern Zwang brauchbar fand.

»Hieraus geht zwar hervor, daß dieses neue Werk als »eine Ergänzung des frühern angesehen werden darf, wie ich »ihm denn auch das Resultat meiner fernern brieflichen Ver»bindung mit Nordamerika einverleiben werde. Allein es »würde eben so irrig seyn, es für nichts weiter zu halten, »als zu glauben, daß ich bei der Arbeit von sogenannten Lieb»lingsansichten geleitet worden sey. Ich betheuere nachdrück»lichst, daß ich um nichts so sehr bemüht gewesen bin, als »die allgemeine Aufgabe, ihrer vielen Einzelnheiten unbescha»det, so allgemein wie nur immer möglich zu behandeln, und »daß ich stäts den Zweck vor Augen hatte, mich mit einem »Jeden über die wichtigsten Interessen unseres gemeinsamen »Vaterlandes zu verständigen, was er übrigens auch von mei»nen Colonisations-Projecten denken möge. Ich hoffe meinen »Nebenmenschen mit größter Klarheit zu zeigen, wo die letz»ten Wurzeln des Uebels stecken, welches das Familien-Leben »sowohl als das öffentliche in einer unheilbaren Verrenkung »zu halten scheint. Ich hoffe es zu zeigen, durch eine einfache »Schilderung der menschlichen Forderungen und Wünsche »s a m m t i h r e n Q u e l l e n, und der Gestalt, worin die »äußere Welt diesen Ansprüchen unserer Generation an das »Leben, entgegentritt.«

Wenn darin nur eine leichte Andeutung des Zweckes und der Mittel liegt, so soll jetzt über beydes (also über den

Inhalt und über die Form des Werkes) das Nähere zugefügt werden.

Ich bin bereits fünf Jahre aus Amerika zurück. Daß ich das dortige Leben und Treiben nicht aus den Augen verloren, läßt sich wohl erwarten. Indeß habe ich mich dennoch vorzüglich mit einer neuen Betrachtung der Europäischen Menschheit beschäftigt. Ich wählte meinen Stand bald in Deutschland bald in Frankreich. Ich fand die Elemente der Europäischen Gesellschaften in einer Lage, daß es mir Mühe kostete, ängstliche Warnungen zu unterdrücken, welche von den taumelnden Massen eher auf einen zerrütteten Zustand des Warnenden, als auf ihre eigne Zerrüttung würden bezogen worden seyn. Es geht den Geistern wie den Leibern. Sie nehmen mancherley giftige Ingredienzien auf und schleppen sich oft lange damit umher, bevor das Centrale zu Krisen aufgeregt wird. Die Krisen sind es auch, welche die Blicke der Europäer nach innen auf sich selbst lenken müssen. Ohne sie herrschen die äußeren Reize mit einer Uebermacht, welche das centrale Bewußtseyn völlig ausschließt. Seit geraumer Zeit liegt mir nichts so sehr an, als mich mit meinen Mitbrüdern über die Gebrechen der Europäischen Menschheit zu verständigen. Allein meine größte Sorge war, die dafür erforderliche Aufmerksamkeit zu finden. Ich hielt alle Schilderungen des Amerikanischen für unzureichend, die Köpfe von der Gewalt der fortreißenden Gegenwart genugsam zu isoliren. Es schien eines andern Impulses zu bedürfen. Während ich so dachte und auf Mittel sann, hat plötzlich der König Karl von Frankreich meine Verlegenheit gehoben. Durch ein Paar Ordonnanzen hat er den gesammten Europäischen Organism in fieberhafte Spannung gebracht. Wie auch die Ereignisse beurtheilt werden mögen, sie haben immerhin den Nutzen, den Taumel zu brechen und die Blicke auf die drohende Zukunft zu lenken.

So lange die Menschen Menschen waren, ist nie bestritten worden, daß die erste Bedingung aller heilsamen Eingriffe in das Lebendige, eine gehörige Kenntniß des

Lebendigen ist. Wer vermag ein Urtheil zu fällen über die Erziehung des werdenden Geschlechtes, ohne zu wissen, wo und wie wir selbst stehen, und welche Richtung der Zukunft bereits in unserer Gegenwart vorbezeichnet ist? Wer vermag heilsamen Rath zu geben zur Leitung des Religiösen, ohne den wirklichen Stand der Europäischen Menschheit der umfassendsten Prüfung unterworfen zu haben? Sämmtliche Reden und Verhandlungen über Civil-, Criminal-, Polizey- und Finanz-Gesetze bleiben werthlose Bruchstücke, bevor jene Prüfung zur genauen Bekanntschaft mit dem Objecte aller gesetzlichen Anordnungen gefördert hat. Und es zeugt bloß von einer oberflächlichen Erregbarkeit, wenn die unerläßliche Vorarbeit in dem eiligen Streben, rasch zum Ziele zu gelangen, vergessen wird. Wer einem kranken Leibe helfen will, der muß wissen, was ihm fehlt, d. h. er muß dessen Zustand kennen. Um kranken Völkern zu helfen, darf man es sich nicht bequemer machen wollen, und wenn die Redner über Volks- und Staatswohl, von den Wünschen nach Verbesserung, sofort zu den luftigsten Vorschlägen und Planen übergehen, so werden sie, den leichtsinnigen Aerzten gleich, weit mehr schaden als nützen. Die Wörter »Cultur, Entwickelung und Zeitgeist« sind nichts als leere Töne in dem Munde eines Jeden, der eine ausdauernde Beschäftigung mit den Charakteren seines eignen Zustandes, so wie des Zustandes seiner Mitmenschen, worauf er die Wörter anwendet, als überflüssig zurückweiset.

Aber solche Wahrheiten nicht bestreiten, und von ihnen durchdrungen seyn, ist sehr verschieden. Wer in früherer Zeit in irgend einem Europäischen Lande, in irgend einer Versammlung von Männern des thätigen Lebens, die Ankündigung vorgebracht hätte, daß er zur allgemeinen Untersuchung ihres Zustandes schreiten wolle, der würde schwerlich lange angehört worden seyn. Wie oft ist nicht im Parlamente von England darauf angetragen worden, und wann hätte sich je ein besonderes Interesse dafür geäußert? Allerdings war dort die schlechte Volksvertretung entgegen. Aber das ist es nicht allein. Auch in Frankreich hat man dasselbe Thema unzählige Mahl auf-

gerufen, ohne daß ſich zu einer ausdauernden Verfolgung eine Spur von Hoffnung zeigte. Wie hätte es aber in Deutſchland damit gelingen ſollen? Das Volk ſchien in eine politiſche Apathie verſunken, aus der es nicht einmahl die Stürme der franzöſiſchen Revolution ſammt ihren verheerenden Kriegen aufrütteln konnten. Kein Gelehrter, kein Schriftſteller, wenn er nicht etwa zu der Kaſte der Juriſten gehörte, bildete eine Ausnahme. Die großen Geiſter des damahligen Deutſchlands waren, wo es um die höchſten Intereſſen des Vaterlandes ging, eben ſo klein und rathlos als der gewöhnliche Bürger und Landmann. Ja es galt als eine Verirrung, ſich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern, wenn es nicht der ſogenannte Beruf oder particuläre Intereſſen forderten. Was hätten endlich die deutſchen Reichsſtände, wie ſie bis zur Auflöſung des Reiches waren, über eine Aufgabe vermögen ſollen, woran die Cultur Frankreichs ſo gut, wie die von Britannien ſcheiterte?

Jede Generation hat ihren Geſichtskreis, ihre eigenen Anſichten und ihre eigenen Intereſſen. Wie die Geiſtescultur früher auch geweſen ſey, in keinem neuern Volke der Erde war die Entwickelung reif für jene Aufgabe. So lange die Menſchen ganz in particulären Intereſſen leben, können die öffentlichen Reden nur inſofern Beyfall ernten, als ſie die particulären Intereſſen berühren. Wer ſein Heil bloß von einer Richtung abhängig glaubt, der widmet Reden über andere Richtungen wenig Aufmerkſamkeit. Darin liegt der Grund, daß eine allgemeine Schilderung des Zuſtandes der Europäiſchen Menſchheit, und wäre ſie noch ſo gut gelungen, bei keinem Volke würde Eingang gefunden haben. Man laſſe ſich ja nicht irren durch das, was ſchon vor Jahrhunderten in Oberitalien, in der Schweiz, in Holland und England geſchehen iſt. Wer daraus auf eine frühere politiſche Mündigkeit dieſer Länder ſchließt, dem kann man in Deutſchland die Fehden der Reichsſtädte entgegenſtellen. Dieſelben Intereſſen, wofür die Schweizer und die Holländer kämpften, haben auch oft genug die Bevölkerung einzelner Theile

Lebendigen ist. Wer vermag ein Urtheil zu fällen über die Erziehung des werdenden Geschlechtes, ohne zu wissen, wo und wie wir selbst stehen, und welche Richtung der Zukunft bereits in unserer Gegenwart vorbezeichnet ist? Wer vermag heilsamen Rath zu geben zur Leitung des Religiösen, ohne den wirklichen Stand der Europäischen Menschheit der umfassendsten Prüfung unterworfen zu haben? Sämmtliche Reden und Verhandlungen über Civil-, Criminal-, Polizey- und Finanz-Gesetze bleiben werthlose Bruchstücke, bevor jene Prüfung zur genauen Bekanntschaft mit dem Objecte aller gesetzlichen Anordnungen gefördert hat. Und es zeugt bloß von einer oberflächlichen Erregbarkeit, wenn die unerläßliche Vorarbeit in dem eiligen Streben, rasch zum Ziele zu gelangen, vergessen wird. Wer einem kranken Leibe helfen will, der muß wissen, was ihm fehlt, d. h. er muß dessen Zustand kennen. Um kranken Völkern zu helfen, darf man es sich nicht bequemer machen wollen, und wenn die Redner über Volks- und Staatswohl, von den Wünschen nach Verbesserung, sofort zu den luftigsten Vorschlägen und Planen übergehen, so werden sie, den leichtsinnigen Aerzten gleich, weit mehr schaden als nützen. Die Wörter »Cultur, Entwickelung und Zeitgeist« sind nichts als leere Töne in dem Munde eines Jeden, der eine ausdauernde Beschäftigung mit den Charakteren seines eignen Zustandes, so wie des Zustandes seiner Mitmenschen, worauf er die Wörter anwendet, als überflüssig zurückweiset.

Aber solche Wahrheiten nicht bestreiten, und von ihnen durchdrungen seyn, ist sehr verschieden. Wer in früherer Zeit in irgend einem Europäischen Lande, in irgend einer Versammlung von Männern des thätigen Lebens, die Ankündigung vorgebracht hätte, daß er zur allgemeinen Untersuchung ihres Zustandes schreiten wolle, der würde schwerlich lange angehört worden seyn. Wie oft ist nicht im Parlamente von England darauf angetragen worden, und wann hätte sich je ein besonderes Interesse dafür geäußert? Allerdings war dort die schlechte Volksvertretung entgegen. Aber das ist es nicht allein. Auch in Frankreich hat man dasselbe Thema unzählige Mahl auf-

gerufen, ohne daß ſich zu einer ausdauernden Verfolgung eine Spur von Hoffnung zeigte. Wie hätte es aber in Deutſchland damit gelingen ſollen? Das Volk ſchien in eine politiſche Apathie verſunken, aus der es nicht einmahl die Stürme der franzöſiſchen Revolution ſammt ihren verheerenden Kriegen aufrütteln konnten. Kein Gelehrter, kein Schriftſteller, wenn er nicht etwa zu der Kaſte der Juriſten gehörte, bildete eine Ausnahme. Die großen Geiſter des damahligen Deutſchlands waren, wo es um die höchſten Intereſſen des Vaterlandes ging, eben ſo klein und rathlos als der gewöhnliche Bürger und Landmann. Ja es galt als eine Verirrung, ſich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern, wenn es nicht der ſogenannte Beruf oder particuläre Intereſſen forderten. Was hätten endlich die deutſchen Reichsſtände, wie ſie bis zur Auflöſung des Reiches waren, über eine Aufgabe vermögen ſollen, woran die Cultur Frankreichs ſo gut, wie die von Britannien ſcheiterte?

Jede Generation hat ihren Geſichtskreis, ihre eigenen Anſichten und ihre eigenen Intereſſen. Wie die Geiſtescultur früher auch geweſen ſey, in keinem neuern Volke der Erde war die Entwickelung reif für jene Aufgabe. So lange die Menſchen ganz in particulären Intereſſen leben, können die öffentlichen Reden nur inſofern Beyfall ernten, als ſie die particulären Intereſſen berühren. Wer ſein Heil bloß von einer Richtung abhängig glaubt, der widmet Reden über andere Richtungen wenig Aufmerkſamkeit. Darin liegt der Grund, daß eine allgemeine Schilderung des Zuſtandes der Europäiſchen Menſchheit, und wäre ſie noch ſo gut gelungen, bei keinem Volke würde Eingang gefunden haben. Man laſſe ſich ja nicht irren durch das, was ſchon vor Jahrhunderten in Oberitalien, in der Schweiz, in Holland und England geſchehen iſt. Wer daraus auf eine frühere politiſche Mündigkeit dieſer Länder ſchließt, dem kann man in Deutſchland die Fehden der Reichsſtädte entgegenſtellen. Dieſelben Intereſſen, wofür die Schweizer und die Holländer kämpften, haben auch oft genug die Bevölkerung einzelner Theile

Deutschlands in Bewegung gesetzt. Ueberall wurden auch die Worte »Rechte des Volkes, Freiheit und Unabhängigkeit« gebraucht. Aber diese Worte sind an sich hohl und haben nur diejenige Bedeutung, welche die Gedanken des Einzelnen, der sie ausspricht, ihnen geben und ganz andere Gedanken sind in unserm neunzehnten Jahrhundert damit verbunden, als zur Zeit jener Kämpfe. Es kommt allein auf die Entwickelung an. Interessen, welche die Entwickelung noch nicht geboren hat, werden auch nirgend wirksam seyn, wie übrigens die Gestalt des Lebens aussehen möge. Wem ist es unbekannt, daß die Spannung, welche dem Freiheitskriege der Nordamerikaner vorherging, von höchst particulären Gründen unterhalten wurde? Die in der Unabhängigkeitserklärung aufgeführten allgemeinen Gründe waren Abstractionen, welche über die große Masse, ohne Beziehung auf die particulären Interessen, denen sie in ihrem Familienleben huldigte, nicht viel vermochten. Am besten umschloß diese particulären Interessen der Satz von dem Rechte eines Jeden auf Lebensglück. Allein seine Kraft als einer allgemeinen Idee war um so schwächer, je stärker dabei das Bloß-Persönliche wirkte. Selbst Washington hatte Augenblicke, worin er an dem glücklichen Ausgange des Kampfes verzweifelte und das einzig, weil er seine Mitbürger zu sehr in isolirenden Rücksichten befangen sah und für Alles, was sich davon entfernte, dieselbe Apathie fürchtete, welche den sämmtlichen Völkern der neuern Cultur in Europa gemein war. Ein ähnliches Urtheil trift Frankreich. Auch dort haben die Klänge »Menschenrechte, Freiheit und Völkerwohl« als Loosung gedient. Allein die Zahl derjenigen, die damit bestimmte Vorstellungen verbanden, war sehr geringe gegen die Millionen, denen sie wie dichterische Töne die Phantasie berauschte; und wer die Franzosen zu ruhigen ernsten Prüfungen ihres Zustandes hätte bewegen wollen, der würde eben so wenig ausgerichtet haben, als wer dadurch der Sache der Amerikaner zu nutzen gedachte.

Indeß wie einerseits die Völker das Bedürfniß einer so allgemeinen Betrachtung noch nicht fühlten, so fehlte es anderer

seits auch an der Fähigkeit sie darin zu leiten. So lange die menschliche Entwickelung alles Leben auf Bekämpfung des Verkehrten zu verwenden hat, kann es ihr mit dem Aufbauen des Richtigen nicht gelingen. So lange die Menschen sich noch nicht durch den finstern Ring, der so viele Jahrhunderte die geistige Welt umgab, durchgebrochen hatten, konnten sie unmöglich zu einem klaren Ueberblicke über ihre Lage gedeihen. Die Bemühungen der ersten Denker der jüngst verflossenen Periode mußten im Ganzen polemisch seyn. Das Fehlerhafte und Verkehrte aufzudecken, dazu sind die Menschen eher reif, als Richtiges an die Stelle zu fördern. Es bedurfte der Zeit; und diese große Helferinn hat die Kinder in wenigen Jahrzehnten zu einer Stufe emporgehoben, welche den Vätern fast unerreichbar dünkte.

Als das allgemeinste Zeichen dieser Stufe kann die eigenthümliche Aufregung gelten, welche sich unter allen Völkern zeigt, deren Cultur wir die neuere Europäische nennen. Die Aufregung hängt zwar zu sehr von den äußern Reizen ab, als daß sie überall dieselbe seyn könnte. Aber dennoch ist ihr in Europa ein Charakter gemein, der sie auf das schärfste von den Aufregungen früherer Perioden unterscheidet.

Es war eine Zeit, und sie liegt noch nicht fern hinter uns, wo der nüchterne Landmann sich nur um seinen Acker und seine Hütte kümmerte. Wenn er dachte, so dachte er nur darüber. Sein Wünschen und Hoffen zog ihn nie aus dem Geleise seiner Väter, und es fiel ihm gar nicht ein, das Glück seines Lebens anders zu suchen als in der stillen Beschränkung auf seine heimathliche Stätte. Der Handwerker dachte nicht weiter als an sein Gewerbe, der Kaufmann an seinen Handel, der Gelehrte an seine Wissenschaft, der Beamte an sein Amt, der Krieger an sein Waffenwerk. Enge auf solche einzelne Richtungen gebannet, und ohne sich um die Richtung seines Nebenmannes zu kümmern, suchte ein Jeder den letzten Zweck seines irdischen Daseyns in der ihm gleichsam durch den Lehrbrief seines Meisters geöffneten Bahn, für einen Thor,

einen Taugenichts oder einen Abentheurer achtend den, der es anders trieb. Der Staat ging fort, wie zur Ordnung der todten Natur gehörig; und auf fundamentale Aenderungen im Politischen sann man so wenig, als auf Aenderungen im Laufe der Gestirne. Nur wo man dem Stachel der Noth oder der Leidenschaft nicht zu widerstehen vermochte, griff man ein, stäts auf Einzelnheiten beschränkt, nie das Ganze erfassend. Trotz der vielen kriegerischen Störungen kehrte nach hergestelltem Frieden jedermann in sein altes Geleise zurück, und wenn es etwa Ausnahmen gab, so hatte sie mehr der Zufall als die Sinnesart der Menschen veranlaßt. So war es ehemahls, aber jetzt ist es ganz anders. Es äußert sich eine Unruhe, ein Drängen und Ringen in allen Klassen und Ständen, wovon die neuere Geschichte kein Beyspiel kennt. Zwar noch immer waltet in den Köpfen der Wunsch nach Lebensglück. Allein ein Jeder verzweifelt, es in der Richtung zu finden, worauf die Erziehung ihn angewiesen hat. Wenn früher jemand seiner Bahn mißtrauete, so war es doch die Bahn eines Andern, die ihm sofort zu verheißen schien, was er suchte. So pries der Ackersmann das Loos des Handwerkers, der Kaufmann das der Gelehrten oder Beamten. Aber jetzt trauet kein Stand dem andern mehr einen besondern Vorzug zu, und wie man an der eignen Richtung verzweifelt, so verzweifelt man auch an den Richtungen der Mitmenschen.

In sämmtlichen Europäischen Ländern fühlen die Regierten wie die Regierer, daß das öffentliche Leben sowohl als das häusliche von schweren Hinderungen umstrickt ist. «Es will nicht mehr gehen; es muß irgend eine große Verrenkung entstanden seyn.» Darüber sind Alle einig. Wo aber sitzt die Verrenkung? Das ist die Frage, welche sich gegenwärtig jedem Stande und jeder Klasse aufdringt.

Indeß die alte Klage über die Schwäche und Trägheit der menschlichen Natur ist zu gegründet, als daß ohne stärkere Reizung eine ausdauernde Beschäftigung damit bei vielen Menschen zu hoffen wäre. Die Verrenkung gab sich zwar lange vor den Juliustagen kund. Aber nur die durch sie erweckten

Besorgnisse sichern umfassenden Reden darüber die erforderliche Ausdauer zu. Deshalb wiederhohle ich, wie man auch die Pariser Ereignisse beurtheilen möge, sie haben den Nutzen gehabt, die Europäische Menschheit aufzurütteln, daß sie sich aus der Ueberwältigung der äußern Reize aufraffe und eine Geistesthätigkeit beginne, welche über das Schicksal der gesammten Welt entscheiden wird. Jetzt oder nie ist die Zeit da, wo man mit dem Antrage auf eine allgemeine Untersuchung unseres Zustandes vortreten darf. Je heller das Bewußtseyn von der Stockung und Verrenkung geworden ist, desto mächtiger muß auch das Verlangen seyn, die Natur und den Sitz des Uebels kennen zu lernen. Und dasselbe Gefühl von dem Umfange und der Tiefe des Leidens wendet den hoffenden Blick auch einer durchaus allgemeinen Richtung zu. Es gilt nicht länger um die Lösung particulärer Aufgaben. Nicht mit juristischen, theologischen oder fiscalischen Abhandlungen ist dem großen Bedürfnisse der Menschheit zu helfen. Für das, was gegenwärtig Noth thut, gibt es keine ständige Rubrik in den Academien. Ein Jeder, der an sich selbst die Spuren der seltsamen Spannung entdeckt, braucht sich nur eine geringe Weile zu besinnen, und er wird inne werden, daß alle Klagen, die für und für in Reden und Schriften vorkommen, sie mögen die Erziehung betreffen oder die Gesetzgebung und Staatsverwaltung, den Krieg oder den Frieden, die Armuth, die Uebervölkerung oder welche andere politische Rubrik, so bald sie zu ernster Ueberlegung gelangen, sammt und sonders zu dem einen Bekenntnisse treiben, daß nichts als eine allgemeine Untersuchung unseres Zustandes die äußerste Quelle der Gebrechen enthüllen könne.

Dieses Bedürfniß der Zeit, und das Gefühl davon, wird aber bedeutend gesteigert durch die verkehrten Lehren von dem Sitze des Uebels, welche mehr und mehr drohen, auch unser Deutschland den verderblichsten Heilversuchen zu unterwerfen. Wo es Leiden gibt, da bilden sich auch Vorstellungen über die Ursachen und über die Abhülfe. Das findet sich

ſogar bei den roheſten Indianern. Allein eben dieſer Vorzug des Menſchen vor den Thieren, ſein Trieb zu denken, erzeugt, durch Störungen und Trägheit unterbrochen, unzählige Irrthümer, um deren Folgen die Thiere uns nicht zu beneiden haben. Es würde eine läſtige Arbeit ſeyn, die mannigfachen Meinungen anzuführen, welche über die Urſachen unſerer Bedrängniß bereits im Umlaufe ſind. Um einzuſehen, was ſie ſämmtlich nutzen, und wie bedenklich es iſt, ihnen die Zukunft zu überlaſſen, reicht es hin, einen flüchtigen Blick auf die Hauptrichtungen zu wenden, worin ſie ohne Ausnahme zuſammentreffen.

Jedermann weiß, daß die Schuld von Vielen ſchlechthin der veränderten äußern Lage, den veränderten Umgebungen beigemeſſen wird.

Völlig damit im Widerſtreite ſagen Andere: «Nein, es «liegt an einer Veränderung der Menſchen ſelbſt. Es hat «Zeiten gegeben, wo die äußere Lage der Europäer, und der «Deutſchen insbeſondere, weit ſchlimmer war, und dennoch «blieb die öffentliche Ordnung im Ganzen ungefährdet, wo«gegen die jetzige Unzufriedenheit mit den häuslichen und «politiſchen Verhältniſſen die ſchrecklichſten Dinge befürchten «läßt. Wer will es läugnen, daß in den vorigen Jahrhun«derten Europa mit unendlich größern äußern Uebeln zu rin«gen hatte? Wer weiß nicht, daß eine allgemeine Hungersnoth «früher zu den gewöhnlichen Erſcheinungen gehörte? Wie darf «man alſo die Stockung und Verrenkung dem Mangel an den «dringendſten Bedürfniſſen beimeſſen? Noch weniger kann ſie «von den Kriegen herrühren, da alles Leid, was die Kriege «der letzten funfzig Jahre den Deutſchen bereitet haben, ſehr «geringe iſt gegen die Verheerungen und Greuel der Vorzeit. «Krieg, Hunger und Peſt wütheten gegen unſere Vorfahren «in einem Grade, daß wir verſucht werden, die Berichte «darüber, der abentheuerlichſten Uebertreibung zu zeihen, und «doch äußerte ſich nie eine ähnliche Unzufriedenheit mit dem «Vaterlande und ſeinen Inſtituten, als in dieſem neunzehn«ten Jahrhundert.»

Solche Gründe konnten nicht ohne Wirkung bleiben, und sie haben auch die erstere Erklärungsart längst zu den oberflächlichen Phrasen herabgedrückt, womit sich bloß diejenigen begnügen, welche gar nicht denken. Deren Zahl ist zwar groß; dennoch bilden sie keine Parthey für sich, weil es ihren Vorstellungen zu sehr an Festigkeit gebricht. Es wird ihnen nicht schwer sich, wie träge Massen, den Bewegungen anderer Erklärungsarten zu überlassen.

Welche sind nun aber diese anderen Erklärungsarten? Antwort: Sie haben alle so viel miteinander gemein, daß sie unsern widrigen Zustand mehr von einer Aenderung der Menschen selbst ableiten, als von einer Verschlechterung der äußeren Lage. Allein weiter geht ihre Harmonie auch nicht; und die einfache Frage, worin die Aenderung der Menschen denn bestehe, ist es, welche die ganze civilisirte Welt in zwey große Partheyen theilt, die Erde und Meer mit wildem Kriegsgetümmel erfüllen möchten, ohne sich dem wahren Ziele der Menschheit um ein Haar zu nähern.

Die Verschiedenheit der Meinungen über jene Aenderung ist es, welche der politischen Spaltung der gegenwärtigen Generation zuäußerst zum Grunde liegt, und indem ich in dieser Vorrede an die Hauptzüge der Partheyen erinnere, habe ich keinen andern Zweck, als das dunkle Gefühl von der Bedeutung meiner Aufgabe zu der vollsten Ueberzeugung zu fördern, daß ohne ausdauernde Beschäftigung damit keine Hülfe möglich ist, man vielmehr Stürmen entgegensehen müsse, welche Europa mit dem Schicksale Asiens bedrohen.

Eine Parthey betrachtet die Aenderung der Europäischen Christenheit lediglich als eine Verderbniß, und ihr ganzes Sinnen und Trachten findet in dieser Ansicht den letzten Anhalt. Man beachte nun die unmittelbaren Folgen davon. Wer ihr huldigt, der kann die Heilung unseres Zustandes bloß von der Heilung der Menschen selbst erwarten, und, wenn er sich mithin von den Aenderungen der äußern Lage überhaupt nicht viel verspricht, so ist ihm umsoweniger zuzumuthen, dasjenige daran, was in der Vorzeit offenbar gut war,

jetzt für schlecht zu halten. Eine fast blinde Neigung, das Herkömmliche gegen Reformen zu schützen, muß sich jener Ansicht von selbst anschließen, und wie das gemeinsame Merkmahl der gesammten Parthey im Theoretischen, der Glaube an eine allgemeine Verderbniß der Europäischen Menschheit ist, so vereinigt sie im Practischen, der Widerstand gegen Neuerungen.

Indeß wenn viele Köpfe auch darin einig sind, eine große Menschenmasse verdorben zu nennen, so werden sie es doch selten in ihren Gründen seyn. Ihre verschiedenen Verhältnisse bringen sie mit der Menschheit in verschiedene Berührungen, und schon daraus wird eine Verschiedenheit jener Gründe entspringen, ohne daß er einer geistigen Verschiedenheit der Urtheiler selbst, bedürfe. Die den Neuerungen feindliche Parthey muß darum in ganz Europa aus mancherley Gruppen bestehen, die sich aber zur leichten Uebersicht auf zwey Hauptgruppen zurückführen lassen. Da nämlich die Gründe aller Klagen über Verderbniß, entweder religiöser oder weltlicher Art sind, so wird die Aufmerksamkeit auch wie von selbst auf die ersten Interessenten beyder Gebiete, die Priester und die Fürsten, geleitet.

Was die Priester betrifft, so ist es heut zu Tage kein Geheimniß mehr, daß die Hierarchien den Neuerungen um so feindlicher sind, je übler sich der Schein der Heiligkeit ihrer Institute mit Aenderungen verträgt. Es ist ohne tiefe Weisheit begreiflich, daß der katholische Priesterstand, so lange er sich starr an die Glaubensartikel bindet, schon deshalb jede bedeutende Neuerung hassen muß. Nur wolle man daraus nicht folgern, daß alle frommen Katholiken in der nämlichen Richtung seyen, und noch weniger, daß sämmtliche protestantische Priester zur entgegengesetzten Parthey gehören. Dieselbe Europäische Entwickelung, welche vor einigen Jahrhunderten die Reformation bewirkte, hat seitdem ihre Bahn, trotz dem öfteren Scheine des Rückschreitens, fortgewandert und die religiösen Vorstellungen aller Partheyen gänzlich umgeändert, so daß gegenwärtig bei jeder Confession, das,

was die Diener der Kirche verfechten, von demjenigen zu unterscheiden ist, was das Volk selbst glaubt. Und insofern das Volk es eigentlich ist, was den Religionszustand bestimmt, läßt sich leicht bemerken, daß die religiöse Spaltung fast überall verschwunden ist, und was sie scheinbar unterhält, wenig mit dem Glauben und Unglauben, desto mehr aber mit weltlichen Rücksichten, und insbesondere mit Interessen in Geld und Geldeswerth, zu schaffen hat. Diese Interessen sind es auch, welche die protestantischen Priester in Britannien eben so hartnäckig gegen Neuerungen machen, als irgendwo die katholischen seyn mögen. Ueberhaupt ist die Annahme, daß der Protestantism stets consequent der fortschreitenden Entwickelung gedient habe, höchst verkehrt. Freilich sprachen schon die ersten Reformatoren den Grundsatz aus, daß der Ueberzeugung kein Zwang widerfahren dürfe. Allein sie selbst beschränkten ihn alsbald durch eine Menge Dogmen, die sie eben so strenge mit Feuer und Schwert zu schützen bereit waren, als die finsterſten Richter der Inquisition. Man gebrauchte ihn nur als Schild gegen die römische Hierarchie. Gegen die eignen Confessionsverwandten wurde er nicht beachtet und blieb bloß Theorie; wie die Verfolgungen und Bedrückungen der Protestanten wider Protestanten für und für bewiesen haben. In der Praxis unterscheidet sich die protestantische Religion von der katholischen im Wesentlichen allein durch die Unabhängigkeit vom Papste; und in der einen wie in der anderen gibt es viele Sätze, die der jetzigen Entwickelung nicht weniger widerstreiten, als der inneren Ueberzeugung Derjenigen, welche sie mit der Zunge vertheidigen. Insofern die protestantischen Priester bey dieser Vertheidigung beharren, sind sie den Neuerungen in demselben Grade entgegen, als die Priester der Katholiken.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß jeden starr am Alten hängenden Priester der Vorwurf des Eigennutzes und der Heucheley treffe. Ich bezwecke nur, auf das Verhältniß des christlichen Priesterthumes zu der neuerungsüchtigen Zeit überhaupt aufmerksam zu machen. Wenngleich an den

Religionsspaltungen jetzt weniger das Religiöse als das Weltliche Theil hat, und einzelne Dogmen von den Priestern wider ihre eigne Ueberzeugung vertheidigt werden, so ist das noch ganz und gar nicht der Wahrheit zuwider, daß in allen Confessionen Manche einzig und allein aus frommem Wahne für den Untergang der Neuerer beten.

Ein Aehnliches gilt von denen, die, aus weltlichen Gründen, das Streben nach Aenderungen, für ein Zeichen der Verderbniß halten. Keinem Fürsten fehlt es an persönlichen Rücksichten, die kräftig für den Schutz des Bestehenden sprechen. Aber darum wolle niemand ihre Abneigung gegen Neuerungen so ohne Weiteres auf Selbstsucht deuten. Mit Recht hat man an das Verhältniß eines Hausvaters zu seinen Kindern erinnert. Wer sollte nicht Beyspiele kennen, daß Väter in der Lenkung ihrer Familien starr am Alten kleben, ohne sich um die durch die Zeit bewirkten Veränderungen zu kümmern, und ohne die Forderungen zu beachten, welche die reifere Entwickelung der Kinder stellet? Wer wird dabey aber schlechthin von Selbstsucht reden? Um so vorsichtiger ist dieses Wort auf die Lenkung einer großen Masse von Familien anzuwenden, wo die, menschliche Aenderungen gebietenden, Aenderungen der Natur nicht so einleuchtend sind, als in einem Familienkreise die Reife der Kinder. Wir wissen, daß im verflossenen Jahrhundert sogar die ersten Köpfe noch von einem Regierungs-Mechanism träumten, der für jedes Volk und jede Periode passe. Selbst Friedrich der Zweite verglich den Staat mit einer Maschine. Auch damahls sprach man zwar hin und wieder von einer die Völker verändernden Entwickelung. Allein die Vorstellungen blieben stäts zu dunkel und verworren.

Man lese doch, wie einer der ersten Schriftsteller jener Zeit sich ausdrückt. In Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit Buch 8 §. V heißt es:

»Ich will mich auf keinen Theil des Nutzens oder des »Schadens einlassen, den diese künstlichen Anstalten der Ge»sellschaft mit sich führen; da jede Kunst aber nur Werkzeug

»ist, und das künstlichste Werkzeug nothwendig den vorsichtig»sten feinsten Gebrauch erfordert, so ist offenbar, daß mit der »Größe der Staaten, und mit der feinern Kunst ihrer Zusam»mensetzung, auch die Gefahr, einzelne Unglückliche zu schaffen, »unermeßlich zunimmt. In großen Staaten müssen Hunderte »hungern, damit Einer prasse und schwelge: zehntausend wer»den gedrückt und in den Tod gejagt, damit Ein gekrönter »Thor oder Weiser seine Phantasie ausführe. Ja endlich, da, »wie alle Staatslehrer sagen, jeder wohlein»gerichtete Staat eine Maschine seyn muß, die »nur der Gedanke Eines regieret; welche Glückseligkeit könn»te es gewähren, in dieser Maschine als ein gedankenloses »Glied mitzudienen? Laßt uns die Vorsehung preisen, daß sie »das allgemeine Ziel der Menschheit nicht dahin (ins Staats»leben) setzte. Millionen des Erdbodens leben ohne Staaten« u. s. w. Damit vergleiche man, was derselbe im neunten Buche §. IV, 2 sagt und versuche es, zu beweisen, daß Herder eine klare Vorstellung vom Wesentlichen der Staatsgesellschaft gehabt habe: »Die Natur erzieht die Familien; der »natürlichste Staat ist also auch Ein Volk mit einem Natio»nal-Charakter. Denn ein Volk ist sowohl eine Pflanze der »Natur als eine Familie; nur mit mehreren Zweigen. Nichts »scheint also dem Zwecke der Regierungen so offenbar entge»gen, als die unnatürliche Vergrößerung der Staaten, die »wilde Vermischung der Nationen unter Einen Scepter. »Zusammengeleimt werden sie eine brechliche Maschine, die »man Staatsmaschine nennt, ohne inneres Leben und Sympa»thie der Theile zu einander.« Daß Herder die Verwirrung fühlte, geht aus noch manchen andern Stellen hervor. Aber die Zeit war für die Beherrschung seines Stoffes nicht reif.

Man bedenke nur, wie die Vorstellungen von Staatsmechanismen entstehen, und man wird sich nicht wundern, daß sie so schwer weichen. Es gibt in der Volksentwickelung so gut (scheinbar) stationäre Perioden, als in der individuellen Je länger diese Perioden dauern, desto stätiger kann auch die Regierungsweise werden, und der Glaube an die unbedingte

Brauchbarkeit des Herkömmlichen wird desto fester, je besser es ursprünglich paßte; so daß sich endlich auch solche Fürsten und Beamten, die es durchaus redlich mit ihren Nebenmenschen meinen, den Gedanken an Neuerungen ganz entfremden. Die Veränderungen der Völker treten nie so plötzlich ein, daß eine ziemlich veraltete Regierungsart nicht noch geraume Zeit fortschlottern könne, und gerade das wird die Regierer um so mehr in ihren Ansichten bestärken, je früher und ungestümer die Regierten auf Neuerungen dringen. Die Regierer werden die Kritiken der Regierten, je seltener es ihnen an Blößen fehlt, um so entschiedener auf Mangel an Einsicht beziehen. Ungestümes Widerstreben werden aber selbst die gemäßigsten Regierer schon deshalb leicht für Bosheit achten, da die auf Neuerungen dringende Parthey nie von unreinen Gliedern frey ist.

Diesem für die Menschheit so überaus gefährlichen Irrthume, welcher die Wehen einer gebärenden Zeit für Grillen hält, und den Drang von funfzehn Jahrhunderten als eine Erscheinung der Laune und des Muthwillens mit den Priestern auf eine Verderbniß des gesammten menschlichen Geschlechtes zu deuten geneigt ist, tritt nun eine andere Parthey entgegen, die zwar nicht durch ihre allgemeine Richtung, wohl aber durch ihre unklare Heftigkeit, nicht minder gefährlich ist. Von den unreinen Motiven, die nur das Gewand der politischen Parthey umwerfen, zu schweigen, der wilde Eifer der Neuerer allein ist eben so vermögend, die Welt in Trauer zu stürzen, als die blinde Hartnäckigkeit ihrer Gegner. Es nutzt wahrlich sehr wenig, im Allgemeinen das Gute zu wollen, wenn man der Wege und Mittel zum Guten durchaus unkundig ist. Und wenn die eine Parthey bereits in ihrer ersten Richtung irret, indem sie sich das Entwickelungsprincip zum Gegner wählt, so schwebt der andern doch das Entwickelungsprincip viel zu dunkel vor, als daß sie ihm treu zu dienen fähig wäre. Alle bisherigen Reden und Schriften über Cultur und Zeitgeist ermangeln derjenigen Klarheit, welche zur Basis des besonnenen Handelns gehört. Darin liegt auch der Grund der

Uneinigkeit der sogenannten liberalen Parthey selbst, und darin liegt es auch, daß ihre Aeußerungen nicht bekehrend auf die andre wirken. Man ist freilich darüber einig, daß die Aenderung der Menschen keine Verderbniß, sondern eine höhere Entwickelung sey, und daß, wenn es jetzt unbequemer ist, zu regieren, dieß nicht mehr von Verdorbenheit der Welt herrühre, als wenn mit dem steigenden Alter der Kinder dem Familienvater ihre Lenkung unbequemer wird. Man ist ferner darüber einig, das Ringen nach politischer Belehrung für eine gute Erscheinung zu halten, weil sich darin das aufrichtige Streben offenbart, nur nach Einsicht und nicht nach Leidenschaft zu handeln. Endlich ist man auch darüber einig, daß Vielerley geändert werden müsse. Allein hier stockts, und treibt zu dem alten Spruche, daß es weit leichter sey, Fehler zu entdecken, als besser zu machen. Die Aeußerungen der ersten Kritiker unserer Zeit reichen nicht über einen höchst unbestimmten Tadel hinaus, und sobald sie nur Vorschläge wagen, wie das Neue seyn müsse, zeigt sich ihre Schwäche so auffallend, daß sie gleich selbst der Kritik unterliegen.

Das einzige Mittel dem abzuhelfen, ist eine unbeschränkte Prüfung unseres Zustandes. Nur dadurch ist es möglich, dem wilden Ungestüme der sogenannten Liberalen eine heilsame Fessel anzulegen, unter ihnen selbst die Einigkeit zu befördern, und den Widerstand ihrer Gegner so weit zu verringern, als er durch Gründe der Vernunft verringert werden kann.

Als ich vorlängst diesen Abschnitt einem Freunde mittheilte, erfolgte ein Einwurf, den ich auch von Andern erwarte. Die volle Wichtigkeit der Aufgabe eingeräumt, hieß es, wie auch, daß sie bisher weder gelöset worden, noch ein besonderes Verlangen nach Lösung erweckt habe: sollte die Empfänglichkeit der Europäer wirklich so sehr gestiegen seyn, daß man über einen Stoff, worüber sich früher kaum vor wenigen Gelehrten mit Nutzen sprechen ließ, jetzt nützliche Reden an das ganze Volk halten könne? Wenn die Aufregung unserer Zeit und ihre Bedrängnisse, das Bedürfniß einer genauen Prüfung fühlbarer machen, wirken sie dann nicht auch auf

die Leidenschaften? Gerade diejenigen Partheymänner, die am tiefsten mit den aufregenden Interessen der Gegenwart verflochten sind, werden am wenigsten einer Stimme Gehör leihen, die vor Allem zur Besonnenheit auffordert. Dazu kommen die ungünstigen Vorurtheile, welche in ganz Europa gegen politische Schriften herrschen, die für eigentliche Belehrung geschrieben werden, und vorzüglich gegen solche, die den allgemeinsten Aufschluß über Völker und Staaten verheißen. Werke über politische Einzelnheiten werden noch so ziemlich mit Begierde gelesen. Aber Bücher über den Zustand der Staaten und Völker im Allgemeinen nimmt auch in Deutschland nur derjenige ohne Widerwillen in die Hände, der sich durch eine literärische Kritik gegen die getäuschten Erwartungen zu rächen gedenkt. Wer nicht irgend ein Lehramt der Politik bekleidet, der rührt sie selten an, weil die Volksmeinung sie für Niederlagen einer für das Leben völlig entbehrlichen Schulweisheit hält.

Wozu verhehlen, daß dieser Einwurf mich eher beschäftigt hat, als jener Freund ihn aussprach? Was ich ihm entgegenstelle, sind die Zeichen, die ich an den Völkern selbst zu sehen glaube. Die Zukunft muß entscheiden, ob ich zu viel gesehen habe. Wie mir die Zeichen noch vorkommen, darf ich die Hoffnung nähren, daß es gegenwärtig bloß von der Behandlung des Stoffes abhänge, viele tausend aufmerksame Leser in unserem eignen Vaterlande zu finden. Wo so manche Personen der höheren Stände mit Planen der Auswanderung umgehen, dort kann kein Mangel an Interesse für Untersuchungen über das Drängende zu besorgen seyn. Die Briefe, welche ich seit zwey Jahren fast aus allen Gegenden Deutschlands und der Schweiz erhalte, beweisen mir zu deutlich, daß eine ernste Prüfung unserer gemeinsamen Lage die beste Aufnahme treffen muß, wofern die Art nur nicht gar zu abstoßend ist, sich vielmehr möglichst dem Verfahren nähert, worin besonnene Männer sich über wichtige Gegenstände ihres Privatlebens berathen. Wenn die aufregende Zeit allerdings mäch-

tig auf die Leidenschaften wirkt, und dadurch eine ruhige Prüfung hindert, so ist das doch gewiß bei den auf Auswanderung Sinnenden am wenigsten zu fürchten. Unter ihnen gibt es vorzugsweise diejenigen, welche mit der größten Empfänglichkeit für die aufregenden Reize zugleich die größte Fähigkeit verbinden, sie ruhig zu verarbeiten. Erhaben über die Schläfer und Träumer setzen sie anderer Seits auch der fortreißenden Wirkung der Reize zu viel Kraft entgegen, sich in politische Schwindeleyen verstricken zu lassen. Falls ich nun einzig auf Leser aus dieser Classe zu rechnen hätte, so würde die Zahl schon nicht geringe seyn. Uebrigens darf ich Allen, die nach Durchlesung meines Reiseberichtes auf mein Urtheil über Auswanderung und Colonisation Werth legen, zum voraus betheuern, daß sie in diesem neuen Werke den äußersten Aufschluß über meine Ansichten finden werden, und daß ich denen, die sich früher oder später mit mir zu Colonisationen vereinigen möchten, zur Verständigung über unsere Gedanken und Richtungen schwerlich etwas Besseres würde vorhalten können.

Damit schreite ich denn zur näheren Bezeichnung jener Behandlungsart, wovon ich mir den glücklichen Erfolg verspreche.

Kein Leser wird über den Zustand von Deutschland einen nur einiger Maaßen befriedigenden Aufschluß von wenigen Blättern erwarten. Darum habe ich mich nicht zu rechtfertigen, daß mein Buch keine bloße Flugschrift ist. Allein man darf sehr wohl erwarten, daß es anders aussehe, als die Bücher für politische Belehrung bisher aussahen. Indem ich mir bey seiner Ausarbeitung zum Ziele setzte, daß es einen Jeden, der von seinen Mitbürgern nicht für unfähig zur Berathung ihrer öffentlichen Angelegenheiten geachtet wird, ohne Vorbereitung zur gründlichen Erkenntniß unserer höchsten Interessen fördern könne, habe ich mich bemüht, so zu schreiben und meine Gedanken so zu ordnen, daß diese Erkenntniß auch mit geringer Anstrengung zu erreichen sey. Deshalb ist Jegliches vermieden worden, was, ohne zur scharfen Beurtheilung der zu berührenden Objecte beyzutragen, die Aufmerksamkeit

vom Wesentlichen belästigend ablenken würde. Was könnte es z. B. nutzen, wenn ich eine förmliche Geschichte der politischen Irrthümer beygefügt hätte? Was könnte es selbst nutzen, wenn ich bey denjenigen Irrthümern, die ich nicht unerwähnt lassen durfte, die vorzüglichsten Verfechter sammt ihren Schriften genannt hätte? Ich habe Manches der Art gelöscht, was schon niedergeschrieben war, weil ich, abgesehen von dem Scheine der Pedanterey, aufrichtig besorgte, daß es den Eingang des Wesentlichen hindern möchte. Worauf Alles ankommt, ist, selbst die richtigen Ansichten zu haben. Die verkehrten Ansichten zu kennen, ist von geringerem Belange, und ihre Verfechter zu kennen, von keinem. Wenn die Menschen durch die Gestalt des practischen Lebens zu entscheidenden Schritten gedrängt werden, so ist das erste Bedürfniß, was sie fühlen, sich von der Nothwendigkeit ihrer Schritte zu überzeugen. Dieser Thätigkeit des Selbstdenkens ist aber nichts störender, als das Ansehen von Namen. Keine Meinung ist mehr werth, als die Gründe, worauf sie sich stützt. Und doch üben die Namen eine magische Kraft, wovor man sich nirgend mehr zu schützen hat, als in unserm Vaterlande, dessen Bewohner in den Theorien über die höchsten Interessen immer noch zu sehr durch Autoritäten geleitet werden. Ich sage: in den Theorien. Im Practischen folgt man den Autoritäten der Menschen weit weniger, weil sie zu oft mit den stärkern Autoritäten der Dinge im Widerstreite sind. Trotz allen Verläugnungen im Handeln erhielt sich die Macht der Namen im Theoretischen so, daß zu einem offenen Bekenntnisse der letzten Principien aufgefordert, selten jemand ansteht, sich entweder auf einen Griechischen oder Römischen Schriftsteller zu beziehen, oder auf einen neuern, wie auf Hugo Grotius, Locke, Montesquieu, Pufendorf, Kant, Fichte, Schelling; die zahllose Menge anderer philosophischer, juristischer, staatswissenschaftlicher Partheyhäupter nicht zu erwähnen. Die Unmündigkeit des Geistes, welche überall Wunderkräfte sah, konnte nicht plötzlich weichen. Und obgleich der Glaube an Zauberer schon längst ziem-

lich erſchüttert war, ſo blieb dennoch bis in die jüngſte Zeit der Wahn, daß es einzelnen Menſchen vor andern vergönnt ſey, gleichſam Geiſterblicke in das Gebiet der höheren Wahrheiten zu werfen. Wie früher den Schwarzkünſtlern und Goldköchen, ſo iſt dieſe Unmündigkeit ſpäter den ſogenannten Philoſophen zu Statten gekommen. Ohne zu bedenken, daß für jedes Urtheil, für jede Meinung, für jede Anſicht es zuletzt keine andere Baſis geben kann, als in ihm ſelbſt, überließ ſich der Schwache dem Mißtrauen in ſeine eignen Kräfte ſo ſehr, daß er das Unverſtändliche ohne Weiteres für lautere Weisheit, und das Trübe für tiefe Klarheit hielt. Wäre der menſchliche Verſtand (ich ſage: Verſtand, denn jene Philoſophen haben es ja lediglich mit intellectuellen Conſtructionen zu thun;) ſo verſchieden, daß der Eine aus deutlichen Gründen etwas zu erkennen vermöchte, ohne daß dieſelben Gründe, obwohl einzeln für ſich völlig ſichtbar, Andern denſelben Aufſchluß geben könnten, ſo müßte man, trotz der äußern Gleichheit, einen größern Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen annehmen, als zwiſchen ihnen und den Affen angenommen wird. Ich danke dem Himmel, daß ich in einer Periode lebe, worin dieſe Barbarey allmählig verſchwindet. Sie hatte ihre Hauptſtütze in der Unreife der geſammten neuern Entwicklung, und ihre Nebenſtütze in der albernen Eitelkeit und dem beklemmenden Eigennutze der Lehrer-Kaſte. Die Hauptſtütze mußte die Zeit ſelbſt zerſtören. Der Nebenſtütze iſt aber nichts feindlicher, als die Verſammlungen der Volksvertreter, und man kann mit ziemlicher Sicherheit ſchließen, daß überall, wo eine gute ſtändiſche Einrichtung iſt, die Weisheit der Philoſophen nur ſo viel gilt, als ihre verſtändlichen Sätze werth ſind. Weder Schulen noch Akademien wiſſen von höheren Unterſuchungen, als wozu Männer berufen werden, die über die wichtigſten Intereſſen der Völker entſcheiden ſollen. In der Berufung, wie in der Annahme derſelben, ſpricht ſich die allgemeine Ueberzeugung des Volkes aus, daß alle guten Lehren über öffentliche Angelegenheiten, der Verſammlung der Vertreter verſtändlich ſeyn

müssen; und damit ist also für die Kritik der Schriften über solche Angelegenheiten eine Behörde constituirt, die an keine wissenschaftliche Schätze glaubt, deren Licht nur dem Lehrer leuchtet. Sie ist es auch, die ich als Richterinn über das gegenwärtige Werk um so williger anerkenne, da es in seiner graden Bahn liegt, die Berathungen der Volksvertreter zu erleichtern. Ich bin wahrlich nicht geneigt, die Dienste, welche der Gelehrtenstand der Entwickelung der neuern Völker geleistet hat, zu verkleinern. Allein ich habe doch schon hier in der Einleitung zu erklären, daß ich ihn nicht für so ganz competent achte, über meine Gedankenreihe abzuurtheilen. Der Zweck meiner Arbeit mußte meine stärksten Angriffe eben gegen diesen Stand lenken. Derselbe würde mithin Richter in eigner Sache seyn; und wie zuversichtlich ich auch auf den Beifall vieler seiner Glieder rechne, ich wage es doch nicht, auf mein Recusationsrecht zu verzichten. Erst jetzt, da sich die neue richtende Behörde mehr und mehr erhebt, sind ähnliche Angriffe gefahrlos. So lange man die höchste Entscheidung über Alles, was gedruckt wurde, gläubig von den Gelehrten allein erwartete, mußte die Schriften über öffentliche Angelegenheiten ein um so ungünstigeres Loos treffen, je empfindlicher sie die isolirten Interessen der Gelehrten-Classe verletzten. Nun aber, da die Empfänglichkeit der Europäischen Menschheit es gestattet, über das, was für ein Volk Bedeutung hat, das Wort an die Besonnenen jeder Classe und jedes Standes zu richten, nun kann auch die Bitte nicht ohne Wirkung bleiben, daß der Leser in der Prüfung meiner sämmtlichen Aeußerungen sich an nichts halten möge, als an seiner eignen Ueberzeugung. Wie die Redner vor einem Geschwornen-Gerichte verlangen dürfen, daß die Geschwornen keiner fremden Stimme folgen, und nur nach ihrer eignen Theorie entscheiden, so darf auch ich zu den Richtern über mein Buch sagen: meine Behauptungen sind, wie die eines Andern, nicht mehr werth als die Gründe, worauf sie ruhen, und für die Würdigung dieser Gründe hat der Leser die höchste Instanz in sich selbst.

Eben weil ich der jetzigen Generation so viel Empfäng-

lichkeit für die wichtigsten politischen Lehren zutraue, deshalb muß ich, falls meine Reden die bezweckte Wirkung verfehlen, die Schuld nothwendig mir selbst beymessen, und je weniger ich an der Richtigkeit der Gedanken zweifele, desto mehr meine Art der Darstellung in Verdacht ziehen. Diesem Bekenntnisse füge ich dann auch ohne Rückhalt das fernere hinzu, daß die Art der Darstellung mir keine geringe Mühe gemacht hat. Es galt mir gewiß nicht um das Lob der Wohlredenerey. Ein Streben darnach ist in allen, an die Ueberlegung gerichteten, Vorträgen widerlich, wo es nur sichtbar wird; und je schwieriger und ernster der Stoff ist, desto störender sind Ziereyen der Form. Das heißt jedoch ganz und gar nicht, daß auf die Form kein Fleiß verwendet zu werden brauche. Im Gegentheile, es muß viel Fleiß darauf verwendet werden. Aber er muß allein dahin gehen, die Gedanken des Redenden so leicht in das Hirn des Zuhörers überzuleiten, daß man an die Art kaum erinnert werde. Damit erreicht man den großen Vortheil, die volle Aufmerksamkeit an die Sache zu fesseln, ohne daß durch die Zerstreuung über das Kleid Abbruch geschehe. Unter Beherzigung dieser allgemeinsten Regel, habe ich mir oft den Grundsatz wiederhohlt, daß man in der Verknüpfung der Gedanken zu einer geschlossenen Reihe nicht strenge genug, und in dem Vortrage der Reihe nicht leicht genug verfahren könne. Niemand wagt theoretisch zu läugnen, daß die Verständlichkeit von dem Einen so sehr abhängt, als von dem Andern. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es in der Anwendung so häufig verkannt wird. Es ist noch immer zu gewöhnlich, einer festen Verknüpfung vieler Vorstellungen den Vorwurf der Unverständlichkeit zu machen; obgleich es doch einem Jeden einleuchten muß, daß, wenn viele Vorstellungen einmahl von dem Hirne aufgenommen werden sollen, dieß nichts so sehr befördert, als eine gute Anordnung, eine Anordnung, die dem Wesen der einzelnen Vorstellungen so entspricht, daß sie sich dadurch zu einer geschlossenen Reihe verbinden. Auch würde nur der Aberwitz

unumwunden bekennen, daß zu einer gründlichen Belehrung die Wahrheiten nicht ihrem innern Zusammenhange gemäß vorgetragen werden dürfen. Aber leider begegnet es Manchen, und insbesondere manchen Deutschen, durch eine sorgsame Befolgung der ersten Vorschrift, von der zweiten gänzlich abgezogen zu werden und zu glauben, daß es einzig und allein darauf ankomme, einen treuen Abdruck jenes Zusammenhanges zu liefern.

Wer seine Gedanken Andern mittheilen will, der hat wohl zu erwägen, was außer ihrer Verständlichkeit an sich, in der besondern Natur seiner Zuhörer sich entgegenstelle. Nur damit kann ihm kund werden, welche verkehrte Ansichten zu berühren sind, deren Beseitigung, namentlich in dem politischen Gebiete, vielleicht mehr Mühe fordert, als die Entwickelung der neuen Gedankenreihen selbst.

Indeß gibt es außer den Hindernissen von dieser Seite, ein anderes allgemeines, das sich in der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur gründet. Ich habe gesagt, es sey aberwitzig, zur Erleichterung der Auffassung, den Zusammenhang der Wahrheiten absichtlich zu verletzen. Und dennoch ist einzuräumen, daß bey einer langen Reihe folgerecht verbundener Sätze dem Redner nichts so sehr entgegenwirkt, als die Ermüdung der Zuhörer. Wie der Körper in einer gleichartigen Thätigkeit weniger ausdauert, als in einer angemessenen Abwechselung, so geht es auch dem Geiste; und ein Volksredner, der bey schwierigen Materien kein Mittel hat, der Ermüdung auszuweichen, wird wenig ausrichten, wie gut geordnet und wahr übrigens seine Sätze seyn mögen. Die bisherigen Reden und Schriften über öffentliche Angelegenheiten verdienen den Vorwurf nicht, daß sie durch Consequenz ermüden. Außer dem Gebiete der Mathematik kommt eine lange Reihe fest verbundener Wahrheiten so selten vor, daß man sogar von einer mathematischen Methode spricht, als wenn eine consequente Behandlung eigentlich nur mathematischen Gegenständen angehöre, und andere Gegenstände des Denkens anders behandelt werden dürften; wiewohl doch überall,

wo es einen innern Zuſammenhang gibt, eine aphoriſtiſche Behandlung nichts als eine oberflächliche Behandlung ſeyn kann. Jemehr man ſich aber vor dieſer Verirrung, welche eine überzeugende Klarheit in der Politik unmöglich machte, fortan hüten muß, deſto mehr wächſt die Gefahr, an der Klippe der Ermüdung zu ſcheitern.

In meiner Beſorgniß vor dieſer Klippe hatte ich zwar, da ich ſchriftlich zu dem Volke rede, die Beruhigung, den Rath gebrauchen zu können, das Buch, bey der leiſeſten Anwandelung von Langeweile, bey Seite zu legen. Allein ich fürchtete, daß ſolcher Anwandelungen zu viele eintreten möchten, und ſann ernſtlich nach, ob und wie ſich das Verfahren der Erzieher, welche die Lehren ſpielend in das Hirn ihrer Zöglinge zu bringen ſuchen, nachahmen laſſe; wobey ich dann auf die unvermeidliche Bedingung ſtieß, meinen Stoff ſo zu behandeln, daß die verſchiedenen Theile meiner Gedankenreihe als Einzelnheiten die Aufmerkſamkeit der Leſer feſſeln könnten. Ich fand nämlich, daß ein Redner nicht ſicherer in den Fehler der läſtigen Trockenheit fällt, als wenn er das Intereſſe für eine Maſſe an ſich unintereſſanter Einzelnheiten, durch die ferne Ausſicht auf ein Endreſultat rege zu halten ſtrebt, von deſſen Werth man zum voraus keine Ahnung hat. Abgeſehen davon, daß es eine ſchlechte Benutzung der Lebenskraft der Zuhörer iſt, die Aufmerkſamkeit eher auf den Zuſammenhang von Vorſtellungen zu lenken, bevor für die Aufnahme der einzelnen Vorſtellungen an ſich geſorgt worden, erfahren wir ja auch, daß dem Geiſte, nach der erſten Aufnahme mancher Vorſtellungen, einige Ruhe, — wie zur bewußtloſen Verarbeitung —, zu geſtatten iſt, wenn die Verknüpfung zu einer Reihe nicht mißlingen ſoll. Vorträge, die von Anbeginn an auf eine große Kette von Sätzen hinweiſen, wirken auf den Zuhörer, wie ein langer vor dem Blicke ausgebreiteter Weg auf den Wanderer. Wird hingegen die Aufmerkſamkeit von dem fernen Ziele durch Zwiſchen-Objecte abgelenkt, ſo legt man die weiteſten Strecken zurück, ohne die Beſchwerden zu fühlen.

Jemehr ich die Unmöglichkeit einsah, jene Bedingung zu umgehen, desto mehr überließ ich mich der Würdigung des Vorzuges, den ich vor Vielen voraushabe. Um die eigne Lage zu betrachten, ist ein Stand, wenigstens ein ideeller, außer ihr nöthig; weshalb auch alle politischen Kritiker (oft ohne sich ihres Verfahrens deutlich bewußt zu seyn) entweder von der Vergangenheit, oder von fremden Ländern reden. Für eine Untersuchung, wie die meinige, dürfte es aber schwerlich einen besseren Stand geben, als in den V. St. von Nordamerika. Nun ist es zwar einem Jeden vergönnt, die Beziehung auf Nordamerika zur Schilderung von Europa zu gebrauchen. Allein mit bloßer literärischer Vorbereitung wird man sich umsonst anstrengen, die dazu erforderliche Menge von Erörterungen (ohne Gefährdung der Wahrheit) mit demjenigen Reize zu durchweben, wozu sich der Stoff an Ort und Stelle findet.

Je länger ich nachsann, desto räthlicher schien es mir, wie dem ersten Werke die ursprünglich für einzelne Freunde bestimmten Briefe zum Grunde gelegt worden, so für das zweite die tagebuchartig niedergeschriebenen Bemerkungen zu benutzen.

Durch diese Bemerkungen sollen die Leser mit den Gedanken bekannt werden, welche mich auf der Reise selbst, während des Aufenthaltes im fremden Lande, auf der Rückreise und später wieder in Europa, über den Zustand der Europäer beschäftigt haben. Es wird darin nach und nach Alles vorkommen, was ich zu meiner Aufgabe bedarf. Sie mögen einstweilen, wie die Theile gewöhnlicher Tagebücher, als Aphorismen gelten. Wenn sie nur so viel Anziehendes haben, den Leser als Einzelnheiten zu fesseln, so bin ich zufrieden. Erst nachdem er sie als solche mit Muße aufgenommen hat, werde ich ihm zumuthen, sie als fertige Materialien für ein einziges Gebäude zu betrachten.

Die gewählte Form hat indeß einige Wiederhohlungen veranlaßt. Dieselben Gedanken stellten sich mehrmals ein, und wegen der Verbindung mit andern mußte ich ihrer öfter erwähnen. Ich habe zwar hin und wieder abgeändert; aber um jede Wiederhohlung zu vermeiden, hätte ich die Form selbst aufgeben müssen. Ich erinnere hieran, weil die tadelnde

Kritik zuweilen von Wiederhohlungen ſpricht, wo ſie innig mit der Form zuſammenhängen; wie wenn mehrere Gemälde eines und deſſelben Objectes von verſchiedenen Standpunkten entworfen, neben den eigenthümlichen Zügen, auch gleiche Züge enthalten. So wenig der Mahler, welcher einen Gegenſtand in einer Folge von Blättern zeigen will, Wiederhohlungen vermeiden kann, ſo wenig kann es ein Schriftſteller, der eine ähnliche Methode wählt. Uebrigens vertraue ich auch auf die Rechtfertigung der Regel, wornach bey Reden an eine Menge Zuhörer, die bedeutendſten oder ſchwierigſten Stellen mit beſonderm Nachdrucke zu behandeln ſind.

Zum Schluſſe noch eine Ermahnung zur Geduld. Der eine und der andere Leſer wird ſofort das Weſentliche nackt und ohne Einkleidung zu überſehen wünſchen. Dafür weiß ich keinen beſſern Rath, als die Glieder der Kette mit Hülfe des Inhalt-Verzeichniſſes aufzuſuchen. Indeß jetzt ohne Weiteres zu den, mit der nächſten Seite anhebenden,

Tagebuch-Auszügen

überzugehen, dazu möchte vielleicht niemand geſtimmt ſeyn. Der Titel und dieſe Einleitung ſelbſt bringen den Geiſt in eine unruhige Erwartung, und den meiſten Leſern muß der Kreis meines Unternehmens wie ein Labyrinth erſcheinen, in deſſen Inneres vorzudringen, höchſt mißlich ſey. Wenige werden bey der Zumuthung, den Zuſtand der Deutſchen in der vollſten Bedeutung kennen zu lernen, ſich einer Beklemmung erwehren, als wenn ihnen eine Verzweiflungsarbeit bevorſtehe. Die Bedeutung der Worte »Zuſtand der Deutſchen« ſtellt ſich anfangs als eine erdrückende Maſſe von verſchlungenen Vorſtellungen dar. Womit ſoll man beginnen, ſich ihrer zu bemeiſtern? Mehr oder weniger beſtimmt werden alle Leſer in dem Verlangen nach einem Anhalte für die Durchwanderung des großen Gebietes übereinkommen. Allein dieſem Verlangen kann ich nichts als die Ermahnung zur Geduld anbieten, mit dem aufrichtigen Zuſpruche, das Weiterleſen ſo lange zu verſchieben, bis die Wirkung des Titels und der Einleitung durch die Zeit gemildert worden iſt.

Erster Tagebuch-Auszug.

Wer sich von den mannigfachen Vorstellungen, die in allen Theilen Europas den Geist beengen, rasch zu befreien wünscht, der muß sich in ein Schiff begeben, das auf einer Fahrt nach Amerika oder einem andern fernen Lande begriffen, den Europäischen Küsten wie im Fluge vorübereilt. Es ist schwer zu beschreiben, welche Wirkung ich empfand, als ich mich in so kurzer Zeit zwischen Holland, Frankreich und England hindurch fortgetragen sah. Aller Thätigkeit der Denkkraft ungeachtet, beherrschen uns die Umgebungen zu sehr, als daß wir mitten unter ihnen, je zu einem unbefangenen Urtheile über sie gelangen könnten. Die Verhältnisse unseres häuslichen Kreises, unseres Wohnortes umstricken uns so, daß um sie mit Ruhe zu prüfen, wir aus ihnen heraus scheiden müssen; wie ja auch leicht jedermann erfährt, der sich auf einige Dauer von seiner Heimath entfernet. Dasselbe gilt von ganzen Staaten und Völkern. Nur außerhalb Europa läßt sich ein freier Blick auf Europa werfen. Ich läugne nicht, daß mir das Europäische Leben und Treiben ziemlich mißfällt, und so bestand die erste Folge meiner Reise hauptsächlich in der Erlösung von einem beengenden Gefühle. Ist es ein Wunder, daß, wenn uns plötzlich das Land selbst räumlich unbedeutend vorkommt, auch die Verhältnisse, welche daran geknüpft erscheinen, von ihrer imponirenden Kraft verlieren? Wie wenig ahnen doch unsere Erzieher von dem wirksamsten Mittel, dem Innern zur Herrschaft über das Aeußere zu verhelfen, den Schein von der Wahrheit zu sondern und nichts zu überschätzen; da sie es gerade sind, die am meisten von dem Reisen in ferne Welttheile abmahnen! Auch in Deutschland lassen sich die vorzüglichsten Menschen durch eine Schaar von Rücksichten niederhalten, über

deren Gewicht ſie ſpotten würden, wenn es ihnen nur vergönnet wäre, eine geringe Weile davon frey zu ſeyn. Was mein Unternehmen endlich liefern oder nicht liefern möge, ſchon das bloße Fahren auf dem Ocean entſchädigt mich für die Störungen und Opfer des Aufbruches hinreichend. Ich leide ſehr an der Seekrankheit, ſo ſehr, wie ſelten ein Anderer, wegen eines ſinguläre Zuſtandes meiner Verdauung. Allein auch das ertrage ich ohne Murren, für die eigenthümlichen geiſtigen Anregungen, worin mich dieſe dunkeln Wellen verſetzen. Die ſchleichenden Landreiſen geben einem Erdſtriche gar einen größeren Schein, und wir empfinden dabey deſſen räumliche Bedeutung nur ſtärker. So bald man hingegen ein Seeſchiff beſtiegen hat, dünken uns alle Länder der Erde näher. Der Gedanke, daß man nur auf derſelben Waſſermaſſe fortzugleiten brauche, um ohne Anſtrengung zu den fernſten Zonen zu gelangen, bringt auch die fernſten Zonen mit in den Kreis unſerer Vorſtellungen, und ein einzelnes Land kann uns nicht länger mit dem Scheine der Allwichtigkeit drücken. So geht es zu, daß der Geiſt ſich alsdann in voller Nüchternheit freier fühlt, als er ſich jemahls ſonſt in der Täuſchung des Taumels fühlen mag. In dieſer Befreiung von dem beſchränkten Raume anklebenden Rückſichten, fällt begreiflich unſer Blick ſehr bald auf die eigene Lebensbahn, ja er kehrt ſo oft darauf (wie auf einen Ruhepunkt) zurück, daß die ernſtlichſte Kritik derſelben faſt leicht wird. In der Heimath ſprechen uns die Forderungen der Gegenwart mit einer Heftigkeit an, daß es auch den Beſten ſelten gelingt, ſie mit dem Maaßſtabe des geſammten Daſeyns zu muſtern und zu würdigen. Sie reißen ſtürmiſch mit ſich fort, und nach einer langen Reihe von Leiden und Sorgen wird uns kaum vor dem Tode geſtattet, zur Beſinnung zu kommen, um ſich fragen zu dürfen: war das der Mühe werth? Darum iſt (ich ſage es wiederhohlt) eine Reiſe über das große Weltmeer an ſich, von ſonſtigen Zwecken abgeſehen, für den denkenden Menſchen von einer Wichtigkeit, daß ich meinen Entſchluß nie werde zu bereuen haben.

Der eigentliche Antrieb dazu entsprang indeß aus einer andern Quelle. Wollte man sie oberflächlich andeuten, so könnte man allerdings sagen, er kam von Unzufriedenheit. Allein das ist eine Ueberschrift, mit der sich nur die seichte Plauderey begnügt. Meine Unzufriedenheit war etwas verschieden von der Unzufriedenheit derjenigen, die sich vergebens um Aemter bemühen. Ich hatte ein Amt, das Manchem anlockend scheint. Auch brauche ich in Amerika nicht den Unterhalt für eine dürftige Familie zu suchen. So ist es vielleicht Unzufriedenheit mit der politischen Lage des Vaterlandes? Auch das nicht. Ich war unzufrieden mit dem Loose der Europäischen Menschheit im Allgemeinen; obgleich ich mich persönlich weit weniger gedrückt fühlte, als unzählige Andere. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, zu untersuchen, ob es wirklich überall nichts tauge, und ob für das Wohl der Menschheit von der Natur nirgends mehr zu hoffen sey, als in Europa. Also nicht den Menschen und ihrer Politik, sondern ihrer äußern Lage maß und messe ich noch die letzte Schuld des allgemeinen Europäischen Jammers bey. Ja, ich erkläre, daß ich die Gebrechen der Europäischen Völker, ohne einen bessern Vorschub von der Natur selbst, für unheilbar halte. Alle menschlichen Anstrengungen sind vergeblich, wo sie die Hülfe versagt. Wer die Steine nicht in Brod verwandeln kann, der wird weder durch Finanzkünste, noch durch Sittengesetze, unserm kranken Europa aufhelfen. Es geht mir eben um ein besseres geistiges Leben. Aber ich sehe, daß das leibliche dafür Bedingungen stellt, die sich durch keinerley Fictionen beseitigen lassen. Wo der Geist durch die Armuth und ihr Gefolge niedergedrückt wird, da können nur Thoren von einem edleren Aufschwunge träumen. In Europa ist es dahin gekommen, daß die Armuth so zum Daseyn der Völker und Staaten gerechnet wird, wie Regen und Stürme zum Wetter. Wer davon abweicht, der gilt für einen Phantasten. Noch habe ich kein dringendes Interesse, mich vor dieser Rubrik zu schützen. Sollte es aber mit dem Resultate

meiner Reise entstehen, so wird es mir nicht sauer werden, den Verdacht der Schwärmerey in einer Angelegenheit zu zerstreuen, worin nüchterne Prüfung der beständige Wahlspruch seyn muß. Uebrigens hat doch wohl der Glaube an Länder, wo die Natur dem Menschen gütiger entgegentrete, als heut zu Tage in Europa, weniger Schwärmerisches als der Glaube an die Zauberkraft einer jegliches Leid heilenden Gesetzgebung. Dem geringsten Nachdenken offenbart es sich ja, was eine Umwandelung der Gesetze ohne Umwandelung der Menschen selbst vermag. Kommt es aber darauf an, entweder die Menschen selbst, oder ihre äußere Lage umzuwandeln, so halte ich immer den letztern Versuch für den leichtern; vorausgesetzt, daß man nicht vor den Worten »Auswanderung und Colonisation« wie vor Gespenstertönen zurückbebe. Freilich liegt in dieser Voraussetzung gleichfalls die Forderung einer Umwandelung der Gesetze und der Menschen. Allein sie ist einfach und bestimmt, indem sie sofort auf die äußere Lage hindeutet; wogegen die allgemeinen Reden von bessern Instituten und Sitten sich in Unbestimmtheiten und Verworrenheiten verlieren. Ich weiß recht gut, daß die äußere Lage nicht Alles thut; was schon mein obiger Ausdruck »letzte Schuld« anzeigt. Aber denjenigen, die bloß von schlechter Politik und schlechten Gesetzen sprechen, kann man ohne Mühe beweisen, daß insofern die Ursachen unserer Bedrängniß auch unläugbar mit in dem, was von den Menschen selbst herrührt, zu suchen sind, sie (Kritiker) doch in Betreff des nähern Aufschlusses in der größten Verwirrung schweben.

Der politische Zustand von Europa ist nicht viel schlechter, als sich, bey den Gebrechen der äußern Lage, von einer Cultur wie der bisherigen erwarten läßt; und durchaus verkehrt ist es, den traurigen Schein der Gesammtheit vorzugsweise den Fürsten zuzurechnen. Man wirft ihnen vor, daß sie dem Steigen der Entwickelung feind seyen, weil das Herrschen dadurch lästiger werde und aufhöre, ein Vergnügen zu seyn. Allein die nackte Bemerkung, daß sie sammt und sonders ihren Völkern angehören, daß sie aus

den Erziehungsanstalten ihrer Völker hervorgegangen sind, und in dem, was sie thun und nicht thun, Ansichten und Neigungen huldigen, denen so ziemlich jeder Familienvater in seinem kleinern Kreise huldigt, muß den Verdacht sehr erschüttern. Und für eine Weile einmahl angenommen, daß die Wurzeln der Beklemmung und Noth einzig in dem, was Politik heißt, säßen; was kann der beste und klügste Regent allein ausrichten wenn er so wenig von der Einsicht der Völker unterstützt wird, als es bisher in Europa der Fall war, wo alle Dienste für die öffentliche Ordnung gekauft werden müssen? In Europa hat jedermann etwas Wichtigeres zu thun, als sich ernstlich um den Staat und seine Gesetze zu kümmern, wenn er nicht dafür bezahlt wird; oder wenn es nicht, wie man sagt, zu seinem Berufe gehört. Wo es so aussieht, wo die particulären Interessen ein solches Uebergewicht haben, da müssen für die allgemeinen nothwendig Kasten entstehen. Es darf auch nicht befremden, daß am Ende gar dergleichen Erzeugnisse von der Trägheit und Muthlosigkeit als Früchte einer hohen Cultur gepriesen werden; wie man insbesondere in Deutschland nichts lauter gepriesen hat, als die Abtheilungen in Nährstand und Wehrstand, in Gelehrte und Ungelehrte. Die erstere Abtheilung wurde zwar durch die jüngste Geschichte auf eine harte Probe gestellt. Aber seit die Gefahr vorüber scheint, gewinnt sie wieder mehr und mehr Anhänger. Und an die andere hat sich die Zeit noch nicht einmahl gewagt. Man fährt gemächlich im alten Geleise fort, und eine Existenz, wozu nicht mehr Muth nöthig ist als Denken, ist noch immer die beliebteste. Wer auf den Muth an sich Werth legen will, dem treten ja auch die Sprüche von weit höheren christlichen Tugenden entgegen, und dazu gesellt sich zuletzt der Beweis, daß er eigentlich, weder im Kriege, noch im Frieden etwas nütze; daß wohl in Zeiten der Rohheit der Muth entscheide, cultivirte Menschen ihn aber nicht bedürfen, weil unter ihnen Alles durch Kunst abgemacht werde. Solche Ansichten passen vortrefflich zu einem Leben, das auch das Denken als bloße Berufssache behandelt, der man sich

ohne Nachtheil für den innern Werth widmen und nicht widmen könne. Wo nun aber der innere Werth so wenig in Anschlag kommt, da ist auch kein Grund sich zu wundern, wenn der allgemeine Repräsentant der äußeren Werthe, das Geld, als höchstes Ziel jeder Anstrengung waltet. Der Wahn, daß der Reichthum der Inbegriff aller Güter sey, vermag über die neuere Menschheit gar zu viel, und der theoretischen Scrupel ungeachtet, geht die Praxis sämmtlicher Classen fast nur nach Geld und Geldeswerth, in der leichtsinnigen Selbsttäuschung, darin auch bey sonstigen Bedürfnissen den besten Vorschub zu finden.

So glaubt man die Gesundheit von den Aerzten, den gesetzlichen Schutz von besoldeten Richtern und Advokaten, und den Schutz gegen äußere Feinde von einer Kriegerkaste kaufen zu können, ohne zu bedenken, wie unvollkommen der Schutz selbst ausfallen muß, und daß, wenn er wirklich genügend wäre, doch nichts gegen die unbedingte Abhängigkeit von den Schützern sichert. Wer mir unentbehrlich ist für die Gesundheit, von dem bin ich abhängig. Wer mir unentbehrlich ist für den Schutz meiner Rechte, von dem bin ich abhängig, und vor Allem von demjenigen, der mich gegen äußere Feinde schützen muß, die jedem Lande der alten Welt drohen. Indeß bey diesen Arten von Abhängigkeit ist es nicht geblieben. Die Bewohner Europas sind, selbst für die dringendsten Forderungen des Leibes, mehr von einander abhängig, als von der Natur und dem Himmel, und das Verhältniß des Nährstandes zum Wehrstande ist in keinem Europäischen Lande so nachtheilig für die menschliche Entwickelung gewesen, als diese Abhängigkeit der Glieder des Nährstandes von einander. Wie ist auch nur ein Schatten von politischer Freiheit möglich, wenn jeder Einzelne wegen der ersten Lebensbedürfnisse in stäten Besorgnissen vor dem veränderlichen Sinne der Menschen und ihren Leidenschaften lebt? Oder gibt es etwa eine Freiheit ohne Selbstständigkeit? Wie kann eine politische Ordnung den Familien Freiheit verleihen, wenn die Familienväter sich nicht selbst als die Säulen dieser Ordnung be-

trachten? Wo ist aber in Europa und insbesondere in Deutschland jenes Selbstgefühl der Familienväter? Der sogenannte ehrsame Bürger zweifelt an nichts mehr, als an seiner Fähigkeit den Staat zu stützen, von welchem er, wie von einem Dinge außer ihm, Schutz verlangt.

Es ist seltsam, wie Sophisten diese verschlungene Abhängigkeit der Menschen von einander, worin die Künste des Erwerbes größtentheils in Künste des Ueberlistens und der Verführung zu den verderblichsten Genüssen übergehen, als den wahren Angel der Cultur schildern können. Darin soll das einzige Band der Geselligkeit liegen. Wenn die Noth nicht wäre, so würden sich die Menschen ungesellig zerstreuen. Von einem Theoretiker, der wohl fühlt, welchen Antheil die Noth an seinem eigenen Geleise hat, läßt sich freilich nicht erwarten, daß er an eine öffentliche Ordnung glaube, worin die Noth nicht der Haupthebel sey. Aber daß er an einer erzwungenen Geselligkeit etwas Erfreuliches findet, darüber darf man sich dennoch wundern. Wenn die Menschen nur von niedrigen Trieben gelenkt und bestimmt werden, was verschlägt es dann, ob sie diesen Trieben in Gesellschaft oder isolirt folgen? Oder ist die Geselligkeit des Schachergeistes, welcher die Juden sogar zum Zusammenleben mit ihren ärgsten Feinden bringt, auch etwas Gutes? So weit kann sich die Reflexion einer unreifen Generation von dem Wege der Natur verirren, daß ihr das unabhängige Walten in der ländlichen Stille gleichbedeutend wird mit Barbarey, und das taumelnde Spiel einer von Habsucht und Eitelkeit belebten Menge mit hoher Cultur.

Zweiter Auszug.

Wie beneide ich diejenigen, die sich auf dem Meere so wohl befinden, als auf dem festen Lande. Ich würde vielleicht alle Theile der Erde besuchen, wenn nicht bey stürmischem Wetter die schwankende Bewegung des Schiffes meinen Blutlauf so sehr störte. Auch durch die Kraft des Dampfes läßt sich

das Schwanken nicht verhindern. Bey schwachem Winde verursacht schon die geringste Unruhe des Wassers ein unangenehmes Schaukeln, weshalb man nach einem Sturme oft mehr von der Seekrankheit leidet, als während des Sturmes selbst. Gerade zu einer solchen Zeit hat das Dampfboot einen großen Vorzug, weil man darin nie so gänzlich ein Spiel der Wellen ist, als wir in unserm Segelschiffe noch vor einigen Tagen waren. — Künftig wird sicher die Segel-Schifffahrt mit der Dampfschifffahrt vereint werden, d. h. in See-Schiffen. Daß es bisher noch nicht geschehen und daß überhaupt die Dampfschifffahrt auf dem hohen Meere noch nicht beträchtlich ist, messe ich hauptsächlich dem Umstande bei, daß einmahl so viele Segelschiffe da sind, die man eben so ungern aufgibt, als alte Häuser, wenngleich die neue Bauart viele Vortheile verspricht. Es war eine Dampfschifffahrt zwischen Newyork und Liverpool im Gange. Allein sie soll bloß deshalb wieder aufgehört haben, weil die Kosten nicht gedeckt wurden. Den Weg zwischen diesen beyden Städten könnten Dampfschiffe regelmäßig in zwölf Tagen zurücklegen, womit der Verkehr zwischen Amerika und Europa zu einem Spiele werden müßte. Aber wichtiger, als alle Hülfe bey Windstillen auf dem hohen Meere, ist, daß man mit der Dampfkraft sich selbst bei Stürmen von Küsten und Felsen ferne halten kann, während Segelschiffe sogar durch schwache Strömungen scheitern. Leute, die weit von Seehäfen wohnen, haben sich vorgestellt, ein Dampfschiff verbrauche zu viel Brennmaterial, als daß damit eine Fahrt über den Atlantischen Ocean möglich sey. Sie ahnen nicht, welche ungeheuere Massen Ballast (Steine und groben Sand) die Seeschiffe bedürfen, und daß das Mehr und Weniger eines Vorrathes Steinkohlen, der für länger als drey Wochen hinreicht, dagegen nicht sehr bedeutend ist. Darin liegt auch der Grund, daß die Fracht nach dem Raume, den die Waaren einnehmen, und nicht nach dem Gewichte, berechnet wird, so wie daß die Fracht roher Metalle so überaus wenig kostet. — Doch wieder auf die Seekrankheit zu kommen. Sonderbar, wie die Leiber so verschieden sind, daß der eine Mensch

von einer Bewegung nicht einmahl beläſtigt wird, die den andern wie das ärgſte Gift angreift. Es iſt kein Zweifel, daß die Wirkung dieſer Bewegung mit der des Fahrens in gewöhnlichen Wagen und des Schwingens in Schaukeln in dieſelbe Claſſe gehört. Man ſagt, daß die Franzoſen im Allgemeinen mehr von der Seekrankheit leiden, als die Briten, die Holländer, die Dänen, die Schweden und die Deutſchen. Man ſchreibt es ihrer Reizbarkeit zu. Der, deſſen Blutlauf leicht ſo geſtört werden kann, daß der Kopf roth und heiß wird, pflegt auch mehr der Seekrankheit unterworfen zu ſeyn als Andere. Mit vorſichtiger Diät und einigen Arzneyen (beſonders ſolchen, welche die Darmthätigkeit nach unten gelinde befördern), kann ſich allerdings beinahe Jeder an die Bewegung gewöhnen, ſo daß er ſich in der ſpäteren Zeit derſelben Reiſe erträglich wohl befindet, wie ich mich jetzt ziemlich wohl fühle und mit Vergnügen auf dem Verdecke weile, obgleich das Schiff oft ſchlottert (was immer der Fall iſt, wenn die Segelkraft die Kraft der Wellen nicht ganz beherrſcht). Allein es gibt eine Menge Menſchen, die ſich von Anfang an wohl befinden. Mir kam es, die Wahrheit zu ſagen, in einzelnen Augenblicken der Marter ſo vor, als ob der Himmel dem Verkehre der Völker, durch große Meere habe eine Schranke ſetzen wollen; und das würde vielleicht ein allgemeiner Glaube werden, wenn ſich Jeder auf dem Meere ſo übel fühlte, als ich mich gefühlt habe.

Das Schaukeln des Schiffes gebietet, alle Gegenſtände, beſonders die zerbrechlichen, zu befeſtigen. Die Flaſchen und Gläſer ſtehen in ausgeſchnittnen Löchern und wenn die Tafel gedeckt wird, ſo dient ein Netz-Rahmen zur Sicherung der Teller und Schüſſeln. Zuweilen iſt die Bewegung ſo ſtark, daß man, um nicht aus dem Bette geſchleudert zu werden, ſich an den Bretern feſthalten muß. Wenn der Wind zu ſehr von der Seite kommt, ſo nimmt das Schiff eine Neigung zur entgegengeſetzten Seite, (es wird gehellet); was, wenn es übrigens auch nicht ſchlottert, das Liegen und Gehen unbequem macht. Jetzt bin ich daran gewöhnt, wie auch an den unangenehmen

(im Binnenlande ganz unbekannten) Sing-Ton, womit die Matrosen die Vereinigung der Kräfte beym Segelziehen, und anderer Arbeit, die das Zusammenwirken mehrerer Personen fordert, zu leiten suchen.

Sobald die Lebenskraft weniger durch die Leiden des Magens beschäftigt gehalten wird, stellen sich gemeiniglich Gedanken ein, welche die Bewegung der großen Wassermassen durch die Augen erregt. Alle Menschen werden auf das Gewaltige der Natur aufmerksam, wenn furchtbare Wetterwolken und Orkane den Aufenthalt auf fester Erde bedrohen. Aber die alsdann erweckten Vorstellungen bleiben noch sehr hinter Demjenigen zurück, was uns aus der wogenden Bewegung des Oceans anspricht. Ich wurde in der That nicht selten veranlaßt, den Ocean als ein ungeheueres Thier zu betrachten. Ferne vom Meere ahnet man nichts von der großen Unruhe, worin die Massen unserer Erde stäts befangen sind. Es mag seyn, daß die Bewegung nicht sehr tief gehe und daß auf dem Meeresgrunde wieder eine Ruhe herrsche, wie in den höchsten Lüften. Aber ihre Ausdehnung über Hunderte von Meilen gibt dennoch der gesammten Erde den Schein des innern Aufruhres.

Bisher bin ich noch immer dem Vorsatze treu geblieben, auf der ganzen Reise dem natürlichen Gange der Gedanken und Gefühle so wenig Zwang anzuthun, als möglich, d. h. den Anregungen von außen ihr volles Recht lassen; und wenn ich auch die genaueste Prüfung über diesen Gang zu bestehen hätte, ich würde vor wie nach zuerst von der Hebung jener Beklommenheit reden müssen, welche mehr oder weniger alle Europäer empfinden. Ein flüchtiger Rückblick auf die abgestreifte Last und den zurückbleibenden Jammer war dabey unvermeidlich. Allein zu einer längern Betrachtung konnte es nicht kommen, weil die Aufmerksamkeit zu sehr durch neue Objecte gefesselt wurde. Wer sich nie um Mathematik und Mechanik bekümmert hat, dem wird vielleicht an der Schifffahrt selbst Mancherley auffallen; wie z. B. daß man vermittelst der Segel, einem Punkte, der gerade in der Richtung

des widrigen Windes liegt, sich dennoch nähern kann; und daß, wenn der widrige Wind von der Seite bläs't, (etwa, einem Schiffe, das nach Westen will, von Nord-Westen) dieß sogar ohne Laviren angeht. Mir war die Aufgabe schon früher bekannt, deswegen wendeten meine Gedanken sich auf andere Dinge. Jetzt liegt der Golfstrom vor mir, der der Phantasie so viel Stoff vorhält, daß ihr Streben, dem zögernden Fahrzeuge voraus zum neuen Continente hin zu eilen, sich mehr beruhigt als je. Man sieht immer eigenthümliche Seegewächse in dem Stromwasser (lose schwimmend), die sich sonst nirgend (in den höhern Breiten) finden. Sie sollen vom Mexicanischen Meerbusen kommen. Wir trafen auch auf einzelne Trümmer von Schiffen, die den Capitain zur Aussetzung eines Bootes reizten. Es waren alte Breter und Balken, über und über von den sonderbaren, an fleischernen Stielen sitzenden, Entenmuscheln (Lepas) bedeckt. Indeß mehr als Dieses und Anderes, wirken auf mich die Wolkenmassen, welche sich völlig wie hohe Wallwerke den ganzen Strom entlang, so weit die Blicke reichen, ausdehnen. Der Capitain versichert, daß dieselbe Erscheinung sich ihm so oft dargeboten habe, als er in der Nähe des Golfstromes gewesen. Sie rührt offenbar von der hohen Temperatur des Wassers her, dessen Dunst sich in der kältern Luft verdichtet. Gleich hinter diesen Wolkenmassen folgt die Amerikanische Küste.

Nach Allem, was ich gelesen und gehört habe, bin ich geneigt, den Golfstrom für eine wahre Wettergrenze zwischen Europa und Nordamerika zu halten. Wir hatten unaufhörlich mit westlichen Winden zu kämpfen, die auf dem ganzen langen Wege eben so naß und unfreundlich waren, als sie in Deutschland sind, und diese Winde scheinen ihren Heerd am Golfstrome zu haben, der sich in einem großen Bogen nach Newfoundland zieht. Newfoundland selbst soll fast ununterbrochen von Regenwolken umlagert seyn. Die Ursache des heitern Himmels, welcher der Atlantischen Küste von Nordamerika einen so großen Vorzug vor dem westlichen Europa geben soll, wäre mithin zunächst daher abzuleiten,

daß die Strömung der Luft von jenem Heerde aus, der Strömung des Waſſers nach, weit mehr gegen Oſten und Europa gehe, als nach Amerika.

Indem ich Gegenwärtiges niederſchreibe, drängen ſich mir gewißlich keine liebliche Erinnerungen an Europa auf. Die ewigen kalten Regen können allein aus Deutſchland vertreiben. Es iſt lächerlich, daß man ein Klima, wie das Deutſche, noch als vorzüglich preiſen kann, was nicht bloß in Schulbüchern geſchieht. Es mag ſeyn, daß es nicht immer ſo ſchlecht war, als ſeit etwa zehn bis zwölf Jahren. Aber ſchon die alten Römer gaben eine abſchreckende Schilderung davon, und insbeſondere von dem trüben Himmel. Man glaubt gewöhnlich, daß ſich das alles durch die Cultur geändert habe. Allein die Cultur hat nur die ſtrenge Kälte gemildert. Zu Julian's Zeiten (im 4ten Jahrhundert n. Chriſt.) waren die Länder am Oberrheine (wie der Kaiſer in ſeinen Briefen ſelbſt berichtet) bereits gegen Ende September mit Schnee bedeckt, und die Donau ſowohl als der Rhein überfroren jeden Winter ſo feſt, daß alsdann die Bewohner der Römiſchen Provinzen (an der Weſtſeite des Rheines und an der Südſeite der Donau) ſich vorzugsweiſe vor den Einbrüchen den Germanen fürchteten, — wie man jetzt hin und wieder an der entgegengeſetzten Rheinſeite beym Zufrieren des Stromes vor den Wölfen beſorgt iſt, die aus der Eifel und den Ardennen kommen. Indeß eine ähnliche Kälte trift man im öſtlichen Europa noch an, und doch keinen ſolchen trüben Himmel als in Deutſchland. Heiteres Froſtwetter erträgt ſich eben ſo leicht, als trockene Sommerhitze, und der Thermometerſtand entſcheidet über die Güte des Klimas weit weniger, als die Häufigkeit oder Seltenheit kalter Regenſchauer. Am Oberrheine iſt es freilich beſſer als am Niederrheine, und viele kalte Wolken werden durch die Höhen des Weſterwaldes einer Seits, und die der Eifel und des Hundsrücken anderer Seits zurückgehalten, was ſich im Rheingau an den Trauben deutlich genug zeigt. Dennoch iſt eine gute Weinernte in ganz Deutſchland eine Ausnahme, und daran iſt nichts Schuld, als daß kalte Näſſe die Regel bildet.

Als ich vor einigen Wochen *) Bonn verließ, lebte dort eine Familie aus Kasan. Sie hatte einmahl der Strenge des Russischen Winters ausweichen wollen und sich schon seit dem Herbste am Niederrheine aufgehalten. Was die Kälte betraf, so wurde sie nicht getäuscht. Denn weder vor noch nach Weihnachten fiel der Thermometer unter den Gefrierpunkt und die Erde blieb stets frei von Schnee. Dagegen aber war fast jeder Tag ein Regentag, und der ersehnte Frühling brachte, wie der Jänner, nichts als kalte Wolken. Das dauerte so fort bis zu meiner Abreise, und ich habe von jener Familie oft ausrufen hören, wie sehr das Klima von Kasan dem am Niederrheine vorzuziehen sey. Der Capitain versichert mir eben so entschieden, daß ihm bey jeder Fahrt nach Europa dessen trüber Himmel aufgefallen sey; ich werde es in Amerika besser finden. Ich bin begierig, diese Erfahrung zu machen. Uebrigens ist nicht zu zweifeln, daß in der neuern Zeit auch das Klima von Italien mehr gepriesen worden, als es verdient. Die in Deutschland verbreiteten Vorstellungen passen schlecht zu den glaubwürdigen Berichten, daß in Mailand, wie am ganzen Po, die Erde fast jeden Winter Monate lang mit Schnee bedeckt bleibe. Das unfreundliche Winterwetter soll sich bis über Rom hinaus erstrecken, und erst um Neapel aufhören. Ist die Temperatur einmahl bis zum Frostpunkte herab, so ist es für das Aussehen der Natur, wie für das Befinden der Menschen gleichgültig, ob die Kälte noch einige Grade zunehme oder nicht.

Ich sah heute einige Matrosen in Flugblättern lesen und als mich näher erkundigte, waren es religiöse Apostrophen über die Gefahren des Golfstromes, wahrscheinlich von Individuen entworfen, die nie in der Nähe des Golfstromes gewesen sind. Die ins Abentheuerliche übertriebene Schilderung der Gefahren muß der bezweckten Stimmung eher entgegenwirken, als sie befördern.

---

*) Ende May 1824.

Dritter Auszug.

Ankunft an der Amerikanischen Küste.

Ich habe vergessen, etwas über den widrigen Eindruck zu bemerken, den die Nacktheit der Europäischen Küsten auf mich gemacht hat. Die Wahrheit zu sagen, dieser Eindruck gelangt jetzt erst, da ich den Gegensatz vor mir habe, zum klaren Bewußtseyn. Die ganzen Küsten von Holland und England boten sehr wenig von dem Schmucke dar, den schöne Wälder der Erde geben können. Der Küste Frankreichs kam ich nicht nahe genug; allein ich zweifle nicht, daß sie eben so kahl aussehe, wie es ja fast in ganz Europa aussieht. Selbst in Norwegen sollen die Wälder mehr und mehr verwüstet werden; und wie es im südlichen Frankreich und in Italien darum steht, erhellet aus jeder Reisebeschreibung. Selten hat mich an den Europäischen Staatsverwaltungen etwas so sehr betrübt, als die Sorglosigkeit um die Wälder; und es ist wahrlich keins der geringsten Zeichen der neuern Cultur, daß man so wenig Empfänglichkeit für den Reiz hat, den ihnen die Erde verdankt. Nirgend haben sie eine andere Bedeutung als die von Holzmagazinen, und unserer Polizey sind sie sogar nichts weiter als gefährliche Stätten der Räuber und Diebe. Nicht einmahl an ihren Werth für die Erhaltung der Quellen und den Schutz gegen rauhe Luftströme wird gedacht. Wer aber von ihrer unmittelbaren Wirkung auf das Geistige in uns reden wollte, der würde ohne Anstand verspottet und verlacht werden. Und doch ist nichts leichter, als sich von dieser Wirkung zu überzeugen, wenn man nur das Europäische Landvolk waldloser Striche mit den Bewohnern der durch anmuthige Haine unterbrochenen Fluren vergleicht. Auch in Deutschland ist das Zerstören der sogenannten Wildnisse so glücklich vorgerückt, daß man selbst bey kleinen Städten und Dörfern in der Sommerhitze kaum eine

Gruppe von Schattenbäumen anderswo findet als bey Schenken. Wie verſchieden hievon muß es unter den Völkern der alten Cultur ausgeſehen haben! An der Küſte von Frankreich (dem alten Gallien) weiß der Geograph Pomponius Mela keinen Vorzug höher zu preiſen als den Reiz, den ihr die Wälder gaben. Er gebraucht den Ausdruck »anmuthig durch ungeheuere Haine« (amoena lucis immanibus). Heut zu Tage würde man ſolche Worte ſich ſelbſt widerſprechend erklären. Wie der Pöbel der Europäiſchen Städte über Wildniſſe ſchreit, wenn er von Wäldern hört, ſo war auch bisher der größte Vorwurf unſerer Geographen gegen neuentdeckte Länder, daß ſie voller Wälder ſeyen.

Sogar die Niederungen an der Cheſapeak-Bay wirken durch ihre dichte Hülle von Bäumen ſehr wohlthätig auf mich, da ich von Europa aus darauf nicht vorbereitet war. Ich erkenne es klarer und klarer, daß wenn ein gleichſam aus dem Schooße der Natur hervorgegangenes Land für Coloniſten einladend ſeyn ſoll, ihm das Kleid der Wälder nicht fehlen darf; und ich glaube daß, falls jetzt alle Küſten des mittelländiſchen Meeres wieder eben ſo frei und ſo zugänglich für Anſiedler wären, als ſie vor 3000 Jahren waren, doch allein ſchon wegen der verſchwundenen Wälder ähnliche Anſiedlungen, als die der alten Völker, nicht mehr gedeihen würden. Die Menſchen verwüſten die Natur, wo ſie hin kommen, und das hohe Alter der Bevölkerung Aſiens läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit aus der unermeßlichen Ausdehnung ſeiner baumleeren Steppen folgern. Wenn es wahr iſt, daß nichts ſo ſehr die Dürre und Unfruchtbarkeit der Erde befördert, als das Zerſtören der Waldvegetation, ſo bleibt dem Schöpfer nichts übrig, als von Zeit zu Zeit durch große Kataſtrophen die Menſchheit zu vernichten, damit die Schöpfung ſich von den unaufhörlichen Mißhandlungen erhohlen und in den Zuſtand zurückkehren könne, worin ſie den beſſern irdiſchen Weſen eine wirthbare Stätte zu bieten vermag. In höherer Cultur wird zwar die Verſündigung gegen die Natur erkannt. Allein dann iſt es zu ſpät.

Die Zeiten der Roheit dauern zu lange, und die Länder, wo die Menschen die Perioden der Unreife durchlebt haben, taugen deshalb selten für sie in der Periode der glücklichen Reife, falls sie diese überhaupt jemahls erreichen. Ich besorge, daß die steigende Bevölkerung auch den Amerikanischen Wäldern allmählig den Untergang bereiten werde. Da die höhere Bildung in Nord-Amerika die gewöhnliche Europäische ist, so kann man auch nicht erwarten, daß sich von dieser Seite dem Treiben der Masse etwas Anderes entgegenstelle, als in Europa. Aber vorerst braucht man sich solchen trüben Blicken in die Zukunft nicht zu überlassen. Die Gegenwart regt wenigstens an der Chesapeak-Bay dazu nicht an. Welch' einen Contrast bildet besonders der obere Theil der Bay mit den flachen Niederländischen Küsten, die entweder durchaus kahl oder mit Weidengesträuch bedeckt sind. Ich erinnere mich noch sehr gut des Geschreyes der mancherley Seevögel. Es paßt vollkommen zu dem öden Scheine, der dort über die weite Natur verbreitet ist, und in eine Stimmung versetzt, als ob man am Ende der Schöpfung sey. Nur hin und wieder war die traurige Scene durch einen Wiesengrund mit weidenden Rindern und Pferden unterbrochen; und das Gekrächze der See-Vögel wechselte zuweilen mit dem Getöne der Kuckucke, welche die Holländische Küste besonders zu lieben scheinen, vielleicht wegen der vielen Eier des wilden Geflügels. Ich glaube nicht, daß in ganz Deutschland so viele Kuckucke sind, als auf einigen kleinen Inseln Hollands. Hier an der Chesapeak-Bay herrscht dagegen eine auffallende Stille. Kuckucke und Rohrsperlinge gibts freilich in Amerika überhaupt nicht. Allein auch von anderem Waldgefieder höre ich nichts. Nur der Heher und der Specht meldet sich hin und wieder. Ich weiß nicht, ob es immer so ist. Ich muß erinnern, daß wir mitten im August sind und daß es sehr warm ist, wie auch, daß der Eingang zur Bay unter dem 37. Breiten-Grade, mithin so südlich als Algier liegt, und daß die Virginische Küste daselbst kaum einen Winter von einigen Wochen hat. Die Stille wirkt indeß keinesweges widrig auf mich. Sie ist einer

Gruppe von Schattenbäumen anderswo findet als bey Schenken. Wie verſchieden hievon muß es unter den Völkern der alten Cultur ausgeſehen haben! An der Küſte von Frankreich (dem alten Gallien) weiß der Geograph Pomponius Mela keinen Vorzug höher zu preiſen als den Reiz, den ihr die Wälder gaben. Er gebraucht den Ausdruck »anmuthig durch ungeheuere Haine« (amoena lucis immanibus). Heut zu Tage würde man ſolche Worte ſich ſelbſt widerſprechend erklären. Wie der Pöbel der Europäiſchen Städte über Wildniſſe ſchreit, wenn er von Wäldern hört, ſo war auch bisher der größte Vorwurf unſerer Geographen gegen neuentdeckte Länder, daß ſie voller Wälder ſeyen.

Sogar die Niederungen an der Cheſapeak-Bay wirken durch ihre dichte Hülle von Bäumen ſehr wohlthätig auf mich, da ich von Europa aus darauf nicht vorbereitet war. Ich erkenne es klarer und klarer, daß wenn ein gleichſam aus dem Schooße der Natur hervorgegangenes Land für Coloniſten einladend ſeyn ſoll, ihm das Kleid der Wälder nicht fehlen darf; und ich glaube daß, falls jetzt alle Küſten des mittelländiſchen Meeres wieder eben ſo frei und ſo zugänglich für Anſiedler wären, als ſie vor 3000 Jahren waren, doch allein ſchon wegen der verſchwundenen Wälder ähnliche Anſiedlungen, als die der alten Völker, nicht mehr gedeihen würden. Die Menſchen verwüſten die Natur, wo ſie hin kommen, und das hohe Alter der Bevölkerung Aſiens läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit aus der unermeßlichen Ausdehnung ſeiner baumleeren Steppen folgern. Wenn es wahr iſt, daß nichts ſo ſehr die Dürre und Unfruchtbarkeit der Erde befördert, als das Zerſtören der Waldvegetation, ſo bleibt dem Schöpfer nichts übrig, als von Zeit zu Zeit durch große Kataſtrophen die Menſchheit zu vernichten, damit die Schöpfung ſich von den unaufhörlichen Mißhandlungen erhohlen und in den Zuſtand zurückkehren könne, worin ſie den beſſern irdiſchen Weſen eine wirthbare Stätte zu bieten vermag. In höherer Cultur wird zwar die Verſündigung gegen die Natur erkannt. Allein dann iſt es zu ſpät.

Die Zeiten der Roheit dauern zu lange, und die Länder, wo die Menschen die Perioden der Unreife durchlebt haben, taugen deshalb selten für sie in der Periode der glücklichen Reife, falls sie diese überhaupt jemahls erreichen. Ich besorge, daß die steigende Bevölkerung auch den Amerikanischen Wäldern allmählig den Untergang bereiten werde. Da die höhere Bildung in Nord-Amerika die gewöhnliche Europäische ist, so kann man auch nicht erwarten, daß sich von dieser Seite dem Treiben der Masse etwas Anderes entgegenstelle, als in Europa. Aber vorerst braucht man sich solchen trüben Blicken in die Zukunft nicht zu überlassen. Die Gegenwart regt wenigstens an der Chesapeak-Bay dazu nicht an. Welch' einen Contrast bildet besonders der obere Theil der Bay mit den flachen Niederländischen Küsten, die entweder durchaus kahl oder mit Weidengesträuch bedeckt sind. Ich erinnere mich noch sehr gut des Geschreyes der mancherley Seevögel. Es paßt vollkommen zu dem öden Scheine, der dort über die weite Natur verbreitet ist, und in eine Stimmung versetzt, als ob man am Ende der Schöpfung sey. Nur hin und wieder war die traurige Scene durch einen Wiesengrund mit weidenden Rindern und Pferden unterbrochen; und das Gekrächze der See-Vögel wechselte zuweilen mit dem Getöne der Kuckucke, welche die Holländische Küste besonders zu lieben scheinen, vielleicht wegen der vielen Eier des wilden Geflügels. Ich glaube nicht, daß in ganz Deutschland so viele Kuckucke sind, als auf einigen kleinen Inseln Hollands. Hier an der Chesapeak-Bay herrscht dagegen eine auffallende Stille. Kuckucke und Rohrsperlinge gibts freilich in Amerika überhaupt nicht. Allein auch von anderem Waldgefieder höre ich nichts. Nur der Heher und der Specht meldet sich hin und wieder. Ich weiß nicht, ob es immer so ist. Ich muß erinnern, daß wir mitten im August sind und daß es sehr warm ist, wie auch, daß der Eingang zur Bay unter dem 37. Breiten-Grade, mithin so südlich als Algier liegt, und daß die Virginische Küste daselbst kaum einen Winter von einigen Wochen hat. Die Stille wirkt indeß keinesweges widrig auf mich. Sie ist einer

Feier der Natur ähnlich und hat mit dem Scheine des Todes nichts gemein. Ich stelle mir den Aufenthalt an der ganzen Bay sehr angenehm vor. Man sieht auch manche anmuthige Landhäuser, zwischen den Wäldern, und in dem dunkeln Laubwerk der Ufer niedliche Kähne, welche den Genuß des Lebens an diesen Stätten sehr erhöhen müssen. Die Wasserfläche ist so ruhig, als wenn sie zugefroren wäre. Fische und Krabben gibts so viele, daß wenige Augenblicke hinreichenden Vorrath für ein großes Mahl liefern. Besonders leicht sind die Krabben zu fangen. Man braucht nur einen, mit einem Netze überzogenen, kleinen Reifen, worauf etwas Fett, Fleisch oder Käse gelegt ist, in die Tiefe zu senken, und nach einigen Secunden wieder emporzuziehen. Selten daß er ohne Krabben zurückkommt. Sie sind zum Theil so groß, daß man von einer einzigen Scheere gesättigt wird. Mir schmecken sie besser, als unsere Flußkrebse. Wir haben einen großen Hund im Schiffe, den die Matrosen jetzt mit den Krabben quälen. Sie halten sie ihm an den Schwanz, woran sie sich mit den Scheeren anklammern und den Hund zu einem verzweifelnden Rennen auf dem Verdecke bringen, bis er sie abgeschleudert hat; worauf er dann, selbst über die, welche mehrere Pfund wiegen, in Rache herfällt und sie ganz zerbeißt. Dieser Hund trug oft zur Unterhaltung bey. Beym Commando zu raschen Bewegungen sprang er gern hinter den Matrosen her, als wenn er sie antreiben wollte, und, was am sonderbarsten war, meist hinter seinem ersten Wohlthäter, dem Schiffskoche, den er gar zuweilen im Diensteifer unsanft an den Beinen packte. Wenn uns ein Schiff begegnete, so lehnte er sich mit dem Kopfe und mit den Vorderpfoten über das Geländer, wie jeder andere Passagier, und schien auch eben so ruhig und aufmerksam zu beobachten, als wir.

Wir waren noch wohl 60 Meilen von der Küste, als ein Fink sich zu uns verflog. Das arme Geschöpf versuchte mehrmahls, das Land zu erreichen, kam aber immer wieder zurück, um sich in den Masten auszuruhen.

Ich möchte eine Wette eingehen, daß die meisten Capitaine

von Handelsschiffen etwas Despotisches an sich haben. Auf Kriegsschiffen hat der Chef gewöhnlich Männer zur Seite, deren Fähigkeit zu einem besonnenen Urtheile als stiller Wächter wirksam ist. Aber auf Handelsschiffen stehts anders. Eben die Gefahr vor so Manchem, was sich nicht voraussehen oder zumvoraus unter Gesetze bringen läßt, macht den Capitain, sobald er auf offener See ist, zum Dictator. Ich habe zwar keinen Grund, gegen unsern Capitain über Mißbrauch seiner Gewalt zu klagen; allein von Zeit zu Zeit leuchtete doch seine Neigung zur Willkühr deutlich genug hervor.

Vierter Auszug.

Musterung der Eindrücke und Erfahrungen nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Nordamerika.

Die erste Thätigkeit, worin das Hirn bey der Ankunft in Nordamerika versetzt wird, besteht in einem Berichtigen der Vorstellungen, die es mitgebracht hat. Am schnellsten fertig ist man mit den Vorstellungen von Wildnissen und von Barbarey, die auch in so vielen Deutschen Köpfen stecken *). Noch immer kommen hier einzelne Europäer an, die Cultur absetzen wollen. Diesen geht es meist jämmerlich; es sey denn

*) In Baltimore wird jetzt noch ein nackter Hausplatz mit mehr als drey tausend Dollars (7500 Holl. Gulden) bezahlt. Früher kostete er gar acht tausend. Das war indeß in einer Zeit, wo man das Geld nur aufzuraffen brauchte. Im vorigen Jahre (1831) schrieb mir ein Baltimore'r Freund, daß täglich achtzehn Dampfschiffe ankämen und abführen, und zwar bloß zur Verbindung Baltimore's mit den Küstenstädten. In einem dieser Schiffe, Charles Carroll (nach einem der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung benannt), biete die große Cajüte bequemen Raum für eine Tafel von hundert und funfzig Gedecken.

daß sie sich mit Schwärmer- oder Taschenspieler-Künsten durchhelfen. Es ist erklärlich, daß sie im ersten Unmuthe den Mangel an Absatz auf Unempfänglichkeit der Amerikaner für das Geistige beziehen. In Deutschland verstand es sich ja bisher von selbst, daß jeder, der nur lesen und schreiben gelernt hat, in Amerika für ein höheres Wesen gelten müsse. Auch ist es kein Wunder, wenn in einem Lande, wo man über den Vorrath an Geistigem in allen Schulen und Journalen frohlockt, das Materielle dagegen von Tage zu Tage karger zugemessen wird, Mancher auf den Einfall geräth, mit einer Ladung von Geistigem in die weite Welt zu reisen, um es gegen Materielles auszubieten. Aber leider haben die Nordamerikaner nicht sehr nöthig, von andern Völkern Gedanken anzukaufen, und ihre Meinungen von Cultur sind, so Europäisch sie auch seyn mögen, doch ziemlich von den Meinungen derjenigen verschieden, die in Europa damit zu handeln pflegen.

Sodann trift die Reihe an die Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit. Gerade dem Besser-Erzogenen wird die berauschende Einbildung, daß er endlich das Land erreicht habe, worin ihn keine Ueberlegenheit mehr drücke, am ehesten vergehen.

Die meisten Europäer verfolgen in ihren Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit einen ähnlichen Zustand, als die Franzosen in der Revolutionszeit. In Perioden, wo sich niemand um Kenntniß der Gesetze bewirbt, der nicht damit wuchern will, weil man sie zum Leben weniger zu bedürfen glaubt, als die Mythologie der Römer und Griechen, da müssen sich die dunkeln Vorstellungen von Freiheit leicht mit denen von Gesetzlosigkeit vermengen, bis herbe Erfahrungen eine sorgfältigere Unterscheidung lehren; und man wird bey dem Worte »Gleichheit« auch vom Wegfallen solcher Ungleichheiten träumen, worüber keine menschliche Anordnung das Geringste vermag. Waren in Frankreich die Schwärmer ja dahin gediehen, zur Verwirklichung ihrer Gleichheits-Idee, alle höhere Geistesbildung zu ächten. Die Nordamerikaner sind

nie in dergleichen Verzerrungen gerathen, zum Theil des wegen nicht, weil sie lange vor der Trennung von England, durch ihre eigenthümlichen Lebensverhältnisse, practisch zur Freiheit vorbereitet wurden, die Ansichten sich mithin auch durch die Praxis berichtigen konnten. Wenn gleich diejenige Klarheit, die ohne schärferes Denken nirgend erreicht wird, hier eben so selten ist, als anderwärts, so scheint man doch durchgängig weit nüchterner von politischer Freiheit und politischer Gleichheit zu urtheilen, als in der alten Welt; wie auch schon in den neunziger Jahren die Wirkungen der Versuche des Französischen Gesandten Genet bewiesen, der die Amerikanische Freiheit zu aristokratisch fand, und die damahlige Französische einzuführen wünschte. Die Verschiedenheiten der geistigen Kräfte durch eine sogenannte freie Verfassung aufheben wollen, dünkt den Amerikanern eben so aberwitzig, als die Verschiedenheiten der physischen Kräfte zu läugnen. In den V. St. trift man, trotz den republikanischen Formen und dem Mangel an Titeln, Medaillen und Ordensbändern, große Abstufungen unter den Menschen.

Man denke sich nun einen gewöhnlichen Europäer, und insbesondere einen Deutschen, in dieser neuen Welt anlangend. Weil das, was man in Deutschland Bildung und gute Erziehung nennt, mit einer Kenntniß von Gesetzen und Rechten nicht das Geringste gemein hat, so werden wenige Ankömmlinge in ihren Vorstellungen von Freiheit so weit vorgerückt, seyn, die Herrschaft der Gesetze von der Herrschaft der Personen zu unterscheiden. Mithin sind sie gerade für den wichtigsten Vorzug der politischen Ordnung der Amerikaner unempfänglich. Sie werden im Gegentheile diese Ordnung, da die Herrschaft des kalten Buchstabens unbiegsamer ist, als eine wohlwollende Beamtenwillkühr, oft der Härte beschuldigen, wenn sie in ihrer Unkunde dagegen anstoßen. Für Menschen, die sich so schlecht auf die Sprache der Gesetze verstehen, als die neuern Europäer bisher thaten, scheint wirklich eine strenge Herrschaft der Gesetze weniger zu passen, als eine sogenannte Billigkeit, d. h. eine Ordnung, die den Beamten eine größere

Gewalt einräumt, als einfach den Gesetzen den Mund zu leihen. Wem wird es einfallen, die Kinder durch bloße Gesetze zu lenken? Je unbedachtsamer und leidenschaftlicher die Menschen sind, je mehr sie den Eindrücken der Gegenwart nachgeben, desto mehr bedürfen sie eines Führers, der beständig eingreift, abhält, antreibt und nachhilft; das heißt: desto besser paßt für sie eine Personen-Herrschaft, desto schlechter eine Gesetzes-Herrschaft.

Ich will zu keiner Kritik der Amerikanischen Gesetze schreiten. Sie mögen Blößen genug haben. Aber wenn Neuangekommene darüber in allgemeine Klagen ausbrechen, so ist das eher zu beziehen auf die angedeutete Schwäche ihrer eigenen Natur, als auf Schwächen der Gesetzgebung; falls nicht gar eine üble Laune, in der neuen Welt überhaupt Gesetze und Obrigkeiten anzutreffen, zum Grunde liegt.

Fühlt sich der Einwanderer demnach hier eben so abhängig von den Juristen, als in Europa; bemerkt er, daß die Abstammung von ausgezeichneten Geschlechtern, bey aller gesetzlichen Gleichheit, eine gewisse Bedeutung behauptet; bemerkt er, daß viele Personen ihm vorgezogen werden wegen ihrer Geistesfähigkeiten, und wieder andere, wegen ihrer Reichthümer; sieht er den Unbemittelten, just wie in seiner alten Heimath, zu Wirthshäusern niedern Ranges schleichen, und zuweilen Gäste der bessern Häuser sich gegen jene eben so übermüthig geberden, wie der Dünkel sich in Europa geberdet: so müßte es wahrlich wunderbar zugehen, wenn er sich in seinen politischen Erwartungen nicht betrogen finden sollte. Daß die Beamten sich nicht über ihre Mitbürger erhaben glauben, wenigstens den Glauben nicht auslassen, wird ihm kein großer Gewinn scheinen; besonders wenn er aus Holland kommt, oder aus den Rheingegenden, wo es in der neuern Zeit mit dem Aemterstolze nicht viel besser fort will, als mit dem Ahnenstolze.

Nur diejenigen Einwanderer, die sich von körperlicher Anstrengung ernähren, stoßen in ihren Hoffnungen auf Freiheit und Gleichheit, und seyen sie noch so dunkel und verkehrt,

auf einen Unterschied, der ihnen ohne Weiteres als eine wichtige Annäherung zum Ziele vorkommen muß, aber auch manchem für geraume Zeit gänzlich den Kopf verwirret. Ich rede von dem gleichen Range der Gewerbe, und daß sich hier niemand der körperlichen Arbeit auf Aeckern und in Wäldern schämt. Europäische Handwerker und Bauersleute müssen sich dadurch nothwendig sehr gehoben fühlen. Europäer hingegen, welche an diesem Gefühle keinen Theil haben, werden meist in der ersten Periode über Täuschung klagen. Ein längerer Aufenthalt vermag allerdings eine günstigere Stimmung zu bewirken. Aber das hängt gar sehr von der Hirnthätigkeit ab. Einige gelangen nämlich durch die widrigen Erfahrungen zum Nachdenken über die Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit überhaupt, was denn bald zu der Einsicht führt, daß die mitgebrachten zu dunkel, zu verworren und zu verkehrt waren, um als Maaßstab dienen zu können. Und so ist vielleicht eine Reise in eben dieses Land der Freiheit, die beste Cur gegen politische Schwärmereyen. Ich habe in Deutschland Enthusiasten für Freiheit gekannt, die nicht einmahl verschiedene Meinungen über nackte Literatur-Gegenstände ertrugen, und über die Frage, ob das Trojanische Pferd aus Eichen- oder aus Eschenholz gezimmert worden, in die bitterste Feindschaft geriethen. Wie darf man von Leuten der Art, jene Mäßigung gegen politische Meinungen hoffen, ohne welche eine politische Freiheit ein Hirngespinnst ist. Es ist mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß bey den Verhandlungen über die Interessen dieses Landes stäts die abweichendsten Ansichten vertheidigt werden, ohne daß irgend jemanden ernstliche Besorgnisse anwandeln; wogegen in Deutschland der eine oder der andere Gelehrte den Staat in Gefahr glaubt, wenn in einem Literaturblatte seine Hypothesen von einem Griechischen, Egyptischen oder Indischen Mythus angefochten worden.

Indeß ist die Zahl der Reisenden oder Auswanderer, welche zur Berichtigung ihres eignen Maaßstabes veranlaßt werden, nicht groß. Selbst bey einem Aufenthalte von Jahren bleibt die Belehrung gewöhnlich darauf beschränkt, daß

man weiß, nicht gefunden zu haben, was man erwartete. Man erkennt zwar mehr und mehr, daß das Volk und seine Institute nicht zu den mitgebrachten Vorstellungen passen, aber ohne im mindesten an diesen Vorstellungen selbst zu zweifeln, beharret man bey den Schmähungen über die Wirklichkeit. Wenn eine Gruppe also über die Amerikaner klagt, daß es ihnen an Sinn für Literatur und Kunst gebreche, so versichert die zweite, auch mit der Freiheit sey es nichts, und beyde schließen sich leicht Jedem an, der aus irgend einem andern Grunde, sey es auch bloß wegen verunglückter Handelsversuche, gegen den neuen Continent eingenommen ist.

Unter allem Tadel klingt es jedoch am albernsten, wenn ein Europäer, der, wie man sich ausdrückt, seines Fortkommens wegen nach Amerika auswanderte, (was immer darauf zielt, Geld zu erwerben,) es den Amerikanern zum Vorwurfe macht, daß sie ihn für seine geistigen Vorzüge nicht sogleich mit Geld honoriren wollten, und ihm mit Kälte und Mißtrauen begegneten, was sich doch auch in Europa ein ohne Geldmittel reisender Genius gefallen lassen muß. War je der Spruch anwendbar, daß es vom Spiegel abhänge, wie die Gegenstände sich abbilden, so ist er es bei den Schilderungen eines Landes, wo jedermann seine Phantasien verwirklicht zu finden hofft. Die vielen Schriften, welche in Europa über die V. St. erscheinen, liefern wohl treue Abdrücke der Eigenschaften der Verfasser, aber selten vom Lande selbst; was freilich denjenigen nicht wundern wird, der da bedenkt, wie es um die Urtheile der Europäer über ihre eigne Heimath steht, und wie Manche über Nordamerika und dessen Institute das Wort nehmen, denen man über Europa gar keine Stimme zutrauet.

Bey diesen Bemerkungen, die keinesweges nackte Resultate der Reflexion, sondern aus Beobachtungen an Individuen entsprungen sind, welche ich als lebende Belege anführen könnte, — hatte ich solche Europäer im Auge, die mit günstigen Erwartungen ankommen. Vielleicht noch mehr würden indeß diejenigen überrascht werden, welche mit ungünstigen Erwartungen, insbesondere von dem politischen Leben,

anlangen. Ich rede nicht von den Anbetern irdischer Götzen, von Leuten, die sich keine öffentliche Ordnung denken können, als im Zuchthause. Ich rede von Männern, welche die Freiheit aufrichtig lieben, doch mehr noch die Pöbelherrschaft hassen. Dieser gibt es auch in Deutschland, welche das Nordamerikanische Volksleben mit Mißtrauen betrachten, und ich bekenne offenherzig, daß bey meiner ersten Ankunft ich selbst nicht frey von einem gewissen Mißtrauen war. Wer vermag sich in Europa auch eine vollkommene Demokratie von mehr als zehn Millionen Menschen vorzustellen, ohne Züge von Ausschweifungen und Störungen der untern Volksklasse damit in Verbindung zu bringen? Man braucht nicht auf die Französische Revolution zu blicken. Jedes Europäische Städtchen hat Stoff, über die Eigenschaften eines unbedingten Volks-Regimentes zu belehren. Sogar von den Römern haben wir keine andere Vorstellungen geerbt, als worin das Wort Lärmen (turba) mit Volksleben zusammentrift. Wir sind natürlich geneigt, die in unserer Heimath einmahl gewonnenen Erfahrungen überall anzuwenden, wo ein leiser Schein für ihre Anwendbarkeit spricht; darum ist es auch zu entschuldigen, daß wir die Bilder von Europäischen Volksversammlungen auf Nordamerika übertragen.

Nun aber zeigt sich die Wirklichkeit mit einer solchen Voreilung unseres Urtheiles sehr im Widerstreite, so sehr, daß selbst der flüchtigste Beobachter zum Forschen nach der Ursache gereizt werden sollte. Alle öffentlichen Angelegenheiten werden nämlich mit einer Ruhe verhandelt und ausgeführt, daß man mit den Europäischen Nebenvorstellungen von Demokratien und Republiken in nicht geringe Verlegenheit geräth. Woher rührt dieser Unterschied?

Auf eine vollständige Antwort bin ich noch nicht vorbereitet. Allein etwas kann ich doch schon geben, indem ich an die auffallende Ruhe, ich wollte sagen Stille, in den Nordamerikanischen Städten erinnere. In sämmtlichen Nordamerikanischen Städten, den kleinern wie den größern, herrscht eine Stille, wie man sie vielleicht in keinen ändern Städten der

Erde findet; und dennoch sind sie voll Betriebsamkeit. Woher rührt dieser Unterschied? Antwort: daher, daß hier diejenige Menschenklasse fehlt, welche in Europa, wie überall, am wenigsten betriebsam ist, aber am meisten Lärm macht *). Ja, auch für mich war ein Volk ohne Bettler und Pöbel eine merkwürdige Erscheinung.

Man sagt, daß in Nordamerika besser Englisch gesprochen werde, als in England selbst. Auch das schreibe ich zum Theil dem Mangel an Pöbel zu. Wo der Pöbel fehlt, da fehlt auch dessen Sprache. Allein außerdem ist an die Motive zu denken, welche die Menschen antreiben, es einander in Kleidern und äußern Sitten möglichst gleich zu thun. Eben diese Motive verbieten auch, in der Sprache zurückzubleiben; und wie man hier an den Kleidern und Wohnungen den Landmann vom Städter nicht unterscheiden kann, so kann man es auch nicht an der Sprache. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß gar kein Unterschied in der Sprache vorkomme. Man trift

*) Bey meinem ersten Aufenthalte in Baltimore war fast jeden Abend Feuerlärm, und beständig flogen die Spritzen mit einem Schweife von Buben durch die Straßen. Später ergab sich, daß es meist blinder Lärm war, den der Muthwille der Knaben, die in Amerika nicht anders sind als in Europa, verursacht hatte. Dieses Spiel konnte natürlich nicht fortdauern; bey meiner Rückkehr war nichts mehr davon zu bemerken. Daß übrigens in den Seestädten einiges Gesindel seyn müsse, erklärt sich von selbst. Man denke nur an die vielen Matrosen. In Newyork können die sogenannten Five points, als Stätte des Gesindels und der Ausschweifung, mit den Europäischen Seeplätzen wetteifern. In Newyork, d. h. in der Stadt selbst, gibt es auch am meisten Arme; jetzt (1832) über achttausend; was bey einer städtischen Bevölkerung von 200 tausend doch noch gar nicht Europäisch klingt. — Nirgend kann die Mischung von Nationalitäten bunter seyn, als unter den Nordamerikanischen Matrosen. Wir hatten in unserm Schiffe, unter 14 Personen, Engländer, Schotten, Deutsche, Holländer, Norweger, Amerikaner, und Afrikaner. — Von der Betriebsamkeit der Amerikanischen Seestädte zeugt die ganze Welt. Wer aber an der Betriebsamkeit im Innern zweifelt, der lasse sich erzählen, daß in manchen Jahren drey bis vier tausend vier- und sechsspännige Wagen allein zwischen Philadelphia und Wheeling am Ohio gefahren haben.

allerdings einzelne Abweichungen, und ich las noch vorgestern in einer Zeitung bittere Klagen über Nachläſſigkeiten, vorzüglich über fehlerhafte Redensarten der Eitelkeit, die ſich immer durch Alberuheiten auszeichne. Aber eigentliche Dialecte, wie in Britannien, gibt es nicht. Uebrigens iſt in dem neuen Kreiſe, wie das Hirn mit Gedanken, ſo auch die Sprache mit manchen Wörtern bereichert worden, die man in England gar nicht kennt. Es ſcheint mir ferner, als ob das Ziſchen und Anſtoßen mit der Zunge, was gerade die ſchlechteſte Seite der Engliſchen Sprache iſt, in Nordamerika weniger gehört werde.

Ich bin verſucht, hier eine pedantiſche Bemerkung anzubringen. Jeder Reiſende, der ſich von den Wirkungen der neuen Eindrücke Rechenſchaft geben will, wird auf eine ähnliche Unterſcheidung treffen, als ich für die Anordnung dieſer Notizen gebrauche. Er wird die Berichtigung mitgebrachter Vorſtellungen, und die Aufnahme von neuem Stoffe unterſcheiden; obgleich beides oft durchaus miteinander verſchlungen iſt. Die ganze Schilderung dieſes Landes kann überhaupt nur inſofern Nutzen ſtiften, als ſie verkehrte Vorſtellungen berichtigt, und neue Vorſtellungen hinzufügt. Innerhalb dieſer abwechſelnden Thätigkeit werde auch ich mich in der Führung meines Tagebuches zu bewegen haben, wenn es einſt Andern nützlich werden ſoll. Nur muß der Wechſel, damit nicht lauter verworrene Einzelnheiten herauskommen, gewiſſen Geſetzen unterworfen bleiben.

Ich habe bereits vorhin Erfahrungen berührt, wovon meine Vorſtellungen vor der Reiſe ſo dunkel waren, daß ich ſagen könnte, ſie fehlten ganz. Das gilt namentlich von dem Mangel an Pöbel und Bettlern. Freilich ſteht die Notiz, daß es in den Vereinigten Staaten keine Bettler gebe, ſogar in alten Berichten. Aber ſo iſolirt, wie ſie dort vorkommt, ſpricht ſie niemanden an. Fügt man dagegen hinzu: es gibt auch keinen Pöbel dort, und knüpft daran die Erklärung der Ruhe in dem politiſchen Getriebe, und der Stille in dem Leben der Städte, ſo wird ſie ſicher beſſer haften; wenn auch die wei-

tere Erklärung, warum es denn keinen Pöbel und keine Bettler gebe, die in der östlichen Welt so wesentlich zu den Staaten gehören, nicht sofort nachfolgt.

Noch fremder war es mir, daß es hier keinen Unterschied zwischen Städtern und Landleuten gibt. Ich erinnere mich nicht, je die geringste Nachricht darüber gelesen zu haben, und doch ist gerade dieser Zug der Nordamerikanischen Bevölkerung für einen Europäer der hervorstechendste. Mögen auch anfangs die Neger die Aufmerksamkeit stärker beschäftigen; später muß doch jene große Anomalie in den Vordergrund rücken. Wer immer in den Seestädten verweilt, der wird vielleicht nicht aufmerksam darauf. Allein im Innern kann eine Erscheinung, der weder Europa noch Asien oder Afrika Aehnliches zur Seite stellt, selbst den eiligsten Reisenden nicht entgehen. Ich hatte zwar ebenfalls gelesen, daß man hier oft modisch gekleidete Frauen das Rindvieh melken sehe. Aber auch diese Notiz stand isolirt, und von dem Satze, daß es überhaupt an einem Unterschiede zwischen Städtern und Landvolk fehle, zu ferne. Es ist ein sonderbarer, wiewohl nicht unangenehmer Eindruck, in den aus rauhen Bäumen aufgeführten Blockhäusern zierliche Möbeln*) zu treffen, und die Bewohner, Frauen wie Männer, in Kleidung und Putz, in Sitten und Sprache, ganz den Bewohnern der Palläste in den Städten gleich zu finden. Wer in Europa reiset, der stößt jeden Tag auf andere Sitten und andere Sprachen. Hier ist diese Mannigfaltigkeit nirgend. Jenseits der Alleghanys soll es eben so seyn. Man möge tausend Meilen und weiter reisen, sagte mir heute noch ein Mann, der in allen Staaten des Bundes gewesen ist, im Innern der Wohnungen, so wie in den Sitten und der Sprache, sey es überall so ziemlich gleich.

Diese Gleichheit und Stille geben dem Gemälde des Ameri-

*) Es ist mir aufgefallen, daß wenn auch die Möbeln im Allgemeinen den Europäischen gleichen, doch die Bettstellen eine widrige Ausnahme machen. Es sind meist jene plumpen Kasten, mit den vier Baumstämmen an den Ecken, wie man sie in Europa nur bey Landleuten trift.

kaniſchen Getriebes einen von den Gemälden Europäiſcher Länder ſehr abweichenden Ton. Und, wenn ich hinzuſetze, daß man hier weder alte Burgen, noch alte Kirchen, überhaupt keine Kirchthürme ſieht, und keine Glocken läuten hört, die Glocken, welche in den Wirthshäuſern zur Tafel rufen, ausgenommen, *) ſo dürfte das Amerikaniſche Gemälde, in der Vorſtellung eines ſtändigen Bewohners des öſtlichen Continentes leicht den Schein einer ermüdenden Einförmigkeit erlangen. Ja ſelbſt ein Europäer, der ſich mitten in dem Nordamerikaniſchen Getriebe befindet, und an dem ruhigen Familienleben zu wenig Intereſſe hat, als daß er darin etwas von dem ſtäten Walten derjenigen Kräfte entdecken könnte, die von Zeit zu Zeit durch die größten Producte in Canälen und andern Bauwerken überraſchen, der dem Geräuſche und Taumel der Europäiſchen Städte mehr huldigt, als den Reizen einer unverwüſteten Natur, wird, ich bezweifele es keinen Augenblick, ſehr bald über qualvolle Langeweile klagen. Damit hat man denn die Erklärung des Phänomens, daß in Europa, unter den Vorwürfen gegen dieſes Land, neben den Einbildungen von dem Tumulte und Getöſe eines Pöbel-Regimentes, zugleich auch Beſchwerden über Monotonie und langweilige Stille erſcheinen. Die, welche jene Beſchwerden vorbringen, ſind, wie geſagt, dem Taumel und oberflächlichen Gewühle zu ſehr verfallen, als daß ihnen irgend ein Verſuch, die Urſachen der Verſchiedenheit vom Europäiſchen, zu enthüllen, gelingen ſollte, und ſo leiten ſie namentlich die Stille der Städte von dem Einfluſſe finſterer Theologen ab. Die Religion hindert hier den Lebensgenuß ſo wenig als irgendwo. Aber der Europäiſche Pöbel hat eine hörbarere Weiſe zu genießen, als die Bewohner von Nordamerika. Doch verhehle ich nicht, daß ich zuweilen daran denke, was die Kinder in dieſem Welttheile entbehren; da ſie weder Seiltänzer ſehen, noch Hanswurſte, noch Tanzbären,

*) Nur am untern Miſſiſippi (wie auch in Canada), wohin die Franzoſen den katholiſchen Gottesdienſt gebracht haben, ſind Kirchthürme und Glocken.

und das Vergnügen des Drehorgel-Spieles ihnen eben so ferne bleibt, als die Wunder der Guckkasten, welches man sammt und sonders nicht suchen muß, wo es keine Bettler gibt *).

Fünfter Auszug.

Auch die Amerikanischen Zeitungen haben für Ankömmlinge aus Deutschland, wo, einzelne Kaufleute ausgenommen, niemand dergleichen sieht, einen eigenthümlichen Reiz.

Zuerst fallen die Augen auf die vielen Bilder, wodurch man die Anzeigen hervorhebt. Neben den Ankündigungen von Schiffsgelegenheiten stehen Figuren von Schiffen (in den Newyorker Blättern gewöhnlich 30 bis 40 zugleich); neben denen von Postkutschen, Bilder von bespannten Wagen; neben Steckbriefen gegen entlaufene Sclaven, (die alle mit der Belohnungs-Summe für die Aufgreifung anfangen) steht gewöhnlich eine menschliche Figur in der Stellung des Laufens, mit einem Packe auf dem Rücken. Neben der Ausbietung von Häusern ist ein Bild von einem Hause. Ein Hutverkäufer läßt einen Hut abbilden; ein Sattler Sättel. Kämme, Ofen, Ofenschirme, überhaupt Möbeln aller Art, finden sich abgebildet. Ein Schreibmeister läßt gar eine Hand mit der Feder zufügen.

In den Zeitungen der Seeplätze werden so mancherley Waaren zum Verkaufe ausgeboten, als man in Europa nur in den größten Städten suchen darf.

Außerdem wird begreiflich die Politik nicht vergessen, so wenig die Amerikanische als die Europäische, obgleich die meisten Zeitungen mit jenen Anzeigen die erste Seite füllen, und nicht, wie die Deutschen, die letzte. Aber mit der Politik ist es noch nicht abgethan. Auch eine Menge Gegenstände, die in

*) Kurz vor dem Drucke dieser Stelle lese ich in den Zeitungen, daß die Bewohner von Philadelphia jetzt schon über die Menge von Drehorgeln klagen. Es sind sicherlich frisch eingewanderte Künstler. Der Amerikanische Boden bringt so etwas nicht hervor.

Deutschland in besondere Blättter verwiesen sind, finden, bey dem ungeheuern Formate und kleinen Drucke, mit Ranm. Dieses Zusammendrängen ist der Belehrung des Volkes sehr förderlich. Den Kaufleuten, den Fabrikanten, den Ackerwirthen werden, indem sie nach Objecten für ihr Gewerbe suchen, so oft andere Sachen vorgerückt, daß nothwendig zuletzt etwas hängen bleibt. In demselben Blatte steht z. B. der Marktpreis des Getreides und Mehles — Weizen (zu Philadelphia *) der Bushel (etwa 50 bis 60 Pfund) 1 Dollar, Roggen der Bushel 7/10 Dollar, Hafer 2/5 Dollar, Gerste 1 Dollar, Mais 1/2 Dollar, weiße Bohnen 1 1/4 Dollar, Erbsen 3/5 Dollar, Kleesamen 4 Dollars, Thimotheus-Gras-Samen 3 Dollars, Flachssamen 1 Dollar; feinstes Weizenmehl das Faß (200 Pfund) 5 Dollars, Maismehl 3 Dollars — und eine Notiz, wie die Feld- und Garten-Früchte sammt den Blumen zuerst nach Europa gekommen seyen. So lese ich, daß der Meerrettig (horse radish) von China stamme, der Fenchel von den Canarischen Inseln, Anis und Peterssilie von Egypten, die Nieren-Bohnen von Ostindien, die Aepfel von Syrien, der Blumenkohl von Cypern, der Spargel aus Asien. Der letztere sey 1608 dorther nach England gekommen; was jedoch irrig seyn muß, da er in Deutschland, z. B. in Sachsen, wild wächst, und, wie ich glaube gelesen zu haben, auch schon von den Römischen Cäsaren aus Germanien bezogen worden ist. Die Kartoffeln seyen 1563 aus Brasilien nach England gekommen; und der Taback sey zuerst 1496 in Domingo, später 1520 in der Mexicanischen Provinz Yucatan entdeckt, 1560 aber von Nicot nach Frankreich gebracht worden.

Neben den Coursen der Banknoten finde ich folgende Bemerkung über die Zunahme der Englischen Staatsschuld:

zur Zeit der Revolution 1689 war sie 1 Mill. Pfd.,
beym Ryswicker Frieden 1697 " 21 1/2 "

*) Am Ohio und Missouri sind die Preise des Weizens und des Mais durchgängig nur halb so hoch; aber nicht die der Erbsen, Bohnen und Gerste, welche theuerer sind.

beym Utrechter Frieden 1714 war sie 53½ Mill. Pfd.,
beym Achener Frieden 1758 — 78¼ — „
beym Pariser Frieden 1763 — 133¾ — „
beym Versailler Frieden 1783 — 238¼ — „
beym Frieden v. Amiens 1802 — 500 — „
im Jahre 1813 — 600 — „
und jetzt beinahe 900 Millionen.

Dann treffe ich eine Notiz, daß in England in einem einzelnen Jahre über 28 Mill. Dollars Gold- und Silber-Münzen geprägt wurden. Die Vereinigten Staaten hätten während ihrer ganzen Existenz kaum 24 Millionen geprägt.

Gleich nachher ist von den Griechen die Rede, und unter Erwähnung der Beyträge für sie, heißt es, daß ein Barbierer einen Tag lang für die Griechen barbiert habe.

Endlich fehlen auch die Anekdoten nicht, wie z. B.: als der berühmte Parlamentsredner Sheridan noch auf Schulen war, sah er einst einen Mann vorüberreiten, der ein auffallend langes Angesicht hatte. Sheridan machte einen seiner Mitschüler mit der Aeußerung darauf aufmerksam: dieses Mannes Gesicht ist länger als sein Leben. Der Fremde hörte es, und das Sonderbare des Vergleiches bewog ihn stille zu halten und sich eine nähere Erklärung auszubitten. Der junge Sheridan entschuldigte sich, daß er so laut geredet habe; übrigens könne er die Wahrheit aus der Bibel beweisen. Dort heiße es nämlich, das menschliche Leben sey nur eine Spanne lang; nun aber wolle er seinen Hut verlieren, wenn des Herrn Gesicht nicht länger sey.

Gestern las ich eine öffentliche Warnung einer Frau vor ihrem Ehemanne, der sie verlassen habe, wahrscheinlich, um zum vierten Mahle seinen Betrug zu wiederhohlen. Er habe sich nach und nach drey Mahl verehlicht, indem er die Frauen verlassen und sich in der Ferne für ehlos ausgegeben. Man berichtete zugleich von anderen Betrügereyen, z. B. mit hölzernen, auf das täuschendste nachgemachten Muskatnüssen*),

*) Ich habe später selbst ein Exemplar gesehen.

von Unterschlagung der Post anvertrauter Banknoten, von Verfälschung der Banknoten.

Auch von einer Mordthat las ich. Der Gouverneur des Staates bot für die Einlieferung des bezeichneten Mörders mehrere hundert Dollars Belohnung. Morde aus Rache sollen in den V. St. nicht selten seyn, weit seltner aber Raubmorde. Von Beyspielen, daß aus Rache das Vieh vergiftet worden, erzählte mir heute noch mein Wirth. Dergleichen muß die schwärmerischen Meinungen von diesem Lande zerstreuen. Aber es ist thöricht, auszurufen, es sey hier eben so schlecht als in Europa. Außer der Gelegenheit, die Verbrechen unentdeckt auszuführen, oder sich in den weiten Räumen der Strafe zu entziehen, ist ja nichts Schuld, als daß Europa für und für Gesindel hieher sendet, was doch nicht auf der Stelle umgewandelt werden kann. Welch' eine Vorstellung muß ein schlichter in Amerika geborner Landmann von einem Welttheile haben, woher Jahr aus Jahr ein so viele verworfene Menschen anlangen? Es ist eine unbestreitbare Erfahrung, daß unter sechs Amerikanischen Dieben fünf Europäer (d. h. in Europa geborne Amerikaner) sind. Kämen nicht stäts neue Taugenichtse von jenseits, so würde die Amerikanische Natur die Bevölkerung längst von den gröbsten sittlichen Gebrechen gereinigt haben. Nur darf man nicht glauben, daß diese heilende Natur eben so gut wirke auf die Portugiesen und Spanier, als auf die Briten, Deutschen, Holländer und andere Völker des nördlichen Europas. Dennoch muß immer der Satz vor Augen bleiben, daß es Europäischer Stoff ist, womit man zu thun hat. Daß fast in allen Zeitungen Lotterie-Einladungen vorkommen, bestätigt dieß ebenfalls, wenngleich das gewöhnliche Europäische Gefolge der Spielwuth, Armuth und Elend, hier nicht sehr bemerkbar ist.

Bey den Verbrechen gegen das Eigenthum, Diebstählen und Raub, ist wohl zu beherzigen, daß man hier die Sicherheits-Polizey nicht einmahl dem Namen nach kennt. Was würde aus Europa werden, wenn dort plötzlich alle Sicherheits-Polizey aufhörte? Ich habe später oft über

mich selbst gelacht, daß ich in Baltimore schlechterdings meinen Europäischen Reisepaß für das Innere visirt haben wollte. Meine Freunde bemerkten mir, daß dieß hier nicht üblich sey; sagten es anfangs aber so ohne allen Nachdruck, daß ich wenig darauf achtete und dasselbe Anliegen mehrmahls von neuem vorbrachte, worauf man mir dann endlich betheuerte, daß keine einzige Behörde in der ganzen großen Stadt mein Verlangen verstehen würde. Aber, wird ein Europäer, der nie in den V. St. gewesen ist, einwerfen, das kann doch unmöglich gut seyn. Wer verfolgt denn die wenigen Diebe, die es wirklich gibt? Solche Bedenken sind Menschen, die gewöhnt sind, den Staat und seine Institute als Dinge außer ihnen zu betrachten, wohl zu verzeihen. Allein die Amerikaner sagen: der Staat, das sind wir, und die öffentliche Sicherheit ist unsere eigene Sicherheit. — Es ist merkwürdig, welcher Mittel sich die Colonisten bedienen, um eines Nachbars los zu werden, der im Verdachte steht, ein Dieb zu seyn. Ich hörte noch jüngst einen Fall, der ein Schwein betraf, was im Walde getödtet und abgehäutet worden war, offenbar zu dem Zwecke, durch die Haut nicht verrathen zu werden. Zuerst hatte eine ordentliche Wallfahrt zu dem Orte der That statt, wie um den objectiven Bestand zu constatiren. Dann wurde der Verdächtige bey jeder Gelegenheit ins Publikum gezogen, durch Einladungen zum Aufrichten von Gebäuden, zum Wegschaffen großer Baumstämme aus gelichteten Feldern, zum Enthülsen des Mais, (wenn ich mich dieses Ausdruckes, für die Entfernung der die Aehre einhüllenden Blätter, bedienen darf, — eine Arbeit, die zwar keineswegs die Vereinigung von Kräften erfordert, aber doch gar langweilig ist,) und überall kam die Rede auf das Schwein, unter solchen Hinweisungen auf den Verdächtigen, daß er nach wenigen Monaten aufbrach und sich eine andere Nachbarschaft suchte. Abgehäutetes Schweinefleisch hat viel Aehnlichkeit mit Bärenfleisch, weshalb eine gewöhnliche Frage an den Verdächtigen war, ob er kürzlich einen Bären erlegt habe. —

Mit den Morden aus Rache darf man die Tödtungen wegen Selbstvertheidigung nicht zusammenwerfen, deren in

den V. St. vielleicht mehr vorfallen, als in Deutschland; und zwar, wie es scheint, allein aus dem Grunde, daß die Amerikanischen Geschworenen andere Ansichten von Nothwehr haben, als die ständigen Richter in Deutschland, wo noch fast überall nach der Criminal-Gesetzgebung von Kaiser Carl dem Fünften dem Angegriffenen nur dann der Gebrauch der Waffen gestattet ist, wenn er nicht davon laufen kann. Es ist dieß wahrlich eine Zumuthung, die jedes tapfere Volk entrüsten muß. Aber den Schöpfern solcher Gesetze (Anhängern des verfaulten Cäsarenreiches, wegen der Rechtsbücher, die es schlecht genug zusammengeschrieben), sollten die gewöhnlichen Bürger auch nicht tapfer seyn; und bey dem Militair machte man gleich eine Ausnahme. Einem Offizier ist es auch jetzt noch erlaubt, einer menschlichen Bestie den Degen vorzuhalten; hingegen ein Rath muß das Reißaus nehmen. Doch denke niemand, daß ich wirklich den Juristen die letzte Schuld beymesse. Die Entwickelungsperiode, welche den Gesetzen Carls des Fünften vorherging, hatte die alten Germanen so umgeändert, daß der Einfluß der Römischen Juristen eine Wohlthat war. Ich weiß nicht, was die Amerikanischen Gesetze über Nothwehr verordnen. Es kann seyn, daß sie, die so manches schöne Europäische Erbstück enthalten, auch darin der Abstammung treu blieben. Aber die Juristen mögen reformiren oder nicht, wo das Volk durch Geschworne über die Anwendung der Gesetze verfügt, da wird niemand zum Strange verurtheilt, weil er, um das Leben eines Nichtswürdigen zu schonen, nicht hat feige scheinen wollen. Die Amerikaner ertragen wörtliche Beleidigungen insgemein mit mehr Ruhe, als die Europäer. Sie werden schon durch die politischen Verhandlungen daran gewöhnt. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß je geringer die Freiheit in einem Lande, desto größer die Empfindlichkeit gegen den Widerspruch und Spöttereien ist; weshalb auch kein Europäischer Minister so gelassen Injurien erträgt, als ein Englischer oder ein Nordamerikanischer. Allein so bald Thätlichkeiten drohen, hält der Amerikaner gerne seine Büchse oder sein Weidmesser vor.

Der Widerstreit des Volksgeistes mit den Gesetzen ist mir oft in andern Materien aufgefallen, z. B. beym Kindesmorde. Auch die Französischen Juristen klagen, es scheine, als hätten sich die Geschworenen verabredet, keine Kindesmörderinn zu verurtheilen. Es ist erbaulich zu lesen, wie die gelehrten Herren sich darüber wundern. Die Ursache der Erscheinung ahnet keiner. Und doch liegt sie so nahe. Die Gesetzgebung rührt nämlich von einzelnen Menschen her, und zwar von einer Classe, die durch ganz andere Brillen blickt, als das Volk. Wie kann man erwarten, daß das Volk in Rechtssachen mit den Augen der Gelehrten sehe, da es überhaupt so sehr von den Ansichten der Gelehrten abweicht? Die Juristen betrachten sich allein als diejenigen, von denen die Gesetze ausgehen müssen. Sie fallen in den gewöhnlichen Fehler, von der Unfähigkeit Anderer auf die eigne Fähigkeit zu schließen. Weil sie von dem Walten des Entwickelungsprincipes in dem instinctartigen Getriebe des Volkes nichts wissen, weil sie nur das für naturgemäß achten, was ihr beschränkter Reflexionskreis ihnen vorhält, so entstehen, unter der Rubrik von Gesetzen, Menschenwerke, die, bey der schulgerechtesten Consequenz, den Naturgesetzen gröblich widerstreiten. Wie sehr auch ein sentimentaler Rath über das Gräuliche des Kindermordes deklamire, dem nicht durch falsche Reflexionen irre geleiteten Volke kommt die Tödtung eines Geschöpfes, worin sich noch kein Bewußtseyn äußert, bey weitem nicht so gräulich vor, als der Mord eines Erwachsenen. Und gegen die juristischen Lehren von Zurechnung sagt ihm sein Gefühl, daß eine Jungfrau, der man, durch Nachforschungen einer Seits, und durch Verschließung der Findelhäuser anderer Seits, nur die Wahl läßt zwischen ihrem eignen Verderben und dem Tode des Kindes, sich in einem Zustande befinde, worüber, wenn der Spruch von einem Gerichte der Gleichen ausgehen solle, eher Weiber als Geschworene richten müßten, als eine Classe von Wesen, die durch ihren Leichtsinn täglich solche furchtbare Wechselfälle herbeyführen. Freilich mag es hart scheinen, daß,

da den strengen Herren nicht mehr erlaubt ist, die Frauen als Hexen zu verurtheilen, sie selbige auch nicht einmahl unter der Rubrik von Kindesmörderinnen zur Feier ihres hochnothpeinlichen Schwanks gebrauchen können.

Sechster Auszug.

Welche Vorstellungen von Deutschland und seinen Bewohnern bisher unsere eignen Landsleute in das Innere dieses Welttheiles gefördert haben, sahen wir noch vor wenigen Tagen. In einem Städtchen an der Heerstraße zum Ohio begaben wir uns zu einem Wagener, um unsern Wagen ausbessern zu lassen. Einige Minuten nachher, als die Arbeit bereits begonnen hatte, kam ein bejahrter Mann hinzu, der uns aus der Ferne beobachtet und wahrscheinlich hatte deutsch reden hören. »How can you get ready with that people?« (wie könnt ihr doch mit den Leuten zurecht kommen?) waren seine ersten Worte, die er an den Werkmeister richtete. Dieser blickte überrascht auf und antwortete erröthend: »Wie? die Herren sprechen so gut englisch als ich selbst.« Als sey er vom Donner gerührt, gaffte uns jetzt der Frager an, und ohne eine einzige Sylbe weiter zu sagen, schritt er schüchtern zurück. Es war ein ein redlicher Würtemberger.

Wir hielten jüngst an einem sehr gut aussehenden Wirthshause. Es war aus Ziegeln, drey Stock hoch, neu aufgeführt. Nichts war zu tadeln, weder an der Bewirthung noch an den Möbeln. Aber eins fehlte. Und was? der Abtritt. Viele Amerikaner finden es der Gesundheit und Reinlichkeit angemessen, dergleichen Oerter nicht im Hause oder dicht am Hause zu haben. Aber hier war gar keiner, weder im Garten noch sonst wo. Der Wirth, ein in Amerika reich gewordener deutscher Bauersmann, der von den Sitten, die er mitgebracht, nicht viel abgelegt hatte, wunderte sich sehr, daß man so etwas vermissen könne. Wo die Häuser erst entstehen

und mit dichten Holzungen umgeben sind, mag er recht haben. Allein sein Haus lag durchaus frey.

Auch sind mir hin und wieder die mit Papier beklebten Fensterlücken aufgefallen, was aber ja nicht, wie in Europa, sofort auf Dürftigkeit zu beziehen ist. Oft ist nichts Schuld, als die Entfernung eines Glasers. (Indeß sind in den meisten Kaufläden auf dem Lande, Glasscheiben von verschiedenen Dimensionen zu haben, die man leicht selbst einsetzen könnte). Endlich findet man nicht selten wohlhabende Männer (aber nie Frauen) in zerrissenen Kleidern. In der Stadt erscheint zwar alle Welt gut und reinlich. Aber auf dem Lande nehmen es die Männer so genau nicht; und ich bin überzeugt, daß an diesem Unterschiede zwischen Europa und den V. St. nichts mehr Theil hat, als daß man hier nicht besorgt ist, wegen des Anzuges mit einem Bettler oder Gauner verwechselt zu werden.

Man spricht in Europa viel über die Eßlust der Amerikaner. Es ist wahr, die Tafel ist insgemein vortrefflich besetzt. Aber vor dem Vorwurfe der Schlemmerey sichert schon der kurze Aufenthalt bey Tische. Ich muß bekennen, daß der Hauptgrund wieder in einem Aeußern zu liegen scheint, nämlich darin, daß die Lebensmittel hier von der Natur nicht so karg zugemessen werden, als in Europa. Das Küchen-Kunststück, altes Fleisch durch Saucen und Gewürze in den Magen einzuschwärzen, ist hier entbehrlich. Ich glaube, daß die Dürftigkeit auch den lächerlichen Satz in die Europäische Erziehungslehre gebracht hat, die Kinder anzuhalten, von jeder Speise mitzuessen. Einem Säuglinge zwingt niemand Speisen auf, die nur der Hunger eines rüstigen Magens angenehm findet. Allein sobald das Kind der Mutterbrust entwöhnt ist, heißt es Eigensinn, wenn es nicht Alles verschlingen will, was der Erwachsene verschlingt. Und doch erfahren die Erwachsenen an sich selbst, wie mit den Jahren die Neigung für oder gegen gewisse Speisen sich ändert, so daß manche bey reiferem Alter das beste Obst kaum anrühren, wozu sie in der Jugend eine wahre Sehnsucht spürten. Wer nicht mehr die Natur des

Menſchen (in der Gelehrten-Sprache, die Phyſiologie) ſtudirt, als die Pädagogen und die gewöhnlichen Familienväter thun, der taugt für die leibliche Erziehung der Kinder ſo wenig, als für die geiſtige. Die Verzerrung geht ja ſo weit, die armen Zöglinge mit dem Vorwurfe zu quälen, daß ſie zu ſinnlich ſeyen, wenn ſie eine Speiſe vor der andern wählen, oder es ſich überhaupt gut ſchmecken laſſen.

Siebenter Auszug.

Während ich gen und über die fünf Bergreihen, die bey den Geographen, aber nicht im Volke, zuſammen die Alleghanys heißen, zum Miſſiſippi-Gebiete wanderte, war ich ſtäts in der erquickendſten Aufregung. Ich vermag es nur anzudeuten, in welcher Spannung ich mich den Küſten des neuen Welttheiles näherte, der noch jetzt die Europäer wie ein kürzlich entdecktes Land anſpricht. Sobald man indeß den Boden berührt, mindert ſich die Spannung, weil man ſich mehr und mehr von Europäiſchem Leben umgeben ſieht; und ſie würde in Kurzem ganz aufhören, wenn man ſich auf die Küſtenſtädte beſchränken wollte. Mein Plan beugte dem vor. Ich betrat die Küſte mit dem Vorſatze, tief ins Innere zu reiſen, und wenn die Europäiſchen Bilder von dieſem Innern meine Erwartungen bisher rege gehalten hatten, ſo waren die Aeußerungen meiner Freunde in Baltimore gewißlich nicht geeignet, ſie herabzuſtimmen. Sie erzählten gleichfalls von Wildniſſen, von undurchdringlichen Wäldern, von reißenden Thieren, Schlangen, Scorpionen, und ſchloſſen mit der Ermahnung, von dem Vorſatze abzuſtehen und in den alten Staaten zu bleiben. Baltimore war kaum hinter mir, und mein

Interesse für den neuen Continent gewann dieselbe Frische wieder, als beym ersten Landen. Wir hatten das schönste Reisewetter, die Heerstraße war vortrefflich. In gemächlichem Zuge ging es den blauen Bergen zu, die von Zeit zu Zeit in der Ferne sichtbar wurden. Ueberall bot sich Stoff zu Vergleichungen mit dem Europäischen dar. Der Mensch kann ja überhaupt nichts auffassen, ohne es auf ein Etwas zu beziehen, mit einem Etwas zu verbinden, das bereits in ihm ist. Dem Europäer ist die Erinnerung an das, was ihn in seiner Heimath umgeben hat, der Anhalt bey Allem, was in Amerika seine Aufmerksamkeit beschäftigt, sey es auch noch so sehr von dem Europäischen verschieden. In eigenthümliche Betrachtungen versetzte mich die für und für sich wiederhohlende Beobachtung, daß bei der scheinbarsten Gleichheit der Amerikanischen Natur und der Europäischen, doch immer eine Verschiedenheit obwaltete, die zu dem Gedanken an eine besondere Schöpfung trieb. Das gilt zwar nicht von den Steinen und Erden. Die sind in Amerika nicht anders als in Europa *). Aber die Vegetation, Waldbäume, Gesträuche und Wiesenpflanzen liefern unzählige Belege. Ich fand eine Menge Wallnußarten in den Wäldern, aber keine einzige Art, die mit der in Europa gewöhnlichen (juglans regia) ganz übereinkam. Baum und Frucht war verschieden. Dasselbe bemerkte ich an den Eschen, den Eichen, den Linden, kurz an allen Bäumen, denen ich Europäische entgegenhalten konnte. Die Hollunderstaude (sambucus nigra) schien mir der Europäischen durchaus gleich, aber der Geruch war abweichend. Die Haselstaude sieht vollkommen aus wie die Europäische, aber die Nüsse haben einen andern (schlechtern) Geschmack. Es gibt mehrere Arten Brennesseln hier, jedoch nicht die Europäische Art; mehrere Heidelbeer-Arten, ohne das Europäische

*) Beym Landen zu Baltimore sollte man es dennoch glauben, weil dort so viele schöne Bergkrystalle sind, sogar hin und wieder zwischen dem Pflaster. Auch gibt es westlich der Stadt in dem Sande viele Glimmer-Blättchen von dem schönsten Silberglanze.

vaccinium myrtillus; und unter den vielen Violen fehlt die wohlriechende (viola odorata). Freylich sind mit den Europäischen Sämereyen auch manche wilde Pflanzen aus Europa gekommen; die trift man indeß nur an Aeckern und Hofstätten, wie z. B. den Stechapfel (datura stramonium).

Auf den Bergrücken genoß ich die entzückendsten Aussichten, über eine unverwüstete Natur, über die anmuthigsten Wälder und Ansiedelungen, die den Reiz der Wälder erhöhten. Hier wandelte mich oft die Lust an, diese langen Bergreihen und ihre weiten Thäler, nach der Weise der Naturforscher, etwa der Mineralogen oder Botaniker, oder auch als Jäger zu durchirren. Sie ziehen sich von der Canadischen Grenze mehrere hundert deutsche Meilen gegen Süden, durch verschiedene Climate hindurch. Ich glaube nicht, daß in irgend einem kleinen Europäischen Lande sich solche Wanderungen mit mehr Sicherheit unternehmen lassen, als hier in einem Striche, wie von Norwegen bis zur Meerenge von Gibraltar. Ich kann zwar bis heute nur von der Sicherheit zwischen der Chesapeak-Bay und dem Ohio aus eigner Erfahrung reden. Allein ich habe nicht den leisesten Grund, der einhelligen Betheuerung der Amerikaner zu mißtrauen, daß es den ganzen Zug der Alleghanys entlang eben so sicher reisen sey, als auf meinem bisherigen Wege. Wo es keine Bettler gibt, da kann es auch nicht viele Straßenräuber geben. Man hat in Europa von den Schwierigkeiten einer Reise im innern Amerika die verkehrtesten Vorstellungen. Doch es ist zu entschuldigen, da sogar die meisten Bewohner der Amerikanischen Seestädte ähnliche verkehrte Vorstellungen haben. Und dieß ist wieder zu entschuldigen, wenn man bedenkt, wie wenig die Mehrzahl der Bewohner Europäischer Küsten- oder überhaupt Grenz-Städte von dem Innern der Länder weiß, das ausgenommen, was sich aus geographischen Schulbüchern entnehmen läßt. Man muß die Wirthshäuser in den Amerikanischen Landstädten sehen, sonst wird man es schwerlich glauben, wie sehr sie die Wirthshäuser in den kleinen Städten Deutschlands übertreffen. Nur Ein Mahl auf dem Wege zum Ohio gerie-

then wir in ein Wirthshaus, das uns nicht zusagte. Die Gasthöfe erster Ordnung sind meist mit einander in einer gewissen Verbindung, so daß man in jedem Addressen für den ganzen Weg findet. Ein heftiges Gewitter bewog uns, die Tagereise abzukürzen und in einer neuaufgeführten Schenke einzukehren. Hier lebte es sich erträglich. Aber unser Wirth empfahl uns weiter, und so gelangten wir zu Washington in Pennsylvanien vor eine Fuhrmannsherberge. Wir bemerkten, daß unsere Ankunft dem Hausherrn so wenig gefiel, als uns selbst. Allein er mochte es doch der Ehre seiner Herberge zuwider halten, unsern Wagen zurück zu dem stattlichen Gasthofe fahren zu lassen, und so bemühte er sich mit Aufopferung eigener Bequemlichkeit, uns so gut als möglich zufrieden zu stellen. Wir hatten über nichts zu klagen, als daß die Lokalität nur für Fuhrleute eingerichtet war. Das Benehmen des Wirthes und der Wirthinn war so, daß es uns, obgleich wir mehrere Tage auf unsre Koffer warteten, nicht einfiel zu wechseln. Beym Scheiden empfahlen uns beyde unaufgefordert ein Wirthshaus in Wheeling. Wir erkundigten uns unterweges näher und erfuhren, daß es unter mehreren guten Häusern gerade das erste sey, was sich auch später bestätigte. Somit überzeugte uns der Ehrenmann, daß er unsre Verirrung erkannte, und daß ihm daran lag, uns wieder in das rechte Geleise zu bringen. Er hatte es vielleicht zu verstehen geben wollen, als er uns von einem Briefe sprach, den wir ihm von dem frühern Wirthe mitgebracht hatten. Er sagte nämlich, daß er nichts als ein lästiges Ausstandsgesuch seines Schuldners enthalte, — womit wahrscheinlich die Empfehlung zusammenhing.

Welch ein Land schließt sich doch dem Wanderer auf, wenn er die letzte Reihe der Alleghanys überstiegen hat! Hier sieht man, welchen Werth die Wälder dem Boden geben können. Wie leicht ist an dem Ohio und seinen vielen Zweigen ein anmuthiger Landsitz fertig, und wie schwer hält es, den Wohnungen in baumleeren Steppen, dieses Beywort zu verschaffen. Wenn ich an die Gleichgültigkeit denke, womit man

in Europa die Wälder behandelt, so muß ich fast vermuthen, daß meine Vorliebe dafür eine abweichende Eigenschaft, eine sogenannte Idiosynkrasie sey. Von der frühesten Jugend an kannte ich, für alle Gemälde von einem schönen Erdenleben, keinen bessern Grund, als mit anmuthigen Wäldern bedeckte Hügel und Thäler. Bey sämmtlichen Schilderungen vom heitern Leben der Griechen, dünkten mir ihre Haine noch wesentlicher als selbst ihre Tempel; und wenn die Dichter von Götterhainen sprachen, so befand ich mich alsbald an dem Abhange eines Hochwaldes, zwischen dessen schlanke Säulen die im fernen Thale sich senkende Abendsonne goldne Strahlen sendete, oder dessen Blättergewölbe der Mond mit seinem Zauberschimmer durchbrach. Jetzt bedarf es weder der Dichter noch der Einbildungskraft. Täglich durchwandre ich Gegenden, deren natürliche Reize die Phantasie nicht überbieten kann.

Nächst der großen Ausdehnung des fruchtbaren Bodens, ist es dessen reiche Bekleidung mit Wäldern, weshalb ich diesen Erdtheil als eins der ersten Geschenke ansehe, die der Himmel der cultivirten Menschheit vorhält. Dann folgen die mächtigen Ströme. Obgleich sie seit der Erfindung der Eisenbahnen für die Verbindung der Länder entbehrlicher geworden sind, so bleibt doch der Wechsel, den sie der Oberfläche der Erde geben, unersetzlich. Auf keinen Strom ist dieß mehr anwendbar, als auf den Ohio. Man hat ihn wohl mit dem Po der alten Welt verglichen. Aber sogar damahls, als die Natur Italiens noch von keiner Art verletzt war, möchte die Vergleichung schwer durchzuführen gewesen seyn. Das Wort »Ohio« soll selbst in der Sprache der Indianer »schöner Strom« heißen. Schon zwölfhundert Englische Meilen vor seiner Mündung in den Missisippi dem Rheine an Größe gleich, windet er sich durch ein, von den mannigfachsten Baumgruppen dicht beschattetes Thal, so ruhig und so mild, als wenn er für bessere Wesen ausgegossen wäre, als Menschen sind. Wie der Boden jedes schönen Striches der alten Welt vorzugsweise vor andern mit Blut getränkt ist, so ist es auch dieser zauberische Garten der Natur. Ja, ein Theil des Gartens (Kentucky), der etwa zwey-

tausend Deutsche Quadratmeilen groß ist, heißt wörtlich der blutige Grund.

In Europa ist viel Redens von dem Schatze, den ein Volk in seiner Geschichte besitze. Gewöhnlich wird in den damit verbundenen dunkeln und verworrenen Vorstellungen die Geschichte des Landes mit der Geschichte des gegenwärtig darin lebenden Volkes vermengt; und so kann sich die sonderbare Grille entwickeln, als ob das Scheiden aus dem Lande zugleich ein Scheiden aus der Geschichte des Volkes sey. Wenn ein Einzelner auswandert, so überläßt man sich dieser Meinung unbedingt. Falls aber ein großer Theil des Volkes, oder gar das ganze Volk aufbräche, so würde sie ziemlich ins Gedränge gerathen. Allerdings erlangt der Boden durch die Begebenheiten, die sich darauf zutragen, eine neue Bedeutung. Aber welcher Art die Bedeutung sey, ob erhebender oder niederdrückender Art, das hängt doch wohl von den Begebenheiten selbst ab. Hier, wo es so leicht ist, Wohnstätten zu finden, sind widrige Begebenheiten nicht selten der einzige Grund, den Boden, wo sie sich ereigneten, zu fliehen. Mancher Pflanzer bricht von seiner Stätte auf, wenn er ein theures Glied seiner Familie verliert, zumahl wenn der Todesfall ein sogenannter unnatürlicher ist. Die verlassene Stelle gelangt dann an einen andern Herrn, der dem Vorgefallenen so fremd ist, daraus eher Stoff für die Unterhaltung, als für niederdrückende Empfindungen zu ziehen *). Ich glaube, daß dieß so ziemlich auf ein ganzes Land und ein ganzes Volk anwendbar ist. Je fremder einem Volke die Ereignisse der Vorzeit sind, desto besser kann es sie zur Unterhaltung benutzen, desto leichter über das Störende wegblicken. Insofern wäre es für den Werth des Bodens also eher zu wünschen, daß des-

*) Wo keine gemeinsame Grabstätte ist, da werden die Todten in den Wäldern beerdigt. Man trift auf manche solcher Europäischer Gräber. Sie sind meist mit einem Gitter von Scheithölzern umgeben, zum Schutze vor den wilden Thieren. Ich gestehe, daß sie die Reize der ländlichen Scenen nicht erhöhen.

sen Geschichte dem Volke, was ihn gegenwärtig bewohnt, gar nicht angehöre. Wie wenig es auch darauf ankommt, ob die Begebenheiten unsrer eigenen Geschichte angehören, ergibt sich schon daraus, daß uns Deutschen Italien, gerade wegen der Geschichte der alten Römer, interessanter ist, als die Urstätte unserer eigenen Vorfahren, und daß der Boden von Egypten, Syrien und Kleinasien uns stärker anspricht, als irgend ein Europäisches Land.

Dem Werthe, den man dem Boden Deutschlands wegen der Deutschen Geschichte beymessen will, steht ohnehin entgegen, daß die Entwickelung der neuern Völker überhaupt noch zu sehr zurück ist. Um die Geschichte einzelner Menschen, wie ganzer Geschlechter zu würdigen, ist, wie niemand zu läugnen wagen wird, auf die Motive zu blicken, welche das Leben in den verschiedenen Perioden bewegten. Nun aber möge man sich doch beantworten, durch welche Motive, von der ersten Zeit an, das Thun und Lassen der Germanischen Völker bestimmt und geleitet worden. Man möge einmahl zusehen, warum von jeher die Kriege geführt, warum die Frieden geschlossen worden, und sodann auf das Leben in den Friedenszeiten selbst achten. Es ist lächerlich, von Größe und Herrlichkeit des Ganzen zu reden, wenn im Einzelnen lauter niedrige Zwecke walten. Wo ein Volk nur aus rohen Individuen besteht, dort kann auch das Volksleben nur roh seyn. Insofern aller Kampf, sey es als bloßes Spiel der physischen Kräfte, oder des rüstigen Muthes, etwas Ansprechendes hat, findet sich dieß freilich auch in der neuern Geschichte. Aber wenn es doch einzig die Motive der Anstrengungen sind, welche ihnen den erhebenden Charakter geben, so darf man das Erhebende nicht in den Befehdungen roher Völker suchen. Die erhebenden Perioden sind bey den neuern Völkern noch zu erwarten. Die bisherigen gehören sammt und sonders zu denen der Barbarey. Wo die reinen Interessen für das Gemeinwohl, welche allein die höchste Cultur erzeugt, fehlen, da fällt jede Unternehmung, jeder Krieg und Kampf, trotz aller Züge von Aufopferung, in die Rubrik der Abentheuer,

tausend Deutsche Quadratmeilen groß ist, heißt wörtlich der blutige Grund.

In Europa ist viel Redens von dem Schatze, den ein Volk in seiner Geschichte besitze. Gewöhnlich wird in den damit verbundenen dunkeln und verworrenen Vorstellungen die Geschichte des Landes mit der Geschichte des gegenwärtig darin lebenden Volkes vermengt; und so kann sich die sonderbare Grille entwickeln, als ob das Scheiden aus dem Lande zugleich ein Scheiden aus der Geschichte des Volkes sey. Wenn ein Einzelner auswandert, so überläßt man sich dieser Meinung unbedingt. Falls aber ein großer Theil des Volkes, oder gar das ganze Volk aufbräche, so würde sie ziemlich ins Gedränge gerathen. Allerdings erlangt der Boden durch die Begebenheiten, die sich darauf zutragen, eine neue Bedeutung. Aber welcher Art die Bedeutung sey, ob erhebender oder niederdrückender Art, das hängt doch wohl von den Begebenheiten selbst ab. Hier, wo es so leicht ist, Wohnstätten zu finden, sind widrige Begebenheiten nicht selten der einzige Grund, den Boden, wo sie sich ereigneten, zu fliehen. Mancher Pflanzer bricht von seiner Stätte auf, wenn er ein theures Glied seiner Familie verliert, zumahl wenn der Todesfall ein sogenannter unnatürlicher ist. Die verlassene Stelle gelangt dann an einen andern Herrn, der dem Vorgefallenen so fremd ist, daraus eher Stoff für die Unterhaltung, als für niederdrückende Empfindungen zu ziehen *). Ich glaube, daß dieß so ziemlich auf ein ganzes Land und ein ganzes Volk anwendbar ist. Je fremder einem Volke die Ereignisse der Vorzeit sind, desto besser kann es sie zur Unterhaltung benutzen, desto leichter über das Störende wegblicken. Insofern wäre es für den Werth des Bodens also eher zu wünschen, daß des-

*) Wo keine gemeinsame Grabstätte ist, da werden die Todten in den Wäldern beerdigt. Man trift auf manche solcher Europäischer Gräber. Sie sind meist mit einem Gitter von Scheithölzern umgeben, zum Schutze vor den wilden Thieren. Ich gestehe, daß sie die Reize der ländlichen Scenen nicht erhöhen.

sen Geschichte dem Volke, was ihn gegenwärtig bewohnt, gar nicht angehöre. Wie wenig es auch darauf ankommt, ob die Begebenheiten unsrer eigenen Geschichte angehören, ergibt sich schon daraus, daß uns Deutschen Italien, gerade wegen der Geschichte der alten Römer, interessanter ist, als die Urstätte unsrer eigenen Vorfahren, und daß der Boden von Egypten, Syrien und Kleinasien uns stärker anspricht, als irgend ein Europäisches Land.

Dem Werthe, den man dem Boden Deutschlands wegen der Deutschen Geschichte beymessen will, steht ohnehin entgegen, daß die Entwickelung der neuern Völker überhaupt noch zu sehr zurück ist. Um die Geschichte einzelner Menschen, wie ganzer Geschlechter zu würdigen, ist, wie niemand zu läugnen wagen wird, auf die Motive zu blicken, welche das Leben in den verschiedenen Perioden bewegten. Nun aber möge man sich doch beantworten, durch welche Motive, von der ersten Zeit an, das Thun und Lassen der Germanischen Völker bestimmt und geleitet worden. Man möge einmahl zusehen, warum von jeher die Kriege geführt, warum die Frieden geschlossen worden, und sodann auf das Leben in den Friedenszeiten selbst achten. Es ist lächerlich, von Größe und Herrlichkeit des Ganzen zu reden, wenn im Einzelnen lauter niedrige Zwecke walten. Wo ein Volk nur aus rohen Individuen besteht, dort kann auch das Volksleben nur roh seyn. Insofern aller Kampf, sey es als bloßes Spiel der physischen Kräfte, oder des rüstigen Muthes, etwas Ansprechendes hat, findet sich dieß freilich auch in der neuern Geschichte. Aber wenn es doch einzig die Motive der Anstrengungen sind, welche ihnen den erhebenden Charakter geben, so darf man das Erhebende nicht in den Befehdungen roher Völker suchen. Die erhebenden Perioden sind bey den neuern Völkern noch zu erwarten. Die bisherigen gehören sammt und sonders zu denen der Barbarey. Wo die reinen Interessen für das Gemeinwohl, welche allein die höchste Cultur erzeugt, fehlen, da fällt jede Unternehmung, jeder Krieg und Kampf, trotz aller Züge von Aufopferung, in die Rubrik der Abentheuer,

hte dem Volke, was ihn gegenwärtig bewohnt, gar
öre. Wie wenig es auch darauf ankommt, ob die
ten unſrer eigenen Geſchichte angehören, ergibt ſich
s, daß uns Deutſchen Italien, gerade wegen der
er alten Römer, intereſſanter iſt, als die Urſtätte
nen Vorfahren, und daß der Boden von Egypten,
Kleinaſien uns ſtärker anſpricht, als irgend ein
Land.

Werthe, den man dem Boden Deutſchlands
Deutſchen Geſchichte beymeſſen will, ſteht ohnehin
aß die Entwickelung der neuern Völker über-
ſehr zurück iſt. Um die Geſchichte einzelner Men-
anzer Geſchlechter zu würdigen, iſt, wie niemand
wagen wird, auf die Motive zu blicken, welche
den verſchiedenen Perioden bewegten. Nun aber
ch doch beantworten, durch welche Motive, von
it an, das Thun und Laſſen der Germaniſchen
nt und geleitet worden. Man möge einmahl zu-
n von jeher die Kriege geführt, warum die Frie-
n worden, und ſodann auf das Leben in den
n ſelbſt achten. Es iſt lächerlich, von Größe und
es Ganzen zu reden, wenn im Einzelnen
ge Zwecke walten. Wo ein Volk nur aus rohen
eſteht, dort kann auch das Volksleben nur roh
rn aller Kampf, ſey es als bloßes Spiel der
äfte, oder des rüſtigen Muthes, etwas Anſprechen-
et ſich dieß freilich auch in der neuern Geſchichte.
s doch einzig die Motive der Anſtrengungen ſind,
den erhebenden Charakter geben, ſo darf man
e nicht in den Befehdungen roher Völker ſuchen.
nden Perioden ſind bey den neuern Völkern noch
Die bisherigen gehören ſammt und ſonders zu
arbarey. Wo die reinen Intereſſen für das Ge-
welche allein die höchſte Cultur erzeugt, fehlen,
e Unternehmung, jeder Krieg und Kampf, trotz
von Aufopferung, in die Rubrik der Abentheuer,

tausend Deutsche Quadratmeilen groß ist, heißt wörtlich der blutige Grund.

In Europa ist viel Redens von dem Schatze, den ein Volk in seiner Geschichte besitze. Gewöhnlich wird in den damit verbundenen dunkeln und verworrenen Vorstellungen die Geschichte des Landes mit der Geschichte des gegenwärtig darin lebenden Volkes vermengt; und so kann sich die sonderbare Grille entwickeln, als ob das Scheiden aus dem Lande zugleich ein Scheiden aus der Geschichte des Volkes sey. Wenn ein Einzelner auswandert, so überläßt man sich dieser Meinung unbedingt. Falls aber ein großer Theil des Volkes, oder gar das ganze Volk aufbräche, so würde sie ziemlich ins Gedränge gerathen. Allerdings erlangt der Boden durch die Begebenheiten, die sich darauf zutragen, eine neue Bedeutung. Aber welcher Art die Bedeutung sey, ob erhebender oder niederdrückender Art, das hängt doch wohl von den Begebenheiten selbst ab. Hier, wo es so leicht ist, Wohnstätten zu finden, sind widrige Begebenheiten nicht selten der einzige Grund, den Boden, wo sie sich ereigneten, zu fliehen. Mancher Pflanzer bricht von seiner Stätte auf, wenn er ein theures Glied seiner Familie verliert, zumahl wenn der Todesfall ein sogenannter unnatürlicher ist. Die verlassene Stelle gelangt dann an einen andern Herrn, der dem Vorgefallenen so fremd ist, daraus eher Stoff für die Unterhaltung, als für niederdrückende Empfindungen zu ziehen *). Ich glaube, daß dieß so ziemlich auf ein ganzes Land und ein ganzes Volk anwendbar ist. Je fremder einem Volke die Ereignisse der Vorzeit sind, desto besser kann es sie zur Unterhaltung benutzen, desto leichter über das Störende wegblicken. Insofern wäre es für den Werth des Bodens also eher zu wünschen, daß des-

*) Wo keine gemeinsame Grabstätte ist, da werden die Todten in den Wäldern beerdigt. Man trift auf manche solcher Europäischer Gräber. Sie sind meist mit einem Gitter von Scheithölzern umgeben, zum Schutze vor den wilden Thieren. Ich gestehe, daß sie die Reize der ländlichen Scenen nicht erhöhen.

sen Geschichte dem Volke, was ihn gegenwärtig bewohnt, gar nicht angehöre. Wie wenig es auch darauf ankommt, ob die Begebenheiten unsrer eigenen Geschichte angehören, ergibt sich schon daraus, daß uns Deutschen Italien, gerade wegen der Geschichte der alten Römer, interessanter ist, als die Urstätte unserer eigenen Vorfahren, und daß der Boden von Egypten, Syrien und Kleinasien uns stärker anspricht, als irgend ein Europäisches Land.

Dem Werthe, den man dem Boden Deutschlands wegen der Deutschen Geschichte beymessen will, steht ohnehin entgegen, daß die Entwickelung der neuern Völker überhaupt noch zu sehr zurück ist. Um die Geschichte einzelner Menschen, wie ganzer Geschlechter zu würdigen, ist, wie niemand zu läugnen wagen wird, auf die Motive zu blicken, welche das Leben in den verschiedenen Perioden bewegten. Nun aber möge man sich doch beantworten, durch welche Motive, von der ersten Zeit an, das Thun und Lassen der Germanischen Völker bestimmt und geleitet worden. Man möge einmahl zusehen, warum von jeher die Kriege geführt, warum die Frieden geschlossen worden, und sodann auf das Leben in den Friedenszeiten selbst achten. Es ist lächerlich, von Größe und Herrlichkeit des Ganzen zu reden, wenn im Einzelnen lauter niedrige Zwecke walten. Wo ein Volk nur aus rohen Individuen besteht, dort kann auch das Volksleben nur roh seyn. Insofern aller Kampf, sey es als bloßes Spiel der physischen Kräfte, oder des rüstigen Muthes, etwas Ansprechendes hat, findet sich dieß freilich auch in der neuern Geschichte. Aber wenn es doch einzig die Motive der Anstrengungen sind, welche ihnen den erhebenden Charakter geben, so darf man das Erhebende nicht in den Befehdungen roher Völker suchen. Die erhebenden Perioden sind bey den neuern Völkern noch zu erwarten. Die bisherigen gehören sammt und sonders zu denen der Barbarey. Wo die reinen Interessen für das Gemeinwohl, welche allein die höchste Cultur erzeugt, fehlen, da fällt jede Unternehmung, jeder Krieg und Kampf, trotz aller Züge von Aufopferung, in die Rubrik der Abentheuer,

die, wenngleich unserer Betrachtung nicht unwerth, doch keinesweges als etwas Idealisches zu preisen sind.

Indeß davon abgesehen, jegliche Ueberschätzung des Geschichtlichen am Boden trift der allgemeine Einwurf, daß kein Land der Erde anziehend auf uns wirken kann, wenn uns dessen wahre Geschichte vollständig vorschwebt, und daß das Anziehende nur durch Täuschung herauskommt. Wer in Italien, wie in Deutschland, an der historischen Bedeutung einzelner Oerter einen reinen Genuß sucht, der muß sich, statt an die Werke der Geschichtsforscher, an die Erzählungen und Romane wenden, die schlechthin für die Unterhaltung geschrieben werden. Die ernste Historie stellt neben die wenigen Züge von Reinheit, Herzensgüte und Treue, die schwärzesten Massen von Unlauterkeit, Grausamkeit und Verrath, und eben von den Gegenden, wo die Natur ihren Segen in besonderer Fülle ausgegossen hat, namentlich von den Gegenden am Rheine, weiß sie die ärgsten Greuel zu berichten, so daß, wenn der Volksglaube an zurückgekehrte schuldbelastete Todte wahr wäre, die schönsten Fluren von Gespenstern wimmeln müßten.

Darum darf man denjenigen, welche Amerika verachten, weil ihm die historische Bedeutung der östlichen Welt fehlt, antworten, es sey zu beklagen, daß ihm die historische Bedeutung nicht völlig fehle; weil gerade diese am meisten störe, wenn man in den Blumenwäldern sich in die Phantasien von einem Idyllenleben versenke, und alsbald auf Pyramiden von menschlichen Gebeinen stoße, mit allen Beweisen, daß die rothen Menschen sich von jeher mit ähnlichen Greueln bedeckt haben, als die Bewohner der classischen Hemisphäre. Wer jedoch die Geschichte nur als ein Magazin schätzt, das dem Verlangen sich angenehm zu täuschen, Vorschub leistet, dem sey bedeutet, daß die Vergangenheit dieser Länder weit reicher ist, als jene Tadler sich träumen lassen. Freilich spricht aus den indianischen Gräbern und Wallwerken die Vorzeit nicht so eindringend zum Wanderer, als in Europa aus den Trümmern der Schlösser und Burgen. Allein dafür ertönt hier um so mächtiger die

Stimme der Natur, die in dieſen unermeßlichen Hainen noch in derſelben Feier erſcheint, worin ſie das erſte Menſchenpaar empfing, und den Europäiſchen Fremdling mit einem Zauber begrüßet, den keine Schöpfung ſterblicher Hände zu bieten vermag. Wer aber für eine ſolche Ausgleichung nicht unempfänglich iſt, den lade ich ferner ein, nach den Zeiten zu blicken, die uns näher liegen, deren handelnde und leidende Weſen in Gedanken und Gefühlen eine nähere Verwandtſchaft zu uns bekunden, um ihn, in der Coloniſations-Geſchichte von Nordamerika, zu einem Stoffe zu leiten, nach dem man ſich vergebens in Europa umſieht. Alle Abentheuer der Weltumſegler ſind nicht mit denen zu vergleichen, welchen ſich die kühnen Menſchen unterzogen, die in dem geheimnißvollen Innern dieſes Landes die erſten Anſiedlungen gegründet haben. Ich erinnere nicht an die Anſiedlungen öſtlich der Alleghanys. Ich denke nur an die Verſuche in den Ohioländern. Was hält nicht allein das Leben eines Boone, eines Logan, eines Harrod, eines Kenton dar! ſämmtlich Männer unſerer Tage, deren Unternehmungen und Schickſale wir durchaus mit unſern eigenen Gedanken und Gefühlen meſſen können. Ohne in Perioden zurückzugehen, worin die Menſchen, mit den Quellen ihrer Freuden und Leiden, zu verſchieden von uns waren, läßt ſich in Nordamerika, und insbeſondere im öſtlichen Miſſiſippi-Gebiete eine Maſſe von Erzählungen ſammeln, welche die Sagen von den Deutſchen Burg-Ruinen ziemlich erſetzen. Die Städte Harrodsburg und Boonesborough in Kentucky waren mit der Veſte Logan's (wo jetzt Stamford ſteht) die erſten Stützpunkte der Anſiedler. Was iſt nicht Alles zu berichten von den öftern Angriffen der Indianer auf dieſe Punkte, die zum Theil unter der Leitung Engliſcher Offiziere geſchahen? Hier iſt ſchon Manches darüber in den Zeitſchriften. Es wird ohne Zweifel auch bald in Europa bekannter werden, und die Europäer werden dann Menſchen, die ihnen in Sitten und Gebräuchen, in Sinnesart und Lebensweiſe durchaus ähnlich ſind, in Lagen ſehen, wie ſie die bloße Einbildungskraft eines Bewohners der alten Welt wohl nie hätte

ersinnen können. Familien, die eigentlich nichts weiter bezweckten, als friedliche Stätten, und die dem mächtigen Reize nicht zu widerstehen vermochten, den dieser endlose Garten der Natur auf jeden Europäer übt, geriethen, ohne es zu ahnen, in Gefahren, Bedrängnisse und Abentheuer, die allen Glauben übersteigen. Es waren keine Bettler und Landstreicher, wie pedantische Büchermacher meinen. Es waren Familien, deren sich kein wohlerzogener Mann zu schämen hat. Sie blickten von den Höhen der Alleghanys auf dieses Wunderland, dessen Fruchtbarkeit sich in einer Vegetation verkündete, wovon früher kein Beyspiel bekannt war. Es lag unbenutzt, und der Himmel selbst schien zur Benutzung einzuladen. Es gab so viel Wildpret, Hirsche, Büffel, Bären und Truthühner, daß einen Vorrath von Victualien mitzubringen, ganz überflüssig war. Die Einladung wirkte begreiflich am stärksten auf die Männer. Aber bald konnten auch die Frauen der tiefen Aufregung der Phantasie nicht mehr widerstehen. Wer in Gegenden wie am Ohio, nicht die leiseste Neigung zu romantischen Wanderungen spürt, für den hat kein Dichter gesungen. An der Hand des rüstigen Mannes schritt die Gattinn getrost mit in das unermeßliche Waldgebiet. Schnell war ein Obdach fertig, ein Garten gelichtet, und die Frauen begannen fröhlich ihre alte Lebensweise wieder, als wenn sie noch mitten in den Fluren der civilisirten Welt gewohnt hätten; während die Männer ihre Arbeiten an der Lichtung des Bodens von Zeit zu Zeit durch reiche Jagden unterbrachen. Sie waren darauf gefaßt, giftige Schlangen, Wölfe und Tiger anzutreffen. Aber die Frauen wußten, daß dergleichen das Leben im häuslichen Kreise selten gefährdet; und die Männer waren, als gute Jäger, was beinahe jeder Amerikanische Ackerwirth ist, damit zu sehr vertraut, als daß sie es hätten fürchten sollen. Es waren andre Gefahren, die ihrer harrten. Der friedliche Schein des Idyllenlebens verschwand vor dem dumpfen Kriegslaute der Indianer. Das Silberlicht des Mondes verlor seinen Zauber, seitdem man hinter jedem Baume einen mordgierigen Wilden fürchtete. Nur wer durch die dunkeln Wälder

dieſes Continentes gereiſet iſt, wer in ihren einſamen Stätten des ländlichen Fleißes übernachtet hat, der kann ſich einiger Maaßen den Gefühlen nähern, welche das nächtliche Mordgeheul von Weſen bewirkte, die in ihrer rothen Hautfarbe, ſchwarz bemahlt, mit einer Rabenfeder auf dem kahlen Scheitel, dem Tomahawk und Scalpirmeſſer in der Hand, den Weißen nothwendig wie eine Art böſer Dämonen vorkommen mußten. Ueberfälle bey Tage und bey Nacht, förmliche Belagerungen, Blokaden in größerer oder geringerer Entfernung, Auflauern im Hinterhalte, war von nun an etwas Gewöhnliches; und die Befeſtigung der Wohnungen gehörte ſo zur Sicherheit, wie in Europa in den Ritterzeiten. Die Männer kehren von der Jagd zurück und die Nachricht hallt ihnen entgegen, daß ihre Töchter dicht vor den Paliſaden des Hauſes von den Indianern ergriffen worden. Sofort verfolgen ſie die Spur, ſetzen über Bäche und Ströme und durchſchweifen die Wälder wochenlang, indeß daheim die Gattinnen in Qualen leben, die ſich nur empfinden laſſen. So wurde im July 1776 eine Tochter des erwähnten Boone mit zwey Töchtern ſeines Schwagers Calloway fortgeſchleppt. Unter krampfhaften Anſtrengungen gelang es den Vätern, ſie nach einigen Tagen den Räubern wieder abzunehmen. — Bey einem Ueberfalle gegen die Familie des Logan wurde der Vater und der Bruder der Gattinn des Logan getödtet, und ihre Schweſter, Schwägerinn ſammt vier Kindern als Gefangene weggeführt. Sobald die Unglücksbotſchaft den abweſenden Logan erreichte, ſammelte er einen Theil ſeiner Miliz, wovon er Oberſt war, und verfolgte die Feinde. Er hohlte ſie ein, ſchlug ſie, tödtete mehrere von ihnen, und befreite die Gefangenen, die während des Gefechtes in das Dickicht der Wälder entſchlüpft waren, glücklich, ein Kind ausgenommen, welches, als es gleichfalls entfliehen wollte, von den Indianern getödtet wurde.

Boone iſt, wie Logan, unzählige Mahl in Gefechten mit den Indianern geweſen. Sein älteſter Sohn blieb in einem ſolchen Gefechte. Er ſelbſt gerieth mehrmahls in Gefangenſchaft, und wenn er nachher zu den Seinigen zurückkam, war es dieſen,

als ob ein Todter wiederkäme. Die Indianer hatten, bey aller Wildheit, doch zu viel Achtung vor diesem kühnen Manne und großen Jäger, als daß sie ihn tödteten, wie die meisten andern Gefangenen. Sie trauten ihm übermenschliche Eigenschaften zu, weil sie ihn so oft in dem dichtesten Kugelregen unversehrt gesehen hatten. Sie strebten, ihn für ihre Lebensart zu gewinnen, die, was die Jagd anbelangt, ihm eben so sehr zusagen mochte, als seinen milden menschenfreundlichen Charakter die indianische Grausamkeit empörte. Ein Häuptling der Shawanesen zu Chillicothe wollte ihn seiner Familie einverleiben, um sie durch ein solches Blut zu veredeln. Damahls war er mehrere Monate unter den Indianern. Sie hatten ihn bey dem Salzsieden in Kentucky (an den Blueliks) überfallen, und in der Gefangenschaft mußte er am Scioto, nördlich des Ohio, auch für sie Salz bereiten. Endlich faßten sie ein solches Zutrauen zu ihm, daß sie ihn zum Jagen mitnahmen. Das gab ihm die Gelegenheit zu entfliehen. Seine Gattinn war, weil sie ihn todt glaubte, über die Alleghanys zurück, zum väterlichen Hause, gegangen.

Kenton hat ähnliche Abentheuer bestanden, aber er war weniger glücklich. Er hat in seiner Gefangenschaft die schrecklichsten Martern erlitten. Die Indianer färbten ihn schwarz, was ein Zeichen war, daß er getödtet werden sollte. Sie banden ihn auf ein wildes Pferd und trieben ihn so in die Wälder. Dann mußte er gassenlaufen, und zuletzt sollte er verbrannt werden. Die wunderbarsten Zufälle retteten ihn; ein Mahl, daß ein Weißer, Namens Girti, der als Renegat unter den Indianern lebte, in ihm einen Jugendfreund erkannte.

Uebrigens darf man nicht denken, als wenn bloß Einige eine Menge von Abentheuern zu berichten hätten, und allen Andern nichts begegnet wäre. Länger als dreißig Jahre hindurch waren sämmtliche Pflanzungen südlich und nördlich des Ohio den Angriffen der Indianer mehr oder weniger ausgesetzt. Die Niederlassungen wurden keinesweges vom Staate oder von Corporationen geleitet. (Bey den neuern Völkern kommt es ja überhaupt nur zu Colonisationsvereinen, wenn ein großer

Gewinn in Geld oder Geldeswerth anlockt.) Der Staat folgte, in Amerika so gut wie in Europa, immer hinten nach. Es gibt vielleicht keine Familie in diesen Gegenden, wovon nicht das eine oder das andere Glied, aus dem eignen Leben, Dinge zu erzählen hat, die Staunen, Schaudern und Entsetzen erregen. — Man braucht deshalb, um ein sogenanntes historisches Interesse zu erwecken, nicht einmahl auf die Zeiten zurückzugehen, wo die Spanier und die Franzosen, oder die Franzosen und die Engländer sich im Mississippi-Gebiete bekriegten; wiewohl auch diese Kriege eine Menge Züge enthalten, die auf Europäischem Boden sich nie entfalten konnten.

Man berichtet von Vorfällen, daß zwey Männer und eine Frau, in einem gewöhnlichen Blockhause, über 24 Stunden, Hunderten mit Feuergewehr angreifenden Indianern widerstanden haben. Die Gewehre der Belagerten wurden so heiß, daß sie von Zeit zu Zeit mit Wasser gekühlt werden mußten. Die Frau goß Kugeln, während die Männer schossen; und da einer von ihnen tödtlich verwundet wurde, nahm sie dessen Gewehr. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen begannen die Indianer, Feuerbrände an Pfeilen auf das Schindeldach zu schleudern. Einer dieser Brände zündete wirklich. Die Belagerten hatten also die Aussicht, lebendig zu verbrennen, oder sich in die dichten Haufen der blutdürstigen Feinde zu stürzen. Da stieg der Mann unter einem Hagel von Kugeln auf das Dach, löschte das Feuer und kehrte unversehrt zurück. Die Indianer hielten ihn nunmehr für bezaubert, und hoben mit einem Verluste von vierzig Todten die Belagerung auf.

Es kamen Auftritte vor, welche den Schein hatten, als wenn es dem Teufel gestattet wäre, die theuersten Interessen miteinander in Widerstreit zu bringen, um die Menschen so recht an der Seite ihrer Tugenden zu martern.

Eine Mutter mit vier Kindern wurde in der Nacht von Indianern überfallen. Sie hatte eben noch Zeit in das Gebüsch zu entweichen. Als sie kaum mit den Ihrigen versteckt war, hörte sie auch schon die Stimmen ihrer Verfolger nahen.

Indeß würde ihr Zufluchtsort wohl nicht entdeckt worden seyn, wenn sie sich hätte entschließen können, einen schreienden Säugling an einer andern Stelle liegen zu lassen. Sie vermochte es nicht. Das Geschrey des Säuglings zog die Indianer herbey, welche denselben mit der Mutter zu Gefangenen machten, die drey andern Kinder aber vor ihren Augen ermordeten.

Einst fuhren zwey große Boote mit Ansiedlern den Ohio hinunter. Das erste Boot wurde von einer Menge Indianer in Kähnen angegriffen. Die wiederhohlten Angriffe wurden mit der größten Kaltblütigkeit zurückgeschlagen. Die Indianer machten darauf einen Versuch gegen das zweite Boot, der ihnen gelang. Die Männer wurden getödtet und die Weiber als Gefangene in die Kähne gebracht. Jetzt stellten sich die Indianer zwischen diese Weiber und erneuerten ihre Angriffe auf das erste Boot, dessen Mannschaft also die Wahl hatte, entweder auf ihre eignen Freunde und Verwandten zu feuern, oder sich den Mördern zu überliefern. Der Gedanke, daß der Tod das Loos der armen Gefangenen nicht besonders verschlimmern könne, gab den Ausschlag, und die Indianer wurden zurückgetrieben.

Im Jahre 1787 überfielen die Indianer eine Familie in Bourbon County (Kentucky). Sie bestand aus einer alten Mutter, zwey erwachsenen Söhnen, zwey erwachsenen Töchtern, einer verwitweten Schwiegertochter mit einem Säuglinge, und einer Tochter von zehn Jahren. Sie lebten in einer sogenannten doppelten Wohnhütte. In einer Abtheilung waren die drey Töchter, in der andern die übrige Familie. Beym Anfange der Nacht klopft es hier an die Thür, mit dem gewöhnlichen Gesuche in gutem Englisch, eingelassen zu werden. Die Söhne wollten öffnen, als die Mutter ihnen zurief, es seyen Indianer. Sie griffen deshalb zu ihren Flinten. Als die Indianer sich abgewiesen sahen, gingen sie zu der Abtheilung, wo die drei Mädchen waren. Sie sprengten die Thür mit einem Baumstamme, und wollten die Bewohnerinnen als Gefangene wegführen. Das zehnjährige Mädchen entwischte und würde gerettet gewesen seyn, wenn es sich in dem

Gebüsche verborgen hätte. Allein in unglücklicher Angst sprang es zur Thür der andern Kammer und schrie um Hülfe. Die Brüder wollten Hülfe versuchen, aber das Oeffnen der Thür schien ein gewisser Tod für alle. Es war eine schreckliche Wahl. Ehe sie sich entscheiden konnten, brachte das Mordbeil der Indianer die Stimme des armen Geschöpfes zur Ruhe. Während ein Theil der Indianer dieses Kind mordete, und die übrigen die beyden erwachsenen Mädchen bewachten, vertheidigte sich eine derselben mit einem Messer, was sie im Augenblicke des Ueberfalles am Webstuhle gebraucht hatte. Sie tödtete wirklich einen Indianer, wurde aber selbst von dessen Genossen getödtet. Die Indianer zündeten darauf die eine Hälfte des Hauses an, so daß die Bewohner der zweiten Hälfte entweder in den Flammen umkommen, oder hervortreten mußten. Die Mörder stellten sich in die Dunkelheit, damit der Schein des Brandes ihnen Jeden verrathe, der entwischen wolle. Einer der Söhne nahm die alte Mutter, der andere die Witwe mit ihrem Säuglinge, und so versuchten sie an verschiedenen Orten über den Zaun des Hofes zu gelangen. Die Mutter wurde erschossen, eben so der Sohn, welcher die Witwe trug; die Witwe, ihr Säugling und der andere Bruder entkamen zu den Nachbaren. Diese verfolgten die Indianer, was leicht war, da gerade Schnee gefallen war. Nach mehreren Stunden stießen sie auf den kaum verblichenen Körper des in Gefangenschaft abgeführten Mädchens, das augenscheinlich erst vor wenigen Minuten ermordet worden war. Die Indianer hatten die Verfolgung an dem Bellen ihrer Hunde gemerkt. Doch erreichte man zwey von ihnen, die niedergemacht wurden.

Das sind nur einige Beyspiele der unzähligen Greuel, welche die guten Söhne der Wälder den Weißen zugefügt haben *). Die Indianer kamen meist von der Nordseite des

*) In einer Newyork'er Zeitung des Monates May 1827 steht, daß vor wenigen Tagen drey Männer (wovon einer Gregory und der zweyte Nichols heiße,) aus einer funfzehnjährigen Gefangenschaft der

Ohio zur Südseite, wo die Ansiedlungen der Weißen begannen. Zu Chillicothe am Scioto war eine Hauptstation der Indianer. Dort haben sie unter Anderen auch Boone und Kenton gefangen gehalten. Mein Weg führte mich vor einigen Tagen durch Chillicothe. Es ist jetzt ein schöner Sitz der Cultur, wo der Reisende die gräßlichen Unthaten nicht ahnet, die noch vor wenigen Jahrzehenden daselbst verübt worden sind.

Ich überlasse es dem besonnenen Beurtheiler, welche Kämpfe mehr unser Mitgefühl ansprechen, die der Europäer gegen die Feinde aller Humanität und Cultur (denn das waren die Kämpfe gegen die Indianer im Englischen Amerika fast ohne Ausnahme, so wenig sich dieß auch von dem Spanischen Amerika behaupten läßt;) oder die Kriege, worin sich die Europäer einander zerfleischen. Wenn Europäer wider Europäer in grausamen Kriegen wüthen, so findet sich selten eine Parthey für eine reine Sympathie, und zuletzt wenden wir uns mit Abscheu von beyden Theilen weg; wogegen die Colonisten in Nordamerika, welche nicht von Goldgier zur Ansiedlung bewogen worden sind, das stäte Interesse eines Jeden für sich haben, der nicht durch Träume sich über die wahre Natur der Indianer zu täuschen liebt. Leider muß man aber gestehen, daß es gerade Europäer waren, welche die Wildheit der Indianer am meisten gegen die Europäischen Colonisten aufge-

---

Indianer zurückgekehrt seyen. Sie hatten an der Canadischen Grenze Kriegsdienste gethan und waren in Scharmützeln von den Indianern überwältigt worden. Nach dem Wechsel mehrerer Herren befanden sie sich endlich unter den Flachkopf-Indianern, von denen sie bis zum Felsengebirge gebracht und zur Jagd und Fischerey angehalten wurden. Sie hätten oft versucht zu entfliehen, seyen dafür aber grausam bestraft worden. Man habe ihnen nämlich Stücke Fleisch vom eigenen Körper geschnitten, bald vom Kopfe, bald von den Gliedern, und sie gezwungen es zu verschlingen. Nur Gregory habe seine Zunge noch, den andern sey sie weggeschnitten und geröstet zum Verspeisen vorgesetzt worden.

reizt haben. Bald thaten es die Spanier gegen die Franzoſen, bald gegen die Engländer, bald die Franzoſen gegen die Engländer, oder umgekehrt. Gegen die Coloniſten am Ohio waren die Engländer in Canada die Aufwiegler. Dieſe ſendeten den Indianern auch Kriegsmaterial und Hülfstruppen. Mehrmahls ſchauderten jedoch eben dieſe Hülfstruppen über die Greuel, die ſie nicht verhüten konnten, wenn die menſchlichen Beſtien einmahl losgelaſſen waren.

Von allem Dem iſt dieſen Gegenden jetzt nichts mehr anzuſehen *). Gegenwärtig kann man am Ohio ein Leben führen, ſo ungeſtört, wie in keinem Lande der Erde. Mit geringen Mitteln laſſen ſich an ſeinen ſchönen Hügeln, zwiſchen Blumenbäumen, Landſitze gründen, wo man in tiefer Ruhe und frey von allen Plackereyen des Europäiſchen Landlebens die Früchte genießt, die der überaus ergiebige Boden faſt ohne Arbeit liefert, während täglich eine Menge der mannigfachſten Fahrzeuge auf den ſtillen Fluthen, unter Hörnerſchall und heitern Geſängen, zum großen Vater der Flüſſe vorübergleiten.

---

*) In meinem Reiſebrichte iſt erzählt worden, daß noch im Jahre 1814 den Pflanzern am untern Miſſouri Schreckliches widerfahren ſey. Flint ſpricht (in dem im 21. Auszuge angeführten Werke) von einem Vorfalle in der Nachbarſchaft meiner Pflanzung, am Flüßchen Osage woman. Ich erinnere mich nicht, an Ort und Stelle davon gehört zu haben, bezweifle ihn indeß nicht. Die Indianer kamen gerade an, als die Familie mit dem Ahornzucker-Sieden beſchäftigt war. Der Pflanzer ſelbſt wurde ſofort erſchoſſen, die Kinder in das ſiedende Zuckerwaſſer geworfen. Zwey davon, ein vierjähriges und ein dreyjähriges, hatten ſich unter ein Bett verkrochen. Während nun das wildeſte Kriegsgeſchrei ertönte, während die Opfer der teufliſchen Wuth die Seufzer des Todes ausſtießen, die Hunde mit Geheul die Luft erfüllten, und die Mörder alle Winkel des Hauſes durchſuchten, die Betten mit Speeren durchbohrten, beharrten dieſe kleinen Weſen in einer Stille, als wären ſie leblos. Sie allein blieben übrig.

Achter Auszug.

Die Träume von einem glücklicheren Leben begleiten uns von der Wiege bis zum Grabe, und wenige Europäer nehmen die Berichte über ferne Länder in die Hand, ohne dafür einigen Stoff zu erwarten. Wer über den großen Ocean zu diesem Continente reiset, der wird, seine Zwecke mögen noch so abgeschlossen seyn, sich den Hoffnungen, eine Stätte zu finden, wo das menschliche Leben heiterer dahin fließe als in der alten Heimath, nie ganz entziehen. Darum wird auch selten jemanden, der sich an dem Neuen und Einladenden. im Einzelnen gehörig gesättigt hat, die Gesammtfrage ausbleiben, ob das Loos der Menschheit hier denn wirklich glücklicher sey? Wie hätte diese Frage bey mir fehlen sollen, da ich gerade in der Absicht von Europa aufgebrochen bin, um zu erfahren, ob es nirgend tauge. Indeß welch eine Masse von Vorstellungen umschließt sie? Und wie darf man glauben, mit der Antwort spielend fertig zu werden? Wie schwer ist es nicht, über das Glück einer einzelnen Familie zu urtheilen, den Schein von der Wahrheit zu sondern! Wie unendlich schwerer muß dieß bey einem ganzen Volke seyn!

Ich gestehe, daß dasjenige, was sich äußerlich zeigt, überall dafür spricht, daß es hier besser gehe als in der östlichen Welt. Bereits an der Küste trat mir das Leben frischer und fröhlicher entgegen, als in Europa. Vergebens wird man sich in den Amerikanischen Seestädten nach jener einklemmenden Noth umsehen, die jede heitere Erwerbthätigkeit in eine Gier verwandelt *).

*) In Baltimore besuchte ich die Dampfmaschinen-Fabrik eines Herrn Streppel. Derselbe lebte noch vor wenigen Jahren im Herzogthume Berg (zu Remscheid) in der äußersten Dürftigkeit. Ein menschen-

Aber noch weit günſtiger iſt der Eindruck des Getriebes im Innern. Wer ſich auf die Küſtenſtädte beſchränkt, der mag vielleicht kaum nach einem Aufenhalte von Jahren, von dem Amerikaniſchen ein Bild gewinnen, das vor dem Europäiſchen einen entſchiedenen Vorrang behauptet. Deshalb iſt auch an den Urtheilen der meiſten Kaufleute einige Unentſchiedenheit bemerkbar, wenn ſie ſich aufrichtig über die Vorzüge des neuen Continentes ausſprechen. Aber man bringe einmahl einen Amerikaniſchen Landmann in das Europäiſche Landleben, und verſuche es, ob er ſich ſo gut darin finde, als der Amerikaniſche Kaufmann in das Leben der Europäiſchen Städte. Die Europäer beweiſen viel Mitleid mit den hieſigen Sclaven. Allein ich zweifle ſehr, daß es in den von mir durchreiſ'ten Ländern einen einzigen Sclaven gebe, der mit den Europäiſchen Tagelöhnern zu tauſchen Luſt hätte. Darnach iſt auf die Lage eines freien Pflanzers zu ſchließen. Ich ſelbſt habe von dem Amerikaniſchen Landleben bereits ſo viel kennen gelernt, daß, meinem aufrichtigen Vorſatze, nüchtern zu prüfen, zum Trotze, mich die Gedanken an die Möglichkeit einer Idyllenwelt zuweilen ziemlich berauſchen. Freylich iſt eine Idyllenwelt nicht einzig von äußern Bedingungen abhängig, und auch in einer ſchönen und reichen Natur kann man ſich ſehr unglücklich fühlen. Aber wenn ein ſolcher Spruch die Vorzüge der Amerikaner vor den Deutſchen bedeutungslos machen ſoll, ſo darf man ihn auch ohne Umſtände bey einer Vergleichung mit der Lage der Grönländer anwenden. Oder iſt es etwa für den Genuß des Landlebens gleichgültig, ob uns von allen Seiten Diebe und Räuber umlagern, denen, wenn auch die Wohnungen durch Riegel und Gitter geſichert ſind, doch die Felder und Gärten nnd noch mehr die Wälder preis gegeben bleiben? Iſt es gleichgültig, ob

---

freundlicher Bewohner Baltimore's aus Deutſchland kannte deſſen ausgezeichnete mechaniſchen Fähigkeiten, die das Vaterland ſo wenig zu benutzen vermochte. Er half ihm über den Ocean, und damit war alle Bedrängniß zu Ende.

der Wohlstand dichter und dichter von einer Dürftigkeit umzogen wird, deren Bilder die reinsten Freuden mit dem stillen Vorwurfe der Gefühllosigkeit trüben? Macht es die Fluren reizender, wenn die Staatslasten zur ängstlichen Benutzung eines jeden Plätzchens zwingen, und, wo sie sich mit dem Mißwachse vereinen, den besten Vermögensstand gefährden? Ist etwa die ewige Besorgniß vor den verderblichsten Kriegen eine leere Selbstpeinigung? Ist es Empfindeley, wenn man in dem Zustande, der Frieden heißt, sich bald durch Vorspanns-Forderungen, bald durch Einlegung von Soldaten (welche hier selbst im Kriege nicht ohne ein vom ganzen Volke gebilligtes Gesetz zulässig ist) gedrückt und gestört fühlt? Wer darf es Schwärmerey nennen, wenn man das Loos der Amerikaner preiset, daß sie von allen diesen den Europäern so gewöhnlichen Uebeln frey sind, und auch wenigstens in dem jetzigen Jahrhundert keine Aenderung zu befürchten haben? Täglich treffe ich Anlaß zu ähnlichen Betrachtungen, und so oft beym Ersteigen der Berge den Pferden einige Ruhe gegönnt wird, schweifen meine Blicke über die an den Abhängen, wie in den Thälern, verbreiteten Ansiedlungen, das sämmtlich Stätten sind, die nichts von den Gebrechen wissen, welche den Europäischen Landmann, so weit unsere Geschichte reicht, gemartert haben. Dazu geselle sich, indem ich bey Europa zunächst an Deutschland denke, dann zum Schlusse die Erinnerung an ein Klima, vor dem man sich die Hälfte des Jahres hinter Wällen und Mauern verkriechen muß. Ein Aufenthalt von wenigen Wochen gibt zwar noch kein Urtheil über Klima. Allein wenn, wie man sagt, der Himmel bis Weihnachten so heiter bleibt, als er bisher war, so wäre schon das ein unschätzbarer Vorzug, den die Freunde der ländlichen Natur tief genug fühlen, falls die Einladungen zum Weidwerk, die wohl nirgends stärker sind als hier, auch nichts über sie vermögen.

Doch wer die Reize des Amerikanischen Landlebens auch auf das vollständigste genossen hat, der dürfte bey der allgemeinen Frage, ob es hier überhaupt besser sey, als

in Europa, immer noch Mancherley zu überlegen finden. Die Schwierigkeit, über das Glück einer einzelnen Familie wie eines ganzen Volkes zu urtheilen, steckt darin, daß kein sicheres Urtheil möglich ist, ohne daß der letzte Grund des Glückes klar vorschwebe; und insbesondere ist die Frage, ob die Amerikanische Menschheit glücklich sey, von der Frage nach dem eigentlichen Grunde ihres Glückes durchaus untrennbar. Wer alle Staaten durchwandert hat, wer alle Aeußerlichkeiten, wodurch sich das Getriebe dieses Landes empfiehlt, treu aufgenommen hat, der ist zu einer Antwort auf jene Frage dennoch nur insofern fähig, als er der Quelle näher gekommen, woraus die ansprechenden Aeußerlichkeiten hervorgehen. Nur für die Erkenntniß dieser Quelle haben sie diejenige Bedeutung, welche sie über Scheinwerk erhebt.

Sogar die ersten Reden, womit man hier empfangen wird, regen stark an, über den Unterschied unserer Heimath und der neuen Welt nachzudenken. Daß die Amerikaner nach Urtheilen über Europa begierig sind, ist begreiflich. Aber es ist auffallend, wie begierig sie auch nach Urtheilen über ihr eigenes Amerika forschen. Die Trägheit selbst könnte dadurch zu den belehrendsten Vergleichungen gelangen, wenn nicht leider die verkehrtesten Deklamationen zu hinderlich wären. In Europa, wie in Amerika, sind nämlich bereits seit Jahren die irrigsten Meinungen über die Ursachen des Gedeihens der V. St. verbreitet, und so bringen die Einwanderer entweder eine Befangenheit aus Europa mit, oder sie gerathen bey den ersten Schritten hier hinein.

Ich kam glücklicher Weise vorbereitet an. Ehe ich die Reise antrat wußte ich, daß auch die meisten politisirenden Amerikaner, wie ihre Bewunderer in Europa, das Gedeihen ihres Landes hauptsächlich, ja allein, den Gesetzen und der Regierungsart beymessen; und da ich die Zauberkraft der menschlichen Satzungen und Beschlüsse schon lange vorher zu bezweifeln begonnen hatte, so fanden mich die Gespräche in den Gasthöfen ziemlich gewappnet. Ich will die Amerikaner nicht der politischen Saalbaderey beschuldigen. Aber ich

muß doch anführen, daß es in den Gesellschaften, die ich in den Gasthäusern antraf, selten ohne politische Verhandlungen abging. Fast in allen war die Rede von der Präsidenten-Wahl, und ob sie auf Adams oder Jackson oder Clay fallen werde. — Jackson scheint viele Anhänger unter der Jugend zu haben, wohl aus keinem andern Grunde, als daß die Amerikanische Jugend eben so geneigt ist, den Kriegsruhm zu überschätzen, wie die Europäische. Es ist keinesweges zu verwundern, aber es macht immerhin einen eigenen Eindruck, wenn man hier die Jugend und die Frauen mit demselben Eifer dem militärischen Pompe huldigen sieht, als in der östlichen Welt. Ich habe unterweges mehrmahls Landwehrübungen beigewohnt, wo ich diesen Eindruck erfuhr. — An die Discussionen über die Präsidenten-Wahl reiheten sich gewöhnlich allgemeine Lobesergießungen über die Gesetze und die Regierung. So lange ich noch nicht genug Zeichen des wirklichen Gedeihens vor mir hatte, reizte mich dergleichen nicht sehr an, den wahren Ursachen nachzuspüren. Allein es rief doch meine alten Zweifel gegen die Wunderkraft nackter Gesetzgebungen wieder vor. Ich sah allerdings bald ein, daß hier die Gesetze mehr herrschen als in Europa. Aber zu einem übertriebenen Lobe konnte ich mich um so weniger verirren, da ich nicht minder schnell erkannte, daß deren Handhabung hier eben so gut eine Berufssache ist als anderwärts, und auch hier sich niemand genauer mit den Gesetzen befaßt, der nicht als Jurist (Richter oder Advokat) seinen Unterhalt erwerben will. Indeß wie dem auch sey, wie gut die Amerikanischen Gesetze an sich und wie gut ihre Vollziehung sey, wer darf, dachte ich, davon das Gedeihen eines Volkes von Millionen ableiten, da die Gesetze über die meisten Beschwerden des Lebens überhaupt so wenig vermögen. Was hilft denn dem armen Tagelöhner die beste Gesetzgebung, wenn er stäts im Schweiße des Angesichtes sein Brod ißt? Was hilft die politische Freiheit dem, der wegen der dringendsten Bedürfnisse in beständiger häuslicher Abhängigkeit lebt, wie z. B. in der Abhängigkeit von einem Fabrikherrn, oder von einem Gutsherrn? Was nutzt sie einem

gedrückten Schreiber, einem Beamten, dem die Sonne bloß über Acten leuchtet, wenn sie ihn nicht von den häuslichen Sorgen befreiet, die seinen Geist in größerer Beklemmung halten als den eines Dienstboten, der doch die Beruhigung hat, bald einen neuen Dienst finden zu können, falls der alte ihm versagt?

Ueberall die gleiche Schwäche der Menschen, das Gute lieber ihrem Verstande und ihren Tugenden beyzumessen, als dem Glücke und der Natur. Daß dieß auch auf die Amerikaner und die Ableitung ihres Gedeihens anwendbar sey, schien mir völlig ausgemacht, lange bevor ich in Betreff der Wirklichkeit des Gedeihens, geschweige in Betreff der wahren Ursachen davon, zu einem festern Resultate gelangt war. Dem schlichten Amerikanischen Landmanne wäre es wohl beyzubringen, daß er den glücklichen Zustand seiner Heimath nicht seinen Verdiensten verdankt. Aber schwerer wird es mit denjenigen gelingen, die den Homer und den Cicero lesen, was jetzt mitten in den Alleghanys und am Ohio so fleißig geschieht als in Europa; wozu mir noch vor Kurzem der Sohn unseres Wirthes einen Beleg lieferte. Die neuere Cultur ist in Amerika nicht anders, als in Europa, und dieselben politischen Irrthümer, welche man in Deutschland vertheidigt, trift man auch in den V. St.; weil die Gelehrten und Staatsmänner durch die Brillen derselben Theorien blicken. Wie die Europäischen Staatsmänner von jeher daran gewöhnt sind, das Gedeihen der Völker ohne sie für unmöglich zu halten, so leben auch die Amerikanischen in dem Glauben, daß am Ende das ganze Heil ihrer Heimath von ihnen herrühre, von ihren Theorien, ihren Regierungskünsten. Dieß ist fürwahr ein gar schlimmes Zeichen der in dem gesammten Gebiete der Politik waltenden Oberflächlichkeit. Man sollte meinen, das flüchtigste Nachdenken müsse belehren, daß wenn gleich weise Gesetze weit mehr über das Glück der Menschen vermöchten, als sie vermögen, man dennoch dort das Glück nicht vorzugsweise von weisen Gesetzen ableiten dürfe, wo das Volksleben sich so selbst überlassen ist, als in den V. St. von

Nordamerika. Wo die große Masse einen solchen Einfluß auf die Gesetzgebung und auf die Vollziehung der Gesetze hat, da kann es doch, und seyen die Schulen noch so vortrefflich, gewißlich nicht nach consequenten, subtilen Theorien gehen. Im Gegentheile, es scheint viel verständiger, sich, wenn einmahl schlechterdings von dieser Seite das Glück der Amerikaner herzuleiten wäre, lieber der Vermuthung zuzuwenden, daß gerade die Befreiung von dem, was in der neuern Cultur bisher für tiefe Staatsweisheit gegolten hat, der Grund sey.

Ich weiß sehr gut, daß man ähnliche Aussprüche auf die Schwärmereyen von den Vorzügen eines sogenannten Naturlebens zu beziehen pflegt. Vor der leidenschaftlichen Unklarheit von Parthey-Ansichten hilft kein Protestiren. Wer nicht alles billigt, was eine Parthey verficht, der wird von ihr zur Gegenparthey gerechnet. Wer in Amerika über die Fehler der Theorien spricht, worin die Staatsmänner ihr Ansehen suchen, der geräth in den Verdacht, den Theorien und der Cultur überhaupt feind zu seyn und, als ein Anhänger Rousseau'scher Lehren, allein von dem instinctartigen Leben unser Heil zu erwarten. In Europa geht es eben so. Man braucht nur irgend eine Maaßregel der Minister zu tadeln, und man heißt ein Unzufriedener, was wieder mit einem Revolutionair, einem Anarchisten, einem Beförderer der Pöbelherrschaft zusammengeworfen wird. Das Possierlichste ist, daß gerade diejenigen, welche am wenigsten den Widerspruch ertragen, welche der aufrichtigsten Gegnerinn des Factionsgeistes, der freien und besonnenen Ueberlegung, am wenigsten zugethan sind, am lautesten über Leidenschaftlichkeit und wilde Neuerungssucht klagen.

Indeß wer in seinem befangenen Hirne nur einen freien Raum für ein Paar Sätze hat, den würde ich mir getrauen, schnell zu überzeugen, wie absurd es ist, meinen obigen Ausspruch für schwärmerisch zu halten. Ohne bey der Protestation zu verweilen, daß ich keinesweges dem sogenannten gesunden Menschenverstande, — d. h. einem oberflächlichen beque-

men Gebrauche des menschlichen Verstandes — den Vorzug vor der wahren (bloß durch große Anstrengung zu erreichenden) Einsicht beymesse, würde ich ihn auffordern, eine geringe Weile einen andern Ausspruch zu prüfen, der bey der Vergleichung des menschlichen Getriebes in Nordamerika und Europa, ein so helles Licht anbietet, daß man erstaunen muß, ihn nicht längst benutzt zu sehen. Nämlich was ich vorhin andeutete, daß die Gesetzgebung und die Vollziehung der Gesetze hier so sehr von der Sinnesart der Menge abhänge, das läßt sich weit eindringlicher in der Bemerkung vortragen, daß in den V. St. von Nordamerika das Familien-Leben vorherrsche, und diesem das, was öffentliches Leben und Staat heißt, so ziemlich dienstbar sey, wogegen in Europa umgekehrt das Familien-Leben von dem, was Staatswohl genannt wird, umstrickt und fast erdrückt erscheine. Es gibt vielleicht keinen einzigen Politiker, der das Richtige und Fruchtbare dieser Bemerkung, wenn sie ihm einmahl vorgehalten worden, nicht fühle. Selbst jene, welche sich ewig in dem verworrenen Raisonnement von demokratischen und monarchischen Principien zerarbeiten, werden einräumen, daß in Nordamerika das Staatsleben von dem Familienleben beherrscht werde. Und dennoch klebt man hartnäckig an einer Erklärung des Gedeihens der Nordamerikaner, die damit völlig unvereinbar ist. Wie kann man zugeben, daß hier das öffentliche Getriebe wirklich von den Interessen und Neigungen der einzelnen Familien bestimmt werde, und doch das erstere als den letzten Angel betrachten? Und wie kann man von der Zauberkraft einer hohen Weisheit träumen, und zugleich von der Allmacht einer Masse von Millionen, die, einzeln abgefragt, auf hohe Weisheit nicht den geringsten Anspruch machen? — Freilich ist ein solcher Wahn nicht sehr von dem verschieden, der da hofft, durch Vereinigung der Leiber einer Anzahl Staatsräthe mehr Geistiges hervorzuziehen, als die einzelnen Räthe mitbringen. Werden nicht die Zöglinge für die Staatsverwaltung der neueren Völker, der eine für diesen der andre für jenen Zweig des u-n-

theilbaren Ganzen, von Lehrern zugestutzt, die sich um den Zusammenhang des Ganzen niemahls kümmern? Und dieselben Zöglinge vereint man dann später zu einem Collegium, in der sonderbaren Meinung, daß der Ueberblick über alle Zweige der Staatsverwaltung und eine, die Bedeutung jedes Zweiges gegen den andern gründlich durchdringende Einsicht, obschon sie in keinem der einzelnen Köpfe an sich wohne, dennoch irgendwo in der Versammlung seyn müsse. — Oder glaubt man etwa, daß es nur auf den Zauber einer Rede ankomme, die Stimmen der Familien für Theorien zu gewinnen, die sie gar nicht begreifen? Man kann zwar durch Redekünste einen leidenschaftlichen Haufen für Stichworte von Theorien einnehmen. Allein nur Thoren werden daraus schließen, daß der Haufe die Theorien selbst verstanden habe. Nun aber fällt in Nordamerika eine solche Operation überhaupt weg, weil dessen Bevölkerung eben so wenig den Namen einer Gesellschaft von Staatsmännern verdient, als den eines leidenschaftlichen Trosses. Wer die Besonnenheit beobachtet, welche die große Mehrheit der Nordamerikaner in ihrem Familienleben leitet, der wird bald an der Wirkung von Redekünsten zweifeln, die in Frankreich über die Menge so viel vermocht haben. Und wenn ihm als eine ausgemachte Wahrheit dargeboten wird, daß das, was Staat heißt, in Nordamerika von der Sinnesart der Familien abhängt, so muß sich ihm auch ferner aufdrängen, daß in den politischen Versammlungen eher dieselben Ansichten und Rücksichten walten, die im Familien-Leben den Vorrang behaupten, als Systeme und Theorien. Von diesem Resultate endlich zu der Vermuthung zu gelangen, daß das Gedeihen der Nordamerikaner mehr in der Befreiung von Staatstheorien, als in deren Herrschaft zu suchen sey, das kann doch wohl nur die Gedankenlosigkeit für den Flug einer schwärmerischen Verehrung des sogenannten Naturstandes halten.

Wie gesagt, die Befangenheit in den Verkehrtheiten der Schulen ist es, welche die Blicke zu sehr verfinstert. Sonst würde man gewißlich, ohne ähnliche Deductionen, in dem

practiſchen Getriebe ſelbſt, raſch erkennen, daß wirklich die Vorzüge der Amerikaniſchen Geſetze und Regierung vor den Europäiſchen mehr im Negativen, als im Poſitiven beſtehen, nämlich darin, daß hier die politiſchen Lehren der neuern Cultur das Familienleben nicht ſo beſchränken, als in Europa, und keineswegs in jüngſt entdeckten tiefen Wahrheiten. In der That, nichts iſt für den Ankömmling aus Europa überraſchender, als in den Familienkreiſen der Amerikaner ſo wenig von dem zu ſpüren, was ſich in ſeiner Heimath unter den Rubriken »Zweck des Staates und Zweck der Kirche« bewegt. Für das Heil nach dem Erdenleben wird man zu gar keinem Opfern gezwungen, und was für die Ruhe in dem Erdenleben geopfert werden muß, iſt ziemlich unbedeutend. Weder eine Wohlfahrtspolizey, noch eine Kriegspolizey merkt man hier, und eben ſo wenig von Finanztheorien, die in Europa jeden Tritt umgeben. Indeß wie ſehr man ſich dabey auch erleichtert fühlen mag, es bedarf kaum einiger Augenblicke Verweilens an Ort und Stelle, ſich zu überzeugen, daß damit der Hungrige noch nicht geſpeiſet, der Nackte noch nicht gekleidet iſt. Es ſind negative Vortheile, Beſeitigungen Europäiſcher Uebel. Nach eigentlichen neuen Gütern von Wichtigkeit wird man vergebens in der Geſetzgebung forſchen.

Ich habe es bereits mehrmahls verſucht, politiſirenden Amerikanern, die auf ihre Geſetze und Regierung ſtolz thaten, das Widerſpiel zu halten. Ich kam dann gewöhnlich in dieſelbe Gedankenfolge dieſer Blätter. Ich bemühte mich, ihnen zu zeigen, daß, ihr Glück möge nun entſtehen woher es wolle, man es weder einer höhern Staatsweisheit als der Europäiſchen, noch überhaupt einer höhern Cultur als der Europäiſchen, beyzumeſſen habe; weil die Staatsweisheit und Cultur hier keine andere ſey als die Europäiſche. Was in Amerika von Staatsweisheit und Cultur herrühre, ſey durchaus Europäiſch, und wenn es daneben keine andere Glücksquelle gebe, ſo würde es hier vollkommen ſo ausſehen wie in Europa. Die Amerikaniſchen Staasmänner hätten ja

nicht einmahl die Europäischen Titel entbehren können, weshalb man bis auf den heutigen Tag den Präsidenten des Bundes und die Gouverneure der einzelnen Staaten Excellenzen heiße. Von eben diesen Culturträgern sey der Römer Cincinnatus zum Patron eines Ordens gemacht worden, was nicht weniger erbaulich scheine, als wenn einfache Bekenner des Christenthumes aus der Vorzeit von der Nachwelt mit den Attributen von Heiligen beliehen würden. Wie dürfe man auch etwas Anderes von Menschen erwarten, in deren Familienkreise die nämlichen Vorstellungen und Formen herrschen, worauf die sogenannten gebildeten Stände in Europa Gewicht legen? Walte doch in den sogenannten feinen Cirkeln der Amerikaner der nämliche langweilige Ton, der in England wie in Frankreich, in Deutschland wie in Dänemark und Schweden die kurze Lebenszeit verkümmere. In den obern Classen und unter den Gelehrten herrsche keine geringere Verwirrung der Begriffe in Betreff der Basis des National-Wohlstandes, keine helleren Ansichten von Handel und Industrie, wie vom Werthe der Kopfzahl, als in der östlichen Hemisphäre. Obgleich man so ziemlich über die Vorurtheile wider die körperliche Thätigkeit hinaus sey, so finde sich doch unter den höhern Ständen fast dieselbe Abneigung gegen das Leben in der ländlichen Stille, als in Europa. Und wenn es auf die Impulse der Cultur (von dem, was in Amerika wie in Europa für Cultur gelte) angekommen wäre, so würde keine Seele über die Alleghanys hinausgezogen seyn; da von jeher just die Männer der Cultur in Amerika auf das eifrigste gegen das, ihrer Meinung nach, zur Wildheit führende Colonisiren gepredigt hätten. Statt das große Gebiet, was der Himmel jenseits der Alleghanys der menschlichen Thätigkeit vorhält, rüstig zu benutzen, würde man sich, dem alten Europäischen Herkommen und den neuesten Ermahnungen des Amerikanischen Doctors Dwight gemäß, an der Atlantischen Küste dichter und dichter zusammengedrängt haben, um das Leben in Frömmeley, Schulgezänk und Schachereyen zuzubringen. So unschuldig die Gelehrten und Staatsmänner an der ursprüngli-

chen Auswanderung aus Europa, und also an der ersten Wurzel der Amerikanischen Republik seyen, so unschuldig seyen sie auch an dem Emporblühen der westlichen Staaten.

In Europa ist der Gegensatz von einer Theorien-Herrschaft zu schroff, als daß dort ähnliche Aeußerungen nicht ohne Weiteres auf Unordnung und das rohe Treiben eines gedankenlosen Haufens bezogen werden sollten. Davor ist hier an Ort und Stelle keine Gefahr. Wie gläubig auch die Amerikanischen Staatsmänner den Europäischen Theorien huldigen, einer solchen Consequenz tritt die Wirklichkeit zu hemmend entgegen. Eine so ungünstige Vorstellung von dem sich selbst überlassenen Volksleben, als die Europäer haben, ist hier unmöglich. Eben diese ungünstige Vorstellung ist es, welche die richtige Ahnung mancher Europäer von dem Unterschiede zwischen dem Europäischen Staatsleben und dem Nordamerikanischen unbrauchbar macht. Der Wahn, daß überall, wo das Regiment nicht von in Schulen erlernten Theorien geleitet werde, es schlechthin nach den Impulsen des Augenblickes gehen müsse, ist von der Einsicht »wie nützlich die Männer von höherer Bildung und der Reflexion werden, wenn die Opposition einer gesunden Volksmasse sie zügelt«, zu sehr entfernt. Es fehlte in diesem Lande niemahls an Köpfen, welche die Verirrungen der bisherigen Theorien erkennend, keineswegs in Verzweiflung an der Zukunft versanken, wenn die instinctartige Richtung der Menge das Uebergewicht behielt. Und die unbestreitbaren Verdienste, die sich die höhere Bildung an dem neuen Continente erworben hat, rühren allein von solchen Köpfen her. So sehr sie in einzelnen Fällen die Gebrechen der instinctartigen Richtung empfanden, sie entsagten darum der Hoffnung auf gute Früchte nicht, und dienten dem Volke mit jener Selbstverläugnung, die auch dort in der Ausführung zum Bessern zu helfen sucht, wo die Beschließung der Leidenschaft und dem Unverstande folgte, stäts den Satz von der Unvollkommenheit alles Irdischen beherzigend. Uebrigens wüßte ich dem Berichte, daß das öffentliche Leben der Amerikaner nicht den Schul-Theorien gehorche, keine kräftigere Schutzwehr gegen Einbil-

dungen von Rohheit beyzuordnen, als den weitern Bericht, daß fast alle neuen Französischen Administrations-Gesetze, welche in Europa als Producte Französischer Weisheit gelten, nichts als getreue Copien der hier bereits in den siebziger und achtziger Jahren gedruckten Verordnungen sind. Allein je wirksamer dieser Nachsatz gegen eine dünkelhafte Verachtung des Amerikanischen Volkslebens scheint, desto mehr muß man (unter Erinnerung an das alte Gleichniß von dem betrunkenen Bauer, der an der linken Seite auf das Pferd gehoben, an der rechten wieder herabfällt) besorgen, daß er das andere Extrem von neuem hervorrufe, und in den Träumen von tiefer politischer Einsicht bestärke, wo sich Alles von selbst gibt. Die erwähnten Verordnungen sind, so sehr sie auch bewundert worden, auf ihrem ursprünglichen Boden von selbst emporgewachsen, d. h. ohne tiefe politische Weisheit flossen sie, in den Verhältnissen worin die Europäischen Setzlinge in der Nordamerikanischen Pflanzstätte lebten, aus dem bloßen gesunden Menschenverstande, freilich nicht aus dem gesunden Menschenverstande, wie er im Mittelalter war.

Aber welche politische Belehrung kann denn eine Reise nach den V. St. bringen, wenn deren Gesetzgebung und Regierungsart keine neue Theorien, keine neue Wahrheiten vorhalten? Ich will erzählen, was ich darüber hin und wieder den Amerikanern, zur Milderung meiner Einwürfe gegen ihr Selbstlob, gesagt habe. Ich gestand ihnen mit Vergnügen, daß wenn es in der Fremde nirgend an einigem Stoffe zur Kritik des Heimathlichen fehle, mir doch Nordamerika vor sämmtlichen Ländern der Erde am besten zur belehrenden Vergleichung mit Europa geeignet dünke; aus dem einfachen Grunde, weil man hier das (Europäische) Leben mehr so gehen sehe, wie es von selbst gehe, wogegen man in Europa überall auf menschliche Lenkungen stoße; mit andern Worten, weil hier in Nordamerika das Getriebe der cultivirten Menschheit mehr in einem Geleise sey, was natürlich genannt zu werden pflege, in Europa hingegen Kunst und Theorie das Geleise bestimmen.

Sonderbar, dieſe Aeußerung gefiel ſogar jenen, welche am eifrigſten von der hohen Weisheit der Geſetzgebung deklamirten, und denen mein Widerſpiel am wenigſten behagte. So trift man in der weſtlichen Welt, wie in der öſtlichen, auf nichts als Unklarheit und Widerſprüche, wenn man die Anſichten und Meinungen von Staaten und Völkern nur einiger Maaßen ſchärfer prüft, als ſie in den Tagesblättern geprüft werden. Der Nordamerikaniſche Bund hat vielleicht achthundert Zeitungen, über ein Drittel mehr als Großbritannien, und doch ſteht es um die höhere politiſche Einſicht nicht beſſer, als in Europa. Aber es lebt ſich beſſer hier!? Das mag immerhin wahr ſeyn. Denn die Menſchen leben eher, als ſie über das Leben denken, und es werden ſich für und für Lebenserſcheinungen entfalten, die erſt ſpäter die Reflexion beſchäftigen. Indeß wenn ein Volk von Millionen Jahre lang eine politiſche Rolle ſpielt wie die Nordamerikaner, und dennoch unter den unzähligen in Europa und Amerika gedruckten Schriften keine einzige den Beweis liefert, daß die Reflexion ſich des von der Wirklichkeit dargebotenen großen Objectes bemeiſtert, und es in ſeinen weſentlichen Eigenheiten begriffen habe, ſo dürfte es faſt verzeihlich ſeyn, die Fähigkeit der neuern Menſchheit zum Denken über Politik überhaupt in Zweifel zu ziehen.

Wer das Amerikaniſche Volks- und Staatsleben treu auffaſſen will, der muß, er ſey in Amerika oder in Europa geboren, einen gehörigen Rahmen dafür im Hirne haben. An dieſer Bedingung liegt es, daß man weder in dem einen, noch in dem andern Welttheile einen richtigen Hirnabdruck findet. Ueberall ſind die reflectirenden Köpfe noch zu ſehr mit den Reſten des Mittelalters beſetzt, welche die Bilder auf das mannigfachſte verzerren.

Die Beobachtung, daß das Amerikaniſche Getriebe ſich mehr von ſelbſt bewegt, d. h. daß in den V. St. das Leben der Menſchen mehr ſich ſelbſt überlaſſen iſt als in Europa, ſcheint der Art zu ſeyn, daß ſie niemanden entgehen könne, der nur auf wenige Augenblicke den neuen Continent berührt. Aber wieviel Klarheit ſie ohne weitere Verarbeitung gibt, zeigt ſich

dungen von Rohheit beyzuordnen, als den weitern Bericht, daß faſt alle neuen Franzöſiſchen Adminiſtrations-Geſetze, welche in Europa als Producte Franzöſiſcher Weisheit gelten, nichts als getreue Copien der hier bereits in den ſiebziger und achtziger Jahren gedruckten Verordnungen ſind. Allein je wirkſamer dieſer Nachſatz gegen eine dünkelhafte Verachtung des Amerikaniſchen Volkslebens ſcheint, deſto mehr muß man (unter Erinnerung an das alte Gleichniß von dem betrunkenen Bauer, der an der linken Seite auf das Pferd gehoben, an der rechten wieder herabfällt) beſorgen, daß er das andere Extrem von neuem hervorrufe, und in den Träumen von tiefer politiſcher Einſicht beſtärke, wo ſich Alles von ſelbſt gibt. Die erwähnten Verordnungen ſind, ſo ſehr ſie auch bewundert worden, auf ihrem urſprünglichen Boden von ſelbſt emporgewachſen, d. h. ohne tiefe politiſche Weisheit floſſen ſie, in den Verhältniſſen worin die Europäiſchen Setzlinge in der Nordamerikaniſchen Pflanzſtätte lebten, aus dem bloßen geſunden Menſchenverſtande, freilich nicht aus dem geſunden Menſchenverſtande, wie er im Mittelalter war.

Aber welche politiſche Belehrung kann denn eine Reiſe nach den V. St. bringen, wenn deren Geſetzgebung und Regierungsart keine neue Theorien, keine neue Wahrheiten vorhalten? Ich will erzählen, was ich darüber hin und wieder den Amerikanern, zur Milderung meiner Einwürfe gegen ihr Selbſtlob, geſagt habe. Ich geſtand ihnen mit Vergnügen, daß wenn es in der Fremde nirgend an einigem Stoffe zur Kritik des Heimathlichen fehle, mir doch Nordamerika vor ſämmtlichen Ländern der Erde am beſten zur belehrenden Vergleichung mit Europa geeignet dünke; aus dem einfachen Grunde, weil man hier das (Europäiſche) Leben mehr ſo gehen ſehe, wie es von ſelbſt gehe, wogegen man in Europa überall auf menſchliche Lenkungen ſtoße; mit andern Worten, weil hier in Nordamerika das Getriebe der cultivirten Menſchheit mehr in einem Geleiſe ſey, was natürlich genannt zu werden pflege, in Europa hingegen Kunſt und Theorie das Geleiſe beſtimmen.

Sonderbar, dieſe Aeußerung gefiel ſogar jenen, welche am eifrigſten von der hohen Weisheit der Geſetzgebung deklamirten, und denen mein Widerſpiel am wenigſten behagte. So trift man in der weſtlichen Welt, wie in der öſtlichen, auf nichts als Unklarheit und Widerſprüche, wenn man die Anſichten und Meinungen von Staaten und Völkern nur einiger Maaßen ſchärfer prüft, als ſie in den Tagesblättern geprüft werden. Der Nordamerikaniſche Bund hat vielleicht achthundert Zeitungen, über ein Drittel mehr als Großbritannien, und doch ſteht es um die höhere politiſche Einſicht nicht beſſer, als in Europa. Aber es lebt ſich beſſer hier!? Das mag immerhin wahr ſeyn. Denn die Menſchen leben eher, als ſie über das Leben denken, und es werden ſich für und für Lebenserſcheinungen entfalten, die erſt ſpäter die Reflexion beſchäftigen. Indeß wenn ein Volk von Millionen Jahre lang eine politiſche Rolle ſpielt wie die Nordamerikaner, und dennoch unter den unzähligen in Europa und Amerika gedruckten Schriften keine einzige den Beweis liefert, daß die Reflexion ſich des von der Wirklichkeit dargebotenen großen Objectes bemeiſtert, und es in ſeinen weſentlichen Eigenheiten begriffen habe, ſo dürfte es faſt verzeihlich ſeyn, die Fähigkeit der neuern Menſchheit zum Denken über Politik überhaupt in Zweifel zu ziehen.

Wer das Amerikaniſche Volks- und Staatsleben treu auffaſſen will, der muß, er ſey in Amerika oder in Europa geboren, einen gehörigen Rahmen dafür im Hirne haben. An dieſer Bedingung liegt es, daß man weder in dem einen, noch in dem andern Welttheile einen richtigen Hirnabdruck findet. Ueberall ſind die reflectirenden Köpfe noch zu ſehr mit den Reſten des Mittelalters beſetzt, welche die Bilder auf das mannigfachſte verzerren.

Die Beobachtung, daß das Amerikaniſche Getriebe ſich mehr von ſelbſt bewegt, d. h. daß in den V. St. das Leben der Menſchen mehr ſich ſelbſt überlaſſen iſt als in Europa, ſcheint der Art zu ſeyn, daß ſie niemanden entgehen könne, der nur auf wenige Augenblicke den neuen Continent berührt. Aber wieviel Klarheit ſie ohne weitere Verarbeitung gibt, zeigt ſich

gleich an der herrschenden Meinung, die alles Gedeihen von den Gesetzen und der Regierung ableitet. Fürwahr, sogar diejenigen, welche willig anerkennen, daß die wesentlichen Vorzüge der Gesetzgebung und Regierung einzig in der Befreiung von vielerley Europäischen Hemmungen der Lebensentfaltung, also wirklich in einem Negativen bestehen, verirren sich doch leicht wieder zu dunkeln Einbildungen, als ob eben diese Befreiung, von einer legislativen Weisheit stamme, ohne die bescheidene Quelle, in der natürlichen Abneigung der großen Volksmasse vor solchen politischen Operationen, zu ahnen. Eine genauere Untersuchung ist deshalb nicht zu hoffen. Es bleibt dabey, was sich auf gelegentlichen Excursen zu Deklamationen aufraffen läßt.

Ferner kann man sagen: der Ausspruch, daß hier das Familien-Leben das öffentliche beherrsche, wogegen es in Europa umgekehrt sey, wäre auch wohl kein so versteckter Fund gewesen, daß er nicht lange vor mir müsse entdeckt worden seyn. Ich bezweifle ganz und gar nicht, daß man schon vor Jahren ein dunkles Gefühl davon gehabt habe. Aber wie wenig das genutzt hat, beweiset dieselbe Meinung von der Wunderkraft und Weisheit der Gesetzgebung. Leute, die von hoher Weisheit der Amerikanischen Gesetzgebung träumen, werden sie ja sicher nicht als ein Product der großen Volksmasse betrachten; sie werden sie vielmehr vorzugsweise den Staatsmännern beymessen, denen das Volk wie eine zahme Heerde nachgetreten und zugestimmt habe, ohne sie zu verstehen. Wie sollten sie also mit dem obigen Ausspruche eine Bedeutung verbinden, die ihm den Namen eines hellen Lichtes verleihet?

Ich bekenne, daß ich hauptsächlich der nähern Prüfung des Gesammteindruckes, den dieser Ausspruch bezeichnet, eine Kritik des Europäischen verdanke, die mir sonst, trotz meiner frühern Studien über das Wesen der Staaten, sehr sauer würde gewesen seyn. Indem ich den Unterschied beyder Welten so weit erkannte, verarbeitete ich ihn auch zu dem fernern Satze, daß in Nordamerika das Loos der Menschheit

mehr abhänge von dem instinctartigen Drange des practischen Lebens, in Europa dagegen von den Resultaten der Reflexionen; und damit sah ich denn die Beantwortung der ursprünglichen Frage, was besser sey, von einer Vorfrage bedingt, um die sich die Bewunderer der neuen Republik so wenig kümmern als ihre Tadler. Diese Vorfrage lautet: ob die Menschheit in ihrer jetzigen Entwicklung besser dabey stehe, wenn sie mehr durch die Reflexionen und Theorien unserer Schulen geleitet werde, als durch den instinctartigen Drang des practischen Lebens. Das ist der Punkt, dem mich die Erscheinungen in Nordamerika mit einem Impulse zukehren, daß es mein Erstaunen erregt, darüber in den bisherigen Schriften kaum etwas zu finden, was der Erwähnung verdient. Die Bewunderer des Amerikanischen sind, wie gesagt, durch Träume von hoher Staatsweisheit verfinstert, und die Tadler durch eine Masse anderer Irrthümer, die sammt und sonders darin übereinstimmen, daß, wo die Familien sich so fröhlich selbst überlassen seyen, wie hier, dasjenige, was sich in den Worten „höhere Interessen der Religion, des Staates und der Civilisation" herumschleppt, müsse hintangesetzt seyn. Den Letztern kommt die Frage bereits entschieden vor, ehe sie aufgeworfen worden, und jenachdem ihre Vorurtheile mehr religiöser oder politischer Art sind, halten sie schon das bloße Aufwerfen entweder für gottlos, oder als zur Anarchie zielend. Die am gelindesten urtheilen, glauben die Civilisation gefährdet und beziehen die Frage auf Schwärmereyen von einem sogenannten Naturzustande.

Und doch ist nichts gewisser, als daß sowohl die Prüfung des Glückes oder Unglückes der Amerikaner, als die Vergleichung ihres politischen Lebens mit dem Europäischen, durchaus mißlingen muß, wenn die zum Gebiete dieser so sehr vernachlässigten Frage gehörigen Vorstellungen nicht zum Anhalte dienen. Wahrlich, wenn es jedermann einleuchtet, daß ohne Nachdenken über das Verhältniß des

Familienlebens zum öffentlichen kein richtiges Urtheil über irgend ein Volk möglich ist, so sollte man auch vermuthen, daß trotz allem, was sich vom Mittelalter her einer besonnenen Untersuchung dieses Verhältnisses entgegenstellt, immerhin die Reize der Amerikanischen Gegenwart übermächtig dazu hätten antreiben müssen. Ich sage es nochmahls: kein Europäer wird hier verweilen, ohne wenigstens dunkel zu ahnen, was die Amerikaner allein dem Umstande verdanken, daß sie von so vielerlei Experimenten der Europäischen Staatsweisheit frei sind, und dennoch zeigt kein einziges Buch in Klarheit an, warum die V. St. solche Experimente entbehren können, die in Europa so wesentlich zum Bestehen der menschlichen Gesellschaft geachtet werden. Ich sage es nochmahls: es kann nicht an Männern gefehlt haben, die aus einer anschaulichen Vergleichung des Europäischen und Amerikanischen zu dem Resultate gelangten, daß hier das Familienleben über das öffentliche herrsche, in Europa aber umgekehrt das, was Staat heißt, das Familienleben fast erdrücke. Und wer mir darauf einräumt, daß diesem Resultate nichts näher liege als die Frage, was besser sey, den fordere ich auf zu bedenken, wie ein solcher praktischer Reiz bisher gewirkt habe, und ob meine Klagen über Unklarheit und Verwirrung im mindesten übertrieben seyen. Den Gegensatz zwischen dem Amerikanischen und dem Europäischen fühlt selbst der seichteste Plauderer. Aber auch die besten Köpfe haben ihn bisher nicht zu enthüllen vermocht; weshalb man in dicken wie in dünnen Büchern, in den hiesigen Journalen so gut wie in den Europäischen, sich fruchtlos mit den Phrasen von demokratischen, aristokratischen und monarchischen Principien zerarbeitet, eigentlich weniger um sich gegenseitig zu belehren, als sich zu beschuldigen und zu verdammen.

Alles, was über Staat und Staatswohl gesagt werden kann, gehört unläugbar unter eine Rubrik, die man mit den Worten „Verhältniß zwischen dem individuellen und Familien-Leben einer Seits und dem öffentlichen Leben anderer Seits“ ausdrücken darf.

Dieſer Satz hat iſolirt ſo ziemlich den Schein einer kahlen Schulweisheit, und das ändert ſich auch noch nicht durch den Zuſatz, daß zur Kenntniß des ganzen Verhältniſſes man nicht vorzugsweiſe auf ein Glied allein, ſondern auf beide Glieder blicken müſſe, und zwar unter Beachtung ſämmtlicher Variationen der einzelnen Glieder. Aber man nehme aus meinen Schilderungen eine kleine Bemerkung hinzu, und es wird ſich günſtiger geſtalten; nämlich nur den Bericht, daß, wie in Europa die Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf das öffentliche Leben gelenkt werde, ſo hier in den V. St. das Gegentheil ſtatt finde (,weil überall das Herrſchende den betrachtenden Geiſt vorzugsweiſe feſſele). Denn daraus geht unmittelbar hervor, daß eine Reiſe nach Nordamerika für die politiſche Einſicht deshalb von größter Wichtigkeit iſt, weil man daſelbſt das individuelle und Familien-Leben an ſich, frei von den Einflüſſen des öffentlichen, beſſer kennen lernen kann als in Europa.

Um die wahre Bedeutung hievon zu erfaſſen, gibt es ſchwerlich eine ſicherere Brücke, als folgende Erwägungen.

Ueberall, wo mehrere Familien zuſammen leben, ſind, ihre Cultur ſey welche ſie wolle, neben den individuellen Intereſſen Familien-Intereſſen, und drittens auch gemeinſame, die nach dem einmal fixirten Sprachgebrauche öffentliche genannt werden. So harmoniſch dieſe beiden Arten Intereſſen (,um die individuellen und Familien-Intereſſen unter einer Art zu begreifen,) auch gehalten werden mögen, der Widerſtreit ſelbſt (in der Quelle) läßt ſich nicht verhüten. In den einzelnen Fällen des Widerſtreites würden nun entweder die der einen oder die der andern Art ſiegen müſſen; und in der That die Frage, wie dieſer Streit zu ſchlichten, iſt die höchſte Aufgabe der geſammten Politik, und der Angel, um welchen ſich alle Meinungen und Lehren über den Zweck der Staaten und die Güte der Geſetzgebungen drehen.

Das ſcheint eine der Menſchheit höchſt verderbliche Uneinigkeit in gewiſſe leicht zu überſehende Grenzen zu bringen

Aber mit einem kleinen Zusatze lassen sich diese Grenzen weit mehr verengern. Nämlich zu einem unumwundenen Bekenntnisse aufgefordert, würden sämmtliche Politiker einräumen, daß allerdings auch bei den öffentlichen Interessen (, den Interessen und Zwecken des Staates,) es zuletzt nur um das Wohl der Individuen und Familien gehe, und ohne diesen Hintergrund, das was Staatswohl heiße, nichts als ein Phantom sey. Darum verachtet es auch kein Staatsmann, keine politischen Maaßregeln, wenn sie heftigen Widerspruch finden, mit dem, was er das wahre Wohl der Bürger nennt, zu rechtfertigen. Sogar der entschiedenste Theokrat, der das individuelle Leben auf das äußerste zu beschränken strebt, trägt kein Bedenken zu betheuern, daß es zum wahren Wohle der Individuen geschehe. Darin gleichen die Egyptischen Priester den christlichen vollkommen.*) Dasselbe gilt von Zwangherrschaften. Der Eroberer Napoleon gebrauchte bei seinen Planen ähnliche Reden wie Cyrus und Alexander. Kurz, die absoluteste Tyranney ist in den Phrasen von dem Besten des Volkes nicht von der Regierung der Freiheit zu unterscheiden.

Je bestimmter damit also die Beurtheilung des Wohles und Wehes der Völker von dem Zustande der Individuen und der Familien abhängig erscheint, um so widerwärtiger ist es, daß in Europa das, was das Ganze, das Oeffentliche heißt, die Aufmerksamkeit zu überwiegend für sich anziehend die tiefere Beherzigung von jenem verhindert; und dieß wieder gut zu machen, dazu ist nichts geeigneter, als ein angemessener Aufenthalt unter den Nordamerikanern.

Der denkende Europäer kann zwar eben durch die so

*) Der größte politische Fortschritt der Menschheit ist eine klare Unterscheidung der Rubrik „ewiges Wohl" von der Rubrik des zeitlichen Wohles. Ohne eine beständige Vermengung beider ist keine Hierarchie möglich, weshalb jene Unterscheidung ihr wahrer Sturz ist.

weit gediehene Abstraction vom individuellen und Familien-Leben innerhalb Europa selbst, des Gebrechens im Allgemeinen inne werden, und auch durch die nackte Verfolgung der vorhin angeführten Sätze zu einem allgemeinen Angriffe des Irrwahnes kommen, dem der Zweck des Staates von dem Wohle der Individuen und Familien unabhängig dünkt. Aber um den Irrwahn in seinen Einzelnheiten aufzusuchen und zu entblößen, dazu gehört ein Anreiz, der in Europa fehlt. Man muß sehen, wie das Leben der jetzigen Europäer ohne das, was in Europa Zweck des Ganzen heißt, fortgehen kann; und dafür sind die Vereinigten Staaten der rechte Ort. Schon bey den ersten Schritten und ehe man das Nordamerikanische Getriebe gründlich kennt, tritt dessen Gegensatz zum Europäischen für jenen Anreiz stark genug vor; weshalb es der neueren Cultur um so weniger zum Lobe gereicht, daß die bisherigen Schriften über Nordamerika keine Spuren davon tragen. Ich meines Theils wurde dadurch fast ununterbrochen zur Kritik des Europäischen gebracht; und wenn ich das Product in einem kurzen Spruche angeben sollte, so müßte ich dabey beharren, daß gerade der Irrwahn, der den Zweck der Gesammtheit phantastisch von dem Wohle der Individuen und Familien isolirt, an den Leiden der Europäer unendlich mehr schuld sey als Despoten-Laune.

Es würde freilich lächerlich seyn zu glauben, daß ein Eroberer wie Napoleon überall, wo er von dem Heile der Völker sprach, aufrichtig daran gedacht habe. Allein daß er in seinen das Glück der Familien zertretenden Planen so vielen Beystand bey redlichen Männern fand, das rührte hauptsächlich von derselben Verirrung her, die auch bey sogenannten hohen Zwecken der Kirche über das Wohl der Einzelnen wegblickt, und wenn fanatische Priester Ketzer verbrennen, ihnen das Holz dafür liefert. Wo das Leben so sehr von Theorien beherrscht wird, als in dem jetzigen Europa, da sind die Gebrechen der Einsicht mehr zu beklagen als der böse Wille.

Wer indeß jenen Spruch im geringsten bezweifelt, der braucht sich nur zu besinnen, wie der Europäer von Beamten nicht

entschiedener als von Priestern und Gelehrten, mit den Phrasen von höhern allgemeinen Interessen zur Ruhe und Geduld verwiesen wird, wenn seine individuellen Leiden ihm noch so unerträglich scheinen. »Das allgemeine Wohl muß dem Privatwohle vorgehen«, ist das Argument, das in Europa jedem entgegentönt, dessen Klagen man mit keinem andern Grunde beseitigen kann. Sagen doch manche Weisen nackt heraus, daß in der höchsten Entwickelung das individuelle Leben in dem öffentlichen untergehen müsse. Die Dunkelheit und Verwirrung der mit solchen Reden verbundenen Begriffe sind es, welche das Siechthum der Europäischen Welt unheilbar machen; weil es ihnen nimmer an Wendungen fehlt, das Aergste zu entschuldigen, zu rechtfertigen, ja zu preisen.

In der Zeit, als man die Priester mit der Gottheit verwechselte, als die Priester an der Spitze der Völker standen, waren die Vorstellungen und Zwecke der Priester die Richtpunkte des allgemeinen Getriebes. Später traten die Priester zurück, und gutmüthige Aufklärer bildeten sich ein, daß jetzt die Weisheit selbst die Lenkung übernommen habe. Aber wer erwägt, daß auf die Herrschaft der Priester bald die der Finanzmänner folgte, und daß in der Periode der erstern das Familienleben nie so völlig im Widerstreite mit dem, was Zweck des Ganzen hieß, gewesen ist, als seitdem Finanzmänner diesen Zweck interpretirt haben, der dürfte seinen Grimm gegen die Hierarchie etwas mildern. Ohne sich mit dem Ursprunge des Uebels zu viel zu beschäftigen, werfe man nur für eine Weile die Blicke auf das Uebel selbst, und versuche es dann, sich in der einschläfernden Einbildung von einer hohen Cultur zu erhalten.

Jedermann weiß, daß in dem Staatsleben aller neueren Europäer die Finanzmänner obenan stehen. Wir sahen und sehen noch, daß große Völker, im dunkeln Ringen nach einem bessern Zustande, ihre Augen allein auf Finanzbeamte richten, und das Loos des Ganzen wie des Einzelnen von der bloßen Wahl eines Finanzministers abhängig glauben; als ob es wirklich außer demjenigen, was sich auf Zahlen bringen

läßt, keine andere Interessen von Bedeutung gebe. Der gesammten Welt ist in Erinnerung, wie schwer Frankreich diesen Irrthum gebüßt hat. Manche Stimmen haben öffentlich darüber geredet und sich zu zeigen bemüht, daß eben jene, den Tabellen der Rechenkammern fremden, Interessen es waren, deren die Lenker des Staates sich hätten bemeistern müssen, und daß die Befangenheit, welche die genaue Prüfung dieser Interessen mit den Rubriken »Neigung zum Aufruhr und Ungehorsam« zurückwies, die Hauptschuld an dem Sturze eines Thrones hatte, der für den festesten der Erde galt. Dessen ungeachtet ist der Glaube an die Allwichtigkeit der Finanzverwaltung noch nicht besiegt. Noch immer halten Viele die Staatsschuld für die eigentliche Ursache der Revolution, und meinen, daß, wenn nur die Aufgabe des Finanzministers gehörig wäre gelöset worden, jede andere Sorge würde überflüssig gewesen seyn. Bis auf den heutigen Tag wähnt man, den politischen Zustand der Reiche mit Sicherheit an der Staatskasse zu erkennen. Und es ist vor wie nach der erste Vorwurf gegen ein neues Ministerium in Frankreich oder England, daß die Staatseinkünfte sich vermindert hätten. Ja, auf die mannigfachen Aeußerungen des frischen Lebens in diesem neuen Welttheile werden die Europäer erst dann recht aufmerksam, wenn es heißt, daß die Staatsschuld fast null sey.

Es hat auch im Alterthume nicht an Verirrungen gefehlt, worin man das Individuelle zu sehr beschränkte. Waren z. B. die Spartanischen Institute so, wie der Nachwelt berichtet worden, so verdienen sie denselben Tadel, der jeden Politiker trift, welcher den Staatszweck phantastisch von dem Zwecke des individuellen Daseyns isolirt. Dennoch muß man gestehen, daß wo das Familienleben, wegen eines bestimmten Vorbildes von irgend einem Gesammtleben, eingeengt und verzerrt wird, keine solche Oberflächlichkeit herrscht, als wo die Finanzverwaltung das Centrum des Getriebes ist. Den Spartern z. B. schwebte denn doch ein Zweck vor, dem man die Familienfreiheit opferte. In der fiscalischen Staatsverwaltung der neuern Europäer ist dagegen

nichts an der Spitze, als ein dunkler Glaube, daß Alles gut gehen müsse, wenn es nur gut mit den Finanzen gehe; und insofern ist die Staatsverwaltung durchaus dem rohen Streben jener Volksclasse gleich, die in dem Reichthume den Inbegriff aller Güter sieht.

Wer dieß nicht zu läugnen wagt, und zugibt, daß in der That der Zustand der Finanzen in ganz Europa als ein untrügliches Zeichen des Volkswohles gilt, der möge es auch nicht verschmähen, einmahl zu prüfen, ob das ein Wahn unserer Culturträger, d. h. des Reflexions-Lebens sey, oder ob er dem mehr instinctartigen Leben der Masse angehöre. Es war freilich eine Periode, wo in den Elementen der Europäischen Menschheit die Bedeutung der äußeren Güter ein solches Uebergewicht hatte, daß sich jede Form des öffentlichen Getriebes danach bequemen mußte; und wir sehen leider jetzt noch viele Mitbrüder auf die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse gebannt, denen kein Besonnener ihre Gleichgültigkeit gegen höhere Interessen vorwerfen und von Habsucht vordeklamiren wird, wenn sie im Glauben, daß Alles gut gehen werde, sobald sie nur einmahl außer Nahrungssorgen wären, auf nichts als den Erwerb von Geld und Geldeswerth bedacht sind. Allein wie es dort steht, wo nicht die drückendste Noth beständig dem Futter zukehrt, das läßt sich einfach daran erkennen, was die Familienväter unserer Generation zu einem Schulunterrichte sagen würden, der ihren Kindern empföhle, bloß nach Reichthum zu streben, ohne auf sonst etwas zu achten. Diese kleine Probe liefert den Beweis, daß das Geistige, was in dem instinctartigen Leben der Menge waltet, trotz der strauchelnden und zu Rückfällen geneigten Praxis, längst über jenen Glauben hinaus ist, worauf sich noch alle Theorien der Politiker stützen, die das öffentliche Leben beherrschen. Zugleich ist sie aber auch geeignet, zu einer Ahnung aufzuregen von dem, was die Menge einbüße, wenn sie in Nordamerika, statt von den Reflexionen und Theorien der Europäischen Staatsmänner gelenkt zu

werden, ſich ſelbſt und ihren dunkeln Gefühlen überlaſſen bleibt.

Es gibt noch eine andere eben ſo leichte Probe. Man vergleiche nämlich die Rückſichten und Normen, wonach dieſe Staatsmänner ihre eigenen Familien lenken, mit denen, wonach ſie den Staat (d. h. eine Geſammtheit von Familien) lenken, und man wird einen Widerſpruch entdecken, vor dem Jedermann erröthen muß, der den Ausdruck „hohe Cultur" auf unſer Jahrhundert anwendet. In der Lenkung ihrer Familien folgen ſie, wie alle Andern, mehr den unmittelbaren Eingebungen der Natur, in der Lenkung des Staates aber den Früchten der Reflexionen. Es würde ihnen ſelbſt als Wahnſinn gelten, wenn man für eine einzelne Familie als höchſte Norm aufſtellen wollte, was ſie für eine Geſammtheit von Familien als höchſte Norm gebrauchen (freilich ohne es in ausdrücklichen Worten zu erklären). Kein Europäiſcher Staatswirthſchaftslehrer oder Finanzbeamter wird, außer ſeinem Fache, den Satz beſtreiten, daß der Reichthum nur inſofern wünſchenswerth iſt, als wir fähig ſind, einen guten Gebrauch davon zu machen; und die beſſeren Köpfe würden es nie wagen, der Wahrheit, daß der Zweck unſeres Erdenlebens wichtigere Forderungen umſchließe, als Vermögen zu ſammeln, theoretiſch entgegenzutreten. Sie würden im Gegentheile, zu einer beſtimmten Aeußerung aufgefordert, ſie wörtlich anerkennen. Allein in ihrer politiſchen Praxis laſſen ſie es völlig außer Acht. Ohne ſich je zu fragen, wofür das Staatsvermögen denn eigentlich dienen ſolle, ohne ſich um den künftigen Gebrauch mehr zu kümmern, als ein Geizhals ſich um den Gebrauch ſeiner Schätze kümmert, haben ſie nichts im Auge, als Geld aufzutreiben. Ja, ſelbſt die Vermehrung des Vermögens der einzelnen Familien liegt ihnen bloß deswegen an, um ihnen deſto mehr für die Staatskaſſe abnehmen zu können. Das, was ihrem Hirne Staatswohl heißt, iſt von dem Familienwohle ſo unabhängig, daß ſie auch dann noch von Staatsreichthum und Staatskräften träumen, wenn die Familien, welche doch allein die öffent-

liche Kasse füllen, allmählig verarmen oder zu geistlosen Lastthieren herabsinken. Der Wahn, der ihnen den Staat als ein von dem individuellen Leben Unabhängiges vorgaukelt, ist es, was sie verleitet, sich um die Bedingungen eines gedeihlichen Familienlebens an sich, überhaupt nicht zu kümmern, und weil sie das Wesen ihres Staates einzig in einer vollen Kasse suchen, so ist für die Beachtung der geistigen Interessen von keiner Seite Hoffnung. In der starren Richtung auf die Vermehrung der physischen Kräfte vergessen sie, daß diese Kräfte, ohne die geistige Belebung, für die äußere Sicherheit des Staates so wenig werth sind, als für die innere Wohlfahrt. Die doppelte allgemeine Folge der Wirksamkeit der neueren Finanztheorien ist deshalb ein rücksichtsloser Druck und eine rücksichtslose Einschränkung der Familienfreiheit, und wenn es ganz nach den Wünschen der Lenker geht, eine große Anhäufung physischer Kräfte mit dem Untergange und der Verzerrung alles Geistigen; da ja einer Gesellschaft, und wäre sie noch so groß, unmöglich ein besseres Loos blühen kann, als den einzelnen Schacherern woraus sie besteht.

Auch die Griechen und Römer verwendeten ernste Aufmerksamkeit auf die Finanzen, und ihre höchsten Finanzbeamten waren einer schärfern Controle unterworfen, als die Schatzmeister der neuern Völker, einer Controle, die selbst der Kriegsruhm des Besiegers von Hannibal nicht zu lähmen vermochte, wie der Bericht des Livius von der Anklage der beyden Scipionen lehrt *). Aber sie verirrten sich nie so weit, darin allein das Heil des Ganzen zu suchen; und für staatswirthschaftliche Experimente die einzelnen Bürger so einzuschränken, als fast in allen neuern Staaten geschieht, dahin zielende Vorschläge, würden von den Griechen und Römern, so lange die Freiheit der Familien noch etwas

*) Lib. XXXVII.

galt und ihre Stimmen die Berathungen über öffentliche Angelegenheiten leiteten, unverzüglich zu den Irrenhäusern verwiesen worden seyn. Kein alter Gesetzgeber würde übrigens die Lebenskraft der Menge, wenn sie kaum hinreicht, die unmittelbar von der Natur dictirten Gesetze aufzufassen, bloß finanzieller Rücksichten wegen, für einen eigenen weitläufigen Zoll- und Mauth-Codex in Anspruch genommen haben. Für solche Rücksichten aber gar eine große Zahl von Verbrechen zu schaffen, wogegen weder die Stimme des Gewissens, noch die Erziehung zu warnen vermag, das würde im freien Alterthume eben so sehr von der Politik als von der Religion verdammt worden seyn. Und so dachten dieselben Völker, welche schon seit vielen Jahren von den ersten Lehrern der Christenheit als höchste Vorbilder der menschlichen Entwicklung gepriesen werden. In allem, worin wir nicht practisch von ihnen abweichen, erkennen wir ihre Vorzüge mit Bewunderung an. Aber wo Herkommen und Gewohnheit, Trägheit und Eigennutz entgegenstehen, da wird auch alsbald ein Flecken an der alten Cultur entdeckt. So sehr hängt die Wirkung eines Vorbildes von der Empfänglichkeit derjenigen ab, denen es erscheint. Man kann nicht besser sehen, in welchem Widerstreite die Finanzgesetze mit der Moral der Völker und deren Gefühlen für Recht und Unrecht sind, als an den Operationen der Regierer, die Strafen wirklich verhängen zu lassen. Sogar England hat der leidigen Finanz-Rücksichten wegen die Competenz der Geschwornen beschränkt, eines Institutes, welches das Volk doch als ein Heiligthum und als das köstlichste Erbstück seiner Germanischen Vorfahren betrachtet. *) Wo die Völker selbst richten, da wird niemand zu den Galeeren verurtheilt, weil er, ohne besondere Erlaubniß seiner Nebenmenschen, Mehl oder Brod,

*) Der sollicitor general Blackstone sagt (lib. 4 cap. 33) von der Jury: yet the general constitution of this admirable criterion of truth and most important guardian both of the public and private liberty, we owe to our Saxon ancestors.

oder Kaffee und Zucker von einer Stadt zur andern getragen hat. Auch die Franzosen stellten zur Handhabung ihrer unmenschlichen Zollgesetze eigne Zollrichter an. Wahrlich, wenn man das Entgegengesetzte von dem zu thun hätte, was die alten Gesetzgeber zur Beförderung der Redlichkeit, Sittlichkeit und Einigkeit der Völker thaten, so würde sich schwerlich etwas Kräftigeres ersinnen lassen, als was unter uns zur Füllung der Staatscasse geschieht.

Wer etwa glauben könnte, daß ich die Farben zu stark auflege, den möchte ich bitten zu erwägen, wie auch dort, wo eine besondere Aufmerksamkeit auf die äußere und innere Sicherheit verwendet zu werden scheint, doch immer der Schatz und die Ansichten der Schatzmeister die höchste Herrschaft führen. Wie der Geizige bey keinem Schritte, den er für die Sicherung seiner Person zu thun gedrungen ist, sich überwinden kann, seinem Wucher zu entsagen, gerade so geht es auch unsern Finanzmännern, wenn für andere unabweisliche Forderungen zu sorgen ist. Sie werden für den Krieg freilich ihre Schätze hingeben, weil sie müssen. Allein ihr System selbst zu modifiziren, um den kriegerischen Geist zu heben, oder nur nicht zu unterdrücken, das darf man ihnen nicht zumuthen, da bey ihren Rechnungen der Geist eine Chimäre ist, für die kein Vernünftiger Verwendungen macht.

Wie aber verhält sich der fiscalische Charakter bey der Sorge für die innere Sicherheit? Die Bürger müssen gegen Räuber und Diebe geschützt werden. Das sind Forderungen, die in Europa nicht weniger drängen, als die Forderungen des Schutzes gegen äußere Feinde. Es wird der Nachwelt fabelhaft vorkommen, daß in einigen kleinen deutschen Staaten die Justizbeamten mit Verweisen für ihre Thätigkeit im Verfolgen der Räuber und Diebe belohnt wurden, weil die Staatskasse von einem solchen Eifer Schaden habe. Doch das ist es nicht, was ich als Beleg gebrauche. Ueberlassen sich ja einzelne Gemeinden, ohne eigentliche Finanztheorien, ähnlichen Rücksichten; da es z. B. in Deutsch-

land nicht ungewöhnlich ist, daß die von den großen Flüssen ausgeworfenen Leichen stille wieder in den Strom geschafft werden, um der Gemeinde-Kasse die Kosten der Beerdigung zu ersparen. Ich erinnere bloß an die Staaten, deren Criminal-Justiz als vorzüglich gut gilt. Was geschieht von diesen gegen Diebstahl und Raub? Ich habe selbst Justizämter verwaltet, zu denen die Verfolgung der Verbrecher gehörte. Ich hatte also einen besondern Anlaß, über den Zweck der Criminal-Justiz nachzudenken; und wenn ich irgendwo Grund fand, an der Höhe unserer gefeierten Cultur zu zweifeln, so war es dabey. Ich traf auf eine Einseitigkeit, die trotz allen Versuchen sie durch Flitter der alten Cultur und einer neuen Philosophie zu verdecken, die unmündige Schwäche der politischen Einsicht unserer Zeit in einer betrübenden Blöße offenbarte. Ich sah Staatsmänner und Gelehrte mit keinem Gegenstande angelegentlicher beschäftigt, als mit der Aufgabe, die Menschen von Vergehen und Verbrechen abzuhalten. Eine scharfsinnige Theorie erschien nach der anderen. Aber je mehr ich aufmerkte, desto mehr stieg mein Erstaunen, daß diese Theorien schlechthin auf Gegenreiz gingen; d. h. auf Mittel, der Neigung zu Verbrechen indirect, durch Drohungen, durch Bewachungen, durch Zwang entgegenzuwirken, ohne daß an die directe Verminderung der für und für wachsenden Reize selbst, auch nur entfernt gedacht wurde. Freilich sprach man von Besserung der Verbrecher. Allein dabey kamen die äußeren Motive zu den Verbrechen eben so wenig in Betracht, als bey der reinsten Abschreckungslehre. Man träumte bloß von inneren Motiven (von moralischen Mängeln) und wähnte, durch sogenannte Besserungsanstalten die Menschen dahin zu bringen, daß, unter der drückendsten Noth und den heftigsten Anreizungen von außen, nicht die leiseste innere Neigung entstehen werde, eine Ordnung zu verletzen, die einzig für den Schutz von allem geschaffen war, was ihnen fehlte. Gedanken an die mit jedem Jahre zunehmende Armuth wurden als zum Gebiete eitler Klagen über das unabänderliche allgemeine Loos der

Menschheit gehörig zurückwiesen; und so überließ man sich ruhig den dunkeln Vorstellungen, daß gegen die eigentliche Quelle der meisten und gröbsten Verbrechen von Staatswegen nicht mehr zu thun sey, als gegen das Wetter.

Wie hätte man bei diesem Zustande der Köpfe von den Finanzbeamten Hülfe erwarten sollen? Die Rubrik „Vergehen und Verbrechen" gehört ja nicht in ihr Fach. Was geht es sie an, wenn die Zahl der Verbrechen zunimmt? Ihnen werden ja die Tabellen darüber nicht mitgetheilt. Für die Sicherheit vor Dieben und Räubern ist die Justiz; und wenn die Juristen nie daran dachten, gegen die zu Verbrechen reizende Noth die Staatskräfte anzusprechen, wie sollte es dann einem treuen Kassenverwalter einfallen, kassenfeindliche Vorschläge zu machen? Aus diesem Kreise ist keine Erlösung. Selbst die Wiederkehr eines Staatsmannes der Vorwelt würde darüber nichts vermögen, und wenn er auch noch so laut sein Erstaunen ausdrückte, Menschen zu sehen, die sich die ganze Lebenszeit hindurch theoretisch und practisch mit den physischen Kräften des Staates befassen, ohne je an diejenige Schwäche der Gesellschaft zu denken, wofür die physische Stärkung am wichtigsten ist: an das Übel, welches die innere Sicherheit unaufhörlich von innen bedrohet, an den Hunger und das Elend, welches einen Theil der Bürger zu stäten Angriffen der Verzweiflung gegen den andern fortreißt.

Es wird hoffentlich überflüssig seyn, mich noch mehr gegen die Vermuthung zu verwahren, als ob ich das Uebergewicht der fiscalischen Rücksichten ausschließlich den Finanz-Theorien und den Finanz-Beamten schuldgebe. Wie hätte ich auch verkennen sollen, daß gerade die Theorien und Meinungen der Juristen diesem Uebergewichte den besten Vorschub leisten? Gehen doch alle juristischen Lehren von dem Zwecke des Staatsverbandes auf eine rohe Erhaltung des Bestehenden, ohne die Forderungen des innern (immer auf Neuerungen gerichteten) Lebens im mindesten zu beachten. Nur

wenn furchtbare Krisen drohen, merkt man auf sie, und gibt träge so weit nach, als die äußere Noth stößt und treibt. So zweifelt man überall an einem Rechtsgrunde, die vermögenden Staatsglieder zur Unterstützung der dürftigen anzuhalten. Allein man zweifelt nie an der Pflicht dieser, die reichen zu unterstützen, und mit Leib und Blut für eine Ordnung zu kämpfen, die sie verhungern und erfrieren läßt. Eben durch die Juristen sind die Vorstellungen von Eigenthum zu einer Monstrosität gediehen, die von Recht spricht, wenn ein menschliches oder unmenschliches Wesen das andere lieber vor Hunger und Frost umkommen läßt, als von seinem Ueberflusse das Geringste abzugeben, einer Monstrosität, die der Verläugnung aller bessern Gefühle den Beystand der Staatsgewalt zusichert, und somit den Widerstreit zwischen Recht und Moral zu einer Höhe fördert, welche von Rasenden als eine unvermeidliche Consequenz vertheidigt werden mag. Das Strafrichter-Amt ist durch diese Verzerrung der Begriffe fast in jedem Europäischen Lande zu einem Institute geworden, dessen Forderungen den besonnenen Verwalter mit Kummer und Grauen erfüllen. Er soll durch Verhängung furchtbarer Strafen von Verbrechen abhalten, während der Impuls der Noth zu einer unwiderstehlichen Stärke gestiegen ist, ohne daß der Minderung derselben nur eine Rubrik in der Staatsverwaltung eingeräumt wird. Daß man in der jüngsten Zeit so viel Mitleid mit den Sträflingen äußert, kann nicht anders als auf ein dunkles Gefühl von jener Verzerrung bezogen werden. Schade, daß die Theilnahme es nicht bis zur Enthüllung der wahren Wurzeln gebracht hat.

Noch überflüssiger muß die Betheuerung seyn, daß ich keine bestimmte Personen beschuldige, da ich nicht einmahl bestimmte Classen zu beschuldigen vermag. Was zu beschuldigen ist, ist unsere Cultur. Die Gebrechen unserer Cultur uns selbst aber zum Vorwurfe zu machen, das würde eben so thöricht seyn, als einem Jünglinge vorzuwerfen, daß er noch in Irrthümern stecke, die bloß die höhere Entwickelung eines reiferen Alters heben kann. Es gilt nicht darum, wegen unserer Ver-

irrungen zu schmähen, sondern allein sie aufzudecken. Werden die früheren Jahrhunderte als Entwickelungsperioden betrachtet, so erscheinen sie in einem durchaus andern Lichte, als worin diejenigen sie sehen, die ohne Weiteres den Stab darüber brechen. Indeß auch dieser Irrthum ist dem Entwickelungsgange angehörig. Es ist das Loos der Menschen, zwischen Extremen zu schwanken. Der Eine spricht deshalb von der Vergangenheit nur in verachtenden, verdammenden Ausdrücken, von Barbarey, von Aberglauben, Grausamkeit, Unterdrückung u. s. w.; und der Andere möchte, in der Bewunderung von Einzelnheiten verloren, das Mittelalter mit der Gegenwart vertauschen. Beyde sind darin gleich, daß sie in völliger Unklarheit schweben. Keiner betrachtet die Eigenheiten der Vergangenheit als das Steigen der Entwickelung vermittelnde Sprossen, die eben so wenig eine Verdammung verdienen, als eine vergötternde Conservation. Alle Staatstheorien der neuern Völker sind Erzeugnisse einer niedrigen Cultur. Wie darf man aber von niedrigen Culturstufen die besten Theorien erwarten? Wo also auf der Erde politische Theorien herrschen, da muß man auch auf Irrthümer gefaßt seyn; und darin liegt die endliche Rechtfertigung jenes frühern Ausspruches, daß der glücklichere Zustand der Nordamerikaner zum Theil dem beyzumessen sey, daß sie weniger nach Theorien beherrscht werden als die Europäer. Ich sage: zum Theil, um dadurch offenherzig zu gestehen, daß die Sache damit noch nicht so ganz im Reinen ist.

Neunter Auszug.

Gestern wurde unsere Fahrt durch ein Gewitter aufgehalten. Auch sind die Wege im Indiana-Staate noch schlechter

als im Staate Ohio. Wir kamen erst in tiefer Dunkelheit an dem Gasthause an, wo wir zu übernachten verhatten. Der Wirth bewillkommte uns mit besonderer Theilnahme, und half uns sofort die Sachen auspacken, womit unser Wagen bis zum Uebermaße gefüllt war. Zugleich bewillkommte uns auch ein in Amerika geborener Deutscher, der uns, während unserer Sorge sammt den Effecten unter Dach zu gelangen, nicht wenig mit Fragen belästigte. Wir sprachen mit dem Wirthe Englisch und antworteten dem Deutschen Amerikaner auch einige Mahl so. Aber er ließ sich in seiner Vertraulichkeit nicht stören. »Well, wie lebt man denn in Eurem Lande? well, wie gehts mit dem Kriege?« und ähnliche Fragen folgten so aufeinander, daß der Wirth, der besser mit uns zu sympathisiren schien, ohne laute Zeichen unserer Qual abzuwarten, in seiner eiligen Aemsigkeit, den Frager wie ein hinderndes Möbel bey Seite schob, und mit einer keinen Widerspruch zulassenden Art zum völligen Verstummen brachte. Dergleichen Landsleute trift man hier nicht selten. Man kann ein guter Amerikanischer Bürger seyn, und doch ein lästiger Gesellschafter. Endlich war es uns vergönnt, uns im Gastzimmer mit unserer persönlichen Pflege zu befassen. Wir trafen zwey junge reisende Damen darin. Es fiel uns ein, daß wir noch eine Flasche Rheinwein besaßen. Wir beschlossen, ihr jetzt den Garaus zu machen. Indeß wir die Gläser austranken und wieder füllten, zog uns ein Geschäft aus dem Zimmer, und bey der Rückkehr sahen wir eine der Damen von unserm Weine zum Heerdfeuer fliegen, wo sie früher gesessen hatte. Rheinwein ist in den Wäldern von Indiana ein seltenes Ding, und die Neugier den Amerikanerinnen wohl eben so von der Eva angeerbt als den Europäerinnen. Der Mund der Dame war zu schön, als daß ihr Nippen an unsern Gläsern uns mißfallen konnte.

Zehnter Auszug.

Schon mehrmahls habe ich die berühmte Urkunde der Unabhängigkeits-Erklärung (vom 4. July 1776) unter Glas und Rahmen angetroffen. Heute fand ich ſie wieder ſo in einem Gaſthauſe, wo wir frühſtückten *). Ein Amerikaner, der bemerkte, daß ich einige Blicke darauf warf, trat vor ſie hin und ſprach: »das iſt das Schönſte und Herrlichſte, was je gedruckt worden! meinen Sie nicht, Herr?« Man trift in der That eine ſolche Verehrung ſehr oft. Es gibt auch Bände von Biographien derjenigen Volksvertreter, die das Dokument unterzeichnet haben, z. B. ein Werk von Pomeroy. Es leben nicht manche mehr. Mit einer wahren Andacht aber nennt man überall den Namen »Waſhington«; und die Menge von Städten (vielleicht über 30), die nach ihm benannt worden, erinnern an die vielen Herakleen der Vorwelt. Mir fällt indeß dabey das Betragen der Amerikaner gegen den lebenden Waſhington ein. Es hat wohl nie einen Menſchen gegeben, welcher der gefähr-

*) Wer im Innern der V. St. reiſet, der bricht gewöhnlich vor dem Frühſtücke auf und genießt es erſt, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hat. Dieſe Art iſt ſo allgemein, daß es den Gaſtwirthen faſt ſtörend vorkommt, wenn die Reiſenden davon abgehen. Weil das Frühſtück der Küche nicht weniger Arbeit macht als das Mittageſſen, ſo iſt die Sitte erklärlich. Meiſt wird auch das Mittageſſen überſchlagen; und ein Deutſcher ſchließt ſich darin den reiſenden Amerikanern um ſo williger an, je ſchlechter ihm Anfangs das öftere Fleiſcheſſen zuſagt. Sonderbar iſt, daß in der Nähe der Atlantiſchen Küſte das Mittageſſen insgemein das Doppelte des Frühſtücks koſtet, worüber es ſich doch materiell ſelten erhebt. Fünf und zwanzig Cents (etwa 37 Kreuzer) iſt faſt in dem ganzen Gebiete des Bundes der Preis für das Frühſtück, wie auch für das Abendeſſen.

lichen Versuchung einer hohen politischen Stellung besser widerstanden, und in seinem ganzen Verhalten weniger Dünkel und Selbstsucht bewiesen hätte als Washington, und dennoch sind gerade in den letzten Jahren seines öffentlichen Lebens die ärgsten Spottlieder voll Verläumdung in Schenken und Straßen gegen ihn gesungen worden. Immer gilt doch noch der Spruch: wer ein Heiliger werden will, der muß sich vorher kreuzigen lassen. Wer da bedenkt, wie es in dem beschränkten Familien-Kreise geht, wie darin der Werth eines Menschen erst recht erkannt wird, wenn er todt ist, der wird im politischen Kreise so ziemlich auf dasselbe gefaßt seyn. Das bekundet eben die Größe Washington's, daß der undankbare Tadel seiner Mitbürger in seinem Betragen nicht die geringste Aenderung bewirkt hat *).

Doch wieder auf die Unabhängigkeitserklärung zu kommen. Wie man in Europa das Nordamerikanische überhaupt bald bewundert und gepriesen, bald verachtet und bespöttelt hat, ohne es zu kennen, so ging es auch mit diesem Dokumente. Ich will damit nicht sagen, daß man nur über den Ocean zu reisen brauche, um Alles besser zu wissen. Was man unmittelbar durch die Sinne aufnimmt, ist für eine klare Beurtheilung der menschlichen Verhältnisse bey weitem nicht

*) Jetzt wird es einem Amerikanischen Staatsmanne nicht zum Lobe gerechnet, ein politischer Gegner von Washington gewesen zu seyn. So wird es insbesondere dem General Jackson vorgeworfen, daß er, als im Jahre 1796 das Haus der Repräsentanten sich über die Antwort auf Washington's letzte Rede berieth, die entschiedenste Anerkennung der Verdienste des ersten Präsidenten mißbilligte. In der Adresse kam nämlich folgende Stelle vor: »Für die Sache unseres Landes und für die Sache der Freiheit ist es unser ernstlicher Wunsch, daß Ihr Beyspiel Ihren Nachfolgern zur Leitung diene, und so, nachdem es die Zierde und der Schutz der Gegenwart gewesen, es auch das Erbe unserer Nachkommen werde.« Vier und zwanzig Glieder stimmten für die Löschung dieser Worte, und unter ihnen Andrew Jackson und Livingston (der jetzige Staatssekretair), wogegen Madison und Gallatin unter den billigenden waren.

genug, und ohne Nachdenken gelangt man so wenig in Nordamerika zu einer besondern politischen Einsicht, als sonstwo.

Man könnte glauben, daß, da die Nordamerikaner die Deklaration selbst gemacht haben, sich auch von ihnen ohne Umstände ein befriedigender Commentar müsse einziehen lassen. Allein das verstößt gegen den wichtigen Satz, daß die Menschen eher leben, als über das Leben reflectiren, und daß die Völker zu manchen politischen Schritten wie instinctartig kommen, worüber Rechenschaft zu geben, ihnen eben so sauer wird, als Kindern und Jünglingen über die Impulse ihrer Entwickelung.

Um den jetzigen Zustand der V. St. zu begreifen, ist es, wie bey jedem andern Volke, unerläßlich in die Vergangenheit zu blicken; und bey dieser Operation tritt die Unabhängigkeits-Erklärung, selbst dem oberflächlichsten Beobachter, sofort als ein scharfer Abschnitt vor, gleichsam als ein Knoten, woraus die Fäden der späteren Entwickelung wie aus einer neuen Werkstätte der Natur ausgehen. Dieser hohen Bedeutung ungeachtet wird man über das Wesentliche der Urkunde, in Europäischen wie in Amerikanischen Reden und Schriften, vergebens nach Belehrung suchen, geschweige über dessen Zusammenhang mit der fernern Geschichte.

Man weiß, daß, um ganze Völker zu politischen Bewegungen zu bringen, ihrem Drange zu Neuerungen eine Loosungsphrase dargeboten werden muß, worunter jeder Einzelne seine Motive und Wünsche, seyen sie auch noch so unbestimmt, begriffen glauben kann. Gibt es eine bestimmte allgemeine Ursache der Unzufriedenheit, so kann auch die Loosung bestimmt seyn. Für ein Volk z. B., welches unter einer Auflage seufzt, die ihm ein Zwingherr aufgelegt hat, würde der bloße Ruf »keine Auflage mehr!« zu einer revolutionairen Richtung hinreichen. Je mannigfaltiger die Gründe der Unzufriedenheit sind, desto allgemeiner muß auch die Loosung klingen, um sämmtliche Individuen, oder doch die Mehrzahl, wie das Band eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses zu umschlingen.

Die Amerikanische Unabhängigkeits-Erklärung trat unbe-

zweifelt als ein ſolches gemeinſames Bekenntniß auf, was die frühere politiſche Ordnung gleichſam begraben und eine durchaus neue gründen ſollte. Zu dieſem Zwecke ſpricht das Dokument von unverjährbaren und unveräußerlichen Menſchenrechten, und führt darunter namentlich auf das Recht auf Freiheit und das Recht auf Lebensglück (,eigentlich das Recht darnach zu ſtreben).

Es war jedermann ſichtbar, daß dergleichen Reden, in den Engliſchen Colonien ſo gut wie anderwärts, viele Unzufriedene zu einem gewiſſen Vereine kirren würden. Aber nach jeglicher Erfahrung der alten Welt, mithin, da die neue noch keine politiſche Erfahrungen hatte, der ganzen cultivirten Menſchheit, ſchienen ſie nur zum Einreißen brauchbar, und auf keine Weiſe zum Principe der Erhaltung, wozu ſie doch hier in Nordamerika eigentlich dienen ſollten. Von allen Seiten erhoben ſich deshalb auch ähnliche Bedenken, als einige Jahrhunderte früher gegen das religiöſe Bekenntniß der Proteſtanten: Daß ſie wohl zur Löſung von dem alten Verbande, aber nicht zur Erſchaffung eines neuen taugen, daß ſie die Bekenner nicht länger vereint halten könnten, als die Gefahr vor den Gegnern dauere, und ſpäter die politiſche Einheit in Nordamerika eben ſo aufhören werde, als unter den Proteſtanten die religiöſe. Wie wolle man unter dem ſtäten Ausrufe von Unabhängigkeit, in einer Menge, die dabey nur zu ſehr an Ungebundenheit denke, einen politiſchen Organism aufrecht halten, der doch immer eine bedeutende Einſchränkung des Individuellen erfordere? Dazu nun gar die Promulgation eines allgemeinen Rechtes auf Lebensglück! Wie dürfe man hoffen, auf ſo etwas eine feſte Ordnung zu gründen, da ja die Armuth nicht weniger zu den Staaten gehöre, als Stürme und Regen zum Wetter? Nach den Erfahrungen der Europäiſchen Politiker war ein Staat von Millionen ohne eine zu ewiger Armuth verdammten Maſſe, ein Phantaſien-Gebilde; und nach dem, was die neuere Cultur lehrte, mußte es dieſen Politikern unmöglich vorkommen, daß ein

Jeder, der nur Glieder habe sich zu rühren, im Ueberflusse lebe. Die förmliche Promulgation eines allgemeinen Rechtes auf Wohlstand konnte deshalb dem Verdachte nicht entgehen, eine Aufforderung der ärmern Bürger zum offenen Kampfe gegen die reicheren zu seyn.

Die Begebenheiten in Frankreich, wo man bald nachher mit derselben Verkündung der Menschenrechte experimentirte, mußte in einer solchen Ansicht sehr bestärken. Und wahrlich, die französische Revolution liefert einen furchtbaren Beweis, daß, wenn die Volkslenker nicht fähig sind, aller Welt den Weg zum Lebensglücke wirklich zu öffnen, es ein mißliches Unternehmen ist, über das Recht darauf mit Wärme zu reden; so daß nach reiflicher Ueberlegung der kalte Hohn derer, welche den Völkern von Anwartschaften nach dem Leben so viel wie möglich, hingegen von Genüssen während des Lebens gar nichts vorsprechen, minder hassenswerth erscheint, als der brennende Enthusiasmus jener, die einem Theile stäts von Lebensglück vordeklamiren, ohne für dessen Verwirklichung bessere Mittel zu haben, als dem andern das Lebensglück zu rauben.

Je schlimmer sich die Sachen in Frankreich gestalteten, desto lauter erschollen auch die Vorhersagungen von dem nahen Untergange der Nordamerikaner. Aber die Geschichte hat sie sammt und sonders auf eine Weise widerlegt, daß nur der Blödsinn ihnen ferner anhängen kann. Woher rührt diese Anomalie? Worin gründet sich dieser Unterschied zwischen dem Europäischen und dem Amerikanischen? Woher rührt es, daß die Promulgation eines politischen Bekenntnisses, welche in Frankreich so viel Unheil geboren hat, in Nordamerika für und für die Basis eines Staats- und Volkslebens ist, das mit Recht von andern Völkern so sehr beneidet wird?

Ich dächte eine solche Aufgabe wäre wohl eines Gelehrten-Vereines würdiger, als nach der Politik der Chalifen zu fragen. Daß man ihren Werth nicht ganz verkennt, zeigen die Lösungsversuche, die schon seit Jahren in Reden und Schriften vorkommen.

Die gewöhnlichſte Antwort war: ein Leben wie das Nordamerikaniſche, iſt, wie das Leben eines Freiſtaates überhaupt, an eine ſchwache Bevölkerung gebunden. Staaten von vielen Millionen können keine Republiken ſeyn; es ſey denn ſolche, die ewig zur Dictatur die Zuflucht nehmen. Man bezog ſich dabey auf das Alterthum, wo die geſunden Republiken auf das Gebiet von einzelnen Städten beſchränkt geweſen.

Indeß, nachdem in Nordamerika die Bevölkerung auf ſechs, acht und zehn Millionen geſtiegen war, und noch keine Auflöſung eintrat, da kam dieſe Erklärungsart ſehr ins Gedränge. Man ſah ſich alſo nach einer andern um; und ſo gerieth man auf diejenige, welche noch heute hier wie in Europa die herrſchende iſt. Nämlich der Mechanismus der Volksrepräſentation, den man zuerſt in dieſem Lande in beſonderer Reinheit ſah, iſt der Angel. Die Alten, ſagt man, kannten dieſen Mechanism nicht. Seitdem er entdeckt worden, iſt auch das Geheimniß entdeckt, wie Völker von zehn, zwanzig und noch mehreren Millionen in republicaniſcher Verfaſſung leben können; wogegen eine ſolche Verfaſſung ehedem an eine geringe Zahl gebunden blieb. Der im achtzehnten Jahrhundert, als dem Zeitalter der mechaniſchen Politik, unangreifbar gewordene Glaube an die Zauberkraft von Geſetzen und geſetzlichen Einrichtungen fühlte ſich zwar durch die letzte Geſchichte Frankreichs ſehr erſchüttert. Aber er war ſo wenig ausgerottet, daß er kaum einiger Jahre bedurfte, um, mit Bedeckung aller ſtörenden Erfahrungen, ſich an der neuen Erklärungsart zur verjüngten Kraft emporzuarbeiten; ſo daß gegenwärtig ſelbſt viele von den Tadlern der Promulgation der Menſchenrechte zu der Meinung neigen, als ob wirklich das Republikaniſche nur von einer National-Repräſentation abhänge, und damit in Europa ſo ziemlich derſelbe Zuſtand wie in Nordamerika geſchaffen werden könne; wobey man ſich dann in Betreff des unglücklichen Experimentirens in Frankreich entweder dunkeln Vorſtellungen von Unverſtand oder von Intriguen oder von

Verderbniß überläßt. Freilich fehlt es nicht an Zweiflern. Allein nirgends ist Klarheit; was sich am deutlichsten daran zu erkennen gibt, daß, während eine Parthey Wunder von der Volksvertretung erwartet, die andere ihren Nutzen ganz wegläugnet, oder sie gar für ein der politischen Ordnung gefährliches Gespenst hält. Beyde Theile sind sichtbarlich in dem Wahne, etwas Lebloses für lebendig zu halten, und deshalb weit entfernt, die Quelle des Lebens dort zu suchen wo sie ist.

Solche Aeußerungen dürften leicht das Verlangen erregen, daß ich denn selbst einmahl jene Quelle anzeige, und damit den Grund der Anomalie zwischen dem Nordamerikanischen und Europäischen ohne Umschweife aufdecke. Ich bin auch willens, es sofort zu thun; allein ich erkläre zum voraus, daß man mich schwerlich gehörig verstehen werde, weil sich dem Eingange der unverhüllten Wahrheit dieselben Hindernisse entgegenstellen, welche von ihrer Enthüllung bisher abhielten. Neue Wahrheiten treiben um so stärker zu der Frage, warum sie doch nicht früher gefunden worden, je wichtiger sie uns dünken. Schon damit würden sich fernere Bemerkungen über die hinderlichen Irrthümer rechtfertigen lassen. Allein dringender ist die Rücksicht, daß von der Beseitigung des Falschen der Eingang des Wahren zu sehr abhängt; und ich werde der Ungeduld des Lesers nicht weiter nachgeben können, als daß ich die ferneren Bemerkungen später vortrage.

Nun denn, ich behaupte, daß der eigentliche Kern der Unabhängigkeits-Erklärung in nichts Anderem bestehe, als in der Promulgation des allgemeinen Rechtes auf Lebensglück, und daß in dem verschiedenen Verhalten der beyden Welten zu diesem Theile des Dokumentes auch jene Anomalie ihre Wurzeln habe. Dafür liefere ich folgenden Commentar.

Bey dem Kampfe Nordamerika's gegen Britannien kam es zunächst auf eine Loosung an, welche die Volksmasse als das Band eines gemeinsamen politischen Glaubensbekennt-

nisses umschlinge. Dazu ist aber überhaupt nichts brauchbarer, als die Aufstellung eines solchen Rechtes; weil sich daraus, wie aus einem höchsten Principe, alle Wünsche, alle Forderungen der Einzelnen, seyen sie auch noch so unbestimmt und verschieden, als wohlbegründete Ansprüche ableiten lassen. Das bloße Recht auf Unabhängigkeit ist etwas Negatives, und man kann dabey sehr gut verhungern. Aber das Recht auf Lebensglück weiset auf ein Gebiet voll einladender Früchte. Für die Reden von Freiheit gibt es unter der Menge ohnehin keine selbstständige Vorstellungen. Einzig und allein dem stillen Zusatze „Freiheit von bestimmten Lasten und Leiden," und „Freiheit zu bestimmten Genüssen" verdanken sie ihre Bedeutung. Es hat sich zwar seit funfzig Jahren in den Amerikanischen wie in den Europäischen Köpfen Vieles geändert. Dennoch würde sich für die nackten Worte „politische Freiheit" selbst heut zu Tage schwerlich die ganze Bevölkerung dieses Landes bewaffnen. Nur insofern sich daran die Vorstellungen von particulären Interessen anlehnen, finden sie Anklang. Die Theilnahme an dem allgemeinen Loose der Menschheit ist unverkennbar mit der sich mehr und mehr vergeistigenden Lebensthätigkeit gestiegen. Allein die particulären Interessen, worin jeder Einzelne sein Glück sucht, haben noch jetzt zu sehr das Uebergewicht. Um so weniger war vor funfzig Jahren von dem Rufe zur Freiheit eine andere Wirkung zu erwarten, als ihm die unter die Rubrik von Lebensglück gehörigen Vorstellungen verleihen konnten.

Soviel für den Beweis, daß die Promulgation des Rechtes auf Lebensglück der Kern des Amerikanischen Glaubenskenntnisses sey, wenn man anders das Kern nennt, worin die wirkende Kraft steckt. Daß aber in dem verschiedenen Verhalten zu diesem Kerne sich die zu erklärende Anomalie gründe, den Beweis dafür beginne ich mit der Erinnerung, daß auch in Europa das Wort „Freiheit" bei der Menge an sich hohl sey, und bloß durch Verschlingung mit den unter die nämliche Rubrik von Lebensglück fallen-

den Gedanken, Volksbewegungen erregen könne; und vollende ihn dann mit folgender Andeutung des verschiedenen Verhaltens selbst.

Sogar dem blödesten Auge, sollte man meinen, sey es zugänglich, daß überall, wo die Armuth nur auf Kosten der Reichen zu heben ist, Promulgationen eines allgemeinen Rechtes auf Wohlstand unvermeidlich zu Angriffen gegen die Reichen anreizen müssen; und insofern ist der Vorwurf einer gefährlichen Schwärmerey wider den, der dagegen mit politischen Formen oder mit Sittensprüchen zu helfen wähnt, gewißlich wohl angebracht. Allein wunderbar ist es auch, wenn Leute, die von dieser Wahrheit durchdrungen seyn wollen, nicht schon durch die unläugbare Erscheinung, daß Nordamerika eine Promulgation so gut verträgt, die unserm Europa so widerwärtig bekommt, auf die Vermuthung gerathen, ob vielleicht in Nordamerika jene Art Armuth fehle. Doch davon nachher. Ich habe versprochen, zuerst die Erklärung der Anomalie zu geben, und die Bemerkung, warum sie nicht früher gefunden worden, zu verschieben. Also um dieses Versprechen zu lösen, sage ich kurz heraus, daß man in der That in Nordamerika sich nach jener Art Armuth vergebens umsehe.

Bey den Europäern wird indeß der trockene Bericht, ein Uebel nicht angetroffen zu haben, das in der östlichen Welt so heimisch ist, als wenn es eine ursprüngliche Mitgift der Menschheit wäre, keinen besondern Eindruck machen. Es muß zugleich berichtet werden, was ihm dann hier widersteht, und das führt auf den Unterschied beyder Continente an sich und ihrer natürlichen Anerbietungen, d. h. genau auf diejenigen Seiten beyder Continente, welchen die Promulgation des Rechtes auf Lebensglück gegenüberzuhalten ist, um über die abweichenden Resultate vollen Aufschluß zu erlangen.

Ein geringes Verweilen in dem practischen Getriebe dieses Landes reicht hin, sich zu überzeugen, daß die äußere Natur in Nordamerika dem Streben nach Lebensglück und Wohlstand

wirklich eben so günstig entgegentritt, als sie ihm in Europa feindlich den Rücken kehrt. Es fordert nichts mehr als die Fähigkeit eines schlichten Landmannes, klar einzusehen, daß sich hier von der Natur selbst, mit mäßiger Anstrengung erringen läßt, was von äußern Gütern zum Lebensglücke gerechnet zu werden pflegt; wogegen in Europa die Anweisung des Armen auf die nackte Natur überall für Spott gelten würde. Eben weil in Europa nicht jeder, der Glieder hat sich zu rühren, im Wohlstande leben kann, und die Armen nur zum Wohlstande gelangen können, wenn die Wohlhabenden arm werden, darin besteht eine Quelle ewigen Haders, die man vergebens seit Jahrhunderten mit Sprüchen der Religion und Moral bekämpft hat. In dem Munde gut gepflegter Priester und Moralisten werden die Sprüche von der Eitelkeit irdischer Güter zwar nie kräftig klingen, und es bedarf der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts nicht, ähnliche Beschwörungen ungestümer Forderungen der Armuth lächerlich zu finden. Aber wenn auch andere Nachfolger von Jesus die Versuche anstellten, und bloß solche Priester und Lehrer die Dürftigen zum Dulden und Entbehren ermahnten, die ihre Habe treulich mit ihnen theilen, so würde sich damit ein der Menschheit innig angehöriger Trieb doch jetzt so wenig vernichten lassen, als im Mittelalter. Der Trieb nach Lebensgenuß und Wohlstand dauert in jeder Brust fort, so lange sich eine Spur von Muth zum Leben äußert. Staaten, die damit im Widerstreite sind, umschließen deshalb einen Feind, an dessen Versöhnung nicht zu denken ist. Allein so unversöhnlich und gefahrdrohend der Trieb als Feind ist, so mild und schützend verhält er sich zu den Staaten, die ihn zum Freunde und Genossen haben. Dieser Vorzug ist den Nordamerikanern beschieden, und zwar von nichts Anderm, als unmittelbar von der Natur ihres Landes. Statt daß sich in Europa die Menschen, in dem Drange nach Verbesserung ihrer Lage,

gegeneinander wenden, wenden sich die Amerikaner an die Natur.

Noch nie hat man unter den neuern Völkern ernstlich bezweifelt, daß eine gesunde Entwicklung die Hauptquelle ihres Gedeihens im Privatleben suchen müsse. Aber wo sich für diese Richtung nicht mehr Vorschub findet als in Europa, da darf es nicht befremden, wenn auch ohne Mitwirkung falscher Ehrliebe durchaus das Entgegengesetzte geschieht, und die steigenden Schwierigkeiten als Privatmann zu bestehen, mehr und mehr dem öffentlichen Leben wegen Rücksichten zukehren, die ihm zum Heile der Menschheit immer ferne bleiben sollten. In Nordamerika sorgt die äußere Natur für solche Reize zu heiterer Thätigkeit im häuslichen Kreise, daß die krankhafte Richtung auf Politik und Aemter, die aus Europa stammt,*) für und für abnimmt; wogegen Europa die Aussicht hat, daß künftig niemand leben, geschweige mit Genuß leben könne, als Diener von dem, was Staat und öffentliche Ordnung heißt.

An dem Zustande der Nordamerikaner ist ihre äußere Lage so sehr das Wesentliche, daß sich ohne Mühe ihr ganzes Gedeihen darauf zurückführen läßt. Es ist freilich wahr, der

---

*) Wie viel Theil an dieser krankhaften Richtung die falsche Ehrliebe hat, erkennt man nirgend Die neueren Völker haben ihre politische Weisheit von dem Römerreiche, aber leider von dem sinkenden und verdorbenen, worin es kein edleres Motiv zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten gab, als Habsucht und Eitelkeit. Schon zu Cicero's Zeiten hießen die Aemter „Ehrenstellen (honores)"; und was einem Cicero für Ehre galt, thut es auch heute noch. Wer unter uns nicht des Geldes wegen die Aemter sucht, der sucht sie der Ehre wegen, und damit glaubt er dann in der Bahn der unsterblichen Tugenden zu seyn. Wer eine solche Ehrliebe aber Eitelkeit nennt, und die Gesellschaften beklagt, deren heiligste Interessen keine bessere Pfleger haben, als Leute, denen jener Römer zum höchsten Vorbilde dient, der geräth in den Verdacht der Schwärmerey und Kopfhängerey, oder in einen noch schlimmern.

äußere Kreis thut es nicht allein, das beweiſen ſchon die Indianer, die in demſelben Kreiſe leben. Auch bieten die Erſcheinungen in den Spaniſchen und Portugieſiſchen Theilen des neuen Continentes, ſelbſt dort, wo weder Klima noch edle Mineralien die Lebenskräfte ſtören, nicht das Gemälde dar, das man in den Vereinigten Staaten erblickt; und es iſt ſicherlich nicht gleichgültig, daß die Mehrzahl der Einwanderer Briten, Deutſche und Holländer waren. Aber um den Punkt, von deſſen Beurtheilung die Helle abhängt, ſcharf zu umgrenzen, will ich in der Vergleichung Nordamerika's mit Europa, unter Europa vorläufig bloß Britannien, Holland, Deutſchland ſammt Dänemark und Scandinavien verſtehen. Mit dem Zuſtande der Menſchheit in dieſen Europäiſchen Ländern den Zuſtand der Menſchheit in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten verglichen, führt ſich der Unterſchied einzig auf die Verſchiedenheit der äußern Lage zurück. Käme die Bevölkerung von Britannien und Deutſchland z. B. in eine äußere Lage wie die der Nordamerikaner, ſo würden ſie eben ſo gedeihen wie dieſe; und müßte umgekehrt die Nordamerikaniſche Volksmaſſe wieder Jahrelang in der äußern Lage der Briten und Deutſchen leben, ſo würde es ihnen auch nicht beſſer gehen, als es dieſen wirklich geht.

Mit ſolchen Anſichten iſt man in beyden Welten ſo ſehr im Widerſpruche, daß man im Gegentheile die politiſchen Formen, die doch nur Producte des weniger beengten Lebensquelles ſind, für das Weſentliche hält, und bloß dadurch den Europäern das Glück der Amerikaner verſchaffen zu können träumt; weshalb ich ſtets auf die Aeußerung zurückgedrängt werde, daß man den Zuſtand der Nordamerikaner nicht erkenne, weil die Köpfe zu voll von hindernden Vorſtellungen ſeyen.

Schon frühere Blätter dieſes Tagebuches erwähnen der Verirrung, welche die Befreiung des Amerikaniſchen Familienlebens von den religiöſen und politiſchen Feſſeln der öſtlichen Welt einer tiefen Weisheit beymißt. Ich habe gezeigt, daß ſie nichts als eine einfache Folge von dem Ueber-

gewichte ist, welches das individuelle und Familien-Leben über das, was Staat und Politik heißt, behauptet; und daß dieß wieder gleichbedeutend ist dem Ausspruche: es geht hier in Nordamerika deswegen besser, weil man das individuelle und Familien-Leben mehr so gehen läßt, wie es Gott gefällt, statt daß man in Europa beständig mit Kunst und Wissenschaft eingreift. Es blieb aber noch übrig auch zu zeigen, wodurch das Familienleben hier ein solches Uebergewicht über das öffentliche behaupte, und zugleich anzugeben, warum man in Nordamerika die Individuen und Familien sich so selbst überlassen könne; was in Europa doch sichtbarlich ins Verderben stürzen müsse. Beydes ist nun so weit geschehen, daß ich lediglich auf den großen Vorschub zu deuten habe, den hier die äußere Natur der Menschheit leistet. Dieselben Güter und Reize der Natur, welche die Individuen und Familien so unabhängig machen von dem, was unter der Rubrik von Staatszwecken sie zu erdrücken drohet, die sind es, welche anderer Seits den Staat auch wieder vor dem zerstörenden Zudrängen der Habsucht, Eitelkeit und Herrschsucht schützen. Gerade weil die äußere Lage den mannichfachsten Reiz zu heiterer Geschäftigkeit im Privat-Leben enthält, deshalb kann es im öffentlichen Leben nicht zu jenen unheilvollen politischen Experimenten kommen, wozu immerhin die Habsucht, Eitelkeit, Ehrsucht und Herrschsucht Einzelner neigt, aber ohne das Mitwirken der Menge nicht zu gelangen vermag. Indeß was hilft es, daß man sich in Argumenten erschöpft, wenn die in den Köpfen steckenden Verkehrtheiten ihnen den Eingang versperren?

Die erste Pflegerinn dieser Verkehrtheiten ist der Dünkel, der jede Erklärung des Gedeihens verschmäht, die nicht das Verdienst allein, oder doch hauptsächlich, den Trägern von dem, was für hohe Cultur gilt, zuspricht. Was kann dem Dünkel peinigender seyn als der Beweis, daß an dem Amerikanischen Gedeihen die menschliche Weisheit überhaupt so wenig Theil hat? Daß die Wurzel in der äußern Natur sitze, und was die menschliche Natur dazu beytrage, der

Gegensatz jener Weisheit, das dunkle (fast instinctartige) Gefühl der Menge sey? Aber dieser Beweis erlangt seine verwundendste Schärfe, wenn man zeigt, daß eben die Vorstellungen, welche den Staatsmännern, Priestern und Lehrern als Blüthen der Cultur vorschweben, das Amerikanische Familien-Leben völlig so modeln und einschnüren möchten, wie es in Europa eingeschnürt ist. Es ist nicht im geringsten zu zweifeln, daß, wenn in Nordamerika die Priester das Uebergewicht gewännen, man hier bald eine Theokratie sehen würde. Die Politiker würden Land und Volk nach dem, was sie Staatszwecke nennen, behandeln. Ein Corps Finanzmänner würde Amerika als ein Gebiet für staatswirthschaftliche Versuche betrachten. Ein Militaircorps würde seinen Vorbildern den ersten Rang einräumen und bloß von Lorbeeren träumen, und der Lehrerstand würde den letzten Angel im Schulleben suchen. Nichts ist leichter, als sich hier an Ort und Stelle zu überzeugen, daß es ganz Europäisch gehen würde. Man braucht nur jede Classe dieser Culturträger zu fragen, was sie an dem Zustande der Nordamerikaner auszusetzen haben, und zusammengerechnet, was man nacheinander hört, wird das Facit seyn, daß just Alles das zur Vollkommenheit fehle, über dessen Besitz die Menschheit in Europa so sehr seufzt. Dieses Experiment hat mir auf meiner Reise viel Unterhaltung verschafft. Man findet in den meisten Gasthäusern Gelegenheit dazu; wenn etwa die Tagesblätter Scrupel lassen sollten.

Niemand glaube, daß es mir um Spöttereyen und Satyren zu thun sey. Ich habe gezeigt, daß die Vergleichung der Nordamerikanischen Menschheit mit der Europäischen zu den äußeren Lagen leitet. Dabey ist aber augenfällig, daß sich der Unterschied der äußern Lagen wieder hauptsächlich auf eine glückliche Vertheilung der Bevölkerung einer Seits und ein verderbliches Zusammendrängen anderer Seits zurückführt. Die Fruchtbarkeit des Bodens und der Reichthum an Wäldern ist zwar mit in die Schale zu werfen, und gegen Deutschland auch die Heiterkeit des Amerikanischen Himmels.

Dennoch bleibt die Vertheilung der Bevölkerung das Wesentlichste. Würden die Amerikaner sich also an der Atlantischen Küste zusammendrängen, ohne sich um die Länder jenseits der Alleghanys zu kümmern, so müßte es mit ihrem Heile in kurzer Zeit zu Ende seyn. Die Gottheit hat dem aber vorgebeugt, *dadurch*, daß sie dem Volke einen Colonisations-Drang einpflanzte, der es instinctartig über die weitesten Räume verbreitet. Wie verhalten sich nun dazu die Männer der Reflexion? *Gerade diesem Zuge, dem ersten Hebel des Getriebes treten sie mit wahrem Fanatismus in den Weg.* Die Culturträger der neuern Völker sind von denen des Alterthumes so verschieden, daß sie, statt sich an die Spitze der Colonisten zu stellen, nicht müde werden, gegen verderbliche Abenteuerey zu eifern; und so spielen sie in Amerika (in den Staaten der Atlantischen Küste) unter Anwendung der bekannten religiösen, moralischen und politisch-cameralistischen Sprüche, dieselbe Rolle, wie ihre Brüder in Europa.

Ist es nicht ein wunderbares Ding das menschliche Haupt, daß es sogar das Allerwidersprechendste in seinem kleinen Schreine vereinigt? Dieselben Leute, welche sich die größte Mühe geben, den Quellen des Gedeihens durch Declamationen entgegenzuwirken, sind es auch, die, wenn es trotz dem in der neuen Welt für und für zu Phänomenen kommt, die als unzweideutige Zeichen eines frischen blühenden Lebens gepriesen werden, auf *sich* als die eigentlichen Urheber weisen. Was man instinctartig thut, rechnet man sich selten zum Verdienste an. Der Antheil, den an dem Gedeihen der Nordamerikaner die Menschen selbst haben, fällt, wie gesagt, auf das instinctartige Treiben der großen Masse. Weil diese nun nicht daran denkt, daraus ein Lob für sich abzuleiten, so treten Andere auf, welche ausrufen: „Seht, wie glücklich ihr seyd! Wem verdankt ihr das? Das kann nicht von selbst entstehen! Es kommt von der Weisheit und Cultur dieses Landes! d. h. das letzte Verdienst gebührt den *Trägern* dieser Weisheit und Cultur, also niemanden anders als uns!“

So sprechen zu der im practischen Getriebe lebenden Menge die Staatsmänner, die Priester und die Gelehrten; und wie ungläubig auch der Eine oder der Andere dagegen seyn möge, er muß schweigen, weil ihm die Fähigkeit oder die Zeit fehlt, das Heer von Argumenten zu überwältigen, was aus den Werkstätten der vom Handeln dispensirten Classe, in Amerika so gut wie in Europa, leicht mit neuer Rüstung versehen werden kann.

Indeß wolle man den Dünkel nicht zu hart anklagen. Er ist nicht allein schuld. Der Dünkel bedarf des Nebels, und diesen bietet ihm der verworrene Zustand unserer gesammten Cultur. Den Europäischen Culturträgern könnte zur Entschuldigung dienen, daß sie von der westlichen Welt zu ferne seyen, die wahren Wurzeln des Gedeihens der Amerikaner und die Ursache der politischen Anomalie zwischen Amerika und Europa zu entdecken. Aber wenn nur aus dem Gegensatze die Entdeckung hervorgeht, so gereicht den Amerikanischen Culturträgern zur Entschuldigung, daß sie vom Europäischen zu ferne sind. Doch daran liegt es weniger, da das Hin- und Herreisen längst nicht selten war. Der letzte Grund, warum man sich der Wahrheit nicht genähert hat, ist den Ansichten und Meinungen beyzumessen, worin alle Träger der neueren Cultur befangen sind. Ich verkenne nicht, daß es für einen Europäer, ohne in dem Elementaren dieses Continentes practisch gelebt zu haben sehr schwer ist, sich den Dunkelheiten und Irrthümern zu entwinden, die mit dem Glauben, daß es nirgend tauge, verschlungen sind. Ich gestehe vielmehr, daß, obgleich ich schon vor meiner Reise geneigt war, den Unterschied zwischen dem Zustande der Nordamerikaner und dem der Europäer in der Uebervölkerung zu suchen, obgleich ich vermuthete, daß, wie im Alterthume, so sich auch jetzt noch die Armuth der Staaten durch Colonisation müsse mildern lassen, ich dennoch in diesem Lande einen Anreiz zum Nachdenken über die Bedeutung der äußern Lage finde, den ich früher nicht ahnete. Allein wovon auch die Berichtigung der verkehrten

Ansichten und Meinungen abhänge, sie sind einmahl da, und halten die Urtheilskraft der Culturträger so umstrickt, daß sogar diejenigen unter ihnen, welche ein großes Volk von Millionen ohne Armuth dicht vor Augen haben, doch kein Gewicht auf dieses Merkmahl legen, und es für etwas Zufälliges achten, woraus nichts abzuleiten sey. So bleiben die Amerikaner selbst von politischen Theorien geblendet, die der Entwicklungsgang der Völker des östlichen Continentes erzeugt hat, und wovon die Meinung, daß ein Staat von vielen Millionen Menschen, ohne eine zu ewiger Armuth verdammte Masse, zur Fabelwelt gehöre, die Hauptquelle war.

Eben die der neuern Cultur eigenen Ansichten und Meinungen von den Bedingungen des menschlichen Wohles enthalten den stärksten Antrieb, entweder das wirkliche Gedeihen der Nordamerikaner zu läugnen, oder sich über dessen Ursachen zu täuschen; und daher rührt es, daß in Europa wie hier in Amerika, es neben den Tadlern und Verächtern eine Menge Lober gibt, deren Lob verstummen würde, wenn sie die Wahrheit sähen. Es ist eine Erleichterung für mich, mich näher auszusprechen. Ich habe bereits früher darauf hingedeutet, daß mit der neuern Cultur keine Meinung inniger verflochten ist, als daß das Heil der Menschen nicht von selbst unter ihnen emporwachse. Ich will nicht an die äußersten Religionssätze erinnern „daß der Mensch von Natur böse sey", „daß ihm durch höhere Offenbarung sein Wohl verschafft werden müsse". Von eigentlichen Religionsdogmen abgesehen, kommen doch darin die Politiker wie die Lehrer mit den Priestern überein, daß Alles, was Weisheit und Tugend heiße, mehr der Tradition, als der instinctartigen Entwicklung der Menschen zuzurechnen sey, und die damit verbundenen Vorstellungen von dem Erfordernisse einer eigenen Pflege der höhern Interessen sind entschieden darin einig, daß das individuelle und Familien-Leben sich nicht selbst überlassen werden dürfe. Freilich auf die Frage: „wer soll dann eingreifen?" muß es immer heißen: Men-

schen, die höher stehen; und diese sind sich doch so ziemlich selbst überlassen. Will man die Vorstellungen zu der Bestimmtheit fördern, welcher sie fähig sind: so gehen sie dahin, daß es neben dem Volke Personen geben müsse, die es gleichsam bevormunden, d. h. es müsse Kasten geben, die nur durch besondere (von den Interessen des Volksgetriebes verschiedene) Interessen bestehen; weil die höheren Interessen sich nicht von selbst im Volke erhalten, geschweige entwickeln könnten. Es würde zu weit führen, zu zeigen, wie wenig ein solcher Glaube mit einer nähern Kenntniß derjenigen Entwicklungsbahn gemein hat, welche die menschliche Natur in der Folge der Generationen durchläuft. Es genügt zu sagen, daß in Amerika wie in Europa dieselben Ansichten herrschen.

Nun möchte ich einen unbefangenen Urtheiler bitten, zu prüfen, wie sich dazu mein Bericht von dem Uebergewichte des individuellen und Familien-Lebens über das öffentliche verhalte, und ob eine Erklärung, daß damit die wahre Ursache des Gedeihens der Nordamerikaner enthüllt sey, die Priester, Lehrer und Staatsmänner freundlich ansprechen könne.

In Betreff der Priester ist die Aeußerung des Nordamerikanischen Volkes selbst, merkwürdig. In allen Staaten sind die Priester aller Confessionen von dem Amte der Volksvertreter ausgeschlossen, und in manchen, wie z. B. in den Staaten Newyork und Delaware, sogar von jedem weltlichen Amte. Keinem Mitgliede einer Priesterkaste kann es gefallen, daß im Religiösen sich hier jedermann selbst überlassen ist, und den für Staatsämter Erzogenen (d. h. denen, die im öffentlichen Leben ihre Existenz und ihre Genüsse suchen sollen,) dürfte es schwerlich gefallen, daß hier das individuelle und Familien-Leben über das öffentliche herrscht. Einer Kaste von Staatsdienern ist stäts die Neigung eigen, sich von dem, was sie leiten und lenken wollen, möglichst unabhängig zu machen. Und was die Gelehrten

angeht, diesen wird der Hebel des Nordamerikanischen schon der bloßen Schultheorien wegen zuwider seyn. Wie sollte z. B. einem Juristen ein Zustand ansprechend vorkommen, der zu nichts weniger paßt, als zu den Begriffen der neuern Schulen? Wo ist je ein Begriff von Staat aufgestellt worden, der dasjenige, was in der dunkeln Richtung des individuellen und Familien-Lebens der großen Volksmasse waltet, an der Spitze hat? Den Zweck dieser Richtung angeben, heißt nämlich, den Zweck des Entwicklungsprincips angeben. Nun aber sind die politischen Theorien so weit entfernt, in den Begriff von Staat das ewig zu Aenderungen treibende Entwicklungsprincip aufzunehmen, daß sie vielmehr sämmtlich von bestimmten Zwecken reden, und, bey dem Berichte von einem politischen Ganzen, worin nicht einem bestimmten Ziele zugesteuert werde, — was nie geschieht, wo die Gesetzgebung und die Vollziehung der Gesetze von der Menge so abhängig ist, wie in Nordamerika, — zu dem Urtheile neigen müssen, ein solches Ganze sey kein Staat, sondern ein Aftergewächs, was entweder umzumodeln oder auszurotten wäre. Moralisten und Philosophen, kurz alle Vertreter irgend eines Culturzweiges, müssen ein tiefes Mißbehagen an einem Zustande finden, dem gar kein Princip der Schule vorleuchtet. Sogar die wärmsten Europäischen Redner für Freiheit würden stutzen, wenn sie entdeckten, daß auch keine einzige ihrer Theorien zu der Amerikanischen Freiheit paßt. Sie würden die Amerikanische Freiheit bald eine Ungebundenheit nennen; da sie so gut als die übrigen Culturträger sich vorstellen, daß das, was höhere und gemeinsame Interessen heißt, unter allen Umständen, und in allen Entwicklungsperioden, besser von einer für Geld gedungenen Kaste vertreten werde, als von dem sich selbst überlassenen individuellen und Familien-Leben. Gerade Die, welche eine Freiheit nach Systemen einführen wollen, verstricken sich am ärgsten in Widersprüche; indem sie nicht einsehen, daß nur ein solches politisches Gewölbe den Namen eines freien verdient, welches auf Säulen ruhet, die aus dem freien Leben der Individuen und

Familien emporgewachsen sind und von demselben Leben erhalten werden; keinesweges aber dasjenige, was durch gewaltsames Emporziehen und Zusammenschnüren von oben geschaffen und erhalten wird. Wie ein ähnliches Product des Zwanges äußerlich ausgeschmückt sey, das ist für das Wesen so gleichgültig, als ob ein Priester, oder ein Moralphilosoph, oder ein Krieger die Regeln dictirt habe. Das Product mag vielleicht nicht schlechter seyn, als die Elemente gestatten. Denn wer will läugnen, daß für einige Völker eine Theokratie, für andere eine Zwangherrschaft passe? Allein es ist thöricht, das Wort »Freystaat« auf einen Zustand anzuwenden, wo nicht das freie individuelle und Familien-Leben die Stützen der öffentlichen Ordnung bildet. Und nicht minder thöricht ist es, von einem schönen Gesammtleben zu sprechen, wenn es kein freies Product des individuellen Lebens ist. Es mag sich als ein Nothstand rechtfertigen, jedoch etwas Erhebendes ist nie daran.

Das Product des freien individuellen Lebens muß natürlich die Farben dieses letzteren an sich tragen, und wenn darin keine edelere Interessen walten, so können sie sich auch im öffentlichen Leben nicht äußern. Gewiß ist, daß auf der höchsten Entwickelung der einzelne Mensch von Interessen für die Gesammtheit beseelt wird, die ihn unmittelbar zu dem verklärten Ziele jenseits der Gräber zu leiten scheinen. Aber es ist ein verderblicher Wahn, daß sich eine solche Blüthe des individuellen Lebens durch Zwang vom öffentlichen Leben her hervorrufen lasse. Und wenn das Familienleben der Nordamerikaner bisher von dieser Blüthe noch ferne war, so wolle sich doch niemand vorgaukeln, daß es unter den Europäern besser stehe, weil sie dafür Kasten besolden.

Ich wiederhohle: zuletzt hängt Alles von der Frage ab, ob es für die Menschheit in ihrer jetzigen Entwickelung heilsamer sey, wenn sie durch das, was Theorien und Reflexionen heißt, geführt werde, als durch das, was sich in dunkeln Gefühlen ausspricht. Es ist verkehrt, sich dabey vorzustellen, als ob die Amerikaner in zwey Classen zerfielen, wo-

Lehranſtalten die am Ende des vorigen Jahrhunderts herrſchenden Heiltheorien mitbrachten, und in den erſten Schritten ihrer Praxis ſich bewogen fanden, lieber ohne Weiteres mehr dem, was ihnen aphoriſtiſch zweckmäßig dünkte, zu folgen, als jenen Theorien. Wie, wenn es mit den politiſchen Theorien eben ſo mißlich beſtellt wäre? Ohne Zweifel würde, falls ein Gott herab zur Erde ſtiege, kein Volk etwas Beſſeres thun können, als ſich ruhig deſſen Führung zu überlaſſen. Aber da die Weisheit unſerer Staatsmänner nun einmahl von der göttlichen ſo weit entfernt iſt, ſo kann jene Frage auch keine Gotteslästerung ſeyn. Hier an einem Orte, wo man deutlich vor Augen hat, was herauskommt, wenn das öffentliche Getriebe mehr den dunkeln Gefühlen (Anſichten und Neigungen) der Menge überlaſſen iſt, als den Erzeugniſſen der Cultur, hier findet der Europäer den ſtärkſten Anlaß zu einer näheren Kritik dieſer Erzeugniſſe. Ich rühme mich wahrlich des Glaubens nicht, daß, wie einige Schwärmer meinen, das dunkle Gefühl überhaupt ſicherer leite, als das hellere Denken; und mir fällt gar nicht ein zu behaupten, daß für die Intereſſen der Menſchheit nicht beſſer geſorgt werden könne, als in Nordamerika. Aber wenn es unbeſtritten bleibt, daß, ſo lange das Auge der Denkkraft noch matt und trübe iſt, das dunkle Gefühl eine treuere Stütze im Privatleben verleihet, ſo wäre es auch gewißlich der Mühe werth, zu unterſuchen, ob wir in dem öffentlichen Leben bereits eine ſolche Helle erreicht haben, daß man die Leitung des Gefühles entbehren könne. Ich für meinen Theil bin von den großen Mängeln der neuern Cultur zu ſehr überzeugt, daß ich nicht denjenigen Zuſtand vorziehen müſſe, wo die Menſchheit ſich ſelbſt ſo überlaſſen werden darf, als ſie hier ſich überlaſſen iſt. In Europa geht das freilich nicht an, weil es durchaus an der äußern Lage

---

Theorien nicht ſo raſch zu modifiziren vermag, den Neuerungen widerſtehen muß. Zu dieſem Satze gibts auch Belege genug in Europa. Niemand iſt dort wie hier großen Neuerungen in den Geſetzen abgeneigter, als die Juriſten ſelbſt.

fehlt. Bereits vor Jahrhunderten war man dort genöthigt zu Theorien zu flüchten, weil das natürliche Gefühl und der sogenannte gesunde Menschenverstand (das heißt ein momentaner bequemer Gebrauch des Verstandes) nicht genügten. Das erzeugte eine Masse theoretischer Verirrungen; und wenn auf der einen Seite den Bedrängnissen durch die Früchte der Speculation abgeholfen wurde, so mußten sie sich auf der andern Seite durch jene Verirrungen vermehren. Um gerecht zu seyn, darf man die gegenwärtigen Bedrängnisse der Europäer nicht einzig auf Rechnung ihrer äußern Lage setzen. Dafür ist der Antheil der fehlerhaften Reflexionsproducte und Theorien zu groß. Allein es gehört auch wieder zur Gerechtigkeit, zu gestehen, daß wo unreife Menschen ihre Zuflucht zu politischen Theorien nehmen müssen, Fehler unvermeidlich sind. Und noch dringender fordert die Gerechtigkeit das Bekenntniß, daß die Reflexionsversuche, wozu die Europäer vor ihrer Reife durch die Noth gebracht wurden, so zum Gange der Völker-Entwickelung gehören, wie die unreifen Versuche der Jünglinge zur individuellen Entwickelung. Ja man kann hinzufügen, daß eben mit den Theorien, gleichviel ob die äußere Noth oder was sonst sie hervorrief, die kräftigsten Fesseln für die Leidenschaften der Mächtigen entstanden seyen; indem alle Theorien doch das Gute haben, gegen die Impulse des Augenblickes isoliren zu helfen, wenn anders ihr innerer Zusammenhang den Namen verdient. Damit gelangt man zu dem Satze, daß einer ähnlichen Freiheit wie der in Nordamerika, wenn sie nicht zu einer indianischen ausarten soll, eine Vorzeit wie die Europäische vorhergehen muß. Allein dabey vergesse man auch nicht, daß sobald die Uebel einmahl ihre guten Dienste geleistet haben, sie nur als Uebel zu behandeln sind, und daß in der Entwickelung, worin sich gegenwärtig die Europäer befinden, ihre äußere Lage eben so als ein bloßes Uebel erscheint, das zur kräftigsten Abhülfe auffordert, als die Gebrechen ihrer politischen Theorien.

Noch ein Vorurtheil, was die richtige Beurtheilung des Zustandes der Amerikaner hindert, ist die Einbildung, als ob

das, was man Volksleben nennt, dem Königthume an sich feindlich sey. Vielleicht hat so lange die Welt steht kein Vorurtheil der Menschheit so viel Unheil verursacht. Wer hätte, um bey der neuesten Geschichte zu bleiben, nie Reden von demokratischen und monarchischen Principen gehört? Bey der Kritik unserer Cultur muß man stets darauf gefaßt seyn, weitläufige Deklamationen anzutreffen, die zur Basis nichts als einen leeren Nebel haben. Was ist das demokratische Princip? Mit dieser kurzen Frage kann man die ganze Weisheit der Staatsmänner in die jämmerlichste Verlegenheit bringen. Wo steckt insbesondere in Nordamerika das demokratische Princip? Hier, wo das öffentliche Leben so wenig einem festen Principe folgt, als das Privatleben? Wo in den politischen Verhandlungen nur das entscheidet, dem der einzelne Bürger in seinem Familienkreise huldigt? Oder ist es mit irgend einem Scheine zu rechtfertigen, den instinctartigen Drang nach Glück und Zufriedenheit ein Princip zu nennen? Es ist nicht weniger oberflächlich, den wesentlichen Unterschied des Nordamerikanischen von dem Europäischen darin zu suchen, daß hier kein König an der Spitze steht, als zu glauben, daß die instinctartige Richtung der Menge auf Lebensglück dem Königthume feindlich sey. Freylich hört man hier gegen Königthum sprechen. Allein wer daraus den Aufschluß über die wahre Richtung des Volkes zu finden hofft, der vergißt, daß die Menge in Amerika eben so unfähig ist zu sagen, wovon sie eigentlich getrieben werde, als in Europa. Um sich von der Wahrheit dieser Aeußerungen zu überzeugen, brauchte man bloß eine Anzahl Nordamerikaner in einen Europäischen Staat zu versetzen. Sie würden dort die Nothwendigkeit eines Königs (ja hin und wieder eines Dictators) besser erkennen, als jene Schwätzer, welche die Könige eines jugendlichen Volkes mit den Zwingherren eines alten und verdorbenen unter eine und dieselbe Rubrik ihres monarchischen Princips werfen; wie sie die Könige Roms und die Cäsaren, unter der Rubrik von Monarchen, als im Wesentlichen gleich betrachten. Ein schlichter Ameri-

kaner, dessen Kopf nicht durch Theorien verwirrt wird, (kurz ein Glied jener Masse, welche die Richtung des öffentlichen Lebens bestimmt) weiß scharf abgefragt, nichts von absolutem Königshasse, und er würde nicht nur zugeben, daß in andern Ländern ein König dem Wohle der Einzelnen und der Gesammtheit sehr heilsam seyn könne, sondern auch Fürsten, wie die Geschichte der Deutschen Kaiser sie vorhält, seine wärmste Verehrung nicht versagen. Er fühlt also nichts von einem absoluten Gegensatze. Nur das dünkt ihm absolut feindlich, was seiner Richtung auf ein glückliches Familienleben den Weg vertritt. Sein mäßiger Sinn beschämt demnach die Europäischen Deklamatoren gegen das demokratische Princip aufs äußerste; da diese geradezu jeden Volkszustand verdammen, der keinen unumschränkten Erbkönig an der Spitze hat. Die besonnenen Könige selbst stützen ihren Stand auf die Geschichte; und insofern sie annehmen dürfen, daß die Geschichte von welcher das Volk geschaffen worden, auch sie als einen Theil des Volkes geschaffen habe, ist es allerdings eben so verwerflich, aus bloßen sogenannten theoretischen Gründen gegen die Existenz der Könige zu sprechen, als gegen die Existenz Anderer im Volke, die sich durch geschichtliche Vorzüge auszeichnen. Die höchste Cultur kann darin nichts ändern, als daß sie die Könige beseelt, ihren Stand mehr und mehr zum wahren Wohle der Menschheit zu benutzen, und dafür zu wirken, daß mehr und mehr die Herrschaft der Vernunft und der Ueberzeugung die Herrschaft des Zwanges oder doch niederer Rücksichten einschränke. Wer aber weiter geht und Völker, die *ohne* Könige leben, bloß *deshalb* tadelt, der schweift über die sichere Basis des Königthumes hinaus, und ruft mit seinen Träumen von einem monarchischen Principe einen Gegensatz im Volksleben hervor, der gegen *gute* Könige gar nicht vorhanden ist. Wo die Könige aufrichtig anerkennen, daß das wahre Wohl der Völker der Zweck des Königthumes sey, da sind sie mit dem Wesen des Nordamerikanischen Getriebes völlig einig; weil es eben so verkehrt ist, wenn Europäer dieses Getriebe für ein Spiel von Demagogie halten, als wenn Ame-

rikaner das Europäiſche als ein Spiel ſultaniſcher Grillen zeichnen. Ich läugne es nicht, es verdient Entſchuldigung, wenn ein Europäer das ſich ſelbſt überlaſſene Volksleben mit Mißtrauen betrachtet, und inſoweit es ihm dem, was öffentliche Ordnung und Staat heißt, feindlich ſcheint, auch dem Königthume feindlich achtet. Allein von dieſem Mißtrauen zu einer förmlichen Theorie überzugehen, iſt dennoch eine grobe Verirrung des Unverſtandes und der Leidenſchaft. Wenn die Politiker ſich anſtrengten, in das Innere der Erſcheinungen einzudringen, ſtatt ſie mit Phraſen abzufertigen, ſo würden ſie bald begreifen, daß die Unzufriedenheit der Menge nie die eines in Theorien befangenen Demagogen iſt. Der größte Fehler der neueren Politiker iſt, die Unzufriedenheit durch Fictionen zu erklären. An der Unzufriedenheit der Europäer iſt nichts ſo ſehr ſchuld, als die Armuth. Die Ordnung eines Staates ſey wie ſie wolle, den kann ſie nicht freundlich anſprechen, der darin Gefahr läuft zu verhungern. Und doch beharret man dabey, die natürliche Unzufriedenheit der Dürftigen auf den Impuls von Principien zu beziehen? Wenn in Europa die Armuth immer zunimmt, ſo wird am Ende alle Welt dem, was Ordnung heißt, feindlich werden. Allein wie darf man deshalb von einer abſoluten Feindſchaft aus Principien träumen, und ſich dadurch zu einer Gegenfeindſchaft reizen laſſen? So wenig es aber im Volke ein Princip der Feindſchaft gegen Ordnung geben kann, ſo wenig kann es darin auch ein feindliches Princip gegen das Königthum geben, wo es mit der Ordnung ſo verflochten iſt, daß es nur ihr dient.

Der ganze Kampf der Nordamerikaner für ihre Unabhängigkeit würde unterblieben ſeyn, wenn in den Köpfen der Britiſchen Staatsmänner nicht dieſelben verkehrten Vorſtellungen von einem abſoluten Gegenſatze zwiſchen der Richtung des Volkslebens und den Intereſſen der Krone gewaltet hätten. In dem Europäiſchen Britannien war man durch reelle und eingebildete Colliſionen nun einmahl zu dem Glauben verleitet worden, daß jeder Unzufriedenheit des Volkes ein natürlicher Haß gegen das Königthum zum Grunde liege. Die auf

eine solche Voraussetzung gebauten Maßregeln riefen in Nordamerika einen Gegensatz hervor, der früher gar nicht (höchstens im Hirne einiger Schwärmer) existirte. Man hat die politischen Kämpfe oft mit den religiösen verglichen. In der That herrscht auch zwischen der Lösung der Nordamerikaner von Britannien und der Lösung der Protestanten vom Pabstthume eine merkwürdige Analogie. Die Päbste verloren ihren Einfluß über die Protestanten nicht, weil die Empfänglichkeit für theokratische Einflüsse verschwunden war. Dann hätten die protestantischen Pfarrer nicht lange Zeit nach der Reformation in ihren Gemeinden eine Macht ausüben können, der sogar die Fürsten selbst oft nachgaben. Wie sich Knaben zur verstocktesten Widerspenstigkeit reizen lassen, wenn man ihnen in einer Weise begegnet, die sie nur auf leidenschaftlichen Unverstand zu beziehen vermögen, so gelingt es auch mit ganzen Völkern. Durch offenbare Herausforderungen zur Feindschaft zerstören die Priester ihren Einfluß so gut wie die Könige. Auch zeigt sich eine nicht weniger merkwürdige Analogie zwischen dem religiösen Glaubensbekenntnisse, wodurch sich die Protestanten vom Pabste lossagten, und dem politischen der Nordamerikaner. Nämlich, wie der Schritt der Protestanten ein bloß negativer, abwehrender war, und es im Positiven, in der Richtung auf das, worin das religiöse Heil eigentlich zu suchen sey, fortschlotterte wie es konnte, so war auch der Beschluß der Amerikaner nur insofern bestimmt, als er den Einfluß Englands zurückwies; wogegen die Bezeichnung der Richtung zum politischen Heile selbst, eben so unbestimmt lautete als jene religiöse. Wie die Protestanten das Positive der Religion dem natürlichen Sinne der Menge anheimstellten, indem sie volle Glaubens- und Gewissens-Freiheit verlangten, so stellten die Amerikaner das Positive ihrer Politik dem natürlichen Sinne der Menge anheim, indem sie für jeden Bürger die größte Unbeschränktheit, nach seiner Ueberzeugung sein Lebensglück zu suchen, verlangten. Worin das wahre Lebensglück bestehe, das bleibt also in Nordamerika eben so

der Beurtheilung des Einzelnen überlassen, als unter den Protestanten, worin die wahre Religiosität bestehe. Man kann leicht denken, daß die Abweichungen hier nicht minder groß sind, als in Europa. Indeß herrscht hier doch mehr Klarheit hinsichtlich der äußeren Bedingungen des Lebensglückes; welche Klarheit in Europa die allgemeine Bedrängniß so wenig aufkommen läßt, daß dort der nackte Spruch »jeder, der Glieder hat sich zu rühren, müsse von drückender Armuth frey seyn«, phantastisch klingt.

Eilfter Auszug.

Nimmermehr hätte ich mir vorgestellt, daß die Natur so freygebig sey, als sie sich hier zeigt. Erst in den Missisippi-Ländern habe ich erfahren, welche Ansprüche man an die äußere Lage machen darf. In Europa läßt sich das unmöglich ausmitteln. Wenn man sich den verworrenen Phrasen über Lebensglück und Zufriedenheit auch ziemlich entwunden hat, um mit einem sogenannten practischen Blicke zu prüfen, was die Wirklichkeit darbiete, so treten dort doch überall zu viele Zeichen eines hoffnungslosen Resultates entgegen. Die Gedanken aber, wie es anders seyn müsse, um gut zu seyn, verlieren sich so leicht in Phantasiespiele, oder in Träume von alten bessern Zeiten, daß gerade die hellsten Köpfe sich am meisten davor scheuen. Ein Zustand, worin cultivirte Menschen unter milden Himmelsstrichen weniger zueinandergedrängt lebten, fällt so ferne in das Dunkel der Vorwelt, daß wir ihn gar nicht beachten; und in dem Geschichtlichen was uns deutlicher vorliegt, trift die dünnere Besetzung der fruchtbaren Länder nur mit den Zeiten

der Wildheit und Barbarey zusammen. Daher rührt es, daß die Vorstellungen von Unsicherheit und Entbehrungen der Cultur-Vortheile sich von den Gedanken an eine Amerikanische Ausbreitung der Bevölkerung kaum trennen lassen, und die Betrachtungen, inwiefern durch eine ähnliche Ausbreitung den Gebrechen der Europäer abzuhelfen sey, von Anbeginn an irreleiten. Wenn mithin in Europa selbst dem Besonnensten die Alternative drohet, entweder an einer irdischen Basis, welche die Geist und Körper niederdrückende Armuth aus der menschlichen Gesellschaft ausschließt, zu verzweifeln, oder sich Träumen von einem goldnen Zeitalter hinzugeben, — so haben mir die Erfahrungen in der westlichen Hemisphäre einen Dienst geleistet, der für die Berichtigung der Meinungen über das zeitliche Loos der Menschen von der höchsten Wichtigkeit ist.

Ich gestehe, daß ich erst nach und nach mit dieser Berichtigung fertig geworden bin, und daß der Spruch »es taugt nirgend« auch mich beym Antritte meiner Reise noch oft beunruhigte. Die Lage der Amerikanischen Ackerwirthe östlich der Alleghanys wirkte zu meiner Beruhigung zuerst, und schon dort fand ich viel Anlaß zu neuen Betrachtungen über die Abhängigkeit des Lebensglückes von den äußeren Bedingungen. Je weiter ich gegen Westen kam, desto mehr wuchs der Anlaß, und bereits im Ohiothale nahm ich fröhlich Abschied von jenem Spruche, der, so gut er in Europa paßt, so wenig auf Nordamerika anwendbar ist. Hier am Missouri endlich traf ich die Natur in einer Gestalt an, daß ich Anfangs meinen eignen Sinnen nicht trauete; und wenn es für einen Ankömmling aus Deutschland irgendwo nöthig ist, seine mitgebrachten Vorstellungen zu mustern, so ist es in diesen schönen Länderstrichen der Fall.

Man hört und lieset in Europa viel von der Fruchtbarkeit fremder Länder. Allein solche Berichte klingen jedem verdächtig, der da weiß, welche sorgfältige Bearbeitung selbst der Europäische Boden erster Classe verlangt. Die Gegenden, wo in Hunderten von Jahren kein Dünger nöthig ist, sind in Europa sehr beschränkt, wenn es deren überhaupt

gibt. Der schwarze Boden in Holland ist allerdings sehr fruchtbar, aber er ist meist zu niedrig gegen die Meeresfläche und deshalb für Getreide zu feucht. Besser soll es in Ungarn seyn. Indeß sogar die vorzüglichsten Striche der Donauländer möchten eine Vergleichung mit denen des Missisippi und Missouri schlecht bestehen. Wer von der Fruchtbarkeit des Nilthales gehört hat, dem ist auch nicht unbekannt, welche Wüsten diesen, das sogenannte Delta ausgenommen, nicht über zwey bis drey deutsche Meilen breiten Streifen einschließen. Hier am Missouri trift man dagegen die dicke Lage schwarzer Dammerde, außer der Thalebene (bottom), noch ferne seitwärts auf den Hügeln und Bergen. Wer kann dieß von den Deutschen Flüssen rühmen? Wie dürftig ist ja im Allgemeinen der Boden in geringer Entfernung von der Thalebene des Rheines. Aber der Missouri nimmt auch sechs bis acht Flüsse auf, die theils größer sind als der Rhein, theils ihm wenig nachgeben. Und wer mag berechnen, wie viele tausend Jahre die unzähligen Adern und Aederchen dieses Stromes den vermoderten Abfall der Wälder zusammengespült haben.

Was mich jetzt peinigt, ist der Gedanke, daß ich die Veränderung, welche in meinem Innern vorgegangen ist, nicht sofort auf meine Mitbrüder in Deutschland übertragen kann. Jetzt erst beginne ich zu beherzigen, was ich zu bekämpfen haben werde, wenn ich versuchen will, meine Erfahrungen zum Wohle der Menschheit geltend zu machen. Was dem Spruche „daß es nirgend tauge" in der alten Welt Wahres zum Grunde liegt, wird mit den Wirkungen des gewöhnlichen Schulunterrichtes, einer verkehrten Religionsstimmung und einer sogenannten Lebensphilosophie vereint entgegentreten, so daß die Verfechter der fiscalischen Interessen sich nicht einmahl zu rühren brauchen.

Wie sehr wünschte ich, daß die Leiter und Rathgeber des Deutschen Volkes nur einige Wochen in diesen Gegenden zubrächten, um mit eigenen Augen zu sehen, was die Mut-

ter Natur den Menschen anbietet, wenn man sich nicht unverständig zu einer einzigen Stelle ihres Busens drängt. Millionen Morgen des fruchtbarsten Bodens liegen hier frey und unbenutzt, während man sich in Europa und namentlich auch in Deutschland um geringe Spannen in verderblichen Prozessen streitet, und gierig nach Aeckern ringet, die hier der ärmste Pflanzer keines Blickes würdigt. In ganz Europa werden die Menschen durch die Bedürfnisse der Leiber auseinandergerissen, und Familien, die sich noch so theuer sind, müssen einzig dieser Bedürfnisse wegen von einander getrennt leben, bis das irdische Spiel überhaupt zu Ende ist. Die seltenen Besuche dienen nur, die Opfer des Geschiedenseyns mehr fühlbar zu machen. Nichts hindert hier, daß Freunde und Freundinnen, welche sich einmahl lieb geworden sind, so nahe bey einander wohnen, als die Größe ihrer eigenen anmuthigen Landgüter gestattet. Was könnten nicht befreundete Menschen in einem Gebiete unternehmen, das sie so begünstigt und schützt, als diese Länder den Ankömmling aus allen Zonen der Erde! Was vermöchten Vereine wohlhabender gebildeter Deutscher Familien hier auszuführen! Wie rasch würden sie alle Spuren der Verzerrung abstreifen, deren sie in Europa nimmer loswerden, um sich ruhig denjenigen Stimmungen zu überlassen, welche weder natürliche Genüsse verbieten, noch unnatürliche erlauben. Ich weiß es, ich darf mich vor meinen Deutschen Mitbürgern so nicht äußern, ich muß mir bey meinem Berichte Zwang anthun, um nicht der Uebertreibung und der Schwärmerey verdächtig zu werden. Ich kann die Leser ja nicht hieher versetzen, daß sie selbst sehen, selbst prüfen. Als Europa so frey für Ansiedlungen war (, wenn es je so frey gewesen ist,) als das Mississippi-Gebiet noch ist, wurde es von Norwegen bis Gibraltar von Völkern durchirret, worunter die cultivirten Menschen nur zusammengedrängt und verschanzt hausen durften. Aber wäre es auch den Bewohnern Griechenlands gestattet gewesen, so sicher das alte Europa zu durchwandern, wie wir jetzt Nordamerika durchwandern, so fehlte doch der Mississippi mit seinen Dampf-

schiffen. Wie schwierig ist nicht eine Wasserfahrt von Scandinavien in das mittelländische Meer! Wer mag sich den Gefahren und Unbequemlichkeiten einer solchen Reise des bloßen Vergnügens wegen aussetzen? Nun aber stelle man sich vor, daß vom hohen Norden an mitten durch Europa ein großer Strom bis nach Afrika flösse, wie der Mississippi Nordamerika durchströmt. Der Mississippi ist einer klimatischen Scale zu vergleichen, auf welcher man mit geringen Kosten und ohne alle Beschwerden zu jeder Jahreszeit, etwa sechs bis acht Winterwochen ausgenommen, aus einem Klima in das andere gleiten kann, z. B. von einem Landsitze wo der Winter vier Monate dauert, zu einem Landsitze wo es nur zwei Wochen Winter ist, oder wo er ganz fehlt, wie unterhalb Natches. Das Reisen in den Amerikanischen Dampfschiffen kostet kaum ein Drittheil von dem, was man in Holland zahlen muß, und für die Bagage, selbst wenn sie vierhundert Pfund beträgt, fordert man gar nichts. Dabey ist die Verpflegung weit besser, als in den Holländischen. Die Amerikanischen Dampfschiffe sind im eigentlichen Sinne wandelnde Gasthöfe, die auf dem Ohio und Mississippi Reisen von mehreren tausend Meilen machen. *) Auf dem Missouri fängt die Dampfschifffahrt erst an. Dagegen erscheinen auf dem Mississippi nicht bloß wandelnde Gasthöfe, sondern auch wandelnde Waarenlager, wandelnde Schmieden und andere Gewerbstätten, die mit der größten Leichtigkeit bald hier anlanden bald dort, und nachdem der Zuspruch der Käufer ist, mehrere Tage oder Wochen liegen bleiben. Wer aus Deutschland kommt und dergleichen zuerst sieht, der glaubt sich in einer Welt von Wundern; und diese Wunder der Cultur findet man mitten in einer Natur, die überall Ansichten vorhält, wie der Europäer sie nur in Ländern erwartet, die noch kein menschlicher Fuß berühret hat.

*) Schon die höhere Bauart, daß die Cajüten so hoch wie die höchsten Säle und über dem Wasserspiegel erhaben sind, macht sie viel einladender, als die Holländischen Schiffe.

Indeß so wichtig auch dasjenige ist, was Nordamerika für einen schöneren Lebensgenuß darbietet, noch wichtiger ist, was sich darin unternehmen läßt zur Linderung der geistigen Bedrängniß und eigentlichen Noth, worin so viele tausend Deutsche Männer und Frauen leben. Daß man dafür kein Ohr haben wird, das ist es, was mich jetzt schon zum voraus quält, und mich stäts von neuem an die verkehrten und verworrenen Ansichten und Meinungen erinnert, die meinem Berichte entgegentreten werden.

An der Spitze dieser Meinungen steht immerhin der oft erwähnte Spruch „es taugt nirgend!" oder vielmehr die Vorstellungen, die ihm zum Anhalte dienen. Wie gesagt, man konnte die wahren äußern Bedingungen des Lebensglückes in Europa nicht kennen lernen, weil sie dort weder in der Gegenwart noch in der Geschichte anzutreffen sind. Deshalb blieb man über die Bedingungen des Lebensglückes überhaupt im Dunkeln. Man hört zwar für und für von Reichen und von Armen, daß unser Glück nicht von äußeren Gütern abhänge. Aber daraus wolle niemand schließen, daß man wisse, worauf es dann ankommt. Man taumelt so in Widersprüchen umher, daß man bald die äußeren Bedingungen über Alles schätzt, (wie die Finanztheorien beweisen,) bald nur von innern Gebrechen plaudert, und von religiösen und moralischen Experimenten erwartet, was doch einzig die äußere Natur geben kann. Hofft man nicht in sämmtlichen Europäischen Staaten die Noth und Bedrängniß, worüber nicht mehr allein die niederen Stände klagen, durch bloße menschliche Beschlüsse zu heben, ohne im mindesten zu prüfen, ob die Bedingungen der Abhülfe nicht etwa jenseits der Grenzen des Staates liegen? Was heißt dann ein Beschluß: „es soll besser werden," oder: „wir wollen glücklicher seyn," mit der künstlichsten Organisirung, wenn die ersten Lebensbedürfnisse fehlen? Wo ist in irgend einer der unzähligen Wohlfahrtsberathungen je eine scharfe Prüfung der Armuth und ihrer Grundursachen angestellt wor-

den? Wer hat es in Europa je gewagt, den Satz, daß die Armuth zur Staatsordnung gehöre, wie Stürme und Regen zum Wetter, ernstlich in Zweifel zu ziehen? Während man bey Berichten über einen in fernen Ländern vor Hunger und Elend umgekommenen Wanderer in Thränen zerfließt, während man seine Menschenliebe in Klagen über das Leid der Neger und Indianer mündlich und schriftlich ausläßt, sieht man den unglücklichen Nachbar mit einer Abstraction an, als ob er in selbstgewählter Marter büße. Es würde sicher alle Europäer empören, wenn ich erzählen könnte, daß die Indianer meiner Nähe, eine Gruppe verirrter Colonisten-Kinder hartherzig zurückgewiesen und des eigenen Ueberflusses ungeachtet hätten verhungern lassen. Aber in Europäischen Städten gibts überall Hülflose, die wenn auch nicht gerade verhungern, doch vor Elend vergehen, ohne daß die Sentimentalität sich um sie kümmere. Was ist das für eine Cultur, die vor dem Betragen der Wilden der Wüste beschämt zurücktritt? Eben der verjährte Glaube, daß die Armuth zum cultivirten Leben wie zur Naturordnung gehöre, ist es, der die Menschen so verhärtet, und er ist es auch, der die Enthüllung der letzten Ursache der Armuth verhindernd das Uebel unheilbar macht. Nur mit den Nebenursachen beschäftigt man sich, und nur dagegen richtet man die Vorschläge. Von bessern Verfassungen, von Abstellung alter Mißbräuche, von der Verbreitung einzelner Entdeckungen und Erfindungen im Ackerbau oder in der Industrie erwartet man alles, was zu erwarten sey, ohne zu bedenken, daß wenn die Höhe des Uebels von der Hauptwurzel herrührt, die Euren der Neben-Wurzeln nichts verschlagen. Die unbestreitbare Wahrheit, daß es in keinem Staate eine drückende Armuth geben könne, wenn man den Reichthum, den der Himmel in den unbewohnten Ländern vorhält, durch Colonisationen benutzte, findet keinen Eingang bey Köpfen, die über den Werth des Bodens für die Bedürfnisse des Leibes so wenig zur Klarheit gediehen

sind, als über die Wirkung ländlicher Beschäftigung auf die Gesundheit des Geistes

Wie möchten solche Beschuldigungen wohl einem Bürger der Vorwelt vorkommen, wenn man ihn vorher mit unsern geographischen Lehrbüchern bekannt gemacht hätte? Er würde sie wahrscheinlich für Verläumdungen halten. Wie? würde er sagen, ein Schulknabe der jetzigen Zeit kennt die Erde besser, als die ersten Weisen des Alterthumes, man fliegt über die großen Meere mit einer Sicherheit und Leichtigkeit, wie kein Grieche kein Römer zu träumen wagte, man herrscht mit der Kraft des Dampfes über den Raum, daß sich die Vorstellungen von Entfernungen gänzlich umwandeln müssen, und man benutzt das gar nicht dafür, woran das gesammte cultivirte Alterthum zuerst dachte, sobald es unbewohnte Länder entdeckte? Man kennt keinen andern Werth dieser Länder, als für Handelsstätten, für Metallgräberey und für Naturalien-Kammern?

Ein Jeder, der in Europäischen Schulen erzogen worden, weiß, wie bey allem, was der Jugend Schönes und Einladendes von fremden Erdstrichen vorgetragen wird, man sich ängstlich bemüht, die Meinung zu schützen, daß dennoch Europa der von der Natur am besten ausgestattete Erdtheil sey. Es versteht sich von selbst, daß bey diesem Lobe der Engländer an sein England, der Franzose an Frankreich und der Deutsche an Deutschland denkt, und eigentlich nur der vermeintlichen Vorzüge seines Vaterlandes wegen Europa den Vorrang zuspricht. Gehen ja dem kindlichen Geiste der Lernenden auch die Namen dieser Reiche nicht merklich über die Bedeutung hinaus, die der Gedanke an ihre beschränkte Heimath, an ihre Vaterstadt, ihr Dorf, oder ihre Hofstätte ihnen verleihet. Und welchen Antheil an der Vorliebe diejenigen Interessen haben, woran man bey dem Worte „Vaterland" denken sollte, zeigt sich daran, daß sie sich eben in Kindern am stärksten äußert, und in Rußland nicht schwächer ist als in Schweden und England, in Italien nicht schwächer als in Deutschland und

Frankreich. Oder glaubt man etwa, daß die Kinder am Missouri sich nach Europa sehnen? Den Kindern meiner Nachbaren klingt dieses letzte Wort nicht gastlicher, als den Europäischen das Wort „Amerika", und die beyden Knaben meines Wirthes können sich gar nicht vorstellen, wie sich irgendwo anders leben lasse, als hier.

Damit aber der Unterricht in der Geschichte dem instinctartigen Kleben an der Scholle, was bey den neuern Völkern für Patriotismus gelten will, gleich wenig entgegenwirke, so trägt man weislich Sorge, daß, wie viel Vortreffliches der Jugend auch von den Völkern der Vorwelt berichtet werde, doch bei einer ernstern Vergleichung wieder die eben so instinctartige Neigung die Gegenwart, sämmtlicher Mängel und Gebrechen ungeachtet, für weit besser und edler als die Vergangenheit zu halten, den Ausschlag gebe. Und so wachsen dann die Europäischen Jünglinge in der beruhigenden Vorstellung auf, daß ihre Heimath das vorzüglichste Land der Erde sey, und auch die gegenwärtige Welt besser und klüger als die Vorwelt.

Auf einem besondern Pfade arbeitet die religiöse Erziehung. Alle Secten des Christenthumes, sie mögen noch so sehr von einander verschieden seyn oder verschieden seyn wollen, stimmen doch vollkommen überein in der Lehre von der Eitelkeit des Irdischen. Es war eine Zeit, worin diese Lehre eine heilsame Zügelung der wilden Sinnlichkeit bewirkte, und insofern hat die einseitigste Richtung des Mönchslebens der Europäischen Entwicklung gute Dienste geleistet. Leider aber haben sich dieselben Vorstellungen auch zu einer Unthätigkeitslehre verirrt, wie sie nicht schroffer bey den Muselmännern oder den Hindus vorkommt; und von den eigenthümlichen Zwecken der Hierarchie abgesehen, wird dadurch einer Schlaffheit das Wort geredet, die im gesammten Europa die Germanische Kraft einer bedenklichen Probe unterwirft.

Allein ein noch gefährlicheres Ereigniß war es, daß in den Geistern, die sich von den Resten des finstern Mönch-

thumes am glücklichsten befreit zu haben glaubten, eine sogenannte Lebensphilosophie an die Stelle trat, welche die Anstrengungen für allgemeine Verbesserungen des Looses der Menschheit gar mit Spott verfolgt. In dieser Lebensphilosophie und in der Stimmung, welche sich von ihr über die Kreise der Gebildeten verbreitet hat, erkenne auch ich meinen schlimmsten Gegner, wenn ich die Deutschen zu bewegen suchen werde, dem Elende und Jammer in der alten Heimath durch Auswanderungen und Colonisationen abzuhelfen. Ihre Wurzeln stecken zu tief, als daß man hoffen dürfe, sie durch einen leichten Ruck zu lösen. Irrthümer verschlingen sich mit Irrthümern, und wo eine Verkehrtheit von einer andern unterstützt wird, da schließt sie auch gerne einen Bund mit ihr, wie wenig beyde übrigens mit einander gemein haben mögen. Insbesondere ist in Bezug auf Auswanderung und Colonisation die erwähnte Lebensphilosophie mit jenen andern Stimmungen innig vermählt. Ihre Anhänger werden, ohne sich deß bewußt zu seyn, in ihrer vermeintlichen Weisheit von derselben instinctartigen Vorliebe für ihr Geburtsland umstrickt wie die Jugend, und theilen auch mit der Jugend die sämmtlichen Einbildungen von seinen Vorzügen. Die Vorstellung, daß die Armuth eine nothwendige Eigenheit cultivirter Völker sey; die Lehre von der Nichtigkeit des Irdischen; die auf einen oberflächlichen Fatalism ausgehenden Vorstellungen von einem allgemeinen Zusammenhange und einer festen Nothwendigkeit, und endlich die nicht minder verworrenen und verkehrten Vorstellungen von einem stäten Wechsel zwischen Freude und Leid, Glück und Unglück, das sind die falschen Einzelnheiten, woraus sich ein Product gestaltet, welches, obgleich es keinesweges als eine geschlossene Lehre, als ein System erscheint, sich dennoch wie ein furchtbarer Wall dem besonnenen kräftigen Streben zum Bessern entgegenwirft.

Fürwahr oftmals erscheinen mir meine künftigen Gegner jetzt schon wie in gerüsteten Gruppen. Bey der Jugend und denen, die bey den Gedanken der Jugend stehen geblieben sind,

wird mir die instinctartige Liebe zur Heimath entgegenwirken, welche Liebe man in lächerlicher Eitelkeit für lebhaftes Interesse an dem geschichtlichen Werthe des Bodens ausgibt, oder gar für Patriotismus, eine Blume, deren Wurzel mit der Lateinischen Sprache von der Erde verschwunden ist. Dann tritt die Religion hinzu, und mahnt durch die Sätze von der Eitelkeit der Erdengüter und durch Anpreisen eines stillen Duldens, von großen Unternehmungen überhaupt ab. Wer damit noch nicht zur Ruhe zu bringen ist, dem bietet man sogenannte philosophische Gründe; man spricht von dem nothwendigen Zusammenhange aller Dinge und Begebenheiten, von einem nothwendigen Wechsel zwischen Freude und Leid; und wie die Religion bey irdischen Bedrängnissen, statt zu rüstiger Thätigkeit aufzufordern, nur antreibt sich mehr und mehr zum Grabe zu sehnen, so hat die sich darüber erhaben dünkende Weisheit der Weltmänner keinen andern Rath als zu abstrahiren und sich für nichts zu interessiren. Diesen letztern beyden Richtungen der neuern Völker ist auch namentlich unter den Deutschen der heftige Widerwille beyzumessen, welcher sich fast gegen jede größere Unternehmung zu äußern pflegt. Soll das Loos der Familien wie der Staaten in Europa nicht am Ende dem wilden Gewühle roher Kräfte überantwortet werden, so muß uns der Himmel von einer Weisheit befreien, die gerade die Reichsten und Mächtigsten in dem Wahne erhält, daß der Fortgang der Geschichte des menschlichen Verstandes so wenig bedürfe, als des muthigen Unternehmungsgeistes, einer Weisheit, die alle Anstrengungen, welche über die nächsten eignen Bedürfnisse hinausgehen, für bloße Verirrungen der Leidenschaft und Schwärmerey erklärt. Wie es jetzt steht, thut es nicht so sehr Noth, die religiöse Stützung der Unthätigkeitslehre zu beseitigen, als die, welche ihr die sogenannte Lebensphilosophie in ihren Phrasen über Lebensglück, über menschliche Zufriedenheit und Unzufriedenheit und Aehnliches geliefert hat. Und wahrlich, wem in Deutschland die Aufgabe gestellt ist, für irgend einen umfassenden Plan eine Menge von Menschen zu gewinnen, der hat sich vor nichts so sehr zu

fürchten, als vor den Einbildungen, welche in den höheren Kreisen in Betreff der Realität jener Wörter herrschen. Wer ist mit dem geistigen Leben der neuern Europäer so unbekannt, nie die Zeichen des spöttelnden Zweifels bemerkt zu haben, der sich jeglicher Anstrengung für Verbesserung der Lage ganzer Völker widersetzt? Wer kennt nicht die Sprüche: »es gibt kein wahres Glück, und keine wahre Zufriedenheit auf Erden«, oder: »überall ist ein gleiches Maaß von Glück und Unglück ausgetheilt«? Und wer sollte nicht einsehen können, daß sie weit weniger gebraucht werden, uns in wirklich unvermeidlichen Leiden mit Geduld und Ausdauer zu stählen, als vom kräftigen Handeln einschläfernd abzulenken? Ein sonderbarer Widerspruch! in dem gewöhnlichen Gange des Lebens ist selbst der entschiedenste Zweifler auf nichts so eifrig bedacht als den Ursachen seiner Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit zu begegnen, wo er nur vermag. Aber sobald es um bedeutende Anstrengungen gilt, dann erheben sich jene Phrasen über den ewigen Wechsel des Glückes und Unglückes und die jedem Menschen durch das ewige Verhängniß zugewogenen Freuden und Leiden. Nur vor der augenscheinlichsten Noth verstummen sie. So lange die Noth nicht rüttelt, drängt und stößt, bleibt man träge in dem alten Geleise und die lästige Stimme, welche zu rüstiger Wirksamkeit für eine neue Bahn auffordert, wird auf Schwärmerey bezogen.

Zwölfter Auszug.

Der Pflanzer, wobey ich wohne, macht mich auf manches Interessante dieses Landes aufmerksam. Vor Kurzem brachte

er mir eine frische Wurzel, die ganz den Geruch und Geschmack des Ostindischen Ingwers zu haben scheint. Indeß ich habe den letztern nicht zur Vergleichung, weshalb ich mein Urtheil verschieben muß. Daß es das asarum Canadense sey, was hier auch wohl wilder Ingwer genannt wird, bezweifle ich. Ohne sich um systematische Namen zu kümmern, achtet er mit einer heitern Aufgeweckтheit auf die Eigenschaften der Naturgegenstände, wie man es an einem schlichten Ackersmanne in Europa selten finden mag. Jüngst schoß er einen kleinen (grauen) Habicht, um mir eine andere Neuigkeit zu zeigen. Als guter Schütze suchte er ihn bloß (mit der Kugel) zu streifen, und es gelang vortrefflich. Das Thier kam zur Erde, ohne eine andere Verletzung als am Flügel; und nun sah ich eine Kühnheit und eine Kampflust, die mich in Erstaunen setzte. Der Vogel war nicht größer als eine Amsel, und dennoch reizte ihn die geringste Berührung mit einem Stocke oder mit dem Fuße zu den heftigsten Angriffen. Die Ackerwirthe sehen ihn gerne in der Nähe ihrer Pflanzungen, weil er die größten Raubvögel sofort wegtreibt, ohne selbst das Hofgeflügel zu gefährden. Er scheint von kleinerm wilden Gefieder zu leben. — Einst trat dieser aufgeweckte Mann mitten im Walde mit einem Knochen zu mir, der ziemlich einem menschlichen Schienbeine glich. Er fragte mich, was es wäre. Ich äußerte, das sehe einem kranken menschlichen Schienbeine ähnlich; worauf er lächelnd erwiederte, es sey von einem schwarzen Bären, den er vor einiger Zeit hier erlegt habe. — Wir sind im Monate März und jeden Abend lassen Schaaren von Wasserschnepfen (Himmelsziegen) ihr Geschnarr ertönen. Da ich meinem Wirthe sagte, daß sie in Europa für Leckerbissen gelten, so bat er sich meine Schrotflinte aus und alsbald hatte er einige erlegt, die wirklich sehr gut schmeckten.

Die Hügel und Thäler sind jetzt mit dem Purpur des Judasbaumes (cercis Canadensis) bekleidet. Nie werde ich den ersten Eindruck vergessen, den dieser Baum auf mich gemacht hat. Ich verließ kurz vor Sonnenaufgang mein Lager, um die frische Morgenluft zu genießen, und o Wunder! wo-

hin sich die Blicke wendeten, waren überall mit dunkelm Purpur überzogene Bäume und Stauden, wovon Abends vorher sich noch nicht das Geringste bemerken ließ.

Der Whipperwill meldet sich schon, der hier das ist was in Deutschland der Kuckuck, nämlich der Verkünder des Frühlings. Nur ist der Whipperwill ein Nachtvogel, mit einem aus zwey breiten Klappen bestehenden Schnabel, die ihm zum Schnappen der fliegenden Insecten dienen, wovon er lebt. Bey den Indianern heißt er Wisch-ton-wisch; wie man sagt, weil der Ton, welcher uns Wipperwill (whip poor Will) vorkommt, einem indianischen Ohre Wish-ton-wish laute.

Indem ich Obiges niederschrieb traf ein Getöse meine Ohren, als ob ein Berg einstürze. Es war nichts als ein dürrer Baum, aber sicherlich ein Baum, wie man in Deutschland wenige findet. Lebende Bäume stürzen nie mit einem ähnlichen Getöse, selbst wenn sie acht und zehn Fuß im Durchmesser haben. Aber ein abgestorbener Baum von drey und vier Fuß im Durchmesser kann schon ein ferne schallendes Gepraſſel machen, besonders wenn die Krone ziemlich ausgedehnt ist. Vor einigen Wochen war ich mit meinem Wirthe vor dem Hause, als die Pferde in munterm Rennen aus den Wäldern zurückkehrten. In demselben Augenblicke, da sie sich einer hohen getödteten Eiche (die zwar nicht im Felde, doch zu dicht daran stand, als daß sie der Pflanzer hätte unversehrt lassen dürfen) näherten, hörten wir ein Krachen und zugleich sahen wir den Riesen niederfallen. Die Pferde flogen im größten Schrecken seitwärts. Als sie bey der Pflanzung ankamen, hinkte eins davon. Es war das meinige. Wir bemühten uns vergebens die Verletzung zu entdecken. Endlich bemerkte ich in der Mitte der untern Hufsläche (im Strahle) des Hinterfußes ein Stück Holz. Ich zog es mit Mühe vermittelst einer Zange heraus, und es war ein beinahe zwey Zoll langer und über $^1/_4$ Zoll dicker dürrer Hollunderzweig, der sich bis auf den Knochen eingesenkt hatte. Das Pferd blieb über vier Wochen hinkend. In der ersten Zeit konnte es gar nicht auftreten; und es war rührend zu

ſehen, wie ungern es die Geſellſchaft der andern Pferde entbehrte. Es verſuchte ſich vergebens nachzuſchleppen, und als es nicht gelang, ſtand es ſtundenlang auf demſelben Flecke den Tönen der Glocke nachwiehernd.

Wer die Heerdeglocken zu den ländlichen Scenen rechnet, der trifft's hier beſſer als in der Europäiſchen Schweiz. Rund um mich her ertönen die Wälder davon. Aber ſie ſind theuer. Man zahlt nicht ſelten zwey bis drey Dollars dafür. Unter ¾ Dollar iſt keine gute zu haben. Kleinere Glocken für Schaafe koſten etwa ¼ Dollar. Sie werden hier gemacht; allein die Metall-Platten dazu werden als Handelsartikel eingeführt, und dieſe ſind ſchon nicht wohlfeil.

Es kommt mir oft ſchwer an, für bloße Zäune Bäume fällen zu laſſen, die in Europa zwey Eiſenhammer-Achſen liefern würden. — Die Schreiner haben es hier mit der Erwerbung ſeiner Holzarten überaus bequem. Sie brauchen nur eine Meile die Staatswälder zu durchſchweifen, um Wallnußbäume, Kirſchbäume, Cedern u. ſ. w. zu ſuchen, ſie zu fällen, zu zerſägen und ruhig liegen zu laſſen, bis ſie trocken ſind *). Es gibt hier auch ein Holz von einer ſchön roſenrothen Farbe, das ſich gut zu Möbeln verarbeiten läßt. Die Möbeln ſind hier zwar ſehr theuer; aber die Bevölkerung iſt für einen großen Abſatz zu dünne; weshalb auch keinem Europäiſchen Schreiner zu rathen iſt hieher zu wandern. Am Ohio iſt es vorläufig beſſer für ſie. (Eben wegen der dünnen Bevölkerung müſſen manche Geſchäftszweige vereint bleiben, die man in Europa, und auch ſchon in den alten Staaten des Bundes, trennt. Die Kaufleute z. B. müſſen jeder Art Waaren in den Läden haben. Für einzelne Arten iſt der Abſatz zu geringe.) — Ueberraſchend war es für mich, wie gut der Amerikaner ſich ohne

---

*) Uebrigens hat man hier eine Art, das Holz raſch zu trocknen, (to season, zeitigen genannt) die mir unbekannt war. Man ſtellt nämlich die Breter einige Tage ſchräge gegen ein Feuer. Aus ſolchen Bretern von ſieben Zoll Breite beſtehen auch die vortrefflichen Fußböden, worin man nie Ritzen ſieht.

allen Unterricht in der Botanik und Technologie auf die Benutzung seiner Wälder versteht. Den Sumach gebraucht er zum Gerben und Färben; den wilden Kirschbaum und die schwarze Birke (betula lenta) von schöner brauner Farbe, zu Schreinerarbeiten, z. B. zu Betten, Stühlen, Tischen ꝛc.; die Acacien und die schwarze Eiche (black oak, quercus tinctoria) zu Schiffen, die gelbe Eiche ebenfalls, außerdem aber mit der rothen Eiche zu Faßdauben; den weißen Hickory zu Ladstöcken und Spazierstöcken, Artstielen; die Rinde des weißen Wallnußbaumes als Purgirmittel, auch um schwarz zu färben; die Hain-Buche (hornbeam, carpinus betulus) zu Hebestangen; die Platane (sycomore) für Winden und Räder; die gelbe Fichte (pinus pinea) und die Pechfichte (pinus taeda) zum Dielen der Zimmer, die letztere auch zum Theer und zu Holzkohlen; die Lerche zum Terpentin; die Föhre (pinus balsamea) zum Balsam; die Spruce-Fichte (pinus Canadensis), die schwarze Art zum Bier (die Zweige werden gekocht und die Brühe mit Melasse süß gemacht), die weiße zu Sparren; die rothe Ceder zu den dauerhaftesten Pfosten; Espen (poplar, populus tremula) zu Schuhleisten und Drechslerarbeit, die schwarze Art (black poplar) zu einem dem Peru-Balsam ähnlichen Product, das in seinen Knospen sitzt; den weißen Ahorn (white or curled maple) zu feiner Schreinerarbeit; das Holz des Zuckerahorn zu Radfelgen (felloes of wheels); die weiße Esche für Pflüge, Karren und andere Acker- und Hausgeräthe; die schwarze Esche (fraxinus sambucifolia), wovon die rothe und gelbe nur Abarten seyn sollen, zu Körben und Besen *), weil die Fasern sich schon beim bloßen Klopfen sondern; die Wurzeln der gelben zum Drechseln von Schüsseln und Näpfen.

Auch die cactus opuntia sieht man hier. Sie heißt in der Landessprache prikly pear. Die einer Feige ähnliche Frucht schmeckt nicht übel. Weiter gegen Westen soll es Striche ge-

*) Zu Besen werden auch die Büschel einer Maisart gebraucht, die dafür besonders gesäet wird.

ben, wo nichts als Cactus wachſen. Vielleicht läßt ſich die Cochenille am Miſſouri ſo gut ziehen, als in Mexico.

An den Wegen und Aeckern ſieht man häufig eine Pflanze von etwa drey Fuß Höhe, mit dunkelbraunen Beeren, die einen rothen Saft enthalten, welchen die Schreiner ſtatt des Röthels gebrauchen. Die Pflanze heißt im gemeinen Leben poke weed. Der ſyſtematiſche Name iſt Phytolacca decandra. Sie ſoll übrigens giftige Eigenſchaften haben. — Am Ohio findet man eine Baumwollen-Pflanze wild, die ergiebiger als die gewöhnliche zu ſeyn und dazu ein rauheres Klima zu ertragen ſcheint. Warum ſie nicht gebaut wird, iſt mir unbekannt.

Dreyzehnter Auszug.

Ob der Menſch wohl beſtimmt ſey, ſein Leben mehr in den Häuſern zuzubringen als in der freien Natur? Wie könnte die Antwort auf dieſe Frage in Deutſchland anders ausfallen, als in Grönland? Wie würde es den heutigen Deutſchen gehen, wenn ſie plötzlich alle ihre Wohnungen verlören? Doch auch im ſüdlichen Europa verlebt man die meiſte Zeit in Stuben und Kammern. Wo keine freie Natur mehr iſt, da läßt ſich auch nicht darin weilen. Welchen Reiz kann es haben, lange außer den Wohnungen zu ſeyn, wenn man damit dem Getümmel der Welt nur mehr ausgeſetzt iſt? Was ſollte uns aber auch bewegen, in einer von dieſem Getümmel fernen ländlichen Natur lange geſchäftlos zuzubringen? Und wie viel Europäer von Erziehung haben denn Geſchäfte darin? in einem Welttheile, wo das Wort »Bauer« zur Bedeutung von plump, grob und unwiſſend geſunken iſt?

Es fällt mir hier oft schwer aufs Herz, immer deutlicher zu erkennen, daß gerade das Leben der Besterzogenen am weitesten von derjenigen Bahn abweicht, die allein der Gesundheit des Leibes und des Geistes entspricht. Ich überzeuge mich mehr und mehr, daß wie die niedrigen Volksclassen aus Noth, so die höhern wegen ihrer seltenen Beschäftigung in der ländlichen Natur vor der Zeit wegsterben. Die Deutschen können zwar ihr Klima nicht besser machen, aber sie sollten doch begreifen, daß kein Klima besonderes Lob verdient, welches von ländlichen Arbeiten abschreckt. Indeß von solchen Ansichten ist man so weit entfernt, daß man sie höchst sonderbar findet. Wer hält denn in Deutschland ländliche Arbeiten für eine anständige Beschäftigung? Wer den höhern Classen angehört, der mag von dem Himmel mit rüstigen Gliedern ausgestattet seyn oder nicht, er darf sie nicht gebrauchen, und die, welche am meisten über die Natur und ihre Forderungen nachdenken, verletzen sie practisch am gröbsten. Wer weiß nicht, welchen ewigen körperlichen Leiden die Gelehrten unterworfen sind? Man stellt Hypothesen über Hypothesen auf, die Ursachen zu erklären. Man geht gar so weit, wie der Französische Professor Rostan in seiner Physiologie, unumwunden zu äußern, daß die höhere Cultur des Geistes nur mit Siechthum des Leibes vereinbar sey; und über die Wahrheit, die so nahe vor den Blicken liegt, taumelt man weg. Wie soll ein Leib, dessen Kraftfülle dringend Thätigkeit der Glieder verlangt, gesund bleiben, wenn ihm diese Thätigkeit hartnäckig versagt wird? Schon dadurch, daß man nichts destoweniger den Forderungen des Gaumens willig nachgibt, muß eine schädliche Disharmonie in der Wirksamkeit der Organe entstehen. Wie aber, wenn außerdem die Lebenskraft täglich so sehr zum Hirne gereizt wird, daß sich selbst diejenige natürliche Thätigkeit vom Magen wegzieht, welche, trotz der gestörten Wechselwirkung zwischen ihm und den Gliedern, aushielt? Man träumt von der Schädlichkeit des Sitzens. Die, welche an erheiternden Spielen länger und öfter sitzen als die eifrigsten Gelehrten an ihren Studien, empfinden die Beschwerden nicht. Wie bey

den Leiden ſitzender Handwerker die größere Schuld auf die verdorbene Luft fällt, ſo iſt bey denen der Gelehrten die Haupturſache in den widrigen (beläſtigenden) Reizungen des Hirnes zu ſuchen. — Gegen ſolche widrige Reizungen iſt nun aber nichts heilſamer, als mäßige Anſtrengung der Glieder. Ich brauche nur wenige Streiche mit der Art zu führen, und das, was eine lange oder heftige Anſtrengung der Denkkraft an der körperlichen Harmonie verändert hat, iſt bald wieder im Geleiſe der Geſundheit. Dieſe Erfahrung iſt in Amerika wohl bekannt; weshalb einige Beamte, die zu einem ſtädtiſchen Leben gezwungen ſind, ihr Brennholz ſelbſt zu zerhauen pflegen, weſſen ſich ſogar der jetzige Präſident des Bundes nicht ſchämt. Es iſt nicht zu ſtreiten, daß auch das Spazierengehen jene Erhohlung der gereizten Hirntheile befördert, allein ſicher nicht, wie man ſich vorſtellt, durch Bewegung. Für eine körperliche Ablenkung vom Hirne zu den Gliedern, iſt das bloße Gehen nicht Bewegung genug (es müßte denn bis zur Ermüdung fortgeſetzt werden), ſo wenig als das Reiten. Die neue Anregung des Hirnes, die man Zerſtreuung nennt, thut es, weshalb auch das Reiten, das raſch mehr zerſtreuende Objecte vorführt, meiſt wohlthätiger iſt als Gehen. Bey beginnendem Uebelbefinden iſt es jedoch gleichfalls zu unwirkſam, wogegen jene ſtarke Anſtrengung der Arme um ſo ſchneller hilft, je mehr ſchon die körperliche Rüſtigkeit ſie zu fordern ſcheint. —

Ich bin geſtern von einer kleinen Reiſe zum Miſſiſippi-Thale zurückgekehrt und in der Erinnerung an das Geſehene und Genoſſene hauſe ich nun wieder in dem ſtillen Verſtecke, wo ich meinen vorläufigen Wohnſitz aufgeſchlagen habe. Ich habe die Hochlandwieſen in jener Blumen-Pracht getroffen, die von Jung und Alt ſo ſchwärmeriſch geprieſen wird. Mein Ritt ging mehrere Meilen auf dem wellenförmigen Rücken fort, der die Gewäſſer des Miſſiſippi von denen des Miſſouri ſcheidet. Ich hatte die Thäler beyder Ströme oft zugleich vor dem freien Blicke. Welche menſchliche Bauwerke werden hier einſt zu finden ſeyn! Bis jetzt

sind die Ansiedlungen spärlicher, als der Boden und die Lage erwarten läßt. Wenn ich den Deutschen am Rheinstrome zu einem Bilde von diesem Striche verhelfen sollte, so würde ich zu den Bewohnern der obern Rheinufer sagen, sich auf die Vogesen, etwa an dem Wege von Straßburg nach Lüneville, zu begeben und auf das weite Rheinthal blikkend sich vorzustellen, daß dicht hinter ihnen ein ähnliches großes Thal sich ausbreite, welches sich in einer Entfernung von wenigen Stunden mit dem ersteren vereinige. In der Pfalz und im Rheingau würde man einen eben so günstigen Stand finden können. Besonders aber bieten die Höhen östlich von Cöln, namentlich die an der Heerstraße aus dem Herzogthume Berg, Aussichten dar, woran ich vorgestern lebhaft erinnert wurde. Nur darf man sich den Rücken zwischen dem Mississippi und Missouri nicht so rauh und unfruchtbar denken, als die meisten Höhen am Rheinstrome sind. Ueberall sieht man entweder Wiesen, worin das Gras gegen vier Fuß hoch ist, oder schöne Wälder, die indeß minder dicht sind als die an oder in den Thälern, und hin und wieder vollkommen den Obstgärten gleichen.

Unsere Erziehung ist so weit von der wahren Bahn, daß man sich in den Schulen lieber mit den unwichtigsten und flüchtigsten Menschenwerken beschäftigt, als mit den unveränderlichen Zügen der Natur. Kein Städtchen darf vergessen werden, man muß sich sorgfältig die Zahl der Bewohner merken, ob sie katholisch oder lutherisch sind, ob sie wollene oder leinene Kleider machen, ob sie gutes oder schlechtes Bier bereiten, ob die Straßen Nachts erleuchtet werden, ob es nicht etwa eine große Glocke und ein großes Faß dort gebe. Allein fragt man nach der Gestalt des Bodens, nach der Breite der Flußthäler, nach den Höhen die sie einfassen, nach der Bekleidung mit Wäldern, nach den Erdarten der Oberfläche, so wird man schwerlich eine Antwort finden; die Objecte seyen dann so auffallend, daß sie zu den sogenannten Naturwundern gezählt werden. So hat man auch erst von den Alpenländern Charten, die den Namen einer Abbil-

dung verdienen. Die Charten anderer Länder lassen gerade in Betreff desjenigen im Stiche, was der Einbildungskraft die eigentliche Anlehnung verschaffen, was ihr den Grund des Gemäldes liefern könnte. Es muß ein besonderer Zweck, etwa ein militärischer oder ein mineralogischer antreiben, sonst bleibt es außer Acht. Aber man ist kaum einige Wochen im Innern von Nordamerika und die gewöhnlichen Ausdrücke von bottoms und bluffs, (Thalebenen und Thal-Grenz-Hügel) bewirken eine große Umwandelung. Man wird auf jene Charaktere der Natur aufmerksam, wodurch sie für den Menschen am meisten Bedeutung hat, und fortan bilden sie bey allen Gedanken an irgend ein Land die Basis. *)

*) Sogar über das Klimatische der Länder werden keine bestimmte Vorstellungen entwickelt. Man überläßt uns zu sehr den Allgemeinheiten, wobey dann die Phantasie mit den verkehrtesten Einbildungen freies Spiel hat. Neulich las ich in den Berichten des Major Laing, daß er im innern Afrika, ich glaube nur 12 Grade vom Aequator, und zwar keineswegs auf hohen Bergen oder in deren Nähe, Morgens sein Trinkwasser in den Schläuchen gefroren gefunden. Wer denkt an so etwas in Deutschland? Wer denkt daran, daß in der Syrisch-Arabischen Wüste im Winter der Frost so heftig ist, als im Sommer die Hitze? Von dem Klima Amerika's hat man außerdem die sonderbare Vorstellung, als ob dort die Temperatur überhaupt niedriger sey, als in der alten Welt. Sogar die strenge Kälte an der untern Donau und am schwarzen Meere bleibt unbeachtet. Da die klimatischen Vorstellungen eines jeden Menschen so sehr abhängen von dem, was er selbst von Hitze und Kälte erfahren hat, so kommt natürlich eben so viel auf seine innere Empfänglichkeit an, als auf seine äußere Lage und Lebensweise. Man kann in Deutschland in schlechten Hütten mehr von der Hitze leiden als unter dem Aequator. Dicke Mauern isoliren gegen die Kälte wie gegen die Hitze so gut, daß damit jeder Fleck der Erde bewohnbar werden dürfte. Eine viel genauere Vorstellung von dem Klima erlangen diejenigen, welche im Freien arbeiten. Uebrigens scheinen die Klimate sich überhaupt mehr zu unterscheiden durch die Dauer gewisser Temperaturen, als durch deren Gradhöhe. Wenigstens gilt dieß von der Hitze. Wer da weiß, daß innerhalb der Polarkreise die Sonne nicht selten den Theer der Schiffe zum Abfließen bringt, der

Welcher Europäische Stadtbewohner bekümmert sich um die Bäume der Wälder, wenn er nicht etwa zum Studium der Forstbotanik angehalten wird, um irgend ein Forstamt davonzutragen? Es bedarf des Reizes, den die neuen Baumarten in fremden Welttheilen auf uns haben. Kehren wir dann nach Europa zurück, so werden wir auch mit näherem Interesse auf unsere Wälder blicken. Es ist ein Genuß eigener Art für mich, so manche übers Meer verpflanzte Bäume hier in ihren heimathlichen Stätten anzutreffen, und ich weiß zum voraus, daß mich künftig dieselben Gewächse in Europa in einer andern Sprache ansprechen werden. Platanen, Akazien, Tulpenbäume, Magnolien, Lebensbäume, der Purpur der Judasbäume, Catalpen und so viele andere werden mir dereinst die Bilder von Amerika mit in den Kreis der ländlichen Genüsse von Europa ziehen. Eine Gruppe von blühenden Judasbäumen gilt als der schönste Schmuck des königlichen Gartens (Jardin des plantes) zu Paris. Aber sie können für niemanden einen solchen Reiz haben, wie für einen Rückwanderer aus Amerika, dem sie die Gemälde der Hügel und Thäler zurückrufen, welche dieser Baum, unter dem Gewölbe von andern höheren Bäumen, wie zur Feier des beginnenden Frühlings mit seinem Purpur bedeckt.

Selbst die sogenannte todte Natur, Erden und Steine haben jetzt mehr Interesse für mich als früher. Wer in Eu-

---

wird auch so ziemlich annehmbar finden, daß, von Lokalitäten abgesehen, die Hitze innerhalb der Wendekreise keinen höheren Grad erreicht als in Deutschland. Nur hält sie länger an. Der Missouri Staat liegt mit Fetz, Algier und Tunis unter derselben Breite. Aber in Amerika gibt es keine Sahra-Wüste und an der Nordküste von Afrika wenige Wälder; deshalb kann die Sommertemperatur nicht gleich seyn. Dennoch hat man im Missouristaate eine Hitze von 110 Grad Fahrenheit (über 34½° Reaumur) erlebt; was indeß dort kein geringeres Verwundern erregt, als an den Ufern des Rheines. Im ganzen Mississippi-Gebiete ist die Hitze selten höher, als sie auch jährlich in Deutschland ist. Allein wenn es in Deutschland der heißen Tage etwa zehn gibt, so muß man am Ohio und Missouri auf zwanzig und dreißig gefaßt seyn.

ropa ſich auch wenig um Geologie und Mineralogie bekümmert hat, der wird doch leicht gereizt näher zuzuſehen, wenn er in Amerika ſo oft auf jene zuſammengebackenen Maſſen ſtößt, die unter dem Namen Breccia oder Puddingſtein bekannt ſind, oder auf Bachgerölle, das wie Glas klingt, worin ſich eine Menge verſchlacktes Eiſen in Geſtalt von Erbſen und verſteinerte Muſcheln mit dem ſchönſten Bergkryſtall angefüllt finden. Ich beſitze eine ziemliche Anzahl dieſer Muſcheln, auch eine in Bergkryſtall verwandelte Klapper von einer Klapperſchlange, und über einen halben Zoll dicke Schraubenſteine mit Bergkryſtall angefüllt, einen andern Schraubenſtein mit ſeiner Hülle, wie ein abgekürzter Kegel ausſehend, unten etwa 1¼ Zoll im Durchmeſſer und 2 Zoll hoch. Der Bergkryſtall iſt ſpathig und ſo hart und feurig, daß ich anfangs einen koſtbareren Fund gemacht zu haben glaubte. Er ſchneidet andere Bergkryſtalle und auch den gewöhnlichen Feuerſtein, aber vom Diamant wird er ſelbſt geſchnitten wie eine weiche Maſſe. Ich dachte mir, wie bald es mit dem Gedeihen der Menſchen am Miſſouri zu Ende ſeyn würde, wenn das Edelſteine wären. Sogar der Reichthum an Bley *) iſt dem wahren Wohle des Landes ſchädlich. Nirgends in den V. St. ſtrömt ſo viel Geſindel zuſammen, als an den Bleybergwerken im Miſſouri-Staate, obſchon nicht jeder, der nach Bley gräbt, zum Geſindel gehört. Wie doch der Maaßſtab, womit in Europa der Werth fremder Länder gemeſſen wird, ſo durchaus im Gegenſatze ſteht mit demjenigen, was an einem Erdſtriche wirklich zu preiſen iſt. Noch immer, wie in den rohen Zeiten der erſten Entdeckung von Amerika, fragt man nach edelen Metallen und koſtbaren Steinen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß, wenn

*) Briefe aus dem Jahre 1830 meldeten mir, die Ausbeute der Bleybergwerke im Miſſouri-Staate und am Feverriver habe ſich ſo vermehrt, daß das Pfund Bley zu St. Louis ſtatt 4 und 5 Cents, 1½ bis 2 Cents (3 Kreuzer) koſte.

Nordamerika statt seiner fruchtbaren Dammerde, oder selbst neben der Fruchtbarkeit des Bodens einen großen Vorrath von solchen Mineralien dargeboten hätte, man sich vergebens nach der besonnenen Volksmasse umsehen würde, welche die V. St. so sehr über Europa und auch über die Spanischen und Portugiesischen Theile von Amerika erhebt. Ich bin neulich durch eine Nachricht beunruhigt worden, die sich hoffentlich nicht bestätigen wird. Man hat nämlich vorlängst in Carolina Goldklumpen entdeckt, und darauf förmliche Nachgrabungen angestellt, deren Ausbeute zu Goldmünzen verbraucht wird. Ganz kürzlich soll nun gar ein großer Distrikt entdeckt worden seyn, wo so viel Gold ist, daß jedermann den Pflug verläßt und zum Goldsammeln eilt. *) Wie werden die Bewohner umher umgewandelt werden, wenn dieß wahr seyn sollte. Die Sittlichkeit der Amerikaner leistet Dergleichen so wenig Widerstand als die der Europäer. Das Graben und Suchen nach edelen Mineralien ist dem Gewerbe eines Spielers verwandt. Mit dem einen wie dem andern ist eine beständige Aufregung und ein ewiges Schwanken zwischen Extremen verbunden, wodurch der Geist so zerrüttet wird, wie durch den unmäßigen Gebrauch reizender Arzeneyen der Körper. Zu Glücksversuchen neigt die ganze Welt. In den Amerikanischen Städten wird vielleicht noch mehr an Lotterien verwendet, als in den Europäischen. Und wie die sogenannten Hazard-Spiele sich mit Cultur und Geist vertragen, sehen wir in England so gut wie in Deutschland und Frankreich, wo eben von den höchsten Ständen am eifrigsten gespielt wird. Daß es keinen Reiz habe, auf eine so leichte Weise große Summen zu erlangen, wird nicht einmahl auf die Versicherung eines frommen Dompfarrers geglaubt. Diese Methode die Spielsucht zu bekämpfen, ist so schlecht, als

*) Die Nachricht hat sich nicht bestätigt. Aber im Jahre 1830 wurde sie von einem Striche in Tenessee von neuem gemeldet, hoffentlich auch ohne Grund.

eine ähnliche bey andern Leidenschaften. Man sorge für Ableitung und Gegenreiz. Aus Mangel an Beschäftigung könnte der nüchternste Kopf zum Glücksspiele kommen. Das Glücksspiel zu verdammen und ganz zu verhindern, paßt auch wieder mehr für eine Kinderschule als für reifere Menschen. Ist doch das gesammte menschliche Treiben in Europa zu einem Glücksspiel-Wetteifer geworden. Auch gehört er in gewissem Grade zum menschlichen Leben überhaupt, das ohne alle Anfregung von dem, was wir glückliche und unglückliche Ereignisse nennen, in dem abstracten Streben vollkommener zu werden, zu einem Bonzen- und Mönchs-Treiben herabsinken muß. — —

Unterweges übernachtete ich bey einer freundlichen Familie, die mir unter anderen schmackhaften Viktualien ausgezeichnet guten Käse vorsetzte. Ich lobte den Käse, wie er es verdiente. Darauf erwiederte die Wirthinn, daß sie wohl etwas vom Käsebereiten verstehen müsse, weil sie aus Lancaster in Alt-England sey. So wanderten und wandern für und für aus Großbritannien wohlhabende Familien in ferne Welttheile, um sich der Pest der Uebervölkerung zu entziehen, und sich der unentweihten Natur in die Arme zu werfen. Allein aus Deutschland langen mit wenigen Ausnahmen, außer den Kaufleuten, nur solche Personen in Amerika an, die nicht einmahl die Ueberfahrt bestreiten können. Wer so viel hat, ein jämmerliches Daseyn zu fristen, der bleibt und strebt auch aus allen Kräften, andere zurückzuhalten. Man schreibt und spricht unaufhörlich vom Griechenthume. Aber das Wesentliche davon sucht man eher an der Scholle und den übrig gebliebenen todten Spuren des blühenden Lebens, als in dem blühenden Leben selbst. Daß die edlere Cultur nur Produkt eines frischen thätigen Lebens ist, mag als Phrase in den Schulen für tiefe Wahrheit gelten. Allein die Verfolgung dieser Wahrheit außer den Schulen bekämpft niemand eifriger als eben die, welche sie lehren. Man mahnt mit pedantischer Aufgetriebenheit ab, nicht die Heimath zu verlassen, welche mit so hohen Interessen umgebe; da

doch die Abmahner selbst sich im Stillen gestehen müssen, wie klein, armselig und eigennützig die Rücksichten sind, wofür sie sich unter dem prahlerischen Mantel von Gemeinwohl und Vaterland krümmen und zerquälen. Wie viele Männer gibt es in Deutschland, die dort eine Beschäftigung finden, welche sich in colonisirenden Unternehmungen heut zu Tage leichter finden läßt, als zur Zeit der Griechen? Wer nach einer Cultur strebt, die ihren Adel in Gesinnungen und Handlungen bekundet, der muß zunächst noch einem reinen frischen Leben streben. Nun aber befördert nichts so sehr die Reinheit und Frische des Lebens, als ein glücklicher Wechsel in der Thätigkeit, der bald mit der freien Natur und allen ihren Reizen, bald mit gesunden rüstigen Menschen in Verkehr bringt; und diesem Wechsel entspricht für ganze Völker einzig und allein ein beständiges Colonisiren. *)

Ich kann keinen Ausflug thun, ohne von neuem zu ähnlichen Betrachtungen zu gelangen. Ich habe ja, wo ich mich hinwende, die anmuthigsten Gegenden vor mir, die der täglich wachsenden Noth in Deutschland schnell eine Ende machen würden, wenn man sich dort nur nicht geberdete,

*) Man hört jetzt in Europa sagen „Das Glück der Nordamerikaner wird schon vergehen, wenn die Bevölkerung dichter geworden ist.“ Freilich wenn die Amerikaner den bisherigen politischen und religiösen Lehren gefolgt wären, so würde es bereits verschwunden seyn. Noch hat dieß der instinctartige Colonisationsdrang verhütet. Es wird eine Zeit kommen, wo der Instinct nicht mehr ausreicht. Ist der Raum einmahl besetzt, so kann die Ausbreitung der Bevölkerung nicht mehr von der dunkeln Neigung der Individuen allein ausgehen. Führt inzwischen nicht die Reflexion der Culturträger zu jener Einsicht, daß es die höchste irdische Bestimmung des Menschen ist, fortzucolonisiren, so muß auch das Elend im westlichen Continente beginnen, und daran wäre dann nichts Schuld, als die Weisheit derselben Classe, die heut zu Tage so gerne dem Instinkte den Weg vertreten möchte.

als ob sie im Monde lägen. Striche wie die Rheinpfalz, der Rheingau, die Gegend um Bonn, werden in Europa von jedermann gepriesen, und hier sind dergleichen, in einem weit bessern Klima, unzählige, die bloß auf Colonisten warten. Es ist gewiß verzeihlich, daß mich unter solchen Umgebungen Plane anwandeln, das Hirn meiner Deutschen Mitbrüder aufzuregen. Es würde den meisten Europäern wenn sie hieher kämen, eben so gehen, ohne daß es vorheriger Grübeleyen über Weltverbesserung bedürfte. Sie würden mit mir wünschen, daß die Bewohner ihres Vaterlandes doch bald von den Vorstellungen befreit werden möchten, die von der Benutzung eines Erdstriches abhalten, dessen Boden, Klima und Stromverbindung nichts Gleiches unter der Sonne hat. Jemehr ich indeß nachsinne, desto mehr bestätigt sich mir die alte Besorgniß, daß es dennoch unter jenen Vorstellungen keine schlimmeren gebe, als die, welche in ganz Europa mit den Worten »Lebensglück, menschliche Zufriedenheit und Werth des Lebens« im Umlaufe sind.

Es ist mir bereits bey andern Betrachtungen, z. B. über die gewöhnlichen Phrasen von unserer hohen Cultur, aufgefallen, wie trübe es in den Köpfen gerade um dasjenige steht, was der allgemeine Angel ihres gesammten irdischen Treibens ist. Wir sehen daß unter uns, wie in den ältesten Zeiten, die Worte »Glück und Unglück«, »Zufriedenheit und Unzufriedenheit« gleichsam die Pole andeuten, zwischen denen alles menschliche Leben oscillirt. Das Streben nach dem Einen und das Fliehen vor dem Andern hält die ganze Welt in Bewegung und übt auf das Thun und Lassen der cultivirten Europäer einen nicht geringern Einfluß, als auf die rohesten Wilden meiner Nachbarschaft. Und doch erscheinen die Vorstellungen, welche mit diesen Worten in Europa verbunden sind, so verworren, als sie bey den verschriensten Indianern seyn können. Schon lange vor meiner Reise hieher spürte ich Anlaß zu ausführlichen Reden über den Zustand Deutschlands, aber auch schon damahls fand ich, daß die erste große Schwierigkeit der Verständigung auf die Ver-

ständigung über die Bedeutung der Worte »Glück und Unglück« hinauslaufe. Meine Gedanken nahmen etwa folgende Richtung.

Wer vor irgend einem Europäischen Volke eine Rede über dessen Zustand ankündige, der werde ohne Zweifel mit dieser bloßen Ankündigung eine Masse von Vorstellungen erwecken. Und so verschieden diese Vorstellungen in den verschiedenen Köpfen auch seyn möchten, sie würden doch sämmtlich darin übereinstimmen, von dem Redner einen näheren Anhalt zu verlangen. Wonach soll der Zustand des Ganzen beurtheilt werden? würde die Frage jedes Zuhörers seyn. In einer großen Versammlung gibt es verschiedene Interessen. Der Ackerwirth hat andere, als der Kaufmann und der Fabrikant, der Beamte andere als der Amtlose, der Gelehrte andere als der Staatsmann u. s. w. Selten wird es ein gemeinsames Interesse geben, das alle singulären völlig beherrscht, sie gleichsam verstummen macht. Fehlt dieses allgemeine Interesse aber, so wird auch jedes Mitglied von der Schilderung des Zustandes erwarten, daß seinem besondern Interesse so gut Recht widerfahre, als dem eines Andern; ja hätte es einen Grund das Gegentheil zu vermuthen, so würde es dem Redner schon bey den ersten Worten den Rücken zukehren. Jenachdem ein Zuhörer einem Interesse vorzugsweise huldigt, muß er auch geneigt seyn, alles, was über den Zustand seines Volkes zu sagen sey, zunächst darauf (als höchste Norm) zu beziehen und andern Interessen nur einen untergeordneten Werth einzuräumen. Es kann zutreffen, daß eben dieses Interesse dem wahren Wohle der ganzen Gesellschaft am besten entspreche. Aber dennoch würde der, welcher es gleich Anfangs als Maaßstaab aufstellen wollte, dadurch eine Menge Mitbürger eher von sich entfernen, als es ihm möglich wäre, sie von der Güte seiner Ansichten zu überzeugen.

Wenn das nun so ist, überlegte ich weiter, wo findet sich dann ein Anhalt, der die Klippe vermeidet? der keinem Zuhörer die Hoffnung raubt, daß die Untersuchung des Ganzen auf seine Rücksichten mit Bedacht nehmen werde?

Insofern mein Zweck nicht bloß war, den Zustand Deutschlands richtig darzustellen, sondern auch, der Darstellung bey einem Jeden, der über sich selbst und seine Mitmenschen nachdenkt, einen leichten Eingang zu verschaffen, mußte mir diese Frage sehr wichtig scheinen.

Ohne langes Forschen und Grübeln trat mir bald entgegen, was sich von selbst aufdrängt, und deshalb auch noch von keinem politischen Redner unberührt geblieben ist; nämlich die Beziehung auf die Frage, ob das Volk glücklich oder unglücklich zu nennen sey. Wer sollte nicht wissen, daß sie zu allen Zeiten benutzt worden ist, die Aufmerksamkeit der Menge zu fesseln? Welchen Plan man verfolgen mochte, selten unterließ man, von den Worten »Volksglück und Volkswohl« zu sprechen, und noch täglich kommen sie in den Ländern, wo das politische Leben sich in öffentlichen Verhandlungen äußert, bey den Kritiken der Gegenwart, wie bey den Vorschlägen für die Zukunft, als höchste Normen vor. Aber nichts ist auch besser geeignet ein beunruhigendes Mißtrauen gegen die neuere Cultur zu erregen, als die traurige Beobachtung, welch ein leeres Spiel sogar in den feierlichsten Versammlungen damit getrieben wird. Fordert es ja kaum eine Anstrengung, mit vollster Ueberzeugung zu erkennen, daß die Ausdrücke »Glück und Unglück, Wohl und Wehe« und ähnliche, so unverarbeitet wie sie stäts gebraucht werden, zur definitiven Messung der menschlichen Verhältnisse durchaus unbrauchbar sind; und daß alle, die sich durch die nackte Ankündigung »das Glück und Unglück des Volkes prüfen zu wollen«, fesseln lassen, sich einem leeren Blendwerke, einem trügerischen Scheine überantworten. Indeß dieser Schein war und ist noch immer wunderbar geschickt, die Zuhörer zu täuschen. Er versetzt die meisten Menschen in einen solchen Taumel, daß, ungeachtet der verschiedensten Ansichten und Interessen, jeder Einzelne sich leicht dem Wahne hingibt, die öffentliche Rede werde sein Interesse als den allgemeinen Beziehungsgrund behandeln, als ob der Redner bey dem Glücke und Unglücke des Ganzen nothwendig

daſſelbe denken und empfinden müſſe, was jeder Einzelne dabey denkt und empfindet.

Ich ſage: zur definitiven Meſſung der menſchlichen Intereſſen ſind die unverarbeiteten Worte »Glück und Unglück« unbrauchbar. Zu dunkeln Kritiken, zu Angriffen auf die gröbſten Blößen ſind ſie freilich gut genug, und ſo lange ſich dieſer Blößen ſo viele finden, werden die Volksredner auch fortfahren können, anziehende Vorträge zu halten, ohne ſich um die wahre Bedeutung jener Worte zu kümmern. Oder ſollte es z. B. wohl nöthig ſeyn, vorher zu entwickeln, was überhaupt »glücklich und unglücklich« heiße, um begreiflich zu machen, daß ein Volk oder ein Staat nur inſofern glücklich oder unglücklich ſey, als die lebenden Theile es ſind, woraus beyde beſtehen? Daß eine Maſſe von Millionen nicht deshalb für glücklich zu achten ſey, weil einige Tauſend davon ſich für glücklich halten? Daß die Güte einzelner Inſtitute noch nicht über die Güte des Ganzen entſcheide? So lange die Staatspraxis in den ſämmtlichen Ländern der neuern Cultur gegen dergleichen Gemeinplätze ſo gröblich ſündigt als bisher, kann es der Oppoſition in den Parlamenten und Deputirten-Kammern nicht an Stoff zu Reden über Volksglück fehlen, ohne daß es einer ſchärfern Prüfung dieſes Wortes bedürfe, als in dem bequemen Getriebe des alltäglichen Lebens vorkommt. Allein man erwarte dann auch von allen jenen ſtürmiſchen oder pomphaften Verhandlungen in Europäiſchen wie in Amerikaniſchen Conventen nicht mehr Klarheit, als mit der Dunkelheit der gebrauchten Worte vereinbar iſt. Durch bloßes Einreißen läßt ſich oft viel Gutes ſtiften, und wenn eine Anzahl Familien in einer Lage iſt, wie die Nordamerikaner, wo ohne beſondere Eingriffe der Staatsmänner das Leben von ſelbſt ſeinen ruhigen Gang geht, wo das Staatsſchiff ſich faſt ſelbſt überlaſſen werden darf, ſo kann ein ſchlechthin negatives Verfahren heilſame Folgen haben. Aber in Völkern wo die Eingriffe der Staatsmänner nun einmahl unentbehrlich ſind, wie im geſammten Europa, da iſt das nackte Einreißen ſehr bedenklich. Wer dort helfen will, der muß auch

fähig seyn, aufzubauen. In Einzelnheiten zu zeigen, was nicht zum Glücke gehöre, reicht nicht hin. Es muß positiv angegeben werden, worin das Glück bestehe. Die Kritik der falschen Richtungen ist nicht genug, es muß die wahre Richtung selbst bezeichnet werden. Und das führt zu dem Resultate, daß man in den über Volks- und Staats-Wohl berathenden und beschließenden Europäischen Versammlungen nie dem Ziele, wornach doch jedes Glied zu ringen vorgibt, sich nur einiger Maaßen nähern werde, bevor man sich über den Sinn der Worte »Lebensglück und Volkswohl« so verständigt hat, als nur durch eine sorgfältige Prüfung möglich ist.

In dergleichen Aeußerungen liegt unstreitig, neben allem Tadel gegen den Mißbrauch, zugleich das Bekenntniß, daß für eine gründliche Untersuchung des Zustandes der Völker die alte Beziehung auf Glück und Unglück fortwährend unvermeidlich sey. Indeß um sich von dieser Unentbehrlichkeit zu überzeugen, scheint ja auch die bloße Frage hinreichend, ob es überhaupt wohl möglich sey, über das Loos einzelner Menschen ein gründliches Urtheil zu fällen, ohne das Gebiet der Worte »Glück und Unglück« zu berühren. Wenn dieß aber bey einzelnen Menschen nicht angeht, wie sollte es dann gar bey einem ganzen Volke angehen? Ohne weitläufige Erörterungen dürfte selbst einem flüchtigen Anschauen die Vermuthung begegnen, daß gerade in der Verwirrung der Vorstellungen von Lebensglück das Haupthinderniß steckt, welches die Menschen abhält, gemeinsam dafür zu wirken. Was kann von einer über die höchsten Volksinteressen beschließenden Versammlung erwartet werden, deren Glieder sich über das, was Glück und Unglück zu nennen ist, nicht mehr verständigt haben, als im gewöhnlichen Verkehre der Welt zu geschehen pflegt?

Dieses Resultat war eher in meinem Hirne, als ich den neuen Welttheil mit einem Blicke begrüßt hatte, und die bis auf die jetzige Stunde gewonnenen Erfahrungen haben es nicht

im geringsten erschüttert. Hier in Nordamerika ist man über die äußeren Bedingungen des Lebensglückes so ziemlich einig, und deswegen fallen die Beschlüsse dafür auch meist günstig aus. Dabey leitet die natürliche Stimme oder der sogenannte gesunde Menschenverstand, der in Europa dadurch irre wird, daß dort von ältester Zeit her die äußeren Bedingungen nur für einen Theil der Bevölkerung hinreichten. Insofern es aber auf schärferes Nachdenken über die Bedingungen des Lebensglückes überhaupt ankommt, sieht es in Amerika eben so dunkel aus als in Europa. Und wenngleich die Folgen davon hier nicht so bitter gefühlt werden als in Europa, so würde man sich doch sehr täuschen, durch die Annahme daß sie ganz fehlen. Wo irgend Anstrengungen für das Gesammtwohl nöthig sind, die über den sogenannten gesunden Menschenverstand hinausgehen, da zeigen sich auch die Folgen der allgemeinen Schwäche der neuern Cultur. Das gilt namentlich von der Rechtspflege. In den meisten Zweigen der Civil- und Criminal-Gesetzgebung, worin der bloße gesunde Menschenverstand nicht viel vermag, herrschen die Ansichten und Theorien der Juristen und Staatsmänner fast eben so unumschränkt als in Europa; und wie die Amerikanischen Juristen und Staatsmänner den Europäischen gleichen, so theilen sie auch mit ihnen die Verwirrung in der Bedeutung der Worte Lebensglück und Volkswohl.

Bey der ersten Näherung zu jenem Resultate ließ ich mich dadurch von der projectirten Rede nicht abschrecken. Ich schickte mich vielmehr zu einem ernstlichen Versuche an, die Bedingung zu lösen, und drang ohne Zögern in das Gebiet der Worte Lebensglück vor. Aber bald entsank mir aller Muth, weil ich Abtheilungen vor mir sah, deren Untersuchung mir zur Erhellung des Ganzen so unerläßlich, als für die auf practische Belehrung harrenden Zuhörer abstoßend erschien. Die Furcht vor Schultheorien ist in Europa gewißlich sehr zu entschuldigen, und ich wagte nicht zu hoffen, die Ausdauer vieler

Deutſchen für eine Ausführung von Sätzen zu feſſeln, die etwa folgender Maaßen lauten:

1. Der glückliche und unglückliche Zuſtand der Menſchen hat eine innere und eine äußere Wurzel, nämlich eine Wurzel in der menſchlichen Natur ſelbſt, und eine andere in den Umgebungen, in der äußern Welt.

2. Um die innere Wurzel kennen zu lernen, muß man ſich durch mehrere vermittelnde Ordnungen von Vorſtellungen durcharbeiten. Die erſte vermittelnde Ordnung wird durch die Worte: „Zufriedenheit und Unzufriedenheit" angedeutet, wegen der Abhängigkeit des Glückes von der Zufriedenheit und Unzufriedenheit. Die zweite vermittelnde Ordnung bezeichnen die Worte „Anſprüche der Menſchen", wegen der Abhängigkeit der Zufriedenheit von unſern Anſprüchen an das Leben. Die dritte Ordnung bieten die Worte „Anſichten und Strebungen", wegen der Abhängigkeit unſerer Anſprüche von unſern Anſichten und Strebungen. Die vierte Ordnung begreift die Bedeutung der Worte „Entwicklung und Cultur", wegen der Abhängigkeit der Anſichten und Strebungen von der Entwicklung und Cultur.

3. Erſt nachdem man mit allen zu dieſen Ordnungen gehörigen Vorſtellungen vertraut geworden iſt, und die Abhängigkeit des menſchlichen Glückes und Unglückes von der innern Wurzel deutlich vorliegt, darf man ſich mit der Abhängigkeit von der äußern Wurzel (den Umgebungen) befaſſen, um zu einem definitiven Aufſchluſſe über unſeren Zuſtand zu gelangen.

Ich gab demnach den Plan auf, oder ſetzte ihn doch einſtweilen aus, bis vielleicht eine reifere Entwicklung, oder eine dringende äußere Anreizung das Intereſſe dafür ſteigern würde. Mittlerweile trat ich die Reiſe zu dieſen Gegenden an, und jetzt ſtellen ſich mir dieſelben Sätze von neuem in den Weg. Abgeſehen von einer allgemeinen Schilderung des Zuſtandes von Deutſchland werde ich inne, daß ich auch nicht einmahl die Gegner der Auswanderungs- und Coloni-

ſationsvereine beſiegen kann, ohne mich ausführlich über das Gebiet jener Rubriken auszulaſſen. Allein mit Vergnügen gewahre ich, daß es mir nunmehr weniger bedenklich ſcheint, die Aufmerkſamkeit dafür anzuſprechen.

Lange Reden über Lebensglück und Zufriedenheit gehören nirgend in der Welt zu den Objecten der Erhohlung, und wenn nicht etwa eine Religionspflicht feſthält, ſo kehrt man überall dem Redner gerne den Rücken. Und dennoch gibt es keinen Gedankenſtoff, womit die Menſchen jedes Standes ſich ſo oft und ſo angelegentlich beſchäftigen als mit dem, was ſie Lebensglück nennen. Der Grund der Scheu kann alſo nur ſeyn, daß man nichts Neues erwartet. Und das offenbart ſich auch auffallend, wenn die Individualität des Sprechers etwas an ſich hat, was die gewöhnliche Erwartung ändert. Wie begierig lauſchen wir nicht auf die Aeußerungen derjenigen, die auf den höchſten Stufen der Macht ſtehen oder geſtanden haben. Einen ähnlichen Vortheil hat aber auch die Stimme für ſich, die aus weiter Ferne tönt. Und kommt dieſe Stimme gar aus einem Lande, worüber der Himmel ſeinen Segen in einer Fülle ausgegoſſen hat, wie die Bewohner Europas ihn nur in der Dichterwelt ſuchen, und zwar von einem Europäer, der ſich vorzüglich deswegen zu den Grenzen des civiliſirten Lebens begeben hat, um auszumitteln, ob der Europäiſche Spruch, daß es nirgend tauge, wirklich wahr ſey: ſo muß ſie ein Intereſſe für ſich haben, womit ſich ſchon etwas verſuchen läßt, bevor man Gefahr läuft langweilig und läſtig zu werden. Dieſes Verhalten der Zuhörer und Leſer verdient ſo wenig den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die wichtigſten Forſchungen, als den einer leichtſinnigen Neugier, und der deshalb von vernachläſſigten Rednern und Schriftſtellern geäußerte Tadel iſt ſehr übertrieben. Es iſt wahr, die Bedingung des ſchärfern Nachdenkens wird meiſt ſo ſehr verkannt, daß man mehr Aufſchluß von dem oberflächlichſten Reiſebeſchreiber hofft, als von dem beſonnenſten Anthropologen. Aber können diejenigen Schriftſteller zu den beſonnenen Denkern gezählt werden, die uns

durch Fictionen eines ſogenannten Naturzuſtandes über das Lebensglück belehren wollten? Es gibt wohl keinen Europäer, dem es nicht intereſſant wäre, aus einer überzeugenden Unterſuchung klar zu erſehen, welcher Antheil an den menſchlichen Bedrängniſſen denn eigentlich auf die Schöpfung falle, mithin unvermeidlich ſey, und was ſich hingegen die Menſchen ſelbſt beyzumeſſen haben. Allein man darf uns nicht zumuthen zu glauben, daß mit ſolchen Unterſuchungen in der engen Studierſtube fertig zu werden ſey. Ueberhaupt kann man mitten unter den Einflüſſen des Europäiſchen Getriebes, weder dieſes Getriebe unbefangen prüfen, noch ſich dem ſogenannten Naturzuſtande mehr als in Träumereyen nähern. Nur von einem wahren Wohnen (und nicht von einem flüchtigen Aufenthalte) in Ländern, wohin die Cultur noch nicht vorgedrungen iſt, ſind die Vorſtellungen zu erwarten, welche dem Worte »Naturzuſtand« eine reelle Bedeutung geben und es über den Kreis eitler Phantaſienſpiele hinaus heben. Und auf eine Ahnung dieſer Wahrheit darf es auch bezogen werden, wenn Stimmen aus fernen Welttheilen über Lebensglück Gehör finden, während daſſelbe Thema in dem Munde eines Andern langweilig und läſtig klingt.

Das ſind die Gründe, warum ich es fortan wagen würde, über Rubriken zu reden, wofür ich mir früher keine Aufmerkſamkeit verſprach. Ich kann den Europäern zurufen, daß ich wirklich in einer Gegend bin, wo ich von den Einflüſſen der neuern Cultur ſo ſchwach berührt werde, daß es leicht iſt ſich ganz außerhalb zu denken. Auch ſchweife ich darin nicht in bloßer Neugier umher, ſondern ich beſchäftige mich ernſtlich mit der Bildung einer Wohnſtätte; weshalb ich vollkommen fähig bin zu prüfen, was hier unmittelbar die Natur ſelbſt für unſer irdiſches Loos gethan hat. In Europa gibts keinen Ort, wo man ohne die ſtäte Verbindung mit andern Menſchen die Forderungen des Leibes nur einiger Maaßen erträglich zu beſtreiten vermöchte; wogegen dieß hier vielleicht beſſer angeht, als auf den geprieſenen Inſeln der Südſee. Wenigſtens ſcheint mir die große Ausdehnung des fruchtbaren Bodens (auch ohne

Rücksicht auf die Früchte der Wälder und das Wildpret) weit zu überwiegen, was auf jenen Inseln die Brodfruchtbäume werth sind. Schutzhütten gegen das Wetter bedarf man auf Otaheity so gut als hier; und hat man einmahl ein Obdach, so ist nichts daran gelegen, ob es einige Wochen hindurch regnet, oder schneiet und friert. Kurz, ich glaube auf einem Flecke zu seyn, wo die Natur dem Menschen so viel anbietet, daß es thöricht und sündlich seyn würde, mehr zu verlangen; es sey denn, daß man ein Land suche, wo die Aecker sich von selbst besäen und die Früchte sich von selbst einsammeln, oder alle Dienste des Haushaltes von Feen verrichtet werden. Ich betheuere, daß zwischen meinen früheren Vorstellungen von dem, was man von der bloßen Natur erwarten dürfe, und dem was ich hier vor mir sehe, eine solche Verschiedenheit war, daß es mir Mühe kostete, meine vorgefaßten Meinungen nach der Wirklichkeit zu berichtigen; und wenn ich ähnliche Schilderungen, als ich jetzt selbst geben muß, vor meiner Reise von Andern gehört hätte, so würde ich mich des Argwohnes daß Uebertreibung obwalte, schwerlich ganz erwehrt haben.

Wie sollte ich mit einer solchen Verkündung besorgen müssen, nicht eine gewisse Aufmerksamkeit zu finden? Wie sollten den Europäern die Erfahrungen in einem Lande, wo die Natur selbst mit den Menschen und ihrer Fähigkeit zum Lebensglücke scheint Experimente machen zu wollen, so völlig gleichgültig vorkommen? Oder ist es wahr, was man uns hin- und wieder vorzuspiegeln sucht, daß der alte Mönchsglaube, der alle Abhängigkeit des Lebensglückes von äußern Bedingungen läugnet, noch so manche Anhänger habe? Ich bezweifle es. Wie hätte eine Lehre in Kraft bleiben können, die bereits über ein Jahrtausend mit den Beyspielen ihrer ersten Verfechter im Widerstreite gewesen ist? Es ist leicht, durch Worte die Natur zu verläugnen, aber schwerer hälts mit den Handlungen. Wenn auch heut zu Tage noch von einzelnen Dienern der Hierarchie oder von Moralisten mit Verachtung von den äußern Gütern gesprochen wird, so beweisen

doch ihre Handlungen klar genug, wie das zu nehmen sey, und diese söhnen bald mit der Richtung wieder aus, welche die Worte verdammten. Die allgemeine Volksentwickelung ist über die Zeit hinaus, worin religiöse Schwärmerey den Geist gegen die Bedeutung der äußern Güter verfinsterte, und die Deductionen einer verkehrten Sittenlehre bemühen sich vergebens, aufrecht zu halten, was in der veränderlichen Stimmung der Menschheit seine Stütze hatte. In Völkern von Millionen wird zwar die religiöse Schwärmerey in keiner Periode völlig fehlen, weshalb es auch nicht zu wundern ist, daß man jetzt noch auf Mancherley stößt, was als ein Rest des Mittelalters aussieht. Allein das ist gegen das Ganze verschwindend und dem gesammten Volksleben nicht minder fremdartig, als die Nachzügler jener düstern Moral, die auf die äußeren Verhältnisse so wenig achten, daß sie, in ihren verworrenen Vorstellungen von Freiheit des Willens und von Recht und Unrecht, dem Hungrigen dasselbe zumuthen wie dem Gesättigten, dem Armen dasselbe wie dem Reichen.

Indeß müssen es denn nothwendig Mönche oder Moralisten seyn, denen meine Berichte gleichgültig vorkommen? Gibt es keine andere Brillen, die eben so gut dagegen isoliren, als die Brillen jener? Leider fehlt es nicht daran. Mit dem allgemeinen Satze, daß das glückliche und unglückliche Loos der Menschen sowohl von äußern als von innern Bedingungen abhänge, ist man noch keineswegs vor fernern Verirrungen sicher. Nach der Regel, daß ein Extrem das andere hervorzieht, schien es unvermeidlich, daß auf die Blindheit und Verachtung gegen die äußeren Bedingungen ein Zustand folgte, worin die Aufmerksamkeit sich nur zu sehr darauf warf, und die inneren Bedingungen fast gänzlich aus den Augen verlor. Dadurch entstand das sonderbare Ereigniß, daß man die äußeren Güter zu hoch schätzte und dennoch dasjenige, was ihnen ihren wahren Werth verleiht, durchaus verkannte. Man verkannte nämlich ihren Werth für das Geistige, weil man auf das Geistige selbst nicht achtete.

Wäre der Reichthum der Missisippi-Länder zu nichts wei-

ter dienlich, als die Leiber zu erhalten, so würde ich mich gewißlich nicht anstrengen, die Deutschen darauf hinzuweisen. Kommt es auf nichts anders an, als zu mästen, so haben diejenigen Deklamatoren gegen Auswanderung Recht, welche auf Moor- und Sandstrecken zeigen, und von größerem Fleiße reden, während sie selbst Beyspiele der ärgsten Trägheit, oder doch einer durchaus nutzlosen lediglich ihre Mitmenschen quälenden Geschäftigkeit geben. Indeß bey aller Wortverschwendung unterlassen sie stäts das auszudrücken, was das Wesentliche an der Richtung ist, wofür sie streiten. Sie unterlassen von den Zwangsmitteln zu sprechen, welche in Deutschland einzig und allein zur bessern Benutzung des Bodens bringen können, während der Boden in Amerika an sich Reiz genug zur Arbeit hat. Wenn ihre Menschenfreundlichkeit die Armen nicht überzeugt, daß ohne sie der Staat nicht bestehen könne, daß mithin der Patriotismus von ihnen verlange, lieber in Deutschland in vererblicher Dürftigkeit sich im Sande und Moore zu zerarbeiten, als in der Fremde einen Landstrich zu benutzen, der die Mühe mit Ueberfluß belohnt, so werden sie entweder die Menschen wie Lastthiere zur Arbeit zwingen müssen, oder das Elend wird trotz ihrem Deklamiren mehr und mehr zunehmen.

Es ist sonderbar, wie man in Ländern, wo eine rein fiscalische Beurtheilung des Volkslebens den ersten Rang behauptet, sich noch einer hohen Cultur rühmen darf. Eben die oben erwähnte Wendung, daß man das Geistige zu sehr aus dem Auge verlor, und die Aufmerksamkeit allein auf das Materielle richtete, hat die fiscalische Behandlung der Staaten ursprünglich erzeugt. Diese Extravaganz der Politiker bildet den wahren Gegensatz des ehemaligen Treibens der Mönche und Priester; und wie den letztern eine Philosophie zur Seite stand, die nur auf den Menschen selbst sah und die äußeren Reize keines Blickes würdigte, so schien zu den fiscalischen Staatstheorien vortrefflich die oberflächliche Lehre derjenigen neuern Philosophen und Physiologen zu passen, welche das Leben aus den äußern Reizen erklären wollten, und das In-

nere als ein unbekanntes Nichts bezeichneten, das keine Beachtung verdiene.

Außer den Prieſtern und Moraliſten wären es alſo die Finanzmänner, denen, was ich auch über das glückliche Leben in Amerika zu ſagen haben mag, meine Schilderung eher mißfällig als anziehend vorkommen dürfte. Sie haben mit einem Staate zu thun, worin die Kaſſe die Hauptſache iſt, ich mit einem Staate, worin das Familien-Wohl die Hauptſache iſt. Was fragt ein Verwalter, der ſich die Menſchen als bloße Räder in einer Maſchine denkt, nach dem Reize einer freien Thätigkeit? Ein ächter Finanzmann der neuern Zeit muß, je conſequenter er iſt, deſto mehr ſtreben, den Staat in einen ungeheueren Haushalt zu verwandeln, ſo daß die Bürger ſich zu dem Fürſten verhalten, wie die Neger in den Amerikaniſchen Pflanzungen zu einem milden Herrn. Jeder wird darin gezwungen zu arbeiten, und dabey kann es an Mittel der Maſtung, mithin auch an Lebensglück, im Sinne der Zucht- und Wirthſchaftsmeiſter, nicht fehlen. Aber dem Himmel ſey Dank, wenn die Prieſter und Moraliſten es nicht vermögen, das Volksleben in Europa gefangen zu halten, ſo gelingt es den Politikern noch weniger, es zu einem Mechanism von Automaten umzuwandeln. Obgleich alle drey Claſſen eher als Gegner, denn als Beförderer meiner Wünſche zu betrachten ſind, ſo iſt doch gegenwärtig ihr Einfluß auf die geiſtigen Kräfte der Völker, welche ſie weder beachten noch kennen, ſo ſchwach, daß ich mich gar nicht darum zu kümmern brauche. Wenn weiter nichts hinderlich wäre, ſo würde ich mich mit meinen Deutſchen Mitbrüdern bald über den Werth meiner Entdeckungen verſtändigen.

Allein es gibt zu meiner nicht geringen Beſorgniß noch eine andere Claſſe von Wortführern über Lebensglück, und deren Einfluß iſt in ganz Europa und namentlich auch in Deutſchland ſo bedeutend, daß ſie die Köpfe völlig verwirren. Sie und ihre Phraſen ſind es, wogegen man bey allen Vorſchlägen für große Unternehmungen eine ſchützende Einleitung vorbringen muß. Es iſt jene Claſſe, wogegen ich ſtäts die Klage zu wiederhohlen habe, daß ſie alle ernſten Anſtren-

gungen für Verbesserung des Zustandes der Menschheit bespöttelt.

Ihre sogenannte Lebensphilosophie und gerühmte nüchterne Ansicht vom Leben läugnet keinesweges dessen doppelte Abhängigkeit von innern und äußern Bedingungen. Auch fallen sie nicht in den Fehler, die äußern Bedingungen *im Allgemeinen* zu hoch oder zu niedrig anzuschlagen. Wenn sie es *im Einzelnen* thun, so ist es bloß Sucht, ihre Richtung so gut als möglich zu rechtfertigen. *Diese ihre Richtung geht aber dahin*, daß der Mensch über sein Loos, mithin auch über sein Glück, nichts vermöge. Die Gründe dafür sind Vorstellungen und Phrasen verschiedener Art, die bald einzeln bald zusammen dahin zielen, daß es thöricht sey sich anzustrengen, wenn der Vortheil nicht vor der Hand liege; daß man alles Schwierige und Weitaussehende dem Schicksale überlassen müsse.

Man kann es nicht oft genug sagen, daß eben dieser Scepticism in der neuern Zeit viel verderblicher wirkt, als je der finstere Mönchsglaube gewirkt hat. Von seinen verschiedenen Gründen findet hier der eine Eingang, dort der andere; und statt zur Klarheit zu leiten, umziehen sie die meisten Europäer mit einem solchen Nebel, daß im *öffentlichen* Leben die Neigung zur Unthätigkeit leicht das entschiedenste Uebergewicht erlangt. Wäre das Uebel im *Familienleben* zu derselben Höhe gekommen, wie es allerdings hätte kommen können, da ungünstige äußere Verhältnisse einer Verzweiflungslehre sowohl (wie man täglich beobachtet) im Familienleben als im öffentlichen mächtig Vorschub leisten —, so möchte der Zustand der Europäer so ziemlich dem der Chinesen und der Hindus gleichen, und es keine geringere Verirrung seyn, die Deutschen zu Colonisationen stimmen zu wollen, als die Bewohner von China oder Japan. Indeß die Gottheit hat die Entwickelung der Europäer in eine andere Bahn gewiesen, und bey aller Beschränkung ist immer noch Raum für diejenige Geisteskraft geblieben, die so lange sie nicht practisch erdrückt wird, sich auch nicht theoretisch morden läßt. Noch kann man auf

eine Menge Zuhörer rechnen, wenn man den Europäern von Ländern zu berichten hat, wo sich besser leben lasse als in Europa, und insofern glaube ich auch mir die Hoffnung vorhalten zu dürfen, daß nach meiner Rückkehr sich bey vielen meiner Deutschen Mitbrüder die Begierde äußern werde, einen definitiven Ausspruch zu hören, ob ich es denn wirklich in den Missisippi-Ländern so gefunden habe, daß Alles zusammengenommen dort ein glücklicheres Leben zu führen sey als in Deutschland. Allein wer sieht nicht, daß mir gerade bey dem Versuche, darauf zu antworten, das Gespenst jener Lebensphilosophie den Weg vertritt? Man wird sich bemühen, meine Erklärung so zu zerren und zu verdrehen, daß sie nichts unähnlicher ist, als demjenigen, was ich dabey dachte. Ich bin ernstlich gesonnen, die obige Frage der Wahrheit gemäß zu beantworten, d. h. meine Gedanken treu in den Kopf des Fragenden überzuleiten. Aber wie vermag ich es, ohne mich vorher mit dem Leser über das, was er unter Lebensglück versteht, und was ich darunter verstehe, zu verständigen? Daß wir zuvor einer solchen Verständigung bedürfen, eben daran ist vorzüglich die Masse von Verkehrtheiten Schuld, die über das Wort »Lebensglück« durch sogenannte Philosophen in Umlauf gebracht worden sind. Hätte man diese nicht zu bekämpfen, zu beseitigen, so würden kurze gelegentliche Andeutungen für die meisten Leser hinreichen. Ich bezwecke gar nicht, die eigentlichen Verfechter der Irrlehre zu bekehren. Dann müßte ich nicht wissen, daß falsche Theorien, die lange Zeit das Leben geleitet haben, mit dem Hirne zu sehr verwachsen, als daß sie ohne Zerstörung des Hirnes selbst zerstört werden können. Ich will nichts weiter, als jene durchaus practische Frage einfach und ohne Schulfloskeln beantworten. Aber wenn es dafür nöthig ist, mir einen Weg durch Verkehrtheiten zu bahnen, so ist das nicht meine Schuld. Es wird darauf ankommen, ob eine Stimme aus einer Gegend, wie ich die am Missisippi und Missouri bisher geschildert habe, sich das Opfer ausbedingen darf, vorläufig einen Sermon anzuhören, der nichts Geringeres beabsichtigt, als mit einem

Schlage sämmtlichen verworrenen Vorstellungen von Lebensglück ein Ende zu machen. Vielleicht gibt es ohnehin im gegenwärtigen Europa Anreiz genug, sich der Tyrannie von Phrasen zu entziehen, die niemanden belehren, aber manchen rüstigen unternehmenden Kopf sehr belästigen.

Vierzehnter Auszug.

Heute habe ich in Begleitung eines Nachbars einen Ritt von etwa fünf englischen Meilen gemacht. Wir trafen Schaaren von Truthühnern an, sicher mehr als zweyhundert Stück. — Das Missouri-Thal ist an manchen Stellen durch senkrechte zwey bis drey hundert Fuß hohe Felsenwände eingefaßt. In diesen Wänden finden sich Grotten, oder vielmehr Strecken wo die untersten Schichten verwittert oder, als einst der Strom noch das ganze Thal ausfüllte, durch das Wasser ausgehöhlt worden sind. Dort sucht gewöhnlich das Rindvieh sammt den Pferden und Schweinen Schutz gegen das Wetter; und heute sahen wir bey einer solchen Höhlung große Heerden von jungen Schweinen, wovon einige kleiner als Ratten, ohne ihre Mütter (die wahrscheinlich des Futters wegen abwesend waren), so scheu als wilde vor uns herliefen. Diese Brut wird stäts im Freien geboren. Die trächtigen Alten bauen dafür Nester, die fast aussehen wie die Nester der Störche, nur daß sie auf dem Boden liegen. Es ist nicht rathsam, ihnen ganz nahe zu kommen, wenn man sich nicht einem gefährlichen Kampfe mit der Mutter aussetzen will. Gemeiniglich wird man von dieser frühzeitig genug durch Grunzen gewarnet. Die alten Schweine haben überhaupt das Eigen-

thümliche, daß ſie oft plötzlich mit einem heftigen Grunzen aus ihrem Lager auffahren und ſo die Pferde erſchrecken, was mir mehrmahls ſehr ungelegen war, wenn ich ein flüchtiges Pferd ritt, das mit mir ſeitwärts in das Dickicht flog. — Wir trafen auch ein friſch geworfenes Füllen an, das zu einer Stute gehörte, die der Eigenthümer in Monaten nicht geſehen hatte, weil er ſie einer Graſung überließ, die ſie von der Heimkehr abhielt. — Sodann bemerkten wir junge Hengſte, wovon mir mein Begleiter ſagte, daß ſie zur Brunſt-Zeit nicht frey umherlaufen dürften, auch von den Eigenthümern der Stuten nicht ſelten ohne Weiteres aufgegriffen und geſchnitten würden. Zu Gunſten der Eigenthümer ſelbſt iſt hier ein Geſetz, daß man ein Pferd, was ſich über 15 Engliſche Meilen von ſeiner Hofſtätte entfernt, einſperren und auf Koſten des Eigenthümers verpflegen darf, bis dieſer es abhohlt. Auf Rindvieh iſt es aber nicht anwendbar. — Nachmittags ritten wir im gewöhnlichen langſamen Schritte in der Fahrſtraße heim, und da ſahen wir kaum zwanzig Fuß von uns drey große Hirſche gelagert, die uns wiederkauend anblickten und ſich ſo wenig ſtören ließen als zahmes Rindvieh. — Sonderbar ſcheint die Art der hieſigen Jäger, daß wenn ſie einen Hirſch auftreiben, ſie ihm im eigentlichen Sinne nachlaufen; und warum? Sie wiſſen, daß er jedes Mahl nach einer kurzen Strecke Halt macht, um ſich nach ſeinem Verfolger umzuſehen. Der Jäger wählt dieſen Augenblick, ihn mit der Büchſe zu tödten, und dafür iſt ihm der durch das Nachlaufen angewonnene Raum nicht gleichgültig. — Ich habe mir nie vorgeſtellt, daß man Büchſen von ſo kleinem Kaliber als die hieſigen, gut gebrauchen könne. Mein Begleiter beſitzt eine, wofür die Kugel nicht größer iſt als eine gewöhnliche Erbſe, und doch erlegt er faſt mit jedem Schuſſe ſchwere Hirſche von zwey- bis dreyhundert Pfund. Indeß achtet er auch mit großer Sorgfalt auf ſeine Waffe. Indem er ſie von Zeit zu Zeit durch Zielſchießen prüft, entdeckt er ſchnell, ob das Fehlgehen ihm ſelbſt oder der Büchſe beyzumeſſen ſey. Im letztern Falle eilt er zur Schmiede, und bearbeitet das Innere des Laufes

so lange, bis sie ihm völlig genügt. — Wir erlegten einige Truthühner in der gewöhnlichen Weise; d. h. wir ließen sie von den Hunden auf Bäume treiben. Die Hunde bellen sie dann an, und halten dadurch deren Aufmerksamkeit so gefesselt, daß der Jäger sie in aller Bequemlichkeit herunterschießen kann. Sie waren voll von Zecken (Holzböcken, Acarus Americanus), weshalb sie im Sommer überhaupt weniger geschätzt werden. — Auch die Hirsche sind im Sommer meist mit Zecken besetzt, was ihrem Fette aber nicht viel schadet. Denn ich habe noch vor Kurzem Hirschfleisch gegessen, das mit fingerdickem Fette bedeckt war. Es ist ein lustiges Leben, dieses Mahlhalten bey frischer Beute. Man zündet schnell ein Feuer an und hängt das Wildpret, nachdem es mit Pfeffer und Salz gerieben worden, eine Weile über die Flamme. In Europa herrscht der Glaube, als ob das Fleisch vorher einige Zeit liegen, wenigstens kalt werden müsse. Allein ich habe nie besseres Fleisch genossen, als auf dem Roste im eignen Fette gebratene Ribben von frisch erlegten Hirschen. — In Deutschland gelten die Truthühner (Schruten) als Symbole der Dummheit. Dafür liefert die hiesige Art, sie lebendig zu fangen, einen sicheren Beleg, der aber auch beweiset, daß ihre Dummheit nicht von der Zähmung herrührt. Man errichtet nämlich, (etwa an der Seite eines Feldes) durch bloßes Aufeinanderlegen der gewöhnlichen Riegelhölzer (rails), woraus die Zickzack-Zäune (bald Worm fence bald Virginia fence genannt) bestehen, einen viereckigen Gitter-Kasten und wirft einige Mais-Aehren hinein. Die Truthühner sehen das Futter durch die Zwischenräume, und suchen an dem, gegen acht Fuß ins Gevierte großen, Behälter eine Lücke auf, die durch Aushöhlen des Bodens (der natürlichen Erde) genau unter einer Seitenwand (unter einem der vier niedrigsten Riegelhölzer) gebildet wird. Nach außen erhebt sich diese Vertiefung allmählig, nach innen hingegen ist sie steil. Gehen die Truthühner nun in die Grube und strecken an deren Ende die Köpfe nach dem Mais hin, so sind sie mit dem Halse innerhalb des Behälters, und schreiten ohne Mühe aufwärts

ganz hinein. So weit gibt ſich Alles aus der bloßen Neigung der Thiere, den Hals emporzuhalten. Aber dieſelbe Neigung ſchneidet ihnen auch den Rückweg ab. Wenn ſie wieder hinaus wollen, ſo laufen ſie beſtändig aufgerichtet an den Gitterwänden umher, oder blicken nach der Gitterdecke, ohne daß es ihnen je einfällt, ſich in die Lücke hinabzulaſſen, durch die ſie herauf gekommen ſind. So werden oft ganze Heerden gefangen.

Funfzehnter Auszug.

Vor einigen Tagen ſah ich in einem Hühner-Neſte (unter einer Staude), was die Henne bereits ſeit einer halben Woche verlaſſen hatte, ein noch übriges Ei in anhaltender Bewegung. Ich forſchte näher und entdeckte ein lebendiges Hühnlein darin. Darnach mag man auf die Temperatur ſchließen, die wir gehabt haben. Ich hob das Ei auf und machte das Thierchen allmählig los. Es war Anfangs ſehr matt, erhohlte ſich aber in meiner Hand in Kurzem ſo weit, daß es Futter verſchluckte. Dieſe kleine Pflege von kaum einer Viertel-Stunde hatte nun die Wirkung, daß das Thierchen, als ich es gleich nachher zur Henne brachte, weder ihr noch den andern Küchlein folgen wollte, ſondern ſich bey allen wiederholten Verſuchen immer rückwärts zu den Menſchen wendete. Hielt ich ihm eine Hand vor, ſo kam es hinein, ſteckte den Kopf unter den Rockärmel und legte ſich nieder wie zum Schlafen. Ueberhaupt iſt es mit dem Bande zwiſchen der Mutter und den Jungen eine eigene Sache. Welche Henne iſt die Mutter, die welche das Ei gelegt hat, oder die welche es ausbrütet? Die Küchlein ſchließen ſich bloß

wird. Es kostet
Gasthause hält,
Steinen, um diesen
— Unterweges rief
worauf jedes-
An diesem Kater der
gar zu leicht ver-
einem Grade, wie
hat. Ein gewöhn-
eine Menge sogar
sollte sich bey andern
nicht untersucht habe,
Spiel der electri-
lichen Welt statt hat.

Auszug.

Tag. Ich sah in dem
Wirthes liegt, eine
für giftig gehalten wer-
Zeichen, den platten
ihnen bemerkt. Sie er-
Wasserfläche liegenden Baum-
bildet, und wanden sich
Köpfe ein wahres Medusen-
Schrot darauf, was sie
gleichen natürliche Stege gehö-
Natur. Man trifft ihrer sehr
nschen benutzt werden, als von

an die letztere, und jene leichte Operation ändert auch dieſe Richtung um. — Daß eine ſchwache Henne die Küchlein beſſer ſchützt als die Menſchen, zeigte ſich gleichfalls an meinem Pfleglinge. Einmahl wurde er aus dem Rachen der mit ihm forteilenden Katze glücklich errettet. Allein ſpäter kam er dennoch dadurch um.

Die Katzen ſind hier dem kleinen Geflieder eben ſo gefährlich als in Europa; aber man kann ſie auch ſo wenig gegen die Mäuſe entbehren als dort. Ich hatte den Wunſch geäußert, eine gute Katze zu beſitzen, als eines Morgens die Knaben meines Nachbars mir einen ſchönen grauen Kater brachten, mit den Worten: „that is old Tom, a elegant cat, the best cat in the state!“ Das Thier war in einer verlaſſenen Pflanzung zurückgeblieben, nach Katzenart mehr an der Hofſtätte hängend als an den Bewohnern. Es hielt einige Wochen bey mir aus und fing alle Mäuſe weg. Dann verſchwand es. Ich erkundigte mich bey den Knaben, die mir antworteten, es werde ſicher wieder in jener verlaſſenen, etwa 1½ Meilen von mir entfernten, Stätte ſeyn. Als mich ſpäter mein Weg vorbeyführte, ſtieg ich ab, um mich zu überzeugen. Es war ein eigener Anblick. Um die ſchlechten Gebäude waren die wilden Gräſer auf dem fetten Boden über fünf Fuß hoch emporgewachſen, und die vielen Reſte von zeriſſenem Geflügel liehen ihnen ſo ziemlich den Schein einer Mörderhöhle. In der Wohnſtätte traf ich den Raubmörder ſelbſt, der mich freundlich bewillkommte. Er hatte bereits mehrere Wochen auf ſeine Hand gelebt und würde wahrſcheinlich ſo fortgehauſet haben, wenn ich ihn nicht mitgenommen hätte. Ich ſteckte ihn, trotz allem Sträuben, in die Satteltaſche (saddel-bag). Das iſt ein Möbel, was man weder in Deutſchland noch in Frankreich kennt. Es iſt eine Art ledernen Schlauches, welcher hinter den Sattel gelegt, und durch Schlingen allein an den Steigbügelriemen befeſtigt, mit ſeinen Taſchen an beyden Seiten herabhängt, ohne den Reiter im geringſten zu hindern. Es iſt zweckmäßig und entſtellt auch nicht wie ein gewöhnlicher Mantel-

ſack, weshalb es hier allgemein gebraucht wird. Es koſtet gegen vier Dollars. Wenn man an einem Gaſthauſe hält, ſo pflegt der Barkeeper (Kellner) zu erſcheinen, um dieſen saddel-bag in Gewahrſam zu nehmen. — Unterweges rief ich zuweilen in einem mitleidigen Tone Tom! worauf jedesmahl eine klägliche Antwort erfolgte. — An dieſem Kater der verſchnitten iſt, weil die unverſchnittenen gar zu leicht verwildern, bemerke ich die Electricität in einem Grade, wie ich ſie nie an Katzen in Europa bemerkt habe. Ein gewöhnliches Streichen entlockt den Haaren eine Menge ſogar bey Tage ſichtbarer Funken. Sollte ſich bey andern Katzen dasſelbe finden, was ich noch nicht unterſucht habe; ſo würde auch das für ein weit ſtärkeres Spiel der electriſchen Polaritäten ſprechen, als in der öſtlichen Welt ſtatt hat.

Sechszehnter Auszug.

Vorgeſtern war ein ſehr warmer Tag. Ich ſah in dem Bache, woran die Pflanzung meines Wirthes liegt, eine Menge bunter Waſſerſchlangen, die für giftig gehalten werden; obgleich man das gewöhnliche Zeichen, den platten herzförmigen Kopf, nicht an ihnen bemerkt. Sie erhoben ſich auf einen über der Waſſerfläche liegenden Baumſtamm, der einen natürlichen Steg bildet, und wanden ſich in einen ſolchen Knäul, daß ihre Köpfe ein wahres Meduſenhaupt darſtellten. Ich ſchoß mit Schrot darauf, was ſie ſofort verſcheuchte. — Auch dergleichen natürliche Stege gehören zur Scenerey der freien Natur. Man trifft ihrer ſehr viele, die ſo gut von den Menſchen benutzt werden, als von

Thieren, z. B. von den Eichhörnchen. Jeder Sturm und jede Regenfluth schafft neue und zerstört alte.

Heute bot mir ein Nachbar eine Schildkröte an, die mit einer Kugel getödtet worden war, weil sie mehrere junge Enten gefressen hatte. Die zahmen jungen Enten scheinen sich überhaupt weniger auf ihren Schutz zu verstehen, als die wilden. Ich traf neulich einige wilde, die kaum den Eiern entschlüpft waren. Ich glaubte sie mit leichter Mühe fangen zu können, und schritt in den Bach hinein. Allein als ich nahe bey ihnen war, tauchten sie unter und verschwanden wie Fische. Mit jungen Feldhühnern gelang es mir besser. Ich erwischte eins. Aber die Alten stimmten, sammt der ganzen übrigen Familie, ein solches Klagegeschrey an, und das Thierchen, was ich in der Hand hielt, antwortete so jämmerlich, daß ich es unmöglich hätte mitnehmen können.

Es ist nun schon über drei Monate, daß kein einziger Regentropfen gefallen ist, und dennoch steht das Getreide nicht übel, was allein dem nächtlichen Thaue beyzumessen ist. Indeß ein solches Wetter heißt auch hier eine Dürre und ungewöhnlich. Das Hofgeflügel findet insgemein so viel in den Wäldern, daß es von den Menschen kein Futter fordert, aber jetzt drängt es sich ungestüm zu den Wohnungen. Der Boden ist so trocken, daß die kleinen Pflanzen meist verdorrt sind, und die Würmer haben sich in die Tiefe gezogen.

Es gibt in diesen Gegenden heftige Gallenfieber, die ohne gute Hülfe in zwey bis vier Tagen hinraffen. Wer am vorigen Abend sich noch wohl fühlte, der erwacht mit einem drückenden Schwindel und verfällt so in diese Krankheit, die, wenn sie auch rasch gehoben wird, doch die Kräfte und das Fleisch wie durch einen Zauber vermindert. Sie hat ihre Quelle offenbar in der Waldluft. Aber die Waldluft allein thut es nicht. Außer der Hitze sind meist Diätfehler mit Schuld. Meine Heilart, die den besten Erfolg hatte, war, durch Brechweinstein und Ipecacuanha das Erbrechen so lange zu befördern, bis der Kopf völlig frey wurde und völlig frey blieb. Während dieser Operation reichte ich von Zeit zu Zeit

Schwefelnaphtha, und Schwefelsäure mit gutem Franzbranntwein und Wasser.

In einigen Strichen der V. St. hat man eine auffallende Furcht vor der Abendluft. Mein Schiffskapitain deklamirte fast beständig von ihren schädlichen Wirkungen. Ich habe mich seitdem bemüht selbst zu prüfen, und das Resultat ist folgendes.

Der Thau, den man gewöhnlich in Verdacht hat, ist so wenig gefährlich, als die nächtliche Kühle. Allein jedermann kann sich leicht überzeugen, daß, wie nach warmen Tagen gerade Abends die Blumen die erquickendsten Wohlgerüche verbreiten, so auch die Sümpfe und andere stehende Wässer den widrigsten Dunst ausstoßen. (Dieß hat überhaupt dann statt, wenn bey erwärmter Erde die Luft sich plötzlich abkühlt, z. B. durch einen Gewitter-Regen.) Wer an unreinen Canälen wohnt, der wird zur heißen Sommerszeit vorzüglich Abends die Fenster schließen müssen. An den Seeküsten, so wie an Flüssen, stößt man um so häufiger auf mit Pflanzen-Moder verunreinigte Gewässer, je üppiger die Vegetation ist, und je weniger die Menschen den Boden cultiviren. Daß die Wärme die faule Zersetzung der Pflanzenstoffe sehr befördert, bedarf keiner Erwähnung. Daraus würde sich der Schluß ziehen lassen, daß im Allgemeinen die Abendluft in Amerika schädlicher seyn müsse, als in Europa, wenn nicht wieder die Unreinlichkeit der Europäischen Städte und Dörfer in die Wagschale käme. Auf jeden Fall ist der allgemeine Schluß einer Menge Ausnahmen unterworfen. Hier in meiner Nähe z. B. ist die Abendluft weit reiner als in den meisten Deutschen Städten; wo trotz allen medicinischen Theorien unendlich weniger für die Gesundheit geschieht, als bey den Römern schon zur Zeit des Raubes der Sabinerinnen. Wer denkt denn in Deutschland an Römische Cloaken? Es ist kein Zweifel, daß sie in dem alten Cöln so gut existirten als in Rom; aber das neue weiß nichts davon, und man verwendet lieber das Geld an den elendesten Schwank, als an die ersten Bedingungen der Gesundheit.

Bey dem gedrängten Europäiſchen Stadtleben iſt nichts quälender als eine geſunde Naſe. Das iſt doch in den Amerikaniſchen Städten anders. Wenn ich gar die Acker- und Gartencultur in dieſen Gegenden mit der Deutſchen vergleiche, ſo werde ich unwillkührlich an die unreinen Claſſen des Hindus erinnert. Eine Amerikanerinn, welche nichts vom Düngen weiß, weil der hieſige Boden keinen Dünger bedarf, würde, wenn ſie, plötzlich nach Deutſchland verſetzt, zuſähe, mit welchen Operationen dort die Gemüſe zum Wachſen getrieben werden, ſchwerlich Luſt ſpüren davon zu eſſen, und in Verſuchung gerathen, die damit beſchäftigten Frauen für Pariahs zu halten. Aber in Deutſchland ſelbſt gilt das für übertriebene Empfindlichkeit, und die Reden von der Vergiftung durch widrige Gerüche, für Grillen. Wie man die ſchlechten Speiſen durch Gewürze in den Magen einſchwärzt, wohin doch das Verdorbene am wenigſten gehört, ſo gebraucht man gegen die verdorbene Luft höchſtens einiges Räucherwerk, in dem Wahne dadurch das Gift, was nur eingehüllt und der Naſe unbemerkbar gemacht wird, zu vernichten. Die Chemie hat ſo manche gasartige Gifte entdeckt, die augenblicklich das Leben zerſtören, ſobald ſie eingeathmet werden. (Einer Maus oder Ratte braucht man bloß den Dunſt von einem Tropfen Blauſäure an einer Feder vorzuhalten und ſie ſtirbt auf der Stelle.) Man hat entdeckt, daß ſich in übel conſervirtem Fleiſche, z. B. in Bratwürſten, ein Stoff (die Gelbſäure) von ſelbſt entwickeln kann, der heftiger wirkt als Arſenik. Aber unſere allgemeine Bildung nimmt von allem dem keine Notiz.

Man trifft hier eine Meinung, wonach das unmittelbare Wohnen an Sümpfen weniger ſchädlich ſeyn ſoll, als der Aufenthalt auf Höhen in der Nähe von Sümpfen. Daß dieß ſo allgemein aufgeſtellt irrig ſey, leuchtet von ſelbſt ein.

Siebenzehnter Auszug.

Im Jahre 1825.

Ich habe es lange Zeit unterlaſſen, ein Tagebuch zu führen und mich allein auf das beſchränkt, was ich in Briefen niederſchreiben mußte. Es iſt, als wenn der Himmel meine Anſichten über Lebensglück einmahl recht hätte auf die Probe ſtellen wollen. Ich war im Begriff ſie zu Papier zu bringen, als mir durch ernſtliche Unfälle, zwar nicht die Luſt zu Betrachtungen, aber doch zum Schreiben für geraume Zeit genommen wurde.

Ich bin noch immer in demſelben Lande, welches ich in den nach Europa geſendeten Briefen ſo ſehr gelobt habe. Ich kann nicht ſagen, daß mir der Boden unfruchtbarer und die Hügel und Thäler dürrer vorkommen. Ueberall treffe ich vor wie nach auf die ſchönſten Baumgruppen, und wenn weniger Blumen an ihnen ſind, ſo ſcheinen die einladenden Früchte reichlich dafür entſchädigen zu wollen. Die Quellen fließen ſo helle und kühl wie zuvor, und die Feier der Natur unter dem hohen Gewölbe der Platanen, der Lotusbäume, der Baumwollen-Pappeln, der Eſchen, der Eichen, der Linden und anderer Rieſen des Miſſouri-Thales wird auch im Herbſte für und für verherrlicht durch die ſanfteſten Laute eines harmloſen Geſieders, das hier den Menſchen noch für den treuen Sohn der Schöpfung hält. Auf dieſes alles blicken endlich Sonne, Mond und Sterne ſo mild und heiter herab, als ob der Jüdiſche Traum von dem Wundergarten des erſten Menſchenpaares ſich verwirklichen ſollte.

Und dennoch kann man ſich in einem ſolchen Eden ſehr übel befinden, und, was den Zauber am meiſten herabſtimmt, aus bloßem Mangel an Geld. Ja, ohne alles Geld iſt auch in dieſem Schlaraffenlande nicht fertig zu werden, ſo

wenig, daß ein neuangekommener Europäer, dem es fehlt, hier in größerer Noth ist als in Europa. Ich und mein Reisegefährte sind so ziemlich in dem Zuge es zu erfahren. Ich hatte einige Wochen nach meiner Ankunft sogenanntes rohes Grundeigenthum angekauft, und dadurch meine Kasse so erschöpft, daß ich nach Europa um Nachsendungen schreiben mußte. Zwar schien der Bestand für die gewöhnlichen Ausgaben von sechs Monaten noch hinreichend, und mittlerweile konnte die Antwort erfolgen. Allein die doppelt abgefertigten Briefe gingen leider verloren. Dieß vernahm ich erst, als ich täglich den neuen Geldern entgegensah. Nun wurden vier Briefe zu gleicher Zeit, auf verschiedenen Wegen, abgesendet, und doch bin ich bis auf den heutigen Tag, nachdem beinahe ein ganzes Jahr verflossen ist, ohne Antwort. So hätte ich mir die Verbindung nicht gedacht. Ich hörte auf der langen Reise hieher mehrmahls Deutsche klagen, daß ihre Briefe nach Europa selten überkämen. Es waren Landleute, und ich vermuthete, daß die Adressen nicht in Ordnung gewesen. Es ist ein regelmäßiger Postenlauf zwischen hier und der atlantischen Küste. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Ich habe schon beinahe ein volles halbes Jahr auf Credit gelebt. Bisher drang man mir die Bedürfnisse auf, weil der Ankauf des Landes und der Besitz einiger beweglichen Sachen, die hier einen vierfach höhern Werth haben als in Europa, mich und meinen Reisegefährten aus der Rubrik der verdächtigen Abentheuerer heraushielt. Allein jetzt beginnt man Mißtrauen zu äußern. Mitten in unserer ersten Besorgniß (denn mein Reisegefährte hat gleichfalls um Zuschuß geschrieben,) ging auch noch die Nachricht ein, unsere Koffer, die wir zu Louisville in Kentucky der Wasserspedition übergeben hatten, seyen vom Ohio verschlungen worden. Die Nachricht lautete zwar nicht so entschieden, daß nicht eine geringe Hoffnung übrig blieb; aber sie verminderte sich um so mehr, je länger die Ungewißheit dauerte. Der Inhalt war nicht versichert worden, wozu sein hiesiger Werth wohl hätte bewegen können. Wir hatten so oft davon gesprochen, als von den erwarteten Wechseln,

und da nun das Eine so wenig eintraf als das Andere, so konnte das Zutrauen von Menschen, die uns ganz und gar nicht kennen, unmöglich wachsen. Unter diesen Umständen machte uns freilich die Anzeige von der glücklichen Ankunft der Koffer eine große Freude. Aber das vergebliche Harren auf Briefe von Europa hat sie schnell verzehrt. Meinem Reisegefährten bricht fast der Muth. Er hat sich trotz meiner Warnung in der heißen Jahreszeit mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, und sich dadurch ein Wechselfieber zugezogen. Die Anfälle sind zwar gelinde, aber die Krankheit wirkt niederdrückend auf den Geist zu einer Zeit, wo unsere Lage das Gegentheil erfordert. Es ist, wie auch sonst wohl, nicht so sehr die unmittelbare Gegenwart, welche uns martert, als die Aussichten in die Zukunft. Es wird am Ende nichts übrig bleiben als das, was ich meinem Reisegefährten zum Troste vorsage, auszuführen, nämlich, mir den medizinischen Rath, warum ich sehr oft angegangen werde, bezahlen zu lassen. Ich habe immer noch eine geringe Baarschaft zurückbehalten, um mich nicht so gänzlich von dem Gedanken an die Rückreise zur Atlantischen Küste zu trennen. Indeß wie würde sich das Mißtrauen der Gläubiger dagegen benehmen? Die Betrachtung, sich tief in den Nordamerikanischen Wäldern, gegen 300 Deutsche Meilen von der Atlantischen Küste, ohne alle Verbindung mit Europa und ohne Mittel zur Rückreise zu befinden, scheint recht gut zu seyn, die Fassung in Widerwärtigkeiten zu üben. Allein ich würde dieser Schule entfliehen, so bald ich vermöchte.

Ein Mahl über das andere muß ich meinem Reisegefährten wiederhohlen, daß das Land nicht Schuld sey, und dabey pflegt sich mir dann die Bemerkung aufzudrängen, wie gewöhnlich es ist, daß persönliches Mißgeschick die Berichte über fremde Erdtheile entstellet. Aus der Colonisation der meisten Staaten des Bundes lassen sich Belege ziehen, insbesondere auch aus der Geschichte des Missouri-Staates. Noch vor wenigen Jahren wurden eine Menge Amerikanischer Familien durch Unfälle, die mit einem Mißbrauche des Bankwe-

ſens *) zuſammenhingen, ſo ſehr gegen dieſes Land eingenommen, daß ſie eben ſo gerne wieder auswanderten, als ſie eingewandert waren. Erſt ſeit zwey Jahren fängt man an, ſich zu beſinnen und einzuſehen, daß die einwandernden Menſchen ſelbſt, und nicht das Land, Schuld waren. Ich traf jüngſt eine Familie, die aus dem Staate Teneſſee hiehergekommen war; die Frauen wurden nicht müde, die Vorzüge ihrer alten Hei-

*) Der natürliche Gedanke, daß wenn den auf werthloſe Papierſtückchen geſchriebenen Zahlen, durch das bloße Zutrauen zu dem Ausſteller, ein den Metallſtücken gleicher Werth zu verſchaffen wäre, das Metall entbehrlich ſeyn würde, oder doch anderwärts nützlich gebraucht werden könnte, lag auch den Bankgeſchäften in den V. St. zum Grunde. In dem von Staats-Anſtalten nicht gehinderten Getriebe der Individuen entſtanden eine Menge Vereine, die Papier mit ihrem Credit ſtempelten und es für baares Geld anbrachten. Das Papier entzog den Ausſtellern keine Zinſen, dagegen konnten ſie das eingenommene baare Geld im ungünſtigſten Falle immer zu einem Zinſen-Gewinne benutzen. Hätte man ſich darauf beſchränkt, ſo möchte viel Unheil verhütet worden ſeyn. Allein die Leidenſchaft zerſtört das Beſte. Das erſte Zutrauen des Publicums zu den Papieren verſetzte die Ausſteller in Schwindel, und verſenkte ſie mehr und mehr in den Wahn, daß, da doch Alles auf die Einbildung ankomme, ihre Noten dem baaren Gelde wirklich gleich ſeyen, und ſo ſtempelten ſie ohne Maaß und Ziel Papierſtücke, als ob es Metallſtücke wären. Die eingetauſchten Baarſchaften wurden zu verſchwenderiſchen Planen verbraucht, und als endlich Verdacht entſtand, daß das wahre Vermögen der Ausſteller in dem größten Mißverhältniſſe mit den in Papier umlaufenden Summen ſey, verſchwand die Täuſchung wie Schaum. Die Redlichen unter den Ausſtellern und Viele aus dem Publicum geriethen in Dürftigkeit und verwünſchten das Experiment mit derſelben Bitterkeit, als die Franzoſen das des Law und die ſpätern Experimente der Revolutionsmänner. Wenige Banken bewahrten ihr volles Zutrauen, wie die Farmersbank von Virginien, die Bank von Newyork. Die Noten der meiſten ſanken zu Nullen, andere auf ein Drittel, auf die Hälfte. — Uebrigens zeichnet ſich das Amerikaniſche Papiergeld durch einen überaus guten, feinen Papierſtoff und eine ſehr ſchöne Schrift aus. Die Bank der V. St. ſucht ſich gerade dadurch gegen die Fälſchungen zu ſichern, daß ſie ſtäts die erſten Künſtler in ihren Dienſt zieht.

math hervorzuheben, und dagegen Missouri zu verachten. — Wie verworren sind doch in Europa die Vorstellungen von der Tauglichkeit der Länder zu Colonisationen! Ich bin gewiß, daß wenn mein Bericht einiges Interesse für diese Gegenden erregt, es sich durch den Zusatz, daß man nicht ohne Geld hinkommen dürfe, alsbald sehr herabstimmen wird. Man scheint in vollem Ernste ein Gebiet zu verlangen, wo alles, was von den Menschen selbst eingerichtet werden muß, schon zum voraus fertig sey. Jedermann weiß, wie in Europa die schönsten Landsitze verwildern und die Häuser verfallen, wenn sie lange ohne Bewohner bleiben; und dennoch ist man geneigt, einen fremden Erdstrich nur dann recht einladend zu Ansiedlungen zu finden, wenn außer den Hügeln und Thälern, den Wäldern und Strömen, der Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde des Klimas, auch schon Wohnungen und Aecker für die Einwanderer bereit wären.

Ich glaube, daß mein Anerkenntniß der Reize dieser Gegenden in Deutschland einen tiefen Eindruck machen würde, wenn man von der Lage überzeugt werden könnte, worin es statt hat. Ich spreche in einer Zeit darüber, worin sie mich selbst wenig erfreuen. Die widrige Gegenwart ist vielmehr dazu geeignet, mich jener Verzweiflungslehre zuzuwenden, welche alle größeren Anstrengungen für Lebensglück, und insbesondere auch Einwanderungen in eine schönere Natur für nutzlos erklärt. Insofern diese Lehre in Europa von einer gewissen Schwermuth unterhalten wird, die eine einfache Folge der Beklemmung ist, worin sich dort die geistigen Kräfte befinden, hätte ich hier in Amerika einen stärkern Impuls dazu als jemahls in Deutschland. Und sehr grell kommen mir zuweilen die Reden eines schwermüthigen Freundes in Erinnerung, der seine trüben Lebensansichten in ein förmliches System gebracht hatte. »Bey solchen Betrachtungen (schrieb er mir einst) »schwebt mir immer der Wechsel vor, den ich in meinen Ge»fühlen von Freude und Leid erfahren habe. Von meiner frü»hesten Kindheit an war mir die Freude in einem so festen »Verhältnisse mit dem Leide, daß ich (wie Till Eulenspiegel

»beym Herabsteigen von einem Berge) schon in der Freude »selbst einen Grund hatte traurig zu seyn, wie ich dann jetzt »ganz überzeugt bin, daß es kein anderes Mittel gibt, großen »Leiden zu entgehen, als auf große Freuden zu verzichten. »Angenehm sind mir diese Gedanken keineswegs. Allein durch »die Ereignisse meines Lebens werde ich für und für darauf »zurückgebracht. Die Vorstellung, daß selbst die reinsten, die »unschuldigsten Genüsse mit darauf folgenden Qualen bezahlt »werden müssen, kann gewiß kein heiteres Licht auf das irdi»sche Daseyn werfen. Aber ich bemühe mich vergebens, die »stäts wiederkehrenden Beobachtungen anders zu deuten. Da»bey muß es mir natürlich thöricht erscheinen, das Glück An»derer zu beneiden, da sich ja nirgend ein Ueberschuß von Glück »zeigt. Eine jämmerliche Philosophie könnte darin einen Be»weis für die ewige Gerechtigkeit Gottes finden, weil somit »Freude und Leid gleichmäßig unter die Menschen vertheilt »sey. Indeß dünkt mir ein Ausweg, der um die ungleiche »Vertheilung des Glückes zu verhüten, jedes Glück mit einem »Maaße von Leid versetzt, der gepriesenen unendlichen Güte »Gottes schlecht angemessen. Eben so wenig leuchtet mir ein, »daß der Wechsel in sich nothwendig sey. Daß mit der Be»friedigung eines Triebes die Lust aufhört, das könnte ich viel»leicht einem ähnlichen Gesetze der Nothwendigkeit beymessen, »als dem mathematischen, daß zwey und drey fünf geben. Aber »daß es über den neutralen Zustand hinaus zu wirk»lichen Leiden kommen müsse, davon sehe ich den nothwendi»gen Grund nicht ein. Was beym Pendel die Schwingung »über den Ruhepunkt hinaus treibt, ist deutlich zu erkennen. »So lange die Schwingungen zwischen Freude und Leid sich »nicht wie jene auf ein bestimmtes Gesetz zurückführen lassen, »so lange wird auch niemand behaupten dürfen, daß der »Wechsel nothwendig so seyn müsse wie er ist. Ich läugne »nicht, daß es eine Zeit gibt, worin dieser Wechsel nicht »bemerkt wird. Allein das ist nur in dem neutralen Zu»stande der Fall, worin man fortlebt ohne besondere widri»ge oder angenehme Empfindungen zu haben. So bald es

»zu Freuden oder zu Leiden kommt, iſt auch der Wechſel be»merkbar. In den Perioden der größten Freuden, trafen mich »auch die herbſten Leiden. Oft kamen viele Freuden und dann »erſt folgte eine Reihe von Leiden. Zuweilen wechſelten ein»zelne Freuden mit einzelnen Leiden. Oft war der Uebergang »ſchneller, oft langſamer. Meiſt war der neutrale Zuſtand »von einiger Dauer. Auf widrige Empfindungen folgte ein »allmähliger Nachlaß, und alsdann traten angenehme Empfin»dungen ein. Die angenehmen Empfindungen ſanken nach und »nach zur Gleichgültigkeit herab, darauf zu einem Mißmuthe »der üble Laune heißt, und endlich ſtellte ſich wieder Leid ein. »Es entging mir nicht, daß dieſe Aenderungen zum Theil von »der eignen Natur abhingen. Aber oft gab es keine wei»tere Urſache, als eine plötzliche Aenderung in dem Aeußer»ren, in den Umgebungen oder doch in dem Leiblichen, ſo »daß ich mannichmahl in die Worte ausbrach: Nun war doch »Alles ſo gut, da mußte das wieder kommen! Das Reſul»tat meiner Anſtrengungen im Handeln und Denken iſt und »bleibt, daß ich mich einem ewigen Geſchicke unterworfen ſehe, »welches die Empfänglichkeit meines Ichs ſowohl als die äu»ßere Welt und ihre Einflüſſe beherrſchend, unabläſſig jene »Regel des Wechſels geltend macht; ſo wenig ich auch den »Zweck davon zu faſſen fähig bin. Ich glaube ſogar bey den »Thieren ein analoges Verhältniß zu bemerken. Die wilden »Thiere ſind vor unzähligen Plackereyen und Grauſamkeiten »geſchützt, welche die zahmen von den Menſchen zu erdulden »haben. Dagegen entbehren ſie wieder die ruhige Pflege der »zahmen, und ihre Freiheit wird meiſt durch die Sorge für »die dringendſten Bedürfniſſe verſchlungen.

»Wenn mir die Erſcheinungen an andern Menſchen einen »Zweifel an dieſen Erfahrungen verurſachen könnten, ſo würde »es das Loos derer thun, welche von der Geburt an in kör»perlichen Martern leben, bis der Tod ein Ziel ſetzt. Wo bleibt »bey dieſen die Ausgleichung? Können einige Augenblicke Nach»laß als Erſatz gelten? Indeß wer vermag die Empfindungen »Anderer ohne deren eigenes Maaß zu meſſen?«

Manche Europäer, die ihren Leiden durch Auswanderung zu entfliehen suchen, sind in Gefahr in eine ähnliche Geistesstimmung zu gerathen. Gerade diejenigen, welche klar einsehen, daß die Unfälle und Widerwärtigkeiten in der neuen Heimath nicht mit dem Lande selbst zusammenhängen, werden am leichtesten einer Verzweiflung an dem Lebensglücke überhaupt Raum geben. Und nach den jüngsten Erfahrungen, an mir selbst sowohl als an meinem Reisegefährten, kenne ich keine wichtigere Ausrüstung für Auswanderer in fremde Welttheile, als gegen die Anwandelung von schwermüthigen Betrachtungen. Früher dachte ich, daß man die verkehrten Ansichten über Lebensglück bloß zu bekämpfen habe, um die Deutschen zu Colonisationen aufzuregen. Jetzt habe ich gelernt, daß dieß noch dringender nöthig ist zur Leitung und Stützung der Colonisten selbst. Selten wird die Bahn eines rüstigen Mannes so sanft fortgehen, daß er einer solchen Stützung nie bedürfe, und insofern wäre es, von Colonisationen abgesehen, nicht übel, wenn in jedem Haushalte ein gutes Recept gegen Schwermuth und Verzweiflung existirte. Aber einem Auswanderer nach Amerika ist es schlechthin unentbehrlich. Es verhält sich damit, wie mit der Hülfe gegen Krankheiten des Körpers. Die Auswanderer sind nämlich darauf aufmerksam zu machen, was sie auch davon zu befürchten haben, nicht weil es hier ungesunder sey als in Europa, sondern einzig deswegen, weil kleine Unpäßlichkeiten, die in einem geordneten ruhigen Hauswesen kaum Beachtung verdienen, der ersten Lage eines Fremdlings überaus nachtheilig seyn können. Aus einem ähnlichen Grunde müssen die Auswanderer auch besser gegen geistige Leiden gewappnet seyn, als die, welche in der Heimath zurückbleiben. — Ich erinnere mich, in Bülow's Reise nach Amerika gelesen zu haben, daß schon die Seekrankheit in den Auswanderern die größte Schwermuth erzeuge. Ich gestehe, daß ich nicht für nöthig halte gegen eine Schwermuth der Art zu stützen. Ich weiß nicht, an welche Classe Auswanderer Bülow gedacht hat. Daß Kinder und Weiber, die ihren Eltern und Männern folgen, ohne an dem Ent-

ſchluſſe ſelbſt Theil zu haben, in Klagen der Reue ausbrechen, iſt begreiflich. Aber bey reifen Männern wird die Seekrankheit allein höchſt ſelten eine ſolche Wirkung äußern. Niemand kann mehr an der Seekrankheit leiden, als ich; da ſie bey mir in ein heftiges Gallenfieber mit Hirn- und Magenentzündung überging. Zur Zeit der größten Schmerzen hätte ich allerdings die Fortſetzung der Reiſe gerne unterbrochen, wenn ich an Land hätte kommen können. Aber ein Aufgeben des Planes fiel mir doch nie ein. —

Wenn ich alſo einſt zu Coloniſationen auffordern werde, ſo wird es aus einem doppelten Grunde räthlich ſeyn, mit jenem Sermon über Lebensglück hervorzutreten. Erſtlich erwarte ich davon die Belebung des Unternehmungsgeiſtes, der, etwa den merkantiliſchen ausgenommen, auch in Deutſchland, in der Zeit der Allonge-Perücken, der Haarbeutel, der Friſuren und Manſchetten, zu einem Spuke herabgekommen iſt, welcher von den ſogenannten Philoſophen als eine Grille verſpottet, von den ehrſamen, im Dienſte ihrer Frauen genugſam beſchäftigten, Bürgern als ein überläſtiger Geſelle gehaßt, und von der Polizey als ein Unruhe-Stifter verfolgt wird. Allein außerdem iſt auch für die, welche keines aufregenden Zuſpruches bedürfen, — weil ſie eine Lehre verachten, die ſie zu gedrückten Sclaven der Scholle und alles damit verwachſenen Jammers machen will, und weil ihnen ein Leben, wie das der letzten Jahrhunderte in Deutſchland, für die Empfänglichkeit unſerer Zeit zu ſaftlos dünkt, als daß es der langen Vorbereitung werth wäre, — die Zerſtreuung der verkehrten Anſichten und Meinungen deswegen wichtig, damit ſie in künftigen Widerwärtigkeiten nicht gegen die geſchwächte Kraft verſuchen, was ſie gegen die unverſehrte nicht wagten.

Was ich zur Cur meines Reiſegefährten anwende, kann vielleicht auch bey Andern Dienſte leiſten. Auf jeden Fall wird es als Material brauchbar ſeyn bey der Ausarbeitung des Sermons, wozu ich, da ich ihn nur in ſchulgerechter Form zu geben mich unterfange, noch wenig Luſt ſpüre;

und ich halte es nicht für unzweckmäßig, einige Blätter des Tagebuches der Andeutung der Gedanken zu widmen, welche mich bey dieser Cur leiten.

Meine Aufgabe ist eine zwiefache: ich muß den Leib meines Reisegefährten von einem Wechselfieber heilen, und den Geist vor einer verzweifelnden Schwermuth schützen. Es ist von selbst einleuchtend, wie verschlungen beyde Zustände sind. In keinem menschlichen Leiden berühren sich die geistigen und körperlichen Ursachen so innig, als bey widrigen Gemüthsstimmungen, und sehr oft wird dabey auf Rechnung einer Ursache gesetzt, was allein von der andern entsteht. Wer mißmuthig ist und über ein Uebelbefinden klagt, wovon der Arzt nicht sofort eine körperliche Ursache entdecken kann, der geräth in den Verdacht, daß es bloß an seinem Geiste liege, entweder an geheimem Kummer, oder an dem, was unter die Rubrik von Laune und Einbildung geworfen wird. Umgekehrt wird auch zuweilen der Mißmuth auf körperliche Ursachen bezogen, (besonders auf jenes dunkle Spiel von körperlichen Ursachen, was Hypochondrie heißt,) wenn doch nichts als geistige Ursachen obwalten. Jeder Arzt kennt die Niedergedrücktheit des Geistes, welche vom Gallenreize herrührt. Es ist wunderbar, daß das geistige Princip in uns durch solche bloß körperliche Einflüsse wie unmittelbar angegriffen zu werden scheint. In den meisten sogenannten Gallenkrankheiten wird der Geist auf eine körperliche Weise zu einem allgemeinen Mißmuthe und einer auffallenden Gleichgültigkeit gegen die Genüsse der Welt gestimmt, ohne daß man sich irgend einen (geistigen) Grund der Stimmung angeben könne. Oft kündigen die Kranken dann ihren nahen Tod an, welches, wenn der Tod wirklich erfolgt, Viele auf einen überirdischen Blick in die Zukunft beziehen, ohne zu ahnen, daß nichts als ein körperlicher Angriff auf Blut und Nerven zu der trügerischen Verzweiflung brachte, wovon nicht selten ein eben so körperliches Ausleerungsmittel plötzlich befreien kann. Doch man braucht sich hierüber nicht zu sehr zu wundern, da es ja auch eine Menge

körperlicher Mittel gibt, die das Gegentheil bewirken, die den Geist zu erheben scheinen, wie z. B. die Weine, die Naphthen. Ueberall wo lediglich körperliche Ursachen an der Gemüthsstimmung Schuld sind, wird man auch zunächst von körperlichen Heilmitteln die Hülfe erwarten; wenn man sie nur kennt und zu Gebote hat. Thoren würden schlechthin zu psychischen Curen schreiten; es sey denn daß man über ungewöhnliche Wendungen des Glückes der Patienten etwas vermöge. Ein Arzt, welcher in die Hütten der Armuth unverhofft den Reichthum einführen kann, der ist allerdings fähig, manchem Kranken einen geistigen Schwung zu geben, wobey die körperlichen Arzneyen überflüssig sind. Doch auch das hat seine Grenzen. Gegen Krankheitsgifte, welche wie auf chemische Weise die edelsten Organe zerfressen, sind die glücklichsten Ereignisse unwirksam.

Bey meinem Patienten ist es offenbar genug, daß eine körperliche Ursache an der Gemüthsstimmung Theil hat, und ich bin deshalb auch nicht in Gefahr, den Nutzen körperlicher Arzneyen zu verkennen. Indeß ist die geistige Ursache nicht weniger erkennbar. Nur über das Verhältniß beyder Ursachen läßt sich zweifeln. Nun bin ich aber der Meinung, daß in diesem einzelnen Falle die geistige Ursache bey weitem stärker wirke als die körperliche, und deswegen beschäftige ich mich auch vorzüglich mit ihr.

Es fällt mir nicht ein, dem Patienten zu beweisen, daß der Untergang unserer Briefe kein Uebel sey, so wenig ich mich zurückhielt, in seine Klagen über die verloren geachteten Koffer einzustimmen. Diese Methode überlasse ich denen, die da rathen, sich für nichts zu interessiren; als ob es in unserer Macht stände, unsere innersten Gefühle willkührlich umzuändern. Durch Ablenkung der Aufmerksamkeit (durch sogenannte Zerstreuung) können freilich manche geistige Leiden so gut gelindert werden, als durch Ablenkung der Lebenskraft manche körperliche. Allein jenachdem die Leiden sind, gibt es so wenig eine Ablenkung für die einen als für die anderen, und Herabstimmung des Lebens bleibt

das einzige Mittel der Linderung. Insofern verfährt der rohe Mensch, der seinen Kummer in Wein, Branntwein oder Opium versenkt, richtiger als die gelehrten Anpreiser des Indifferentism. Ich bezwecke durch meinen Zuspruch nichts mehr, als zu verhüten, daß das wirkliche Uebel nicht durch Zugesellung von verkehrten Vorstellungen vergrößert werde; worauf sich überhaupt alles Streben nach Ataraxie beschränken muß, wenn es nicht unter den obigen Vorwurf von Phantasterey gerathen soll.

Unter diesen verkehrten Vorstellungen sind nun aber gerade diejenigen die schlimmsten, welche dem erwähnten Indifferentism zur Basis dienen, und wie ihm einer Seits die Benennung „Trägheitslehre" gebührt, da er von allen großen Unternehmungen abhält: so könnte man ihn anderer Seits Verzweiflungslehre nennen, da er auch nachher, wenn es ihm nicht gelungen ist, die Unternehmungen selbst zu verhüten, sie auf das gefährlichste zu befehden fortfährt. Seine trügerischen Sätze suchen sich bey jedem Unfalle von neuem vorzudrängen, und wie sie ihren treuesten Anhänger, in schweren Leiden (denen er trotz der schlaffsten Unthätigkeit nicht entgeht,) nicht im geringsten schützen, so geben sie auch dem, der als ein Bekehrter sich beym Mißlingen seiner Plane ihnen zuwendet, statt Stärke sein Unglück zu ertragen, nur unnütze Reue, die ihn vollends zu Grunde richtet.

Sobald ein Einwanderer aus Europa auf bedeutende Schwierigkeiten stößt, sobald ihn ein Mißgeschick trifft, das ihn eben so gut in seiner alten Heimath hätte treffen können, kurz widrige Ereignisse, die, weil sie mit der Auswanderung an sich in keiner Verbindung sind, sich auch nicht vorhersehen ließen, wird es ihm leicht so werden, wie meinem Reisegefährten. Es werden Anwandelungen von Reue bey ihm entstehen, die keinen anderen Ursprung haben, als in verworrenen Vorstellungen von Lebensglück und von dem, was der Mensch überhaupt dafür zu thun und nicht zu thun habe. Es ist kein Zweifel, daß falls jemanden stäts der

Gedanke beherrſchte, daß er in ſeiner Lage nicht anders habe handeln können, als er gehandelt, ihn ſelbſt in den ſchwerſten Bedrängniſſen keine Reue martern würde. Aber wie will man die dazu nöthige Aufklärung über unſere Intereſſen und ihre Forderungen aus den oberflächlichen Phraſen ſchöpfen, die in der ſogenannten gebildeten Welt über Lebensglück umlaufen und nie einen Grund zu bedeutenden Unternehmungen anerkennen? Wenn die Schwermuth ſich zu Anſichten verirrt, wie die in dem obigen Briefe ſind, ſo verdient das nicht ſowohl den Vorwurf der Oberflächlichkeit, als die Entſchuldigung mit Krankheit. Allein mit ruhigem Blute und heiterer Stirne Aehnliches als Reſultate des nüchternen Denkens aufzuſtellen, das kann nur einer oberflächlichen Lebhaftigkeit begegnen. Die gewöhnlichen ſogenannten nüchternen Anſichten und Meinungen von Lebensglück und Zufriedenheit gehen nun zwar wirklich auf denſelben Glauben an einen unvermeidlichen Wechſel zwiſchen Freude und Leid. Aber wie ſie überhaupt keine feſte Haltung haben und beſtändig in Dunkelheiten und Inconſequenzen ſchwanken, ſo ſpinnen ſie den Glauben auch nicht ſo weit aus, als die kranke Schwermuth gethan hat. Dagegen verſetzen ſie ihn deſto reichlicher mit andern verkehrten Vorſtellungen, die theils in einem rohen Fatalism wurzeln, theils von einer Verirrung in dem Gebiete des Wortes Unzufriedenheit ſtammen, einer Verirrung, welche Unzufriedenheit für Unzufriedenheit achtet, und ſich um die verſchiedenen Quellen der Unzufriedenheit nicht einmahl ſo viel kümmert, auf die Grade aufmerkſam zu werden.

Mein Reiſegefährte gehört zu den jungen Männern, die durch ihre körperliche und geiſtige Geſundheit vor der erſchlaffenden Wirkung der Deutſchen (oder vielmehr Europäiſchen) Philiſterweisheit geſchützt werden. Bey ſeiner natürlichen Rüſtigkeit hielt ihn der geſunde Menſchenverſtand bisher oben, ohne daß es anhaltender Betrachtungen über die Baſis jener Weisheit bedurfte. Aber jetzt benutzt ſie ſeine Lage und ſetzt ihm ſo zu, daß ich nichts Heilſameres für ihn thun kann, als ihm die Blößen dieſes Feindes ſo anſchaulich als möglich zu machen.

Ich werde mich bemühen, ihm, in der Widerlegung der Verkehrtheiten einer auf Unthätigkeit und Verzweiflung gerichteten Lebensansicht, das Entgegengesetzte, was jedem gesunden Kopfe wenigstens dunkel vorschwebt, klar vorzuführen, nämlich die Lehre, daß unser Leben seiner Natur nach vorwärts will und muß, und daß über die Interessen seiner Bahn ein höchstes Interesse waltet, was nicht zuläßt, bloß mit Freuden und Leiden zu rechnen, und nach solchen Rechnungen über den Werth des Weiterstrebens zu entscheiden, und daß kein menschliches Wesen auf die Dauer mit irgend einem Genusse gegen die Aufopferung der Richtung zum Besseren abgefunden werden könne. Diesen Zweck hoffe ich auf folgende Weise zu erreichen.

Zuerst werde ich die verkehrten Vorstellungen des gewöhnlichen Fatalism beseitigen, dadurch daß ich an dessen grobe Widersprüche erinnere. Die Fatalisten suchen bekanntlich in der übrigens richtigen Lehre von dem festen Zusammenhange in Allem, was war, ist und seyn wird, die Rechtfertigung der Indolenz. Sie sagen: es geht doch Alles wie es muß, deshalb brauchen wir nicht zu grübeln und zu schwitzen. Diese Denkart soll vorzüglich unter den Türken herrschen. Allein sie fehlt in keinem Europäischen Lande und in keinem Stande; obgleich nichts einfacher ist, als ihre Falschheit jedermann sichtbar zu machen. Wenn wir einen Dorn im Finger haben, so ziehen wir ihn aus. Ein Fatalist müßte ihn seiner Theorie gemäß sitzen lassen. Er müßte kein Feuer löschen, das seine Habe zu zerstören drohet, keinen Angriff abwehren, kurz Alles schlechthin dem Schicksale anheimstellen, ohne sich selbst zu rühren. Wenn er nun aber anders verfährt und sich vor einer solchen Consequenz wohl hütet, gibt er dadurch nicht zu erkennen, daß er, wenigstens ausnahmsweise, seine eigenen Handlungen mit zu der großen Kette der Nothwendigkeit rechnet? Dieß geschieht freilich wie instinctartig. Allein eben der Instinct ist es, wel-

cher ihn gegen den Einfluß einer fehlerhaften Reflexion in Schutz nimmt, die nur so lange oben bleiben kann, als die Trägheit oder Muthlosigkeit sie unterstützet. Darin liegt die Verkehrtheit, daß man den menschlichen Willen selbst (oder wovon er zuletzt abhängt, die Gesetze des Auffassens und Denkens) nicht mit als einen Theil des Universums betrachtet. Aus der Lehre von der Nothwendigkeit aller Dinge und Begebenheiten eine Erlaubniß zur Unthätigkeit ableiten, heißt geradezu gegen die ableitende Vernunft selbst handeln, welche sich in ihrer gesammten Thätigkeit ja als ein Glied der ganzen Kette der Begebenheiten betrachten muß. Menschen, die sich dieser Wahrheit nicht als eines abstracten Satzes bemächtigen können, handeln ihr dennoch, sich selbst überlassen, in den einzelnen Lagen ihres Lebens gemäß; da dieß sogar dessen Gegner, die Fatalisten thun, ungeachtet ihrer Bemühung theoretisch das Gegentheil zu behaupten. Jedermann zieht die Hand zurück, wenn ihm plötzlich das Feuer zu nahe kommt, und damit bekundet er die Stellung seiner Willensthätigkeit deutlich genug. Bloß Wahnsinnige können davon eine Ausnahme machen. Nun ist dieß unbestreitbar auf alle Fälle anwendbar, wo der Grund zum menschlichen Einschreiten klar vorliegt. Diesen Grund aber klar sehen und bloß wegen des Satzes, daß ohnehin Alles seinen nothwendigen Gang haben werde, unthätig bleiben, das kann niemand anders als Wahnsinn nennen. Läßt ein Fatalist wirklich den Dorn sitzen, so gehört dessen Handlung allerdings auch zum nothwendigen Zusammenhange, wie jede andere Raserey. Allein dann dient der Fatalist diesem Zusammenhange nicht als ein vernünftiges Wesen, sondern als ein Thor, der seine Rolle verkennt. Wer aus falschen Motiven thätig oder unthätig ist, der verfährt freilich auch dem Gesetze der Nothwendigkeit gemäß, aber in der Rolle eines Irrenden oder eines Wahnsinnigen. Somit hängt es von der Klarheit des menschlichen Geistes ab, wie das Gesetz der Nothwendigkeit durch den Einzelnen wirke, ob es durch dessen Irrthum oder durch dessen Einsicht wirke.

Durch solche Reden hoffe ich der Reue wenigstens den Antheil zu entziehen, welchen die Gedanken an eine Naturnothwendigkeit daran zu haben pflegen, die Gedanken an ein Schicksal, an einen Plan der Vorsehung, worin man nicht durch Handlungen habe eingreifen dürfen.

Eine größere Erörterung wird dann folgen müssen über die Phrase »daß der Mensch nie und nirgend zufrieden sey, und es auch nicht seyn könne.«

Wie dunkel und verworren der Sinn ist, den man mit dieser Phrase verbindet, ergibt sich schon durch einen Blick auf den Gebrauch, den man davon macht um von Unternehmungen abzumahnen. Eben ihre allgemeine Anwendbarkeit auf Alles, was die Menschen wünschen und wollen, deutet bereits ihre Schwäche ziemlich stark an. Denn wer sollte nicht einsehen, daß sich jedes Streben als ein Ringen gegen Unzufriedenheit betrachten läßt? Und wer sieht ferner nicht ein, daß man deshalb auch überall, wo ein Unternehmen scheitert, den Vorwurf anbringen könnte, man habe Unrecht gehabt nach Aenderungen zu verlangen, weil man ja in keiner Lage zufrieden seyn werde? Allein diese Bemerkung dürfte schwerlich hindern, daß nicht auch künftig noch die Sprüche von Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Reue über Handlungen streuen, die Jegliches für sich haben, nur nicht den Erfolg. Um dem zu begegnen, reicht es nicht hin, die Absurdität der Phrase an ihrem Umfange nachzuweisen. Man muß ihre Schwäche weiter aufdecken; und das glaube ich am besten ausführen zu können, wenn ich die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf die beyden Abschnitte der Phrase lenke mit der Einladung, jedem eine besondere Betrachtung zu widmen.

Nämlich gleich der erste Abschnitt, daß es keine Zufriedenheit gebe, veranlaßt zu einer Erinnerung, die der Beschäftigung mit der Behauptung, daß es keine Zufriedenheit geben könne, billig vorangeht. In allen Köpfen, welche damit von großen Anstrengungen abmahnen wollen, herrscht,

wie sich dem flüchtigsten Nachdenken offenbart, eine völlige Dunkelheit hinsichtlich der Bedeutung der Worte, womit sie um sich her werfen. Sie treiben, ohne es zu ahnen, mit dem Ausdrucke »Unzufriedenheit« ein oberflächliches Spiel, wobey die unendlich vielen Stufen der Unzufriedenheit gänzlich unbeachtet bleiben. Ich brauchte bloß allgemein zu sagen, daß ich auch hier in Nordamerika unzufriedene Menschen antreffe, (wie es denn nirgend an Unruhe in der Jugend und an Grämlichkeit im Alter fehlt,) und alsbald würde es zur Basis einer Deklamation gebraucht werden, daß man keinen Grund habe in Amerika zu suchen, was sich in Europa nicht finde. Freilich kann nur ein Thor auf den Einfall gerathen, der menschlichen Unzufriedenheit überhaupt abhelfen zu wollen, da es ja zum Wesen unserer Natur gehört, immer weiter zu streben, mithin auch immer neue Wünsche zu haben. Allein wer hat, wenn er auch sein ganzes Leben hindurch unzufrieden gewesen ist, (d. h. das ganze Leben hindurch unerfüllte Wünsche gehabt hat,) nicht große Verschiedenheiten in seiner unzufriedenen Stimmung erfahren? Wir sind unzufrieden, wenn uns ein kleines Leid trift, und wir sind auch unzufrieden bey einem schweren Mißgeschicke. Welchen Unterschied umschließt also dasselbe Wort! und doch wird er in der Unthätigkeitslehre durchaus übersehen. Indeß auch damit ist es noch nicht genug, und es sind noch andere Verkehrtheiten zu beseitigen, was in der Beschäftigung mit dem zweiten Abschnitte geschehen muß.

Nämlich die Gründe, welche man für die Behauptnng, daß keine Zufriedenheit möglich sey, anführt, wurzeln so tief in der Unklarheit über dasjenige, was die menschliche Natur eigentlich bewegt und treibt, daß sie sich nicht ohne eine umfassende Aeußerung widerlegen lassen, und erst durch sie kann deutlich werden, über welches Gebiet sich die Worte »Zufriedenheit und Unzufriedenheit« erstrecken und was zu ihrem richtigen Gebrauche gehört und nicht gehört.

Wenn ich nicht fürchtete zu kurz zu seyn, so würde ich gegen sämmtliche Argumentationen von immer neuen Ursachen

zur Unzufriedenheit und von einem unvermeidlichen Wechsel zwischen Freude und Leid bloß wiederhohlen, daß unser Leben seiner Natur nach vorwärts will, und daß man dagegen nicht durch einen nakten Calcul mit Angenehmem und Widrigem aufkommen kann. Es ist ein auffallendes Zeichen der Gedankenlosigkeit, daß bey der Erziehung der Kinder ein Jeder einem ganz andern Maaßstabe folgt als dem der Zufriedenheit, und man dennoch in Reflexionen über sich selbst, sich tief in den Irrthum verstrickt, als ob die Rechnung mit Zufriedenheit und Unzufriedenheit in höchster Instanz über unsere Lebensbahn entscheide. Sogar in dem ärgsten Taumel fehlt es nicht an Augenblicken der Unterbrechung, worin man inne wird, daß kein menschliches Wesen auf die Dauer mit irgend einem Genusse gegen die Aufopferung der Richtung zum Bessern (welche Richtung sich durch die sogenannte Stimme des Gewissens überall ankündigt) kann abgefunden werden; und dennoch bestehen jene Reflexionen fort, welche, sobald nach großen Anstrengungen neue Gründe der Unzufriedenheit sichtbar werden, ausrufen: Was hat die Aenderung nun geholfen? Wer das bloße Gefühl der Zufriedenheit zur höchsten Norm wählt, der muß wünschen in ewiger Blindheit zu bleiben, der muß gerade dasjenige, was die Menschen vor den andern Geschöpfen voraushaben, die Empfänglichkeit für das höhere Licht, für eine unglückliche Mitgift erklären; und wenn er in seiner Hartnäckigkeit so weit geht, diesen Ausspruch wirklich zu fällen, so darf man ihn fragen: womit, mit welcher Fähigkeit er den Ausspruch fälle? ob er etwa dazu keiner Einsicht bedürfe? und wie man sich so in Widersprüche verwickeln könne, daß die erkennende Kraft sich selbst für ein Schlechtes halte (,eben weil sie zu erkennen fähig sey)? Wer nicht begreift, daß es Irrthum und Krankheit ist, mit den Phrasen von Glück und Unglück, von Zufriedenheit und Unzufriedenheit über das Thun und Lassen des Menschen in letzter Instanz zu richten, der liefert nur eine neue Inconsequenz, wenn er die Kinder ihren Spielen entzieht, um sie wider ihren Willen auszub.l-

den; wenn er ihnen nicht alles gestattet, was die Zufriedenheit verlangt. Und endlich würde es nichts als Inconsequenz seyn, den Blödsinn eines Angehörigen zu heilen; er würde vielmehr jenem Athener beystimmen müssen, der die Schiffe des Staates für sein Eigenthum hielt, und nachdem er von seinem Wahnsinne geheilt worden war, die Heilung beklagte und verwünschte; kurz, er würde ohne Umschweife die Trunkenbolde loben müssen, welche eben durch ihre Unmäßigkeit bezwecken, stäts in einem angenehmen Taumel zu bleiben.

Doch solche Aeußerungen dürften bei den Meisten nichts weiter bewirken, als eine gewisse Aufrüttelung. Um die sogenannten nüchternen Köpfe, welche dem Indifferentism huldigen, zu bekehren, reicht es nicht hin, auf ihre Widersprüche zu zeigen und ihnen ihr eigenes Benehmen im gewöhnlichen Leben vorzuhalten, worin sie keineswegs indifferent sind, sondern den Ursachen der Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit entgegenarbeiten, wo sie können. Es reicht nicht hin ihnen vorzuwerfen, daß sie ihre sogenannte nüchterne Lebensansicht einzig und allein zu Hülfe rufen, wenn ihnen ungewöhnliche Anstrengungen zugemuthet werden, um ihrer Trägheit und Muthlosigkeit den Mantel der Weisheit umzuhängen. Obgleich das Betragen eines jeden Menschen, von allen Religionsdogmen abgesehen, von Zeit zu Zeit auf einen höheren Maaßstab, als den der bloßen Zufriedenheit hindeutet, so wird das Auge unseres Geistes doch zu oft von dem Gewölke der Schwermuth verfinstert, als daß wir ohne eine eigenthümliche scharfe Prüfung, über diejenige Stütze des Indifferentism, welche er in dem Glauben an einen unvermeidlichen Wechsel zwischen Freude und Leid hat, Herr zu werden vermöchten.

Achtzehnter Auszug.

(Fortsetzung der Betrachtungen des vorigen Auszuges)

Die Gedanken an einen festen Wechsel zwischen Freude und Leid sind so alt als die Menschheit selbst, und sie haben auch von jeher dem Ueberdrusse am Leben das Wort geredet. Schon die Römer erzählten sich von einem Volke, welches die Geburten in Trauerfesten beklage, die Todesfälle dagegen als glückliche Ereignisse feiere. Die besonnenen Bewohner Deutschlands sehen es klar genug ein, daß man auch dort nicht Ursache hat, sich so sehr über die Geburten zu freuen, als einige Statistiker thun. Allein damit ist doch gewiß nicht die Vorstellung verbunden, daß der Einzelne sein eigenes Daseyn als ein Unglück zu betrachten habe. Grillen der Art sind selbst in den Zeiten der Bußkasteiungen nicht allgemein gewesen. Die häufigen Anwandelungen der Reue sprechen vielmehr dafür, daß man damahls heftiger den Genüssen des Lebens nachrang als jetzt. Die Gebräuche des Thracischen Volkes, wovon der alte Geograph Pomponius Mela berichtet, mögen nun gewesen seyn, wie sie wollen, es ist immerhin übereilt, daraus auf innere Verschiedenheiten zu schließen, die wir mit der menschlichen Natur so wenig reimen können. — Der nämliche Geograph erzählt ja auch von einem Volke, dessen Ohren so groß gewesen seyen, daß sie dem ganzen Körper als Mantel gedient, so wie von Völkern ohne Kopf, die das Gesicht auf der Brust gehabt hätten, und Mehreres was die Rubrik des Wunderbaren von Herodot und Diodor bereichert hat. — In der neuern Zeit wurden ähnliche Ansichten vom menschlichen Daseyn, als die jener Thracier, von einem Indianerstamme in Nordamerika berichtet, der zwischen dem Kupfer- und Mackenzie-Flusse hausen soll.

Dieſes Stammes Glaubensbekenntniß laute, daß es keinen Gott, wohl aber einen Teufel gebe, der die Menſchen erſchaffen habe, um ſich an ihrer Qual zu weiden. Von einigen Südamerikaniſchen Stämmen ſagt man daſſelbe. Daß der Teufel in den Köpfen der Kinder und roher Erwachſener eine große Rolle ſpielt, iſt bekannt. Und ich erfahre auch hier von Indianern, die dem Teufel opfern. Allein wer daraus ſchließen wollte, daß ſie an keinen Gott glauben, der vergißt, daß die Menſchen überhaupt mehr auf denjenigen blicken, welchen ſie für böſe halten und fürchten, als auf den, welcher gütig und nachſichtig heißt. Uebrigens iſt es mit der Teufelsfurcht bey den Indianern ſo arg nicht. Sie opfern ihm meiſt Hundefleiſch, aber ſie verzehren es ſelbſt, und der Teufel empfängt wenig davon. Das erinnert mich an die Aerzte der Indianer, welche oft unter großen Ceremonien Arzneyen für den Kranken bereiten und ſie am Ende ſelbſt verſchlucken.

Es iſt betrübend, wie leichtſinnig Leute, die als Culturträger gelten, Sätze als Erfahrungen annehmen, die mit den dem Weſen ihres eigenen Geiſtes unvereinbar ſind. Statt für irgend einen Zweifel an der Treue der mancherley Medien, wodurch die Erfahrungen gemacht werden, Raum zu laſſen, zweifeln ſie lieber an dem Weſentlichen der auffaſſenden und urtheilenden Kraft ſelbſt und nehmen als Erfahrung an, was nicht einmal denkbar iſt. Man hat ſeit Jahrhunderten darüber geſtritten, ob es Völker gebe, deren Rückgrat, wie bei vielen Thieren, in eine Schwanzverlängerung auslaufe *). Jedermann lacht heutzutage darüber, daß man ſo etwas zum Gegenſtande des Streites habe machen können. Und doch iſt kein

*) Schon Plinius und Ptolemäus ſprachen von Völkern mit Schwänzen. Die Neueren wollten ſie auf mehreren Aſiatiſchen Inſeln gefunden haben, wie auf Java, Manilla und Formoſa; Köpping auf Nicobar, der Holländiſche Arzt Bontius auf Borneo. Marco Polo und Gemelli Careri erzählen auch davon.

Physiologe im Stande zu zeigen, daß darin etwas Undenkbares liege. Es ist gewiß, daß wenn wir nie von Negern gehört hätten, die erste Nachricht von ihnen uns nicht minder befremden würde, als die Erzählungen von Menschen mit Thierschwänzen. Wie die Hautfarbe und der Bau des Schädels die größten Variationen zulassen, so dürfte es uns auch nicht einfallen, einem Volke mit schwanzartigen Rückgratverlängerungen dieser bloßen Anhänge wegen das Prädicat »Mensch« abzusprechen. — Wer hier etwa die Stimme der Gelehrten als verdächtig zurückweisen und sich an die sogenannte Stimme der Natur halten möchte, der findet eben bei den als reinen Naturſöhnen gepriesenen rothen Menschen, die um mich her wohnen, es häufig genug, daß sie sich mit der Anheftung von Thierschwänzen an den untern Theil des Rückgrates stattlich zu zieren glauben. — Wenn hingegen irgend ein Bericht über ferne Länder von Menschen redet, die keine Menschen seyen, d. h. von Menschen, die keinen menschlichen Geist hätten, die obgleich völlig gesund, von einer Vorstellung, die wesentlich zum menschlichen Geiste gehört, gerade das Gegentheil besäßen; so träumen dieselben Lacher, in oberflächlicher Verwunderung, von Merkwürdigkeiten der Schöpfung, nicht ahnend, daß es bey der Beurtheilung der vermeintlichen Erfahrung unendlich mehr auf Denken als auf Reisen ankommt. Die Individualität der Berichtgeber bleibt natürlich ganz aus dem Spiele; obschon just diejenige Classe der neuern Reisenden, von welchen die Berichte über die höchsten Zeichen der Cultur fremder Völker, insbesondere über ihre religiösen Vorstellungen, hauptsächlich herrühren, zu einer unbefangenen und scharfen Prüfung der Cultur und Religion am wenigsten geeignet war. Der Himmel bedient sich seltsamer Wege um den Geist der Völker aufzuregen, und wie in der physischen Welt die Samen vorzüglich durch Stürme und Fluthen über die Erde ausgebreitet werden, so wirken in der geistigen Welt die Leidenschaften und Schwärmereyen. Ich hüte mich deshalb über den Fanatismus zu spotten, welcher

die Keime der Europäiſchen Cultur zu den entfernteſten Regionen von Aſien, Auſtralien und Amerika fördert. Der ruhige, beſonnene Forſcher mag ſich zu mühevollen Reiſen über Alpen und Meere entſchließen, allein der Ausbreitung einer Religion wegen ſein Leben unter den Wilden am Orinoco oder am Eismeere Grönlands zuzubringen, dazu gehört eine Sinnesart, die von andern Impulſen, als denen der Beſonnenheit beſtimmt werden muß. Ich will den Nutzen dieſer frommen Anſtrengungen nicht verkleinern. Aber dennoch nehme ich keinen Anſtand, dem ſchon vor Jahren gefällten Ausſpruche beyzutreten, daß es den Miſſionären aller Religionen an derjenigen Klarheit des Geiſtes, welche zur Beurtheilung der menſchlichen Natur nöthig iſt, gänzlich gebreche, und daß namentlich für die Beurtheilung religiöſer Gegenſtände, in der Fremde wie in der Heimath, ihr Blick zu befangen ſey, um nicht ſtäten Mißdeutungen der Zeichen ausgeſetzt zu ſeyn. Es hat mir immer Vergnügen gemacht, die Gründe zu leſen, welche die Miſſionäre dafür anführen, daß der eine oder der andere Volksſtamm vor ihrer Ankunft nichts von Gott und Religion gewußt habe. Wenn ſich die leitende Vernunft unter den Indianern je naturgemäß geäußert hat, ſo iſt es bei den gewöhnlichen Bekehrungs-Verſuchen der Europäiſchen Prieſter der Fall geweſen. Wer erinnert ſich nicht der Antwort gegen einen Miſſionar, der vor einer Verſammlung Indianiſcher Krieger erzählte, wie das Weltall gemacht worden, und wie durch einen Apfelbiß das Paradies verloren gegangen ſey. Die Indianer dankten dem Fremdlinge, daß er ſo weit gereiſet ſey, ihnen ſolche Nachrichten mitzutheilen; ſie gaben ihm Recht, daß man die Aepfel nicht eſſen, ſondern zu Apfelwein verbrauchen müſſe; und was die Schöpfungsgeſchichte anbelange, ſo erklärten ſie: ihre Väter wären ſo ſehr auf der Erde beſchäftigt geweſen um Obdach und Unterhalt zu finden, daß ſie über die Erſchaffung der Welt nichts Zuverläſſiges hätten erfahren können. — Dieſe Antwort war begreiflich für unſeren Landsmann ein unumſtößlicher Beweis, daß vor ſei-

ner Ankunft in der Brust jener Indianer keine Spur vom höhern Lichte gelenchtet habe. Uebrigens ertheilt er ihnen das Zeugniß, daß sie sehr beredt und im Ganzen gescheuter seyen, als die niederen Stände der Europäer. Ein anderer Missionar dringt in einen rüstigen Jäger von Paraguay, sich dem Willen eines Wesens zu unterwerfen, dessen Dollmetscher er sey. Der Bekehrer nennt das Wesen »Gott« und sagt daß es Alles wisse, Alles sehe, sich um Alles kümmere und ihn ausgewählt habe, den Indianern zu befehlen, was sie thun und lassen sollen. Der Indianer antwortet: Weißer, ich mag aber keinen Gott, der sich um alles kümmert und sich in alles mischt, was ich unternehme. Und das ist denn dem Priester, der sich die Gottheit nicht anders denken kann, als einen Inquisitionsrichter, der ihn zum Statthalter erkohren habe, ein sicherer Beweis, daß der Katechet nichts von einem höchsten Wesen ahne. In allen Zeiten haben sich die Priester mit der Gottheit verwechselt und jede Religion verdammt *), die ihrer Personen nicht bedurfte. Wie hätten Menschen, die in ihrer Heimath die Vernachlässiger ihrer Personen mit Vernachlässigern der Gottheit verwechseln, in der Fremde vorsichtiger verfahren sollen? Und welch ein Ausspruch war über Indianer zu erwarten, die wie die Grönländer nach beendigtem Gottesdienste auch bezahlt seyn wollten, für die Zeit, die sie an der Jagd und dem Fischfange verloren hatten? Von derselben Classe, welche in Europa die Abweichungen von ihrer Lehre als Teufelswerk behandelt, rühren auch die Erzählungen von den Völkern des neuen Continentes, die vor der Ankunft der christlichen Priester nichts von Gott und

*) Wie in der Religion des Zoroaster die Devs der Hindus als böse Geister auftreten, so erklärten auch die christlichen Priester die Verehrung des Wodan und anderer Germanischen Gottheiten für einen Teufelsdienst und gegen nichts eiferten sie mehr als gegen die Opfer von Pferdefleisch und gegen die Feier in Wäldern und auf hohen Bergen. Es gelang ihnen auch so gut, daß gerade die heiligsten Gebräuche unserer Vorfahren später als Hexen- und Teufelsfeste galten.

Lebensglück gewußt hätten. In jedem Erdtheile mag der Menſch in Augenblicken des ſchweren Kummers irre werden an ſich ſelbſt, und mit herbem Spotte dem begegnen, der, ſtatt mit ihm in die ſchaurige Tiefe des Leides hinabzuſteigen und die Wunde von unten herauf zur allmähligen Vernarbung zu bringen, ſie durch allgemeine Troſtreden bedecken will. Wer wird aus ähnlichen Ausbrüchen des Unmuthes auf eine ruhige Ueberzeugung ſchließen? Der Untergang von allem, was uns auf der Erde theuer iſt, kann uns in eine Stimmung verſenken, worin wir gleichgültig gegen unſer ganzes Daſeyn werden. Allein ſo lange ein menſchliches Weſen noch irgend ein Intereſſe hat fortzuleben, leuchtet ihm auch, wenn gleich im dunkeln Schimmer, ein Licht vor, dem er, als dem Born des Guten, die Macht und den Willen ihn wahrhaft zu beglücken, zutrauet.

Man kann zugeben, daß der Wechſel zwiſchen Freude und Leid oft ſo vorkomme, wie er in dem Briefe meines ſchwermüthigen Freundes geſchildert worden iſt. Aber den Vorſtellungen von einer Compenſation, von einer Aufhebung wie zwiſchen Negativem und Poſitivem, zwiſchen Vermögen und Schulden, wird es ſtäts an Klarheit gebrechen; ſchon darum, weil nicht ſelten wenige Freuden eine lange Reihe von Leiden verwiſchen, wie die heftigſten Krankheitsſchmerzen durch das erſte Gefühl der wiederkehrenden Geſundheit völlig aus der Erinnerung geſchafft werden. Indeß damit iſt die wahre Blöße dieſer Lebensanſicht noch nicht aufgedeckt. Es kommt darauf an zu zeigen, daß dem geſchilderten Wechſel, er möge an ſich ſeyn wie er wolle, keineswegs diejenige Herrſchaft über die menſchliche Natur gebührt, welche ihm die kranke Schwermuth beymißt und mehr oder weniger einräumt.

Um ſich jedoch davon gehörig zu überzeugen, darf man nicht bey der ſchwankenden Bedeutung der Worte »Freude und Leid« ſtehen bleiben; man muß auf die Urſache oder Wurzel blicken, welche jede Freude und jedes Leid in unſerer eigenen Natur hat, und damit gelangt man zu dem allgemeinen Gebiete der Strebungen. Die menſchlichen

Strebungen sind ja die einzigen Quellen aller menschlichen Interessen, und die Interessen sind es wieder, welche unsere Freuden und Leiden bestimmen. Niemand wird auch bestreiten, daß die Rangordnung unter den Strebungen die Rangordnung unter den Interessen, und die letztere wieder eine Rangordnung unter den Freuden und Leiden erzeugt. Gibt es also eine höchste Strebung, die alle anderen beherrscht, so gibt es auch ein höchstes Interesse, welches nothwendig eine Herrschaft über den Wechsel derjenigen Freuden und Leiden haben muß, die aus niedrigern Interessen entspringen.

Ueberdruß des Lebens kann mithin nur entstehen, insofern die »höchste« Strebung dieser widrigen Stimmung Raum läßt.

Das ist der Punkt, worauf sich der Blick zu heften hat, wenn über den Werth des menschlichen Lebens und Strebens entschieden werden soll. Es gilt einzig darum, ob es wirklich in der menschlichen Natur eine Richtung gebe, welche das Leben (das gesammte Thun und Lassen) gleichsam in höchster Instanz beherrsche, und ob wir das Verkennen dieser Richtung nicht lediglich auf Irrthum oder Krankheit beziehen müssen.

Nun bedarf es aber bloß einer geringen Beobachtung unserer selbst, (bloß der Frage, wonach wir unsern eigenen Werth beurtheilen,) um einer solchen höchsten Richtung inne zu werden, die uns und unsere sämmtlichen Rücksichten so bindet, daß wir uns nie von ihr lösen können. Ueberall wo sich Bewußtseyn äußert, äußert sich auch diese Richtung. Dem Einen heißt sie das Streben dem Gewissen zu folgen, dem Andern das Streben besser zu werden, vollkommner zu werden, der Gottheit zu gehorchen. Die Benennung ist gleichgültig. Es kommt allein darauf an, sich darüber zu verständigen, daß in unserem Geiste eine solche höchste Richtung waltet. Man könnte, um ein Gleichniß zu gebrauchen, sagen, daß der menschliche Geist durch diese Richtung in einem Gravitationsverhältnisse zur Gottheit stehe,

und wie die eigentliche Gravitationskraft über alle anderen Kräfte der Erde herrsche, so jene Richtung über alle anderen Richtungen und Interessen des Menschen. Damit läßt sich am leichtesten zur klaren Erkenntniß fördern, daß wir der höchsten Richtung nicht des Vergnügens wegen folgen, wie wir an eine Blume riechen, weil der Geruch uns angenehm ist. Das Streben zum Besseren (zum Göttlichen) ist eine unmittelbare Eigenheit unseres Geistes, dem wir nothwendig dienen, und wenn wir uns darin auch wohlbefinden, so ist das Wohlbefinden doch nicht der Grund, weshalb wir streben. Bey andern Strebungen kann von Motiven der Wahl die Rede seyn und die Empfindungen von Freude und Leid können die einzigen Motive abgeben. Allein über unsere Gesammtrichtung gebietet ein Gesetz, welches die Wahl ausschließt. Niemand ist im Stande, sich aus dem Streben zum Bessern (zum Göttlichen) herauszureißen. Mit anderen Worten: der menschliche Geist kann so wenig die ihm ursprünglich angehörige Vorstellung von einem höchsten Wesen aus sich vertilgen, als die Wirkung davon, sein Streben. Die Quellen anderer Strebungen können versiegen, und damit müssen auch die daraus entspringenden Interessen (Freuden und Leiden) verschwinden; man denke nur an einzelne Triebe des Leibes. Aber das Streben zum Besseren können wir nur dort völlig verschwunden annehmen, wo der Geist selbst verschwunden oder zerrüttet ist.

Denen, welche glauben, daß unser Leben aus einem nackten Wechsel zwischen Freude und Leid bestehe, wäre hienach die Verirrung vorzuwerfen, daß sie in ihren Reflexionen über die menschlichen Interessen das höchste Interesse entweder gänzlich vernachlässigen, oder es selbst wieder als eine Quelle von Freuden und Leiden betrachten. Ueber Beydes habe ich etwas Näheres zu bemerken.

Es gibt, wie gesagt, kein mit Bewußtseyn verbundenes Leben, welches nicht die Wirkung der höchsten Richtung wenigstens in einzelnen Lagen empfinde; da ja ein

Jeder die Handlungen für die physischen Triebe sogar nur insofern ausführt, als er sie vor sich selbst rechtfertigt, d. h. mit dem, was er naturgemäß, vernünftig, gut, u. s. w. nennt, harmonirend annimmt. Allein bey einer schwachen Denkthätigkeit vermögen die Einwirkungen der äußern Reize die Lebenskraft so beschäftigt zu halten, daß die Triebe und Gefühle das Uebergewicht behaupten. Sind die Triebe und ihre Reize sehr heftig, so bleibt der Mensch zu tief im Taumel, als daß er mit Anderem, als den niederen Interessen rechnen könne. Leute, die von Sinnengenüssen zu Sinnengenüssen eilen, bemühen sich den ganzen Werth des Lebens bloß nach der Menge solcher Genüsse zu schätzen, was ihnen dennoch auf die Dauer schwer wird; indem selten die lichten Augenblicke ausbleiben, welche die Rechnung für falsch erklären.

Indeß wenn die Schwermuth von einem trostlosen Wechsel zwischen Freude und Leid spricht, so liegt die Schuld nicht so sehr an der Gewalt der niederen Interessen, als an Leiden, die wirklich aus dem höchsten Streben selbst entspringen, aber aus Irrthum, aus Unklarheit über dessen Richtung und Forderungen entspringen. Es ist nämlich unläugbar, daß gerade die Empfindungen der schmerzlichsten Reue aus nichts anderem als aus dem Triebe der Menschen zum Besseren, aus dem höchsten Streben hervorgehen. Nun ist aber eben so wenig zu bestreiten, daß bey häufigen Anwandlungen von Reue, der Glaube sie nicht vermeiden zu können, in der Meinung von der Herrschaft jenes Wechsels bestärken muß, ohne daß es eigentlicher Gewissensbeängstigungen bedürfe. Und ich lebe wahrlich nicht in dem Gedanken, als lasse sich jede Schwermuth durch sogenannte vernünftige Vorstellungen heben; dann müßte ich auch hoffen, den förmlichen Wahnsinn so heilen zu können. Wenn die Organe des Leibes das Heilmittel nicht mehr verarbeiten, so ist es vergebens es anzuwenden. Dasselbe gilt von den Vorstellungen gegen die Schwermuth. Ist der Geist in dem Zustande, daß er keine Vorstellungen mehr in sein Innerstes aufnimmt, so

können ſie auch nicht wirken. In der Periode des heftigſten Schmerzes helfen deshalb gewöhnlich alle Vorſtellungen nicht. Die Zeit muß hinzukommen. Was ich gegen ſchwermüthige Lebensanſichten vorbringe, darf mithin nicht ſo ausgelegt werden, als ob es nicht viele Menſchen gebe, wofür das Leben in der That nichts als ein beſtändiger Wechſel zwiſchen Freude und Leid ſey. Ich habe bloß zu zeigen, daß dieß keine Naturregel iſt, welche die menſchliche Vernunft über ſich herrſchend anerkenne. Ich habe bloß zu zeigen, daß die Vernunft den Glauben daran dem Irrthume beymeſſen muß, und dafür wäre folgender Maaßen fortzufahren.

Wer, in der Meinung von der Herrſchaft des Wechſels zwiſchen Freude und Leid, die Strebung zum Beſſeren ſelbſt als eine Quelle von unvermeidlichen Leiden hält, und auf die Reue hinweiſet, der beachtet nicht, daß die Pein der Reue nur inſofern möglich iſt, als der Menſch glaubt, daß es von ihm abhängig geweſen anders zu handeln. Damit ſtellt ſich dieſes Leid alſo offenbar völlig außer den Kreis ſolcher Leiden, die uns wie durch ein fremdes Geſetz zugemeſſen werden. Inſofern jemand nicht glaubt, daß er anders habe handeln können, wird auch keine Reue ihn peinigen. Mithin iſt die Behauptung, daß die Reue nicht zu vermeiden ſey, mit allen einzelnen Zuſtänden, worin man Reue empfindet, im Widerſpruche; und wer über eine traurige Nothwendigkeit klagt, die einen ewigen Wechſel zwiſchen Freude und Leid unterhalte, der darf doch die Reue nicht dahin rechnen.

Aber, wird man einwerfen, es gibt außer der Reue noch andere Martern, die ſich als unmittelbare Verletzungen unſeres höchſten Intereſſes darſtellen. Welche widrige Empfindungen verurſachen nicht die mannigfaltigen Hinderniſſe, auf die wir im Hoffen und Ringen nach dem Beſſeren ſtoßen! Die edelſten Plane mißlingen, und das Böſe ſiegt nur gar zu oft. Wie kann ein Weſen mit reinen Gefühlen

für das Gute und Schöne, in einer Welt voll schlechter und häßlicher Erscheinungen, sich vor Verzweiflung oder doch vor Gleichgültigkeit gegen das Leben bewahren?

Auch auf diesen allerdings weit wichtigeren Einwurf läßt sich antworten.

Man hat oft gesagt, der Zweck des Lebens sey das Streben und Ringen selbst, insofern der Mensch dadurch zu einer höheren Stufe der Entwicklung gelange, und nicht die irdischen Resultate; das Thun, und nicht das was gethan wird. Deshalb komme es auch nicht auf den Erfolg an. Allein just diese Lehre vergessen wir gar zu leicht und verfallen dadurch in die schrecklichsten irdischen Qualen. Wir vergessen, daß es auf der Erde keine Endzwecke gibt, und daß alles, was hier entsteht, nur Bruchstück einer unendlichen Kette ist. Wir dienen der ewigen Vernunft und der Natur, indem wir unermüdlich für gute Erscheinungen in unserm irdischen Gebiete wirken; aber dennoch ist es nicht zu rechtfertigen, uns Gefühlen der Verzweiflung zu überlassen, wenn wir die herrlichsten und größten Werke, die schönsten Schöpfungen der menschlichen Kunst und Weisheit untergehen sehen. So lange die Menschen Menschen sind, werden sie sich dem Schmerze nicht entziehen, bey dem Anblicke der Zerstörung blühender Schöpfungen des ländlichen Fleißes, geschweige bey der Zerstörung blühender Staaten und Völker; und doch muß ein verzweifelndes Trauern, und wenn es auch bey einem Philopömen, einem Cato, einem Brutus und einem Tacitus bemerkt wird, den Tadel einer Ueberschätzung des Irdischen verwirken; da über alles, was auf der Erde vorgeht, das Verhältniß unseres Geistes zum höchsten Gegenstande unserer Vorstellungen ein unendliches Uebergewicht hat, und es gewiß lediglich unserer Schwäche beyzumessen ist, wenn irgend ein Object die Lebenskraft so beschäftigt, daß dieses Uebergewicht sich gar nicht äußert. Freilich tritt bey den meisten Menschen das Uebergewicht erst hervor, wenn die Empfänglichkeit für die irdischen Reize überhaupt aufhört,

d. h. im Augenblicke des Todes, und so lange sind sie denn auch denjenigen Martern ausgesetzt, wogegen einzig die beständige Erinnerung an den höchsten Maaßstab alles Werthes schützen kann. Aber die Meinung von unvermeidlichen Leiden, die aus verkehrter Beurtheilung entstehen, bleibt darum nicht weniger ein Product des Irrthumes. Nur insofern wir es für unmöglich halten, uns vor dieser verkehrten Beurtheilung zu bewahren, können wir von einer Unvermeidlichkeit der Leiden sprechen. Es hängt bloß von der Wirkung des höchsten Maaßstabes ab, d. h. es hängt bloß davon ab, daß unser Geist seine Aufmerksamkeit auf die letzte Bedeutung unseres Lebens und seines Werthes richte (auf das Verhältniß unserer ganzen irdischen Existenz zum Daseyn überhaupt, zu unsern Ahnungen und Hoffnungen von der Zukunft) und sämmtliche Interessen zeigen sich in einem Lichte, das den Taumel und Uebermuth in Freuden sowenig gestattet, als den lähmenden Schmerz und die Muthlosigkeit in Leiden. Eben wegen dieses völligen Uebergewichtes des höchsten Strebens ist es auch gar nicht erforderlich, daß die Verletzungen unserer andern Strebungen wieder durch Begünstigungen dieser nämlichen Strebungen ausgeglichen werden; und ich weiß dem Gedanken, daß auf Unfälle und Leiden wieder glückliche Begebenheiten und Freuden folgen müßten (so wie umgekehrt auf Freuden Leiden), nichts Schlagenderes entgegenzustellen als die Wirkung, welche die Vorstellung von dem höchsten Maaßstabe der Freuden und Leiden auf uns hat. Wer hätte sie nicht in schweren Leiden erfahren? Man möge die Worte »Vertrauen auf Gott«, oder welche andere gebrauchen, das Wesentliche an den Betrachtungen, welche zum Troste in schweren Leiden gereichen, ist die Beziehung unserer verletzten Interessen auf den Maaßstab aller Interessen. Wenn wir hören, daß die Beschäftigung mit der Gottheit (sogenannte religiöse Gedanken) uns gegen Leiden stählen und schützen, so ist dieß nicht anders auszulegen, als daß jemehr der Mensch sich der höchsten Richtung überläßt, desto weniger die niederen über

ihn vermögen, jemehr er den Werth der Dinge und Begebenheiten nach dem Verhältniſſe zum höchſten Ziele der Menſchheit ſchätzt, deſto weniger niedere Intereſſen ihn in Freude oder Leid verſetzen können. So dunkel die Vorſtellungen der einzelnen Menſchen bey dergleichen Betrachtungen auch ſind, immer, ſogar bey den roheſten Wilden, liegt ihnen dieſelbe Beziehung zum Grunde. Beziehung aller Intereſſen auf das höchſte, auf den höchſten Maaßſtab, Unterordnung aller Strebungen unter eine höchſte, das iſt es, was allein die Harmonie in unſerer Natur erhält und verhütet, daß ihr weder durch Freude noch durch Leid das Gleichgewicht geraubt werde. Es mögen nun die Worte »Vertrauen auf Gott, Leitung durch die Stimme des Gewiſſens«, oder welche andere gebraucht werden, es iſt ſtäts dieſelbe Geiſtesthätigkeit, welche ſich beſtrebt, dieſe Harmonie in uns zu ſchützen; da ſtäts das Weſentliche davon iſt, die Vergleichung aller Intereſſen mit einem höchſten.

Sämmtliche Verirrungen der Menſchen können, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur innerhalb des Gebietes der Intereſſen ſtatt haben. Indeß erleichtert es die Ueberſicht, ſie unter Rubriken zu bringen, und dafür liefert das Verhältniß der niedern Intereſſen zum höchſten einen guten Anhalt. Am häufigſten ereignet es ſich, daß die Lebenskraft zu ſehr von den unteren Intereſſen beſchäftigt bleibt und dann die Bedeutung des Lebens einzig darin geſucht wird. Die Folge davon iſt Taumel in Freuden und Verzweiflung in Leiden. Und doch iſt es nicht minder verkehrt, wenn ſich die Lebenskraft von dem, was irdiſch und vergänglich heißt, zu ſchroff abwendet und man dadurch dem höchſten Intereſſe vorzüglich zu dienen wähnt. Weil die Menſchen einmahl zu Extremen geneigt ſind, ſo ſehen wir auf der einen Seite taumelnde und verzweifelnde Weltkinder und auf der andern religiöſe Schwärmer, die den Objecten der untergeordneten Strebungen, beſonders den Gegenſtänden der phyſiſchen Triebe, jeglichen Werth abſprechen und damit zu den traurigſten Verzerrungen gerathen. Auch iſt die ganze Entwickelungs-Geſchichte der neuern Europäer eine Geſchichte des Schwankens zwiſchen ſolchen Extremen.

Dieſer Bemerkung hätte ich recapitulirend Einiges anzuſchließen, was zum Theil bereits früher von der Verwirrung des practiſchen Lebens durch den Gebrauch der Wörter »Glück und Unglück«, geſagt worden. Diejenigen welche vergeſſen, daß man das menſchliche Glück nicht ſchlechthin an der Zufriedenheit meſſen darf, preiſen oft die Vergangenheit bloß deswegen, weil man ſich darin zufriedener gefühlt habe. Geſetzt auch, daß keine Täuſchung des Gedächtniſſes obwalte, ſo folgt daraus doch der Vorzug ſo wenig, als man ſonſt ja auch den Taumel eines Blödſinnigen oder die Unempfänglichkeit eines Kindes für einen Vorzug halten müßte. Nach bloßer Zufriedenheit und Unzufriedenheit geprüft, dürfte vielleicht die Kindheit dem ſpätern Alter vorzuziehen ſeyn. Aber wer kann denn ernſtlich wünſchen wieder Kind zu werden? Wer kann mit ſeinem entwickelten Verſtande wünſchen, wieder ſchwach an Verſtand zu werden? Etwas Aehnliches läßt ſich bey der Vergleichung der Entwickelungsſtufen ganzer Generationen ſagen. Angenommen, die Menſchen ſeyen früher zufriedener geweſen; können wir uns darum in ihren Zuſtand zurückwünſchen, wenn wir ihn mit einer ſchwächern Einſicht weſentlich verſchlungen ſehen? — Es iſt ferner behauptet worden, daß, Freude und Leid ſowie Empfänglichkeit und Unempfänglichkeit dafür zuſammengerechnet, alle Völker gleich glücklich ſeyen. Dieß kann keinen andern Sinn haben, als daß die Gründe der Unzufriedenheit und der Zufriedenheit ſich bey allen Menſchen die Schale halten. Wer alſo daraus Schlußfolgerungen gegen die Bemühungen um Aenderungen im öffentlichen und Familien-Leben ableitet, der vergißt offenbar, daß es neben der Zufriedenheit und Unzufriedenheit eine höhere Probe gibt, und daß zuletzt immer die Richtung zu dem, was wir beſſer nennen, den Ausſchlag beſtimmt. Wenn die Unzufriedenheit die Erkenntniß für ſich hat, daß das einzelne Leid uns im Streben zum Beſſern begünſtigt, ſo kann ſie ja unmöglich für etwas Unglückliches gelten; wie ein Genuß, der das Gegentheil thut, nicht für etwas Glückliches. Nur wenn ein Leid zugleich jenem Streben feindlich erſcheint, wirkt es am heftigſten; und zwar

ihn vermögen, jemehr er den Werth der Dinge und Begebenheiten nach dem Verhältniſſe zum höchſten Ziele der Menſchheit ſchätzt, deſto weniger niedere Intereſſen ihn in Freude oder Leid verſetzen können. So dunkel die Vorſtellungen der einzelnen Menſchen bey dergleichen Betrachtungen auch ſind, immer, ſogar bey den roheſten Wilden, liegt ihnen dieſelbe Beziehung zum Grunde. Beziehung aller Intereſſen auf das höchſte, auf den höchſten Maaßſtab, Unterordnung aller Strebungen unter eine höchſte, das iſt es, was allein die Harmonie in unſerer Natur erhält und verhütet, daß ihr weder durch Freude noch durch Leid das Gleichgewicht geraubt werde. Es mögen nun die Worte »Vertrauen auf Gott, Leitung durch die Stimme des Gewiſſens«, oder welche andere gebraucht werden, es iſt ſtäts dieſelbe Geiſtesthätigkeit, welche ſich beſtrebt, dieſe Harmonie in uns zu ſchützen; da ſtäts das Weſentliche davon iſt, die Vergleichung aller Intereſſen mit einem höchſten.

Sämmtliche Verirrungen der Menſchen können, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur innerhalb des Gebietes der Intereſſen ſtatt haben. Indeß erleichtert es die Ueberſicht, ſie unter Rubriken zu bringen, und dafür liefert das Verhältniß der niedern Intereſſen zum höchſten einen guten Anhalt. Am häufigſten ereignet es ſich, daß die Lebenskraft zu ſehr von den unteren Intereſſen beſchäftigt bleibt und dann die Bedeutung des Lebens einzig darin geſucht wird. Die Folge davon iſt Taumel in Freuden und Verzweiflung in Leiden. Und doch iſt es nicht minder verkehrt, wenn ſich die Lebenskraft von dem, was irdiſch und vergänglich heißt, zu ſchroff abwendet und man dadurch dem höchſten Intereſſe vorzüglich zu dienen wähnt. Weil die Menſchen einmahl zu Extremen geneigt ſind, ſo ſehen wir auf der einen Seite taumelnde und verzweifelnde Weltkinder und auf der andern religiöſe Schwärmer, die den Objecten der untergeordneten Strebungen, beſonders den Gegenſtänden der phyſiſchen Triebe, jeglichen Werth abſprechen und damit zu den traurigſten Verzerrungen gerathen. Auch iſt die ganze Entwickelungs-Geſchichte der neuern Europäer eine Geſchichte des Schwankens zwiſchen ſolchen Extremen.

Dieſer Bemerkung hätte ich recapitulirend Einiges anzuſchließen, was zum Theil bereits früher von der Verwirrung des practiſchen Lebens durch den Gebrauch der Wörter »Glück und Unglück«, geſagt worden. Diejenigen welche vergeſſen, daß man das menſchliche Glück nicht ſchlechthin an der Zufriedenheit meſſen darf, preiſen oft die Vergangenheit bloß deswegen, weil man ſich darin zufriedener gefühlt habe. Geſetzt auch, daß keine Täuſchung des Gedächtniſſes obwalte, ſo folgt daraus doch der Vorzug ſo wenig, als man ſonſt ja auch den Taumel eines Blödſinnigen oder die Unempfänglichkeit eines Kindes für einen Vorzug halten müßte. Nach bloßer Zufriedenheit und Unzufriedenheit geprüft, dürfte vielleicht die Kindheit dem ſpätern Alter vorzuziehen ſeyn. Aber wer kann denn ernſtlich wünſchen wieder Kind zu werden? Wer kann mit ſeinem entwickelten Verſtande wünſchen, wieder ſchwach an Verſtand zu werden? Etwas Aehnliches läßt ſich bey der Vergleichung der Entwickelungsſtufen ganzer Generationen ſagen. Angenommen, die Menſchen ſeyen früher zufriedener geweſen; können wir uns darum in ihren Zuſtand zurückwünſchen, wenn wir ihn mit einer ſchwächern Einſicht weſentlich verſchlungen ſehen? — Es iſt ferner behauptet worden, daß, Freude und Leid ſowie Empfänglichkeit und Unempfänglichkeit dafür zuſammengerechnet, alle Völker gleich glücklich ſeyen. Dieß kann keinen andern Sinn haben, als daß die Gründe der Unzufriedenheit und der Zufriedenheit ſich bey allen Menſchen die Schale halten. Wer alſo daraus Schlußfolgerungen gegen die Bemühungen um Aenderungen im öffentlichen und Familien-Leben ableitet, der vergißt offenbar, daß es neben der Zufriedenheit und Unzufriedenheit eine höhere Probe gibt, und daß zuletzt immer die Richtung zu dem, was wir beſſer nennen, den Ausſchlag beſtimmt. Wenn die Unzufriedenheit die Erkenntniß für ſich hat, daß das einzelne Leid uns im Streben zum Beſſern begünſtigt, ſo kann ſie ja unmöglich für etwas Unglückliches gelten; wie ein Genuß, der das Gegentheil thut, nicht für etwas Glückliches. Nur wenn ein Leid zugleich jenem Streben feindlich erſcheint, wirkt es am heftigſten; und zwar

einfach deshalb, weil es dann, wie der Ekel vor einer giftigen Substanz, die Gedanken an die Schädlichkeit unterstützt. — In das Gebiet der hier gerügten Irrthümer gehören auch die Phantasien derer, die von einer Vergleichung der Menschen mit den Thieren Aufschluß über das wahre Glück hoffen. Freilich, wenn das Streben zum Bessern und der damit verbundene Genuß nicht in Rechnung käme, so würde man guten Grund haben, das Loos der Thiere zu beneiden. Wer weiß nicht, daß die Leiden um so höher steigen, je geistiger sie sind, d. h. jemehr die Vorstellungen daran Theil haben? Ganz auf sinnliche Empfindungen sind auch die Thiere nicht beschränkt. Das beweiset schon ihre Trauer um die verlorenen Jungen. Aber die Leiden der Thiere treiben doch nie zum Selbstmorde. Die Verzweiflungswuth, worin sie sich auf ihre Verfolger stürzen, wird niemand auf einen Vorsatz das Leben zu enden beziehen. — Ich habe einen Mann gekannt, der durch nichts mehr ergriffen wurde, als durch den Matthison'schen Geister-Tanz; und die letzte Strophe, »da liegst du nun Herz, das zur Marter mir ward, in ewiger dumpfer Verzweiflung erstarrt«, war sein beständiger Wahlspruch. Seine Richtung überließ ihn zu sehr den Gefühlen der Liebe, und die unaufhörlichen Qualen, womit er seine Genüsse bezahlte, brachten ihn oft zu dem aufrichtigsten Wunsche, sich den über die Befreiung von den Banden des Leibes jubelnden Geistern anzureihen. — Vor Kurzem wurde mir eine Geschichte erzählt, die ich mir hier schriftlich aufbewahren möchte *).

Es kam ein blühendes Mädchen von Britannien nach Amerika, um ihren Verlobten aufzusuchen, der im Jahre 1814 mit der Englischen Armee gegen die V. St. abgegangen war. Sie landete an der atlantischen Küste und hörte, daß sein Regiment am fernen Missisippi sey. Ihre Kasse war schwach; doch der Sehnsucht, die ihr den Muth zur Reise in das Innere eines wegen seiner Wildnisse verschrienen Welttheiles gab, mochte

*) Sie wird auch in dem im 21. Auszuge angeführten Werke von Flint aber anders erzählt.

ſie ausreichend dünken. Nach manchen koſtſpieligen Verzögerungen gelangte ſie endlich bis Cincinnati am Ohio. Es waren nur noch wenige Thaler übrig, und da ſie nicht einmahl Nachricht von dem Regimente, geſchweige von ihrem Verlobten — einziehen konnte, vielmehr allerley Reden von Niederlagen der Engländer umliefen, fiel ſie in ſchwere Betrübniß. Indeß ſprach ihre Schönheit, die durch die Zeichen des Grames faſt erhöht wurde, die Aufmerkſamkeit verſchiedener Männer an, wovon einer ſich durch den Schein aufrichtiger Theilnahme in ihr Vertrauen zu ſchleichen wußte. Er beredete ſie, ihm als Haushälterinn zu dienen, bis ſie ſo viel erworben haben würde, ihre Reiſe fortſetzen zu können. Sie wurde ſchwanger. Das Intereſſe des Schützers erkaltete mehr und mehr und er ſchlug ihr vor, ſie den Ohio und Miſſiſippi hinunter bis zu der Gegend zu begleiten, wo ihr Verlobter werde anzutreffen ſeyn. In banger Beſorgniß wegen der Aufnahme, die ſie nach der durch die drückendſte Noth veranlaßten Verirrung bey ihrem Verlobten finden werde, brach ſie auf. Sie ſtieg in ein kleines Boot, welches ihr Begleiter ſelbſt lenkte. Die Fahrt wurde einige Tage hindurch fortgeſetzt; Abends wurde gelandet, jedoch im Kahne ſelbſt übernachtet. Eines Morgens erwacht das Mädchen und ihr Begleiter iſt verſchwunden. Weil ſeine Effecten auch weg waren, ſo zweifelte ſie nach frühern verdächtigen Aeußerungen nicht, daß er ſie ihrem Geſchicke überlaſſen habe. Die Zeit der Schwangerſchaft war vorgerückt. Ohne Baarſchaft beſaß ſie nichts als ihre Kleider und den Kahn, den ſie für ein Geringes verkaufte. Von den ſchönſten Reizen einer Idyllenwelt umgeben, ſah ſie ſich jetzt in einer Lage, die ſie in Europa nie innerhalb des Gebietes der menſchlichen Schickſale möglich gehalten hatte. Ohne alle irdiſche Stützung ſtand ſie unmittelbar dem unbekannten Weſen gegenüber, das ihre Blicke in ſtarrer Verzweiflung am Sternenhimmel ſuchten. Ein mitleidiger Schiffer, der ihren Zuſtand vielleicht errieth, da ſie ſich fortan niemanden mehr vertraute, nahm ſie für mehrere Tage in ſein Boot. Beym

Ziele seiner Reise verweigerte er jede Vergütung und empfahl sie einem dürftigen Pflanzer am Ufer des untern Ohio. Hier lebte sie einige Wochen. Ein Todesfall in der Familie vertrieb sie aus dieser Stätte, und nochmahls versuchte sie die Reise zum Missisippi fortzusetzen. Sie bezahlte die Bootsleute mit Kleidungsstücken. Indeß war sie noch nicht zur Mündung des Ohio gekommen, als sich das Ende ihrer Schwangerschaft näherte. Sie verließ das Boot und ging ans Ufer, ohne daß die Schiffer ihre Bedrängniß genauer erfahren hatten. Nicht lange darauf stellten sich die Zeichen der Niederkunft ein. Sie gebar unter Schattenbäumen, nicht weit vom Strome, und sank außer sich vor Entkräftung in einen betäubenden Schlummer. Leute, die Holz fällten, hörten in der Ferne ein Gewimmer wie von einem Säuglinge. Sie stritten sich, was es seyn könne. Einer wollte den Tönen entgegengehen, die anderen strebten ihn abzuhalten, weil es nichts sey. Er arbeitete sich dennoch durch das Dickicht und fand die Mutter wie leblos, das Kind wimmernd zu ihren Füßen. Er bemühte sich sie durch Wasser aus dem Strome zu sich bringen, welches gelang. Sie erzählte ihm mit kaum vernehmlicher Stimme, daß sie sich angestrengt habe die Terrasse hinanzusteigen, um eine Pflanzung in der Nähe zu erreichen. Sie habe es nicht vermocht und sich in ihr Verhängniß ergeben müssen. Der Fremde hohlte seine Begleiter herbey und man förderte die Mutter sammt dem Kinde in eine Wohnung, wo sie die beste Verpflegung fand. Nach und nach besuchten sie alle Personen der Nachbarschaft und wer geben konnte, der gab, um ein Mitwesen aufzurichten, welches der Himmel durch eine Bürde niederdrückte, die über das Maaß der gewöhnlichen Leiden so weit hinausging. —

Das wichtigste Resultat der gesammten Betrachtungen ist folgendes.

Die menschliche Natur ist ihrer innersten Eigenschaft nach strebend, und zwar getrieben durch einen allgemeinen Impuls zum Bessern, der den niedern Interessen ihren Werth nicht abstreitet, jedoch auch nicht gestattet, schlechthin nach ihnen zu verfah-

ren; womit die Lehre, daß man sich nicht anzustrengen brauche, von ihren verkehrten Fundamenten nicht zu reden, im vollsten Widerspruche steht. Auf die nähere Frage nach der Richtung des Strebens, lautet aber die Antwort, daß sie nur der menschlichen Entwickelung gemäß seyn könne, daß mithin die Kenntniß der Bahn der menschlichen Entwickelung die höchste Aufgabe alles theoretischen Forschens sey, so wie der wirkliche Wandel in dieser Bahn die höchste Aufgabe alles practischen Wollens.

Leider muß man gestehen, daß dieser Richtung unserer Natur im gesunden Zustande Abweichungen durch Gebrechen und Krankheiten zur Seite bleiben, wogegen jede irdische Cur vergeblich ist. Ist ja selbst die hellste menschliche Einsicht nicht allen störenden Reizen gewachsen, und insbesondere ist bey den Erregungen der Liebe der größte Verrath menschlicher Weisheit nicht vor einer verderblichen Schwermuth gesichert. Unsere völlige Abhängigkeit von einem allmächtigen Wesen, dessen Gnade auch derjenige anzuflehen hat, welchen die Geburt mit den besten Anlagen und die Erziehung mit der sorgfältigsten Entwickelung beglückte, kann deshalb nur von einer aberwitzigen Vermessenheit bezweifelt werden, nur von Geschöpfen, deren Narrheit bald sich darin äußert, daß sie mit der Kraft des eignen Geistes dessen Nichtigkeit (also auch der raisonnirenden Kraft selbst) beweisen wollen, bald in der Einbildung, trotz unsern leiblichen Schwächen und einer geistigen Beschränktheit, die bey dem bloßen Gedanken an die räumliche Ausdehnung des Sternenhimmels sich nicht vor einem niederwerfenden Schwindel zu bewahren vermag, den Ur-Grund des Universums erkennen zu können. Diese Verirrung ist das würdige Gegenstück des Wahnes derer, die jener unserer Abhängigkeit wegen, die uns vom höchsten Wesen verliehenen Fähigkeiten als nutzlos der Trägheit überantworten.

Neunzehnter Auszug.

Im Herbste 1825.

Seit vierzehn Tagen hat sich unsere Lage ziemlich geändert. Briefe und Geld sind angekommen und mein Reisegefährte bedarf der Reflexionen über Lebensglück jetzt so wenig mehr, als der China und der Rhabarber. Er wird seine Pflanzung bald bewohnbar haben. Ich werde die Einrichtung der meinigen bis zum nächsten Frühlinge verschieben. Wenn wir länger als ein halbes Jahr für die Reize unserer Umgebungen nicht sehr empfänglich gewesen sind, so können wir uns nun dafür entschädigen. Welch ein Klima, welch ein schönes Land! Daß man es doch in unserem Vaterlande wüßte! Wie fühlbar wird hier die Verzerrung der Europäischen Welt, hier wo man so deutlich vor Augen hat, wie frisch und leicht das Leben in seinem natürlichen Geleise geht! Wie klar wird es hier vorgehalten, daß Benutzung des Bodens immer und ewig die wahre Basis jeder gesunden Gesellschaft ist, und daß die andern Lebensweisen der sogenannten Cultur nur allein darin ihre natürliche Stützung finden! Wo der Handel und die Gewerbe so aus dem rechten Verhältnisse zum Landbau gewichen sind als in Europa, da ist die Heilung jener scheuslichen Gebrechen, worüber Erzieher, Theologen, Moralisten und Politiker sich in Klagen erschöpfen, durchaus unmöglich. Welch ein habsüchtiges Ringen herrscht nicht in dem gesammten Europäischen Welt-Getriebe! Und wer wagt es zu läugnen, daß bey der Bewerbung um die heiligsten Aemter fast nichts als persönliche Rücksichten walten? Wer muß sich nicht gestehen, daß, ungeachtet aller Phrasen von öffentlichem Wohle, wenige Beamten zufrieden seyn würden, wenn man *ohne sie* für dieses öffentliche Wohl sorgen könnte, wenn sich *ohne* ihre

Dienste fertig werden ließe? Aber was sind es für persönliche Rücksichten? Ist nicht das Bekenntniß: »ich kann ohne das Amt nicht leben, nicht anständig leben!« fast überall im Hintergrunde? Es ist sonderbar, zu welchen practischen Widersprüchen die Menschen gelangen. In einer Schaar Europäischer Krieger riß der Selbstmord ein, und weil dazu gewöhnlich eine gewisse Stelle des Flusses, woran der Standort lag, gewählt wurde, so suchte man durch eine Schildwache vorzubeugen. Einst hatte ein Soldat die Aufmerksamkeit der Wache getäuscht und war bereits einige Fuß tief im Strome, als er gesehen wurde. Die Schildwache legte sofort auf ihn an und drohete zu schießen, wenn er nicht zurückkehre. Der Soldat schritt darauf wirklich zurück und so unterblieb die Ausführung seines Vorsatzes. An dieses Ereigniß werde ich stäts erinnert, wenn ich bedenke, welche Opfer so manche Menschen der sogenannten Versorgung bringen. Insbesondere fällt es mir ein, wenn ich rüstige Männer sich in Amtsverhältnisse schmiegen sehe, die ihnen von allem dem, wodurch das Leben eigentlich Werth hat, nicht das Geringste übrig lassen *). Bloß für das, was man anständig wohnen, essen und trinken nennt, und um wieder andere Geschöpfe für ein ähnliches jämmerliches Loos in die Welt setzen zu können, verläugnet die erste Classe der Culturträger jeden Reiz, den die Ideale eines edleren Daseyns auf sie haben. Kaum aus den Knabenjahren hinaus werden sie schon an einen bestimmten Ort gebunden, den sie ohne Erlaubniß nie verlassen dürfen, und damit nur der Leib erhalten werde, verpfänden sie ihren Geist

*) Der als Theoretiker und Practiker gleich ausgezeichnete von Feuerbach sagt, in seiner Schrift über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Folgendes: In dem meiner Leitung anvertrauten Gerichtshofe hat jedes der 18 Mitglieder (die Vorstände nicht eingerechnet) an sitzungsfreien Werktagen allerwenigstens acht Stunden und an den beyden Sitzungstagen in jeder Woche noch wenigstens vier Stunden zu Hause am Actentische zu arbeiten, um nur einiger Maaßen den wachsenden Geschäften nachzukommen.

zu sogenannten Berufsarbeiten, welche jegliche Neigung zur tiefern Ausbildung als eine phantastische Verirrung zurückweisen. Sie begeben sich in eine Abhängigkeit von ihren Nebenmenschen, wogegen sich ihr eigenes Gefühl bis zum letzten Athemzuge durch den Spruch »es geht nicht anders« zu beruhigen strebt. Sie zwingen sich täglich zum Scheine eines freundlichen Verkehres mit Individuen, die sie von ganzer Seele hassen und verachten müssen. Sie lassen sich zwischen Papiere einsperren, und entsagen dem Genusse der reinen Natur, wie dem freien Spiele der Geisteskräfte in einer Weise, daß, wenn der Körper auch bis zum sechzigsten Jahre aushält, das Hirn doch in der einseitigen Thätigkeit völlig stumpf geworden ist. Die Abspannung am Abend eines einzelnen Tages ist das treue Bild von dem frühen Ende ihrer gesammten Lebensbahn. Und wenn es zum gesunden Alter gehört, daß alsdann der Geist in innerem Reichthume umsomehr über die äußere Welt erhaben ist, je weniger das Leibliche ihn stören kann, was sich so schön in der gesunden Heiterkeit und Besonnenheit der Greise verkündet; so bildet der Zustand eines alten Beamten den wahren Gegensatz davon; da ihnen das unabläßige Gebären der Zeit um so widerwärtiger seyn muß, je unfähiger sie sind, sich des Neuen zu bemeistern. Ihr Vorsprung in den Jahren nutzt ihnen so wenig, daß nicht allein die Jugend sie einhohlt, sondern, weil diese durch die Zeit selbst weitergetragen wird, indeß sie stehen bleiben, sie bald überhohlt und dadurch ein Uebergewicht erreicht, was an allen traurigen Stürmen des öffentlichen Lebens einen so großen Antheil hat.

So lange die Zeit gleich gut angewendet galt, wenn der Scharfsinn sich an den Lesarten Justinianischer Novellen übte, oder wenn er sich um die Sprache bemühte, worin die ewigen Gesetze des Weltalls tönen, so lange das höchste Ziel der menschlichen Entwicklung in Finsterniß gehüllt war, konnte die Hingebung der Geisteskräfte für einzelne Aemter nicht schmerzlich empfunden werden. Und es war um so leichter einen etwaigen Scrupel, mit Einbildungen von der Wichtigkeit

und dem Nutzen der Dienste für das allgemeine Wohl, zu beschwichtigen, als die Dunkelheit des ganzen geistigen Gebietes jede Selbsttäuschung begünstigte. Allein jetzt steht es anders. Die besseren Beamten erkennen es mehr und mehr, *was* sie opfern, wie sie ihre Zeit und ihre Kräfte verwenden *könnten*, und wie sie der Aemter wegen sie verwenden *müssen*. Und dasselbe Licht, welches ihnen darin vorleuchtet, raubt ihnen auch den Trost der Einbildungen von dem großen Nutzen ihrer Dienste für das Heil der Menschheit. Obgleich ihnen die Muße fehlt nachzuforschen, *wie* Alles eingerichtet werden müsse, so geht ihre Kritik doch bald so weit einzusehen, daß das Gegenwärtige nichts tauge, daß in dem alten Geleise die heftigste Anstrengung Einzelner nichts über den ungeheuren Schlamm vermöge; und jemehr sie sich dergleichen Betrachtungen überlassen, desto schwerer wird es ihnen sich zu verhehlen, daß die Staatsämter gerade durch das von ihren Zwecken für das Wohl der Völker am meisten abgewichen sind, was sie, die Verwalter, am stärksten daran fesselt.

Dasselbe gilt von den Dienern der Religion und des Unterrichtes. Auch sie müssen sich im Stillen eingestehen, daß particuläre Interessen sie zu ihrem Berufe gebracht haben und sie daran gebunden halten; daß ohne Rücksichten auf persönliche Verpflegung sie ihre Lebenszeit nicht in der Art ihm widmen würden, als sie wirklich thun.

Die Lehrer auf Universitäten scheinen ein günstigeres Loos zu haben. Indeß sie sind gleichfalls gezwungen, dem Erwerbe mehr zu opfern, als sich mit einem naturgemäßen Leben verträgt, und wenn einzelne eine Ausnahme bilden, so verdanken sie es ihrem Berufe so wenig, als wenn hin und wieder ein Beamter, ein Pfarrer oder ein Arzt von der allgemeinen Einzwängung nicht viel leidet. Immerhin aber erkaufen die Universitätslehrer ihre Vorzüge durch eine Isolirung von dem Gebiete des Strebens und Handelns, die nicht ohne schädliche Folgen für die harmonische Entwickelung, für die Frische und Gesundheit des Leibes und Geistes, mithin auch

ſelbſt nicht ohne Nachtheil für das intellectuelle Leben, worauf ſie eingeſchränkt ſind, bleiben kann.

Somit müſſen Alle in dem Geſtändniſſe übereinkommen, daß die Sorge für die höchſten Intereſſen der Menſchheit aus den niedrigſten Intereſſen ihre Hauptbelebung zieht, daß die Regierten keine andere Dienſte für Geſundheit für Recht und für Religion kennen, als die ſie mit ihrem Schweiße bezahlen, weshalb ſich denn auch kaum eine größere Lockerheit denken läßt, als worin ſich die Elemente der neueren Staaten befinden. Wer ſich etwa zur Beruhigung vorſagen wollte, daß dennoch die edleren Motive bey der Beſtellung der höchſten Intereſſen nicht ausgeſchloſſen ſeyen, dem tritt alsbald der niederſchlagende Gedanke entgegen, daß wo dieſe Beſtellung einmahl als ein Gewerbe gilt, ſich ihr mit der Maſſe der Dürftigen auch diejenigen Individuen zuwenden, welche keine edleren Motive kennen; und daß es wenig nutze, ob die geſtiegene Geiſtescultur die Eitelkeit und kleinliche Herrſchſucht ſchwäche, wenn die gleichzeitig geſtiegene äußere Noth die Habſucht dagegen um ſo mehr verſtärke und die Rückſichten auf Verſorgung in eine wahre Gier verwandle, welche die edleren Motive gänzlich von der Mitbewerbung um Aemter zurückzuſcheuchen drohet.

Es iſt kein Zweifel, daß die helleren Köpfe unter den Beamten wie unter den Prieſtern, Lehrern und Aerzten dieſen troſtloſen Zuſtand der neueren Völker längſt erkannt haben; und darum kann ihnen nichts peinlicher vorkommen, als der Gedanke zu jener Rolle verurtheilt zu ſeyn, die ſie zu einem Leben zwingt, das von der guten Beſtellung der öffentlichen Angelegenheiten an ſich gar nicht geboten wird. Sie ſehen auch den wahren Grund des Uebels ein, den die gewöhnlichen Deklamatoren über Mangel an Gemeinſinn und moraliſche Verderbniß nicht ahnen. Was hilft alles Peroriren, daß die Aemter bloß des öffentlichen Wohles wegen geſchaffen ſeyen, wenn man nicht zu bewirken vermag, daß ſie nur des öffentlichen Wohles wegen geſucht und verwaltet werden? Und wie will man dieß durch Moraliſiren be-

wirken, wenn es im gesammten Europa so schwer hält, das Nothdürftigste zu bestreiten? Wer die Herrschaft der edelern Motive befördern will, der wird bei den besten Menschen wenig ausrichten, wenn er den niederen Motiven nicht diejenige Macht zu entziehen fähig ist, welche die Noth ihnen zutheilt. Daß in Deutschland Alles nach Brod geht, daran ist nichts so sehr Schuld als die Schwierigkeit zu Brod zu gelangen. Es würde absurd seyn, den Beamten zuzumuthen, ihr reines Interesse für das öffentliche Wohl durch Verzichtung auf die Einkünfte ihrer Aemter zu beweisen, wenn dieser Schritt sie selbst und ihre Kinder in das drückendste Elend stürzen müßte. Nicht mit einem wahnsinnigen Heroism läßt sich der Zustand Deutschlands ändern. Nur deswegen sollen alle, die darin verschlungen sind, ihre Augen öffnen, um die Heilung dort zu versuchen, wo sie möglich ist. Die Erkenntniß unserer verzerrten Lage soll uns nur zur besonnenen Abhülfe auffordern. Wir haben sie nicht geschaffen; deswegen ist es auch thöricht uns deshalb mit Schmähungen und Strafreden zu bestürmen. Die Bahn, worin sich die Europäische Menschheit befindet, ist keine Bahn einer einzelnen Generation. Man darf die Gegenwart nicht wegen der Vergangenheit anklagen, und wenn die Väter bemüht sind, ihren Kindern und Enkeln in eine bessere Richtung zu helfen, als worin sie selbst leben, so liefern sie eben dadurch den Beweis, wie wenig ihnen ihre eigene Lage zum Vorwurfe gereiche.

Es ist unmöglich, daß Männer, denen diese Ansichten nicht übertrieben scheinen, gegen den Bericht von einem Gebiete gleichgültig bleiben, worin Millionen so leicht jene Versorgung finden können, weshalb ganz Europa in gieriger Spannung ist. Ich rechne auf den Beyfall von vielen Beamten und Gelehrten. Die Sehnsucht nach Hülfe ist noch nicht völlig in der allgemeinen Verzerrung untergegangen. Sie werden erkennen, daß dem Heile der Europäischen Menschheit nichts mehr entgegen ist, als das starre Kleben an dem Orte, wo die Geburt uns aussetzt, und den Wahn, daß Auswanderungen und Colonisationen in der Fremde die Kräfte der alten Hei-

math gefährden, den Gräbern der scheidenden Generation überantworten. Sie werden einsehen, daß sie als Bürger und Väter nichts Besseres thun können, als ihre Kinder in fremde Welttheile zu senden, um durch ihre Zeugungen die Zahl der gierigen Aspiranten nach Versorgungen im armen Vaterlande nicht zu vermehren, und denen, welche unsere Noth durch größere Pflege des Geistigen zu heben hoffen, einen Spiegel vorhalten, der ihnen zeigt, wie mürbe die Geisteskraft wird, wenn sie Jahre lang um das zu dingen und ringen hat, was zur leiblichen Existenz nöthig ist oder nöthig geachtet wird. Was sind das auch für Vorstellungen von Staat und Volk, denen zwanzig Millionen Leiber und mehr noch immer nicht Masse genug dünken zu dem was ein blühendes geistiges Leben heißt? Sie sind allein jener Patrioten würdig, die, um dereinst eine volle Summe von tüchtigen Bürgern zu besitzen, es für das beste Mittel halten, alle Rüstigen von Unternehmungen und Gefahren abzumahnen *).

*) Man hat neuerdings wieder den Colonisations-Projecten vorgeworfen: es sey unpatriotisch das Vaterland zu verlassen, und unmännlich am Vaterlande zu verzweifeln. Solche Sprüche gebraucht man gegen die, welche, um dem Vaterlande aufzuhelfen, zu Auswanderungen rathen. Sie rühren von denselben Politikern her, welche alles Heil vom öffentlichen Leben erwarten, ohne sich um die Gebrechen des Familien-Lebens zu kümmern, von Politikern, die aus unsern Schulen das Vorbild eines Cicero im Hirne haben, und von nichts als einem Gebiete träumen, wo Cicerone glänzen können. Kein Zustand ist ihnen etwas werth, wo nicht prunkende Reden gehalten werden; und wenn die Klatschenden nicht besser sind als der schlechteste Pöbel von Rom, ein öffentliches Leben mit solchen Reden, deren Geist so selten den Druck verträgt, heißt geistvoll; ein Familienleben hingegen, worin mehr gehandelt als gesprochen wird, gilt für materiell. Wahrlich sehr zu beklagen ist der, welcher deshalb am Vaterlande verzweifelt, weil die Aussicht auf ein ähnliches Staatsspiel sich verfinstert. Ich hoffe nicht, daß eine Verzweiflung der Art viel auf die Auswanderung wirke. Wie sich auch das Vaterland selbst dabey erleichtert fühlen könnte, den neuen Colonien würde schwerlich damit gedient seyn.

Zwanzigſter Auszug.

Im Jahre 1826.

Napoleon erkannte den Werth dieſer Länder vielleicht beſſer als irgend ein Europäer. Als er Louiſiana an die Frey-

---

Wer die Cultur einer Generation meſſen will, der wird vor Allem die Augen auf diejenigen werfen, die über die gemeinſamen Intereſſen das große Wort führen. Nun trift man aber leider in unſerm Deutſchland nur politiſche Reformatoren, die über das was Noth thut in der tiefſten Verwirrung ſchweben. Von dem Verhältniſſe des individuellen und Familien-Lebens zum Geſammtleben wiſſen ſie ſo wenig, daß ſie wie geſagt das erſtere ſchlechthin durch das letztere heilen wollen, und von einem ſchönen Volksleben träumen, wenn die Familien in der äußerſten Beklemmung vergehen Dieſer Verſchrobenheit ſteht eine zweite zur Seite, worin ſie der Geſchichte die Gegenwart ſammt der Zukunft aufopfern wollen. Es iſt freilich zu entſchuldigen, daß die Lebenskraft nach Braminen-Art an der Vergangenheit ſaugt, wenn es in der Gegenwart keine Beſchäftigung für ſie gibt. Aber die würdigſten Objecte einer ſolchen Beſchäftigung deshalb zurückweiſen, um nicht von dem Saugen an der Vergangenheit abgelenkt zu werden, iſt eine um ſo wunderlichere Umkehrung, da dieſelben Wortführer betheuern, daß die Geſchichte zur Ausbildung der gegenwärtigen Generation dienen ſolle. Damit es endlich in keiner Hinſicht an Verzerrung fehle, ſo muß auch über die Bedeutung der ſogenannten materiellen Güter nichts als Unſinn walten. Nämlich über die Baſis aller materiellen Güter, den Bodenwerth, iſt man ſo im Dunkeln, daß man ihn in unbewohnten Ländern gar nicht achtet. Philoſophen, Staatsmänner und Prieſter würden ſchaarenweiſe in die Fremde eilen, wenn ſie ſicher wären, dort raſch eine beliebige Maſſe Gold und Silber aufraffen zu können, verſteht ſich, um es zum Wohle der vaterländiſchen Menſchheit zu gebrauchen. Aber an den Reichthum, der ſich durch Agricultur dem Boden entlocken läßt, denkt niemand; obgleich ſich dem flüchtigſten Blicke offenbart, daß der Werth der jährlichen Feld- und Gartenfrüchte eines mäßigen

staaten abtrat, hat er sich stark darüber ausgesprochen. Für Europäische Naturen gibt es keine Gegend auf der Erde, die

---

Staates weit die jährliche Ausbeute sämmtlicher Minen von Mexico oder Peru übersteigt.

Bey einer solchen Finsterniß ist es nicht zu wundern, daß trotz aller politischen Divergenz, in den Vorschlägen für das wahre Wohl der Menschheit keine Parthey vor der andern etwas voraus hat; und die Verblendung der sogenannten Liberalen wirkt der so überaus nöthigen Leitung der Auswanderungen eben so entgegen, als die der Absolutisten, die nach dem Beyspiele der fanatischen Royalisten unter Karl dem I. von England die Auswanderung für Aufruhr ausgeben, ohne zu beherzigen, wie gerade deren Hinderung den Aufruhr gewährt, und die unheilvolle Kraft eines Cromwell, der bekanntlich gewaltsam vom Auswandern abgehalten wurde, gegen das Vaterland gekehrt hat. Man freut sich über die unglücklichen Ausgänge, die doch allein dem Mangel an Leitung beyzumessen sind, und betrachtet sie als das beste Mittel gegen die Neigung zum Auswandern. Daß dieß dennoch nicht aufhören werde, weil die Entwickelung dazu treibe, wird als eine Grille verspottet.

Wie sehr es jener Leitung bedarf, beweisen die meisten Vereine, die kürzlich geschlossen worden sind. Der oberste Grundsatz der Auswanderungsvereine sollte bis jetzt kein anderer seyn, als daß diejenigen, die hinreichendes Vermögen zu einer landwirthschaftlichen Niederlassung besitzen, bequem über das Meer gelangen, und in der neuen Heimath einige Zeit ohne besondere Opfer weilen könnten, den rechten Gebrauch ihres Vermögens kennen zu lernen. Alles Gemeinsame müßte sich also auf die Reise und einen provisorischen Aufenthalt beschränken, so daß jedem Einzelnen sein Fonds zur definitiven Ansiedlung völlig frey bleibe. Dagegen wird aber sehr gefehlt. Man denkt mehr an die künftigen allgemeinen Interessen, als an die der Individuen und Familien. Weil in Europa das Familienleben so sehr durch das öffentliche beherrscht wird, so ist die Verirrung erklärlich. Aber sie ist dem Gelingen der Auswanderungsplane verderblich. Ein gesundes Gesammtleben kann nur auf einem gesunden Familienleben ruhen; und aus einem gesunden Familienleben geht bei einem gewissen Entwicklungsstande das edlere Gesammtleben von selbst hervor. Die Auswanderungsleitung sollte nichts im Auge haben, als den einzelnen Colonisten das beste und freiste Familienleben vorzubereiten, ohne sie für die Gesammtinteressen im mindesten zu binden. Was in dieser Hinsicht zu wünschen ist,

ſich mit dem Stromgebiete des Miſſiſſippi vergleichen läßt. Und dieſes Gebiet iſt jetzt eigentlich den Familien und Indi-

---

muß von ſelbſt kommen, und es wird auch von ſelbſt kommen, wenn bey einer gehörigen Zahl das Familienleben wirklich gedeihet. Zwang und in Europa angelegte Feſſeln, die den Amerikaniſchen Geſetzen gegenüber nicht ohnehin wegfallen, wie Derogationen der Jurisdiction die in einigen Verabredungen zu leſen ſind, werden bloß Unzufriedenheit und Zwietracht erzeugen. Wer mag ſich auch, wenn er ſeine Lage ernſtlich zu verbeſſern trachtet, in eine größere Abhängigkeit von ſeinen Mitmenſchen begeben, als worin er in der alten Heimath lebt? Wenn der Heſſiſche Auswanderungsverein die Auswanderer für fünf Jahre bindet, ſo wird er keine gute Früchte bringen. Sodann geräth man in den Fehler, eher Andern die Hände reichen zu wollen, bevor man ſelbſt ſicher ſteht. Auch dieſen Fehler gebären philanthropiſche Geſinnungen; aber er iſt darum nicht minder gefährlich. Die Auswanderer haben Anfangs genug mit ſich zu thun. Freilich kommt es auf das Vermögen an; und eine reiche Familie kann wohl einigen dürftigen mit durchhelfen. Ja, es iſt ſogar den Frauen und auch unverheiratheten Männern zu empfehlen, weibliche Dienerinnen mitzunehmen; und dieſer wegen möchte es oft rathſam ſeyn, ihren männlichen Verwandten zu helfen. Indeß die allgemeine Regel iſt immer, den philanthropiſchen Entwürfen nicht eher nachzuhängen, bis man ſelbſt eine feſte Baſis habe. Was auch das Vaterland (das heißt alle vermögende Deutſche ohne Rückſicht darauf, ob ſie ſelbſt auszuwandern gedenken,) hierin ſo leicht thun könnte, von den Auswanderern darf man vorerſt keine Opfer dafür verlangen.

Bey vielen Europäern herrſcht der Glaube, als ob ein Individuum aus den höhern Ständen, die an keine ſchwere Körper-Arbeit gewöhnt ſind, den Mangel an Fonds in Amerika durch körperliche Anſtrengung erſetzen könne. Ich darf nicht ermüden, davor zu warnen. Er bedroht eine Claſſe der vorzüglichſten Männer, die als Opfer eines Entſchluſſes untergehen, der ihnen zwar die Sympathie jedes Menſchenfreundes erwirbt, aber ohne die Hülfe von Zufälligkeiten unausführbar iſt. Gerade in den erſten Jahren, wofür der Fonds am nöthigſten iſt, ſind die körperlichen Anſtrengungen eines der ſogenannten Europäiſchen Honoratioren von gar keinem Belange, hingegen der Geſundheit ſehr nachtheilig. — Reichere können übrigens nirgends in der Welt einem unvermögenden Freunde beſſer forthelfen,

vidnen aufgeschlossen. In Deutschland hat man unter dem Wuste der verworrenen politischen Ansichten gewöhnlich auch

---

als im innern Amerika, wo zu einer landwirthschaftlichen Einrichtung so wenig gehört.

Einzig aus Mangel an Leitung gelangen die Auswanderer nicht an den rechten Ort im großen Gebiete. Eigennützige oder schwärmerische Berichte suchen zu den tropischen Gegenden zu lenken, wie z. B. nach Florida oder Alabama, wo die Deutschen Landleute an gallichten Fiebern sterben, und kaum zwey von zehnen den Entschluß nicht zu bereuen haben. Die Selbstsucht geberdet sich allerdings oft zu läppisch, als daß sie Viele irren könne. So erschienen vor Kurzem Berichte aus Pennsylvanien und aus dem Ohiostaate, worin es hieß, ganz Amerika tauge für Deutsche Colonisten nicht; nur der Strich, worin sie (die Berichtgeber) sich niedergelassen, sey gut. Bey Dergleichen wird eher die Albernheit zum Lachen reizen, als der Eigennutz zum Aerger. Dennoch verführt es den Einen und den Anderen zu unglücklichen Schritten. Ueberhaupt sollte man bey den Berichten über zu Colonisationen taugliche Länder nichts sorgfältiger prüfen, als die Wahrheitsliebe des Berichtgebers, und deshalb seinen ganzen Lebenswandel kennen zu lernen streben. Aber in Deutschland sind Manche sogar mit anonymen Schriften zufrieden. Im zweiten Bande weiter hievon, vorläufig so viel, weil die Warnungen so sehr nöthig sind.

Um ferneren Anfragen zu begegnen, füge ich noch die Bemerkung hinzu, daß ich keinesweges gesonnen bin, meine Besitzung am Missouri zu verkaufen, daß ich vielmehr seit meiner Rückkehr noch 130 Acres dazu erworben habe.

Herr Philipp Barez zu Berlin hat im Jahre 1830 einen Reisenden, Herrn Grabs, zum Missouri gesendet, vorzüglich mit zum Zwecke, um die Treue meines Reiseberichtes zu prüfen. Herr Grabs schrieb mir im August 1831 von Curhaven, daß er nach einer 13 monatlichen Abwesenheit und einem Aufenthalte von beynahe einem halben Jahre am Missouri wieder in Europa angelangt sey. Er freue sich mir melden zu können, daß er Alles in der Wirklichkeit fast buchstäblich so angetroffen habe, wie es von mir geschildert worden, und daß, so fremdartig ihm auch Anfangs das Land-Leben im innern Amerika vorgekommen sey, er es doch sehr lieb gewonnen habe. Seitdem haben sich mehrere andere Deutsche zum Missouri begeben, deren Aeußerungen bald alle Scrupel lösen werden.

noch an diesem Erdtheile auszusetzen, daß es keine Deutsche Colonie ist. So wenig begreift man das Wesentliche der bürgerlichen Gesellschaft, daß man sich mehr von einem Europäischen Colonialbeamten-Regimente verspricht, als von einer Einrichtung, die es bloß von der Zahl der Einwanderer abhängig stellt, einen Deutschen Freistaat mit Deutschen Gesetzen und Sitten zu gründen. Ja, würde man sagen, so müssen doch die Abgeordneten auf dem großen Bundescongresse Englisch reden. Allerdings, aber welche Sprache redet man auf einem Europäischen Congresse? Oder zweifelt man, daß mit der wachsenden Bevölkerung der einzelnen Staaten deren Verhältniß der Abhängigkeit von dem Congresse zu Washington sich nicht verändern werde? Möge der Himmel nur lange die Eintracht erhalten, und hier die inneren Befehdungen verhüten, welche die ganze Europäische Geschichte ausmachen. In dem neunzehnten Jahrhundert soll es hoffentlich bey Worten und Drohungen bleiben. Uebrigens wird eine Zeit kommen, wo eine bessere Erziehung die Hindernisse des Verkehres, die unter den Germanischen Völkern von den Sprachen herrühren, leicht besiegt. Die Sprache der Engländer und Nordamerikaner ist ja ohnehin von der Deutschen kaum mehr verschieden, als die Dialecte der Griechen von einander waren, und wo das Geistige dem Keime und der Entwicklung nach sich so verwandt ist, als bey Engländern und Deutschen, da muß die Variation in der Bezeichnung der Gedanken um so bedeutungsloser werden, je mehr sich mit der steigenden Cultur die Lebenskraft auf die Gedanken selbst lenkt.

Ich gestehe, daß eben die große Wahl in nicht geringe Verlegenheit setzt. Ich habe zwar selbst nur einen kleinen Theil von den unermeßlichen Strichen gesehen, die noch auf Colonisten warten. Aber ich bin mit Menschen umgeben, die nach jeder Seite hin große Züge gemacht haben. Der Eine war hoch den Missouri hinauf bis zum Felsengebirge, wie denn jährlich Caravanen nach Santa-Fe in Neumexico über zwölfhundert Engl. Meilen durch unbewohnte Gegenden gehen. An-

dere waren den Mississippi hinauf bis zu den St. Antons-Fällen und weiter. Den Mississippi abwärts sind fast Alle gewesen. Dieser hat von den Gegenden am Weißen Flusse zu berichten, Jener vom Arkansas, oder vom Rothen Flusse u. s. w. So kann es mir, bey der Hülfe von gedruckten Berichten *), nicht schwer werden, eine Kunde einzuziehen, die anders klingt, als was man in Europa von den Ländern westwärts des Mississippi glaubt. Die Europäer haben die Vorstellung davon, daß es unermeßliche waldlose Ebenen voller Sümpfe seyen. Ich selbst hatte sie. Es gibt vielleicht kein besseres Mittel der Berichtigung, als zu sagen, wodurch die verkehrte Vorstellung entstanden sey. Am meisten hat dazu das westliche Ufer des Mississippi unterhalb der Mündung des Ohio beygetragen. Nachdem bey der Mündung des St. Francis-Flusses (etwa unter dem 35. Breitengrade) die das westliche Mississippi-Thal begrenzenden Hügel noch einmahl bis dicht zum Strombette gekommen sind, treten sie mehr als vierzig Englische Meilen zurück, ohne sich ihm je wieder zu nähern; wogegen sie an der Ostseite noch oft am Stromufer erscheinen, nämlich: an den Eisen-Ufern, (Iron-banks), den Kalk-Ufern (Chalk-banks), an den Chickasaw-Hügeln, zu Memphis, an den Wallnuß-Hügeln, beim großen und kleinen Golf, zu Natches an den weißen Cliffs, an den Loftus-Höhen, zu Francisville und zu Baton Rouge. Das heißt, an der ganzen Länge des Stromes bis über den 31. Breitengrade hinaus kommen die Hügel, nachdem sie sich für eine kürzere oder längere Strecke (und zwar hin und wieder über 25 Engl. Meilen) zurückgezogen haben, von neuem zum eigentlichen Flußbette. Dieß gab Anlaß nach Westen hin Alles für eben und sumpfig zu halten, da doch die Thalebene

*) Das 1828 zu Cincinnati erschienene Werk, a condensed Geography and history of the western states by Thimothy Flint, verdient als eine von einem Schriftsteller, der das Mississippi-Gebiet selbst bereiset hat, verfaßte Compilation Aufmerksamkeit und ist auch bey der späteren Bearbeitung dieses Tagebuches benutzt worden.

des Miſſiſippi, ſelbſt wenn ſie von oben bis unten 60 Meilen breit wäre, höchſt unbedeutend iſt gegen die weiten Strekken bis zu dem Felſengebirge oder den Mexikaniſchen Anden. Jenſeits der Thalebene ſind aber zwiſchen ſämmtlichen Seitenflüſſen des Miſſiſippi beträchtliche Hügelketten, die man in Deutſchland ſicher Berge nennen würde. Ein anderer Umſtand, der noch täglich zur Erhaltung des Irrthumes beyträgt, iſt die ſonderbare Weiſe einiger Geographen, den Sprachgebrauch nach individuellen Anſichten willkührlich umzuändern. Sie miſchen nämlich ihre Vergleichungen der verſchiedenen Erhabenheiten ein. Sie ſagen z. B.: gegen die Felſengebirge ſind die Höhen am Miſſouri, am Arkanſas, am Rothen Fluſſe u. ſ. w. verſchwindend. Selbſt gegen die Alleghanys ſind ſie klein. Folglich kann man die Gegenden weſtlich des Miſſiſippi bis zum Felſengebirge als eine unermeßliche Ebene betrachten. Keine Methode entſpricht dem Zwecke geographiſcher Schilderungen weniger als dieſe. Wem darf es einfallen, alle Länder welche in Europa nicht zu den Alpen und den Pyrenäen gehören, für Ebenen zu erklären? Um die Deutſchen gegen ſolche verkehrte Berichte zu ſchützen, würde ich ihnen ſagen, daß ſich gleich weſtlich des Miſſiſippi eine ähnliche Abwechſelung zwiſchen Bergen und Thälern findet als in Deutſchland. Insbeſondere ſind die Hügel, welche ich hier am Miſſouri vor mir habe, zum Theil ſo hoch als das Siebengebirge und der Donnersberg.

Wer ſich ein treues Gemälde verſchaffen will, der muß ſich vor Allem den Erdraum ſelbſt vorſtellen, der zwiſchen dem Alleghany-Gebirge einer Seits und dem Felſengebirge anderer Seits, den Canadiſchen Seen nördlich und dem Mexicaniſchen Meerbuſen ſüdlich enthalten iſt. Beym allgemeinen Anblicke dieſes Raumes, — der an der Nordſeite (von den Alleghanys im Staate Newyork an) in ſeiner größten Weite über 5000 Engliſche Meilen meſſen ſoll, in ſeiner mittlern Weite aber (von den Alleghanys in Kentucky bis zu den Quellen des Arkanſas) gegen 3000 Meilen, und ſich vom 48. Grade

der Breite bis zum 29. (von den Quellen des Miſſiſippi bis zum Ausfluſſe) erſtreckt, — hat man zugleich auf die klimatiſche Scale zu merken. Man kann annehmen, daß an der Nordſeite der Winter beynahe ein halbes Jahr dauere und nach Süden hin allmählig völlig verſchwinde.

Um nach Einprägung dieſer Umriſſe die innere Beſchaffenheit des Raumes kennen zu lernen, iſt es rathſam mit den großen Flüſſen und ihren Thälern zu beginnen, und dieſe als Anhalte zu wählen. Billig kommt der Miſſiſippi zuerſt an die Reihe. Der Miſſouri iſt zwar von größerer Länge und bringt auch bey der Vereinigung beyder eine größere Waſſermaſſe mit. Allein der Umſtand, daß eine ziemlich gerade Richtung von Norden nach Süden, die den ganzen Raum in zwey nicht gar zu ungleiche Theile theilt, ſich beſonders gut zum Anhalte eignet, wird in einer geographiſchen Ueberſicht dem Miſſiſippi ſtäts den Vorzug bewahren. — Ich habe vor, ſpäter ſeinen Lauf durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. Vorläufig begnüge ich mich mit den Schilderungen davon, welche ich in meiner gegenwärtigen Lage leicht einer Kritik unterwerfen kann, die vor groben Irrthümern ſichert. Es gewährt mir das größte Vergnügen, mich mit den Herrlichkeiten, die ich nicht unmittelbar vor mir habe, in den Berichten Anderer zu beſchäftigen, und ſo iſt auch dieſe Eintragung ins Tagebuch ein wahrer Genuß für mich. Um mir ein klares Bild vorzuführen, verweilte ich anfänglich bey der Waſſermaſſe an ſich. Die Phantaſie flog zu den Quellen hin und verfolgte ihren Wachsthum bis zum Meere, ohne ſich um ſonſt etwas zu kümmern.

Ueber die Quelle des Miſſiſippi iſt man nicht einig. Einige nennen den Schildkröten-See (unter 47°, 47′) ſo, Andere den Blutigel-See (Leech-lake). Es gibt noch mehr Meinungen. Allein darum glaube niemand, daß die Gegend ſeines Urſprunges ſo unbekannt ſey. Die Wahrheit iſt: wie der Strom überhaupt ſich nach und nach aus kleineren Gewäſſern bildet, ſo geht es auch bey ſeinem erſten Entſtehen.

Wenn sich hier nun nicht von Anfang an eine Ader vor den anderen sehr auszeichnet, so kann es leicht zweifelhaft seyn, welche Ader man den Stamm zu nennen habe. Offenbar fällt ein Streit darüber in das Läppische; und wer der Welt einen besonderen Dienst damit zu leisten meint, einen solchen Streit zu entscheiden, der ist zu beklagen. Eine natürliche Abtheilung des Stromes bilden die St. Antons-Fälle, etwas oberhalb dem 44. Breitengrade. Einige schätzen seine Länge bis dahin, den Windungen nach, auf 7 bis 800 Englische Meilen, und die mittlere Breite auf 1500 Fuß. Von dort wird er bald schmaler, bald breiter; doch ist er schon weit oberhalb der Mündung des Missouri (zwischen 39° und 38°) mehrmahls über zwey Englische Meilen breit, gewöhnlich aber etwas über eine Meile. Selbst beym niedrigsten Wasserstande ist er bis zur Mündung des Missouri immer gegen vier Fuß tief, ausgenommen bey den Schnellen in der Nähe der Mündung des Des-Moines-Flusses (zwischen 40° und 41°), die zuweilen der Schifffahrt ziemlich hinderlich werden. Man schätzt die mittlere Geschwindigkeit auf zwei bis drei Meilen für die Stunde und das Steigen der Frühlingsfluth, die vom März bis Ende May zu dauern pflegt, auf 15 Fuß. Dieß gilt, wie gesagt, bis zur Mündung des Missouri. Bis so weit hat der Mississippi vielleicht ein milderes Ansehen als der Ohio. — Die St. Antons-Fälle sind gar nicht mit dem Falle des Niagara zu vergleichen, der fast eine Engl. Meile breit und zwischen 20 und 30 Fuß tief, durch eine Insel in zwey Arme getheilt, sich 170 Fuß senkrecht herabstürzt. Die senkrechte Höhe der Antonsfälle soll keine 20 Fuß betragen, wiewohl sie früher viel höher angegeben worden ist. Auch ist die Breite der Wasserfläche nicht über 700 Fuß.

Man kennt das Ereigniß, wodurch die Niagara-Fälle zum Grabe eines Indianers wurden. Er schlummerte in seinem am Ufer befestigten Kahne, als ein verworfener Europäer, der dessen Weibe nachgestellt hatte, aus Rache oder aus Furcht den Kahn lösete, ehe das fliehende Weib ihn

erreichen konnte. Der Indianer schwamm dem Abgrunde zu. Das Rufen des verzweifelnden Weibes vom Ufer her weckte ihn endlich auf, aber zu spät. Die Strömung riß ihn fort, ohne daß seine Kräfte das Geringste dagegen vermochten. Er hüllte sich in seine Decke, stimmte sein letztes Lied an und blickte mit größter Fassung seinem Verhängnisse entgegen, das ihn bald in die grausige Tiefe der stürmischen Fluthen begrub. Eine andere Begebenheit wird von den Antonsfällen erzählt. Eine schöne Indianerinn wurde von ihrem Geliebten einer Nebenbuhlerinn nachgesetzt. Sie hatte bereits ein Kind mit ihm gezeugt. Als sie ihres Unglückes gewiß war, eilte sie festlich geschmückt in einen Kahn, der oberhalb der Fälle am Ufer lag, lösete ihn und überließ sich der Strömung. Diese wurde bald so mächtig, daß niemand den Entschluß mehr hindern konnte. Nun erhob sie einen Gesang, der den tiefen Gram ihrer Seele den Lüften aufschloß, drückte ihren Säugling an den Busen und verschwand wie ein verklärtes Wesen das für diese Welt zu gut war.

Mit dem Eintritte des Missouri verliert der Mississippi seinen milden Charakter völlig und geht durchaus in den des Missouri über. Seine Breite nimmt zwar nicht zu, im Gegentheile sie nimmt ab, so daß sie bey Neworleans geringer ist als oberhalb des Missouri. Aber desto mehr gewinnt seine Tiefe. Wo der Mississippi sich mit dem Missouri vereinigt, ist er doppelt so breit als dieser, der dennoch mehr Wasser führt. Zwischen der Mündung des Missouri und des Ohio wird der allerniedrigste Wasserstand auf sechs Fuß angegeben, und der höchste zur Fluthzeit um 30 Fuß höher, die mittlere Geschwindigkeit zu vier Meilen in der Stunde und die mittlere Breite auf etwa eine Meile. Das Wasser ist von der Mündung des Missouri an stäts trübe (wie das Missouriwasser von dem La-Platte Flusse an ist,); wogegen es oberhalb des Missouri, die Fluthzeit ausgenommen, immer klar bleibt. Unter der Mündung des Ohio ist die höchste Fluth gegen 50 bis 60 Fuß. Tiefer in der Gegend des 32. Breitengrades nimmt sie aber wieder

ab, so daß sie in Neuorleans, etwa 90 Meilen vor dem Ausflusse in das Meer, nie über 15 Fuß beträgt. Unterhalb der Mündung des Arkansas soll der Missisippi am meisten Wasser haben. Später, nach dem Einmünden des Rothen Flusses wird er durch mehrere Seitenabflüsse geschwächt, bis er sich in vier Armen (einem östlichen, einem südöstlichen, einem südlichen und einem südwestlichen) in den Mexicanischen Meerbusen ergießt. Der südöstliche (die Balize genannt) ist der Hauptarm.

Nachdem ich mir so viel von der Wassermasse an sich gemerkt hatte, verfolgte ich den Lauf wiederhohlt, um die Aufmerksamkeit auf das Stromthal zu heften. Das eigentliche Thal (die Thalebene oder bottom, wie die Amerikaner alle Thalebenen nennen, gemäß der Vorstellung, daß sie das ehemalige Bette der Gewässer seyen,) soll auch schon oberhalb der Antonsfälle mehrere Englische Meilen breit seyn. Oft ist die Breite an beyden Seiten ziemlich gleich. Weit öfter aber treten an einer Seite die Hügel dicht zum Strome, während sie an der andern sich entfernen. Unter den Antonsfällen soll bis zur Mündung des Missouri die Thalebene eine mittlere Weite von 5 bis 6 Englische Meilen haben, so daß also zwischen den das Thal begrenzenden Hügeln (die Strecke ausgenommen, wo sie an beyden Seiten zugleich bis zum Strome treten,) eine Entfernung von 5 bis 6 Meilen wäre. Bis zur Mündung des Ohio nimmt dieß nur um einige Meilen zu. Indeß sind auch hier Strecken, wo die Bluffs (wie alle die Stromthäler einschließenden Hügel und Berge in Nordamerika genannt werden) von beyden Seiten den Strom einzwängen. Unter der Mündung des Ohio erweitert sich das Thal bis zu 40 und 50 Engl. Meilen, und bey dem Mexicanischen Meerbusen mag es sich über das Doppelte ausdehnen. Von diesem unterhalb der Mündung des Ohio gelegenen Thale wird dann auch jährlich ein großer Theil 10 bis 15 Fuß hoch überschwemmt. Der letztere Umstand gibt, von dem Klima abgesehen, dem untern Missisippi-Thale einen ganz anderen Charakter. Auch unterhalb des

Ohio sind in der Thalebene dichte Wälder, aber zur Fluthzeit stehen sie fast alle unter Wasser, weshalb an Ansiedlungen darin nicht zu denken ist. Wie anders ist das am obern Mississippi! Dort sind die Hügel überall so nahe, daß man sie vom Strome aus sehen kann. Die Thalebene selbst ist entweder mit den schönsten Baumarten bedeckt, oder mit Wiesengräsern, die nicht selten über fünf bis sechs Fuß hoch emporschießen. Nur wenige Stellen kann die höchste Fluth erreichen. Die angrenzenden Hügel aber sind beynahe sämmtlich mit Hochwald bedeckt, wenn auch zuweilen so dünne, daß sie Obstgärten gleichen. Auf einem Boden, der in Deutschland immerhin zur ersten Classe gerechnet werden würde, hier jedoch, weil die Lage der schwarzen Dammerde nicht dick genug scheint, einstweilen unberührt bleibt, sieht man Gräser wie auf den fettesten Wiesen, und diese Gräser von Eichen, Wallnußbäumen, Eschen, Linden und anderen Bäumen in solchen Zwischenräumen beschattet, als wenn es von Menschenhänden angelegte Obstgärten wären. Dergleichen Striche werden wohl Barrens genannt. Das Wort heißt im Wörterbuche allerdings dürre, unfruchtbar. Allein man hüte sich dabey an Striche zu denken, die in Europa unfruchtbar heißen. Die Wälder um die Savannen sind meist solche Barrens.

Man kann sich die Landschaften nicht besser wünschen, als sie sich oberhalb des Ohio darbieten. Man stelle sich bloß den Theil von den Antonsfällen bis zur Mündung des Missouri vor, eine Strecke von sechs Breitengraden mit einer Fruchtbarkeit, die in Europa fabelhaft klingt, in dem schönsten Klima, mit den reichsten Wäldern, der besten Wasserstraße, von Wildpret- und Fischen wimmelnd, unter einem Schutze von Gesetzen und Sitten, der Raub und Diebstahl fast ganz ausschließt; und diese Gegend noch so frey von Ansiedlern. Sie gehört an der Ostseite, oben zum Nordwestgebiete, unten zum Illinoisstaate (von 42½° an), an der Westseite oben zum Missouri-Gebiete, unten zum Missouri Staate (von 40½° an)

Nunmehr blicke man weiter um sich. Man gehe nochmahls

zu den Quellen des Miſſiſippi zurück, einzig zu dem Zwecke, um, wo Ströme, Flüſſe und Bäche die das Thal begrenzenden Hügelketten geöffnet haben, ſeitwärts zu dringen, und auch dort die unzähligen Stätten kennen zu lernen, welche auf Anſiedler warten. Denn um jeden Gedanken an hindernde Indianer abzuhalten, braucht man ſich nur zu erinnern, daß es in dem ganzen Gebiete der V. St. dieſſeits der Felſengebirge *) nicht viel über hunderttauſend Köpfe geben ſoll. Die Gegenden oberhalb der Antonsfälle werden, ſo ſchön ſie auch ſind, doch vorerſt noch keine Anſiedler anziehen. Ich eile deshalb den dort einmündenden Flüſſen vorüber, ohne mehr zu bemerken, als daß die Ufer des von Weſten kommenden und bey den Antonsfällen einmündenden St. Peters-Fluſſes mit ſeinen vielen Zweigen als überaus anmuthig geſchildert werden. Hier war es wo Carver unter den Indianer gelebt hat. Major Long liefert eine intereſſante neuere Beſchreibung dieſer Gegend. Die Gewäſſer ſollen viel wilden Reis erzeugen, wovon, außer den Indianern, zahlloſe Schaaren von wildem Geflügel leben. Ueberhaupt muß dieſer Strich des Miſſiſippi-Gebietes von Wildpret aller Art, insbeſondere von Büffeln voll ſeyn. Bis jetzt werden die theils mit Laub-, theils mit Nadelhölzern, theils mit Gräſern bedeckten Hügel und Ebenen jenſeits der Antonsfälle nur von ſolchen Weißen beſucht, die mit den Indianern im Handelsverkehre ſtehen, und von Pelzjägern. Dafür gibt es auch einige Niederlaſſungen; außerdem einen militäriſchen Poſten in dem St. Antons-Fort, wo etwa ein Bataillon Infanterie iſt. Die Sioux oder Dacotas hauſen hier. Sie zerfallen in mehrere (etwa 6) Stämme, und haben an Zahl, Gebiet und Anſehen den erſten Rang unter den Indianern weſtlich des oberen Miſſiſippi, wie die Chippeways öſtlich **). Unterhalb der

*) Nach Andern etwa 200,000 Köpfe, und innerhalb des Felſengebirges und jenſeits noch etwa 90,000, im ganzen Gebiete der V. St. alſo gegen 300,000.

**) Die Chippewai-Sprache iſt die Hauptſprache der Indianer des

Antonsfälle ſieht man neben den vielen kleinern Flüſſen und Bächen, welche die Wände des Miſſiſippi-Thales durchbrochen haben, manche Flüſſe die ſehr weit ſchiffbar ſind, wie z. B. zwiſchen dem 45. und 44. Grade der von Oſten kommende St. Croix gegen 200 Meilen ſchiffbar ſeyn ſoll.; und etwas unter der, mit dem Namen des Sees Pepin belegten, Erweiterung des Miſſiſippi, (deſſen Umgebung als wahrhaft paradieſiſch geſchildert wird) der Chippeway-Fluß (gleichfalls von Oſten kommend) über achtzig Meilen. Unterhalb dieſer Erweiterung folgen ferner kurz nach einander noch mehrere beträchtliche Flüſſe von Oſten, wie der Buffalo, und der Bluff-Fluß; ſodann zwiſchen dem 43. und 42. Breitengrade eben ſo beträchtliche von Weſten, wie der obere Joway und der Gelbe Fluß, und von Oſten der La-Croix. Nicht weit vom 42. Grade trift man auf den von Oſten kommenden Quisconſin, der mit einer Mündung von 1800 Fuß in den Miſſiſippi fällt, mehrere hundert Meilen ſchiffbar iſt und mit dem Fluſſe Montreal, der ſich in den Obern See (lac superior) ergießt, faſt zuſammenhängt. Zwiſchen dem Quisconſin und dem Fuchsfluſſe, der in den See Michigan fällt, iſt nur ein Tragplatz von kaum einer Meile, über eine Fläche, die bey der Fluth eine Waſſerſtraße von einem Fluſſe zum andern, wenigſtens für Kähne darbietet *). Nahe bey der Mündung des Quisconſin liegt das Städtchen Prairie-du-chien von den Hunde-Indianern, die früher hier hauſeten, benannt. Schon vor hundert Jahren hatten hier die Franzoſen einen mi-

---

Nordens. Jedoch weſtlich des Miſſiſippi macht ihr die Sprache der Sioux (oder Dacota-Indianer) den Rang ſtreitig. Im Süden ſind öſtlich des Miſſiſippi die Sprachen des Muskogees (Creeks) und der Cherokeſen die Hauptſprachen. Weſtlich des Miſſiſippi am Rothen Fluſſe, Arkanſas und Miſſouri herrſchen die Sprachen der Oſagen und der Panis. Man will alle anderen Sprachen als Dialecte von dieſen ſechs betrachtet wiſſen.

*) Dort iſt eine Stadt Portage summit genannt, die raſch zunehmen ſoll.

litäriſchen Poſten. Jetzt ſind dort im Fort Crawfurd zwey Compagnien Infanterie. Zwiſchen dem Quisconſin und dem Rockriver ſind viele Bleybergwerke; dort iſt auch der Fever-River (oder Feve, Bean-River wie ihn Einige nennen), wohin der Zug der Metallgräber ziemlich ſtark zu werden ſcheint*). Die Minen ſind vorzüglich an den Hügeln, welche mit den Smoky mountains zuſammenhängen. An der Weſtſeite des Miſſiſippi ſtreichen dieſe Hügel fort dem obern Miſſouri zu, wo ſie auch wahrſcheinlich viel Bley enthalten. Der Rockriver mündet etwa unter 41½° ein; wo wieder auch eine Veſte der V. St., Armſtrong genannt, mit einer Compagnie Infanterie iſt. Zwiſchen dem 41 und 40 Breitengrade fallen unter mehreren andern Flüſſen ein, von der Weſtſeite, der Des-Moines mit einer Mündung von mehr als 400 Fuß. Er ſoll über zweyhundert Meilen für Boote ſchiffbar ſeyn und mit ſeinen verſchiedenen Zweigen eine ſehr anmuthige Gegend durchſtrömen. Dann folgen gleichfalls an der Weſtſeite: der Waconda, der Fabba, der Salz-Fluß (Salt river), der Kupferfluß (von den Franzoſen auch wohl Boeuf genannt) und der Dardenne. Alle dieſe Flüſſe ſind für Boote eine Strecke weit ſchiffbar und bewäſſern köſtliche Thäler. Am Salz-Fluſſe, der gegen 50 Meilen ſchiffbar iſt, und am Kupferfluſſe ſind ſchon bedeutende Anſiedlungen. Beſonders ſcheint das Städtchen Troy (am Cuivre) ſich heben zu wollen. Wenige Meilen unterhalb des 39. Breitengrades mündet der Illinois ein, der beträchtlichſte Zweig des Miſſiſippi oberhalb des Miſſouri, faſt 400 Meilen ſchiffbar, durch einen ſeiner Zweige (den Des-Plaines) mit einem Fluſſe des Michigan-Sees (dem Chicago) zur Fluthzeit verbunden. Ich nenne die kleineren Flüſſe, deren es unzählige gibt, gar nicht. Wenn es in Deutſchland bekannt genug wäre, welche Gegenden hier zu

*) An dieſem Fluſſe iſt die Stadt Galena, etwa zehn bis zwölf Meilen von ſeiner Mündung in den Miſſiſippi; ſie ſoll jetzt (1832) über 200 Häuſer und über tauſend Einwohner haben.

Ansiedlungen frey sind, so würde eine wahre Auswanderungswuth zu befürchten seyn.

Endlich treffe ich auf den mächtigen Missouri, der eine ähnliche Theilung der Aufmerksamkeit verlangt als der Mississippi. Er entspringt etwa in derselben Breite wie der Mississippi, aber viel weiter westlich, im Felsengebirge. Seine drey Hauptzweige, Jefferson (der nördliche), Gallatin (der mittlere) und Maddison (der südliche), sind nach den Präsidenten der V. St. benannt. Diese, sämmtlich reißend, vereinigen sich innerhalb der hohen Berge und gelangen durch das sogenannte Thor der Felsengebirge (,eine Felsenschlucht von etwa 6 Meilen Länge, deren perpendiculäre Wände gegen 1200 Fuß hoch sind,) in einer Breite von 4 bis 500 Fuß, in den Raum, den die Gottheit vorzüglich für die fernere Entwickelung der bessern Kräfte der neuern Europäer geschaffen zu haben scheint. Der Strom läuft dann in einer Breite von 800 bis 1200 Fuß mehrere hundert Meilen ruhig fort, bis er zu einer 20 Meilen langen Strecke kommt, wo es mit Einschluß von vier senkrechten Stürzungen (von 100, 20, 50 und 25 Fuß) gegen 350 Fuß Fall hat. Von dieser Stelle an ist sein Lauf zwar hin und wieder reißend, doch bis zum Mississippi (2500 Englische Meilen) der Dampf-Schifffahrt nicht besonders hinderlich. Er ist im allgemeinen schmaler als der obere Mississippi, obgleich er mehr Wasser führt. Unter seinen vielen Zweigen sind mehrere, die einen weit längern schiffbaren Lauf haben als der Rhein. Und diese Zweige werden wieder von anderen Zweigen gebildet, die ebenfalls für große Strecken schiffbar sind, so daß der Stamm mit seinen Haupt- und Neben-Adern ein Gebiet für Ansiedlungen vorhält, wie es sonst keins auf der Erde gibt. — Um sich eine genauere Vorstellung zu verschaffen, hätte man von der Mündung aufwärts schiffend zunächst das Thal des Hauptstammes zu betrachten. Es ist nicht so weit als das des Mississippi. Die mittlere Weite mag zwischen 3 bis 5 Englische Meilen betragen. Auch dieser Strom fließt selten mitten durch die Ebene. Meist sind an einer Seite die Hügel und Felsen dicht am Was-

ser, wenn an der andern Seite sich eine Ebene ausdehnt. Indeß sollen die Hügel und Berge, welche das Thal begrenzen, im Allgemeinen nicht so schroff seyn als am Missisippi. Auch ist das Thal selbst höher und trockener, was mit von seiner mehr sandigen Beschaffenheit herrührt *). Am Missisippi ist der Boden im Allgemeinen thonichter. Jenseits der Grenzen des Missouri-Staates trift man auf mehr Wiesen, allein die Wälder bleiben noch lange, über 100 Meilen weit, vorherrschend. Erst am La-Platte-Flusse sollen die Wälder ganz aufhören. Am oberen Missouri fangen sie wieder an vorzuherrschen.

Wenn unterhalb der Mündung des Ohio das westliche Missisippi-Thal selbst auch nicht besonders zu Ansiedlungen einladet, so gilt dieß doch keinesweges von den Thälern der Seitenflüsse; indem die des Weißen Flusses *), der etwas ober dem 34. Breitengrade einmündet, und des, von diesem durch die schwarzen Berge geschiedenen, Arkansas, als reizend genug geschildert werden. Eben so wenig gebricht es an der Ostseite, weder unterhalb noch oberhalb des Ohio, an schönen Seitenflüssen, wo große Räume auf Ansiedler warten. Der Ohio bildet aber mit seinen Zweigen ein Netz, das gleichfalls für sich betrachtet werden muß. Dort ist es schon nicht mehr die Natur, was hauptsächlich die Aufmerksamkeit anzieht. Eine Menge blühender Städte, Canäle und Heerstraßen regen hier zu Gedanken an, wovon die Europäische Statistik nichts kennt. Ein Europäischer Statistiker fühlt sich überhaupt nirgend weniger an seiner Stelle als in Nordamerika. In Europa kann man

*) In meinem Reiseberichte heißt es, daß der Missouri etwa alle 30 Jahre einmahl aus seinen Ufern trete und dieß im Jahre 1824 der Fall gewesen sey. Dabey ist jedoch vergessen worden zu bemerken, daß er im Jahre 1811 gleichfalls große Ueberschwemmungen verursachte, weshalb die Franzosen es noch das Jahr der Fluthen (l'année des eaux) nennen.

*) Mein Nachbar Nathan Boone will die Gegenden am Weißen Flusse nicht sehr loben.

ſich träge auf mechaniſche Ausfüllungen von Rubriken beſchränken. Weil das Leben dort ſo ſtationär iſt, wird ein ſolches Machwerk lange Zeit gute Dienſte leiſten. Hier hingegen iſt eine gewöhnliche Statiſtik kaum ein Jahr brauchbar, und wer den Europäern ein Bild von dem Nordamerikaniſchen Leben beybringen will, der muß ſich um etwas bekümmern, warum ſich die Statiſtiker nie bekümmern, nämlich um das Lebensprincip ſelbſt. Er muß die Kräfte kennen zu lernen ſuchen, wovon die in ſtatiſtiſchen Schriften bloß rubricirten Merkwürdigkeiten ausgehen. Er muß den Leſern das Geſetz, wornach ſich hier ſo raſch alles Statiſtiſche verändert, zeigen können. Wie die Mathematiker und Aſtronomen für die Kenntniß beſtimmter Figuren das Geſetz der Bewegung aufſuchen, wodurch ſie beſchrieben werden, ſo hat auch er ſich hier nach den innern Kräften umzuſehen; da es für ihn nicht minder ſchwierig und mühſam iſt, ſtäts deren ſchaffende Aeußerungen zu verfolgen, als für den Aſtronomen ſich unaufhörlich mit Beobachtungen und Meſſungen des veränderten Standes der Geſtirne zu beſchäftigen.

Zuletzt wäre eine neue Wanderung anzuſtellen, um die Reihe der Klimate an dieſem Vater der Ströme näher kennen zu lernen. An den Quellen des Miſſiſippi dauert der Winter über ein halbes Jahr; unterhalb der Antonsfälle bis zum Miſſouri, in der obern Hälfte etwa 3 Monate, in der untern Hälfte etwa 1½ Monat. Vom Miſſouri bis zum Arkanſas nimmt er bis zu Einem Monat ab, vom Arkanſas bis zum Rothen Fluße bis zu 3 Wochen, und zu Neuorleans iſt er ganz verſchwunden. — Hinſichtlich des Klimas am Miſſouri berichtet man, daß die erſten hundert Meilen jenſeits des Miſſouri-Staates keine beſondere Aenderung zu ſpüren ſey. Dann aber ſteigt die Höhe des Bodens; und der Fuß des Felſengebirges ſoll gegen 4000 Schuh über der Meeresfläche ſeyn, was natürlich ſehr auf die Temperatur einwirkt, die am oberen Miſſouri ſelbſt im Sommer zuweilen Schnee und Froſt zuläßt. Die Bevölkerung dürfte ſich deshalb in der erſten Zeit den Miſſouri entlang nicht wei-

ter als zu der Krümmung, wo sein Lauf gerade von Norden kommt, ausdehnen, und dann an den westlichen Seitenflüssen fortgehen.

Einundzwanzigster Auszug.

Bey den einladenden Schilderungen des Mississippi-Gebietes darf ein treuer Berichtgeber nicht verschweigen, wie die armen Bewohner von Neu-Madrid es kennen gelernt haben. Es ist jüngst ein Buch erschienen unter dem Titel: »recollections of the last ten years passed in the valley of the Mississippi by Thimothy Flint, Boston 1826«, worin ich, Seite 219, einen Brief finde, den ich theilweise übersetze und diesem Tagebuche einverleibe.

»Die Gegend von Neu-Madrid ist die südliche Grenze des »Missouri-Staates, der hier an das Arkansas-Gebiet stößt. »Wir kamen dort um die Mitte des December im Jahre 1819 »an. Der Winter begann mit Strenge und der Mississippi »war so niedrig, daß das Boot, welches meine Familie vom »Arkansas brachte, obgleich es nur eine Tiefe von dreyßig Zoll »bedurfte, beständig an Sandbänke stieß. Und was die Schwie»rigkeiten noch mehr erhöhte, es zeigte sich Eis im Strome, »so daß es unmöglich schien, weiter hinauf bis nach St. Char»les am Missouri zu gelangen. Wir beschlossen deshalb den »Winter über in Neu-Madrid zu bleiben, und wir hatten das »Vergnügen, dort einige liebenswürdige Familien zu finden, »mit welchen wir die wenigen Monate sehr angenehm zu»brachten.

»Diese Gegend ist in mancher Hinsicht interessant. Es »ist ein schöner Strich Landes, meist Alluvial-Boden, »sehr fruchtbar *) und anziehend, größtentheils mit Hochwald »bedeckt. In letzterm Betracht ist die Gegend südlich des Mis»souri von der nördlichen wesentlich verschieden. Hier südlich »des Missouri ist vom Missisippi an, für zwey hundert Mei»len gegen Westen, fast nichts als Waldland. Wenige kleine »Alluvial-Savannen sind die einzigen Ausnahmen. Es gibt »indeß viel schlechtes mit Gesträuchern bedecktes Land darun»ter, was vom Savannen-Lande sehr verschieden ist. Bey »Neumadrid sieht man, die sogenannte große Savanne ausge»nommen (grand Prairie), in jeder Richtuug meilenweit nichts »als Wälder von allen Arten jener in diesen Strichen so ge»wöhnlichen großen Baummassen, wozu auch der Tulpenbaum »gehört, einer der größten und höchsten. An einigen neuen »Arten von Bäumen und Lianen und neuen Arten sehr schö»ner Stauden bemerkt man die Annähernng zu einem südli»chern Klima. Doch auf die traurige Periode der Erdbeben zu »kommen.

»Nach sämmtlichen miteinander verglichenen und berich»tigten Erzählungen behaupte ich, daß diese Erdbeben, wo »die Stöße am stärksten waren, in der furchtbaren Erhebung »des Bodens alles übertroffen haben, was man von solchen »Erscheiuungen kennt. Ich glaube nicht, daß das Publicum »jemahls eine richtige Vorstellung von der Heftigkeit der Er»schütterungen erlangt hat. Wir sind gewöhnt, sie nach den »umgestürzten Gebäuden und der Zahl der Umgekommenen zu »bemessen. Hier war nur eine spärliche Bevölkerung. Die »Häuser waren (glücklicher Weise) von Baumstämmen und »schwerer umzustürzen, als eins gebaut werden kann. Und »doch ging es sehr übel. Ganze Strecken Landes sind in den »Missisippi gefallen. Die Gräberstätte von Neu-Madrid mit

*) rich ist der gewöhnliche Amerikanische Ausdruck für die natürliche Fruchtbarkeit.

»allen ihren schlafenden Inhabern versank in das Strombett. »Die meisten Häuser stürzten zusammen. Breite Seen von zwan»zig Meilen Länge entstanden in einer Stunde. Andere Seen »versiegten. Die ganze Gegend zu der Mündung des Ohio in »einer Richtung und zu dem St. Francis-Flusse in der an»dern, war in solchen Convulsionen, daß Seen und Inseln »entstanden, deren Zahl noch nicht ganz bekannt ist, — daß »eine viele Meilen große Strecke, nahe bey der kleinen Sa»vanne (little Prairie), vier Fuß hoch mit Wasser bedeckt »wurde, und als das Wasser verschwand, eine Lage Sand »von gleicher Höhe zurückblieb. Die Bäume rissen in der »Mitte durch, schlugen gegen einander, und noch sieht man »deren über weite Räume, die in jeder Neigung gegen den »Boden stehen. Man beschrieb mir die Bewegungen der Erde, »wie Wellen, die an Höhe zunahmen jemehr sie fortrückten; »und wenn sie eine furchtbare Höhe erreicht gehabt, sey der »Boden geborsten, und aus den Spalten eine große Masse »Wasser, Sand und Kohlen emporgestiegen, so hoch wie die »Gipfel der höchsten Bäume. Ich habe über hundert dieser »Schlünde gesehen, die obgleich in einem lockern angeschwemm»ten Grunde und bereits sieben Jahre alt, noch von einer schau»rigen Tiefe sind. Es muß eine schreckliche Scene gewesen »seyn, in diesen dichten Wäldern, in der finstersten Nacht, meh»rere Fuß tief durch ausgetretene Gewässer vor Erschütterun»gen zu flüchten, die sich nach wenigen Stunden stäts wie»derhohlten, mit einem Getöse, das gleich fürchterlich war »für alle lebende Wesen. Die Hausthiere schaarten sich um »die Gruppen der mit Vernunft Begabten und schienen Schutz »oder Gemeinschaft der Gefahr zu fordern. Die Vögel der »Wälder verloren ihren Flug und flatterten zu dem Busen der »Menschen, ihren Leidensgenossen in diesen allgemeinen Zuckun»gen der ganzen Natur. Einige Personen sanken in jene »Risse, wurden aber durch Wunder der Vorsehung gerettet. »Eine andere starb vor Schrecken. Eine dritte kam jämmer»lich auf einer Insel um, welche durch Einsinken und Ueber»schwemmung des Bodens umher, entstand. Man fand später

»den Hut und die Kleider. Wieder andere wurden sammt »ihren Booten in die Tiefe des Missisippi versenkt. Nahe »beym Dorfe Neu-Madrid wurde gar der Lauf dies»ses mächtigen Stromes selbst, durch einen Riß »im Boden unterbrochen, und es entstand ein Rück»fluß der untern Gewässer, der in kurzer Zeit »eine Menge Fahrzeuge stromaufwärts zog und »ans Ufer warf.

»Die Zahl der Stöße war sehr groß, aber zwey Reihen »von Erschütterungen waren besonders heftig, und weit schreck»licher als die übrigen. Man berichtet, daß die Stöße sich »deutlich in zwey Arten unterschieden, in horinzontale und »perpendiculäre. Die letzteren wurden von jenen Explo»sionen begleitet, und ein furchtbares Getöse ging ihnen vorher. Aber sie waren keinesweges so zerstörend, als die ersteren. »Bey diesen stürzten die Häuser ein, die Gipfel der Bäume »wogten zu einander, der Boden sank, und alle verwüstenden »Erscheinungen waren mehr sichtbar.

»Mitten unter den Erschütterungen gab es einen sehr »schönen heitern Abend, an welchem der westliche Hori»zont in einem beständigen Glanze von Blitzen blieb, wobey »man das wiederhohlte Tosen eines unterirdischen Don»ners hörte, was, wie die Blitze, unterhalb des Horizontes »zu entstehen schien. Man hat bemerkt, daß diese Nacht mit »dem unheilvollen Erdbeben von Carracas zusammentraf.

»In der Zeit solcher Schreckensscenen wurden alle Reli»gionen, die der Katholiken wie die der Protestanten, zu ei»ner einzigen, und dieser wendeten sich auch die Freygeister »zu. Zweyhundert Personen, theils Engländer, theils Fran»zosen, theils Spanier, drängten sich dicht zusammen, mit »blassen Gesichtern, die Mütter ihre Kinder umfassend. So »bald die Vorzeichen erschienen, so bald die Luft etwas dunk»ler wurde, wie von einem plötzlichen Nebel im Osten, erho»ben sie sammt und sonders in ihren verschiedenen Sprachen »und Formen, aber alle in dem schauerlichsten Ernste, ihre »Stimme zum Gebet.

»Wenn die Erschütterungen begannen, so war der allge»meine Trieb, zu entlaufen; aber wenn die Bewegung der »Erde am heftigsten war, so wurde man fast bey jedem »Schritte niedergeworfen. Ein angesehener Franzose erzählte »mir, bey dem Fliehen aus seinem Hause, dem größten im »Dorfe, sey ein Kind vermißt worden, er habe deshalb ver»sucht die Gallerie hinaufzusteigen, und auf diesem We»ge sey er ein Dutzend Mahl niedergefallen. Die ver»ehrungswürdige Dame, in deren Hause wir wohnen, »wurde aus den Trümmern ihres Gebäudes hervorgezo»gen. Sie hat alles verloren, was zerbrochen und zerstört »werden konnte.

»Die Bewohner der kleinen Savanne (little Prairie) büß»ten so viel ein, daß sie ihre Niederlassung, welche aus hun»dert Familien bestand, die einen sehr fruchtbaren Boden be»saßen, verließen. Als ich vorbey kam, und Halt machte, um »die Spuren der Katastrophe zu betrachten, waren die Erd»risse noch deutlich genug zu sehen, und die ganze Gegend »war zwey bis drey Fuß hoch mit weißem Sande bedeckt. »Dieser Sand war reichlich mit rothem Eisenstein und Stein»kohlen vermischt. Nur zwey Familien waren zurückgeblieben. »In dem ersten Paroxism scheint man die Richtung zu den fünf »und zwanzig (Englische) Meilen fernen Hügeln genommen zu ha»ben. Aber die Tiefe des Wassers hemmte die Flucht sehr bald. »Es waren alle ununterrichtete Grenzwald-Menschen (back woods»people), die an langes Ueberlegen nicht gewöhnt sind. Und doch »ist es merkwürdig, wie überlegt sie verfuhren, als die Furcht »ihre Geisteskraft concentrirte. Sie bemerkten, daß die Erdrisse »in die Richtung von Südwest nach Nordosten fielen. Die »Risse waren breit genug, nicht bloß Menschen, sondern ganze »Häuser zu verschlingen, und es entstanden ihrer in der Ausdeh»nung von einer halben Meile manche. Was thaten die Men»schen nun? Sie fällten die höchsten und schlanksten Bäume »quer über jene Längen-Richtung, und setzten sich selbst auf »die Stämme. Dieser Erfindung verdankten alle ihre Ret»tung. Denn mehr als ein Mahl spaltete sich die Erde gerade

»unter den gefällten Bäumen. Vieh und Ernte ging freylich »größtentheils verloren. Dasselbe geschah auch in Neu- »Madrid. Man wagte nicht länger in den Häusern zu woh- »nen und brachte den Winter, wie auch den folgenden, nach der »Weise der Indianer zu, im Freien und in Buden von Baum- »rinde, die so leicht sind, daß sie beym Umsturze kein Leben »gefährden.

»Es wurde bey der Mündung des Bayou, welches Flüß- »chen den Hafen von Neu-Madrid bildet, eine solche Menge »von Trümmern zerstörter Boote ans Ufer geworfen, daß es »Lebensmittel aller Art in Fülle gab. Mehl, gesalzenes Rind- »fleisch, gesalzenes Schweinefleisch, Speck, Butter, Käse, »Aepfel, kurz alles, was den Strom hinunter gebracht zu wer- »den pflegt, war in solcher Masse da, daß es kaum einen »Preis hatte. Manche Boote, die glücklich in den Hafen ge- »kommen waren, wurden von ihren erschrockenen Eigenthü- »mern für Kleinigkeiten verkauft. Die Erschütterungen dau- »erten nämlich jeden Tag fort und die Eigenthümer glaubten, »die ganze untere Gegend sey versunken; weshalb sie froh wa- »ren, so schnell als möglich nach oben zurückkehren zu können. »In der That waren auch viele Inseln versunken und neue »hatten sich erhoben, so daß das Strombett sehr verändert »worden ist.

»Die Regierung faßte einen Beschluß, wodurch den Bewoh- »nern dieser Gegend erlaubt wurde, dieselbe Ausdehnung, »welche sie hier besessen, in irgend einem andern Theile des »Missouri-Gebietes (damahls gab es noch keinen Missouri- »Staat) unter den öffentlichen Ländereyen auszuwählen. »Indeß geriethen die Verleihungen meist in die Hände von »Speculanten und nutzten den Beschenkten selbst wenig. »Bey meinem jetzigen Aufenthalte hat dieser, früher so ebene, »so fruchtbare, so schöne Strich den allertraurigsten Schein »von Zerstörung, wobey die Spuren des vormahligen An- »baues und der Bewohnung nur als Monumente der Verö- »dung und Auswanderung erscheinen. Große und schöne Obst- »gärten unumzäunt, Häuser unbewohnt, tiefe Erdschlünde,

»das bildet jetzt die Gestalt der Gegend. Und dennoch haben »sich die Menschen nach und nach so an schwächere Erdbeben, »welche keinen besonderen Schaden verursachen, gewöhnt, daß »der Boden-Werth wieder zu steigen beginnt, und Neu-Ma»drid selbst allmählig wieder aufgebaut wird, aber mit leich»ten Wohnungen, wie sie sich für die Besorgnisse der Eigen»thümer schicken.« —

Von solchen schauerlichen Dingen hat man am Ohio und am Missouri fast gar nichts empfunden. Selbst in St. Genieve, etwa 25 Deutsche Meilen oberhalb Neumadrid, soll kein einziges Gebäude beschädigt worden seyn. Ja nicht einmahl in Cape Girardeau, was gegen 10 Meilen davon ist. Nur hin und wieder stürzten Schornsteine ein.

Zweyundzwanzigster Auszug.

Hätten wir an der atlantischen Küste gewußt, wie theuer die gewöhnlichen Haus-, Acker-, Zimmer- und Schreiner Geräthe hier sind, von den Luxus-Sachen nicht zu reden, so würden wir statt Silber, Eisen mitgebracht haben. Wenn man auch, ohne einen förmlichen Laden zu eröffnen, nicht viele Waaren absetzen kann, so gehen sie doch rasch als Tauschartikel weg, für Vieh, Victualien und als Lohn für Dienste zur Einrichtung von Hofstätten. In Baltimore waren z. B. Aexte für 3/4 Dollar zu haben, welche die hiesigen Arbeiter sich gerne für 2 1/2 und 3 Dollars berechnen lassen. Ein Aehnliches gilt von den Reitsätteln sammt Gebiß. Für zwey bis drey Sättel, die in Baltimore das Stück fünf bis sechs Dollars kosten, ist hier ein brauchbares Pferd einzutauschen. Der Transport

von Baltimore und Philadelphia hat gar keine Schwierigkeit. Umgekehrt ist hier das Pelzwerk weit wohlfeiler, als an der atlantischen Küste. Für eine gegerbte Bärenhaut (mit schwarzen schlichten Haaren) fordert man 1¼ — 1½ Dollars, für eine gegerbte Büffelhaut 4 bis 5 Dollars. In Baltimore oder Philadelphia kostet die erstere 4 bis 6 Dollars, die letztere 13 bis 15 Dollars. Ich lasse mir zum Frühstück gewöhnlich Waffeln backen, die mit säuerlichem Rahm so schnell fertig sind als der Kaffee. Das Eisen hiezu mußte ich mit 2½ Dollars bezahlen. Feine Möbeln, als Tische, Bettstellen sind eben so theuer. Der allergemeinste Stuhl, der in Europa kaum einen Gulden kostet, kostet hier einen Dollar. Die künftigen Einwanderer aus Deutschland müssen darauf aufmerksam gemacht werden, damit sie wenigstens für ihren eigenen Bedarf von Europa oder von Baltimore und Philadelphia mitbringen. In Neuorleans sind diese Gegenstände schon zu theuer.

Wir haben auch den Fehler gemacht, daß wir nichtgl eich eine provisorische Wohnung aufführen ließen, sondern eine bessere aus behauenem Holze verlangten. Da wir einmahl Land angekauft hatten, so wäre es rathsam gewesen, uns so schnell als möglich auf unserem eigenen Grunde unter Dach zu bringen. Alles Andere gibt sich dann weit leichter. Für ganze Familien dürfte es meist noch dringender seyn, auf eigenem Boden unter Dach zu kommen. Jedoch soll sich niemand verleiten lassen ein zu großes Stück anzukaufen, um sich die spätere bessere Wahl nicht abzuschneiden. Einer einwandernden Gesellschaft von etwa zehn bis zwölf Familien wüßte ich keinen besseren Rath zu geben, als gemeinsam etwa 240 bis 320 Acres zu erwerben, und ihre Wohnungen in etwa 3 oder 4 Gruppen zu errichten, so daß sie künftig als Wirthschaftsgebäude brauchbar blieben. Diese Vorsicht erlaubt ihnen, an die provisorische Wohnung das zu verwenden, was die Gesundheit und Bequemlichkeit erfordert, ohne daß sie bey der spätern definitiven Niederlassung viel einbüßen können. Eine oder zwey große Stuben würden bey dem milden

Klima für eine einzelne Familie vorerſt hinreichen. Sie könnten ſofort gut gedielt und mit einem guten Heerde verſehen werden. (Von Europa mitgebrachte leichte Holzöfen, ſammt langen Pfeifen, würden die Aufführung eines Schornſteines erſparen). Bey einer gehörigen Umzäunung des Hausplatzes und des Ackerfeldes und im Beſitze von Hausthieren, würden ſich die Coloniſten dann bald in ihrer neuen Lage ſo erleichtert fühlen, daß keine Uebereilung in der definitiven Anſiedlung zu befürchten wäre. *). Zugleich wäre ſehr zu empfehlen, Getreide-Handmühlen, die ſich auf Weizen ſowohl als auf

---

*) Im vorigen Jahre (1831) wurde mir vom Herrn Ludwig Evermann gemeldet, daß jetzt wöchentlich regelmäßig zwey Dampfſchiffe den Miſſouri hinauf bis Franklin fahren. Indeß ſey das Grundeigenthum ſeit den letzten Jahren nicht ſehr geſtiegen, ſo daß die Einwanderer noch faſt für dieſelben Preiſe würden kaufen können, wofür ich gekauft habe. Das veranlaßt mich zu der Bemerkung, daß das Steigen der Preiſe was nach einer Anzahl von 20 bis 30 Jahren mit Sicherheit zu erwarten iſt, innerhalb dieſes Zeitraumes keineswegs regelmäßig erfolgt. Oft ſind die Preiſe einige Jahre ſtationär, dann werden ſie plötzlich auf das Dreyfache und Vierfache getrieben (meiſt von Urſachen, die lange in der Stille vorbreitend wirkten). Was die Dampfſchifffahrt auf dem Miſſouri bisher hinderte, waren die im Strombette liegenden Holzmaſſen, worunter die Bäume, welche mit einer Seite auf dem Boden feſt liegend, mit der andern ſich ſchräge in die Höhe den Schiffen entgegenkehren (snags und sawyers genannt), die gefährlichſten ſind. Man ſprach ſchon zur Zeit meiner Anweſenheit von Summen, die der Congreß zur Reinigung des Flußbettes bis nach Franklin, auswerfen werde. — Die leichten Holzöfen kauft man wohl nirgend billiger, als an der untern Seine, woher ſie auch nach Paris gebracht werden. In Paris koſten die wohlfeilſten (von Blech) kaum 5 Franken, und für 12 Franken gibt's ſchon ziemlich niedliche.

Keine Kleider ſind dem Anſiedler aus Deutſchland nützlicher, als ein Mantel von dickem Bibertuche und ein Staubmantel von Baumwolle gegen die Gewitterregen. Die letzteren werden überhaupt häufig im inneren Amerika getragen. Sie ſind meiſt von dunkelbrauner Farbe und nach Art der tuchenen Mäntel gemacht, ſo daß der lange Kragen die Arme vollkommen gegen den Regen ſchützt.

Mais stellen lassen, mitzubringen. Für wenige Personen ist es kaum der Mühe werth, zu einer großen Mühle zu senden, wenn sie auch ziemlich nahe seyn sollte. Einige Familien haben Mörser. Allein das Mehl wird darin zu ungleich und zum Theil zu fein. Man findet hin und wieder Baumstämme, die durch aufgelegte Kohlen zu einem solchen Mörser ausgehöhlt worden sind. Der Stößel hängt dann darüber an einer Stange, die sich auf und nieder bewegt; was auf den Fremdling aus Europa einen seltsamen Eindruck macht.

Dreyundzwanzigster Auszug.

Daß die Nordamerikanischen Wälder zu stillen Betrachtungen gut sind, begreift jeder Europäer wenn ihn nicht etwa die Gedanken an das Tomahawk der Indianer und an die Klapperschlangen beunruhigen. Allein deshalb braucht man nicht über den Ocean zu reisen. Es gibt auch noch in Europa Stellen, wo sich ein Einsiedler-Leben führen läßt. Das ist nicht zu läugnen. Aber schwerlich würde man irgendwo in Europa einen solchen Stoff zu stillen Betrachtungen finden, als im innern Nordamerika. Ich rede nicht von dem großen Gebiete der sogenannten Naturforschung, die, wie sie ihre Richtung überhaupt mehr in die Weit als in die Tiefe genommen hat, auch an den Menschen sich nur mit den Aeußerlichkeiten befaßt *). Nein, gerade

*) Zum Aufspüren des Wunderbaren tauge ich nicht, wie sich schon daraus ergibt, daß ich bis jetzt noch nicht einmahl die Lilliputt'schen Gräber besucht habe. Wahrhaftig, die Lilliputter sollen nicht bloß im Hirne von Swift existirt haben. Hier im Missouristaate

was man am wenigsten in Europa vermuthet, man trift hier einen Vorschub zum Nachdenken über die innere Natur der Europäischen Menschen, wie nirgend unter den vielen Millionen von Europäern selbst. Ich konnte mir schon vor meiner Reise vorstellen, wie wichtig zur Beurtheilung des Europäischen Lebens ein Stand außerhalb Europa seyn müsse. Auch hielt ich wegen der Vergleichungen Nordamerika für diesen Stand am geeignetsten. Aber ich war doch ferne davon klar zu erkennen, was sich hier für eine Prüfung darbietet, worüber man sich in Europa so lange vergebens gestritten hat als Schulen gewesen sind, nämlich für die Prüfung der National-Verschiedenheiten der Europäer. Das beste Experiment, was sich dafür wünschen läßt, ergibt sich in Nordamerika von selbst. Wer würde es nicht, für ein sicheres Resultat zweckmäßig achten, aus jedem Europäischen Volke eine gewisse Zahl von Individuen als Muster in einen Kreis zu schaffen, wo es ihnen weder an Raum noch Reiz gebräche, ihr Inneres frei zu äußern? Nun ist aber Nordamerika das Land, wo sich alles findet, was zu einem solchen Kreise gefordert werden mag. Und es kommen auch noch immer aus sämmtlichen Europäischen Völkern Einwanderer genug an, von deren Eigenheiten man mit leichter Vorsicht auf die Eigenheiten ihrer Brüder in der alten Heimath schließen kann. Hier ist das Gebiet, wo es keinem unter ihnen an Raum und Reiz fehlt, sich ganz so zu zeigen, wie er ist, und Seiten auswärts zu kehren, die er in Europa die mannigfachsten Gründe hatte, verdeckt zu halten. Spanier, Franzosen, Deutsche, Holländer, Dänen, Schweden, Engländer, Schotten und Irländer, alle erscheinen hier wie auf einem gemeinsamen Welttheater, und haben

---

am Merrimack-Flusse sollen Tausende von Gräbern mit menschlichen Gerippen von nicht mehr als vier Fuß Länge seyn. In Cincinnati hat man gar in tiefer Erde ein kleines wie für einen Esel bestimmtes Hufeisen entdeckt. Welcher Stoff für Hypothesen!

für ihre Rollen eine Freiheit, wie das Vaterland sie weder gestatten darf noch kann.

Ich verhehle es nicht, daß ich der verschiedenen Art, wie hier die Europäer auftreten und fortleben, um so lieber meine Aufmerksamkeit widme, weil es mir gelingt, ein erfreuliches Resultat für die Deutschen herauszubringen. Es ist wahr, wenn man vom Deutschen Leben das sucht, wozu eine höhere Erziehung und Reichthum gehört, so fällt die Ernte sehr dürftig aus; weil eben aus Deutschland am wenigsten Wohlerzogene und Reiche nach Amerika eingewandert sind. Allein man blicke auf die Basis, auf dasjenige, welches als der Keim von allem zu betrachten ist, was Erziehung und äußere Reize nur zur Entfaltung fördern. Die sämmtlichen Europäischen Völker sind so ziemlich in derselben Entwicklungsperiode. Aber das entscheidet noch nicht über die Güte des sich entwickelnden Kernes. Wie Individuen von gleicher Entwickelungsstufe sich durch Krankheiten und Gebrechen sehr unähnlich werden können, so können es auch ganze Völker. Man muß zugeben, daß mit dem rechten Maaßstabe gemessen die Deutschen unter den Europäern nicht gerade voranstehen. Die Engländer, ja selbst die Franzosen sind ihnen vielleicht einige Schritte vor, was größtentheils von den äußern Reizen herrührt, welche die geographische Lage der Länder jener Völker vor Deutschland voraus hat. Aber ich wiederhohle: damit ist noch nicht über die Güte der sich entwickelnden Keime entschieden; so wenig als man daraus, daß ein Individuum der Reife des männlichen Alters näher ist als ein anderes, auf die Keimkraft beyder schließen wird. Wie der einzelne Mensch oft nur der Jahre bedarf, um einen Mitmenschen, der ihm überlegen ist, weit zu übertreffen, so geht es auch mit dem Verhältnisse der geistigen Kräfte ganzer Völker. Nichts ist gewöhnlicher, als daß bey dem Urtheile über die Cultur dieß ganz und gar vermengt wird. Bey Vergleichung der Individuen geschieht es zwar nicht, allein desto öfter bey Vergleichung der Völker; wovon der einzige Grund ist, daß man bey den Völkern

die Entwickelungsbahn nicht so erkennt, wie bey den Individuen.

Was mir hier die Vergleichung der Europäer liefert, ist erstens, daß kein Europäisches Land sich besserer Keime zu einer guten menschlichen Entwickelung rühmen könne, als Deutschland; zweitens, daß die wirkliche Entwickelung in Deutschland noch am wenigsten aus der Bahn gewichen sey, und daß sich in den Deutschen Köpfen im Allgemeinen weniger Verzerrtes finde als in anderen Europäern. Dieß läßt sich in Nord-Amerika sehr leicht bemerken an dem verschiedenen Auftreten der Einwanderer. Manche Engländer und fast alle Franzosen bringen Richtungen mit, worüber der neue Kreis lange Zeit nichts vermag, wogegen der Deutsche weit unbefangener ankommt. In Europa hat uns der Mangel einer bestimmten Richtung viel Tadel zugezogen. Allein wie bey Individuen eine frühe Bestimmtheit gewöhnlich zur Verzerrung führt, und für die Jugend eine lange Unentschiedenheit durchaus naturgemäß ist, so verhält es sich auch mit derjenigen Entwickelung, die durch die Folge der Generationen statt hat. In Amerika bekundet sich dieser unser Vorzug so stark, daß alle andere Europäer in dem Lobe der Deutschen Colonisten übereintreffen *). Wenn ich

*) Wie in jedem Lande von Millionen Bewohnern, so wird auch bereits in den V. St. von National-Eigenheiten einzelner Staaten (Provinzen) gesprochen. Allein sie bedeuten noch weniger, als die Verschiedenheiten, welche man in Deutschland den Territorien beymißt. Einem Fremden sind sie gar nicht sichtbar; und wie diejenigen sie schildern, welche Lärm davon machen, sind sie überhaupt nicht vorhanden. Man weiß, daß auch in Deutschland jedes Dörfchen dem andern Eigenheiten vorwirft, die aber nur dem wichtig dünken, dessen Standpunkt einen allgemeinern Ueberblick ausschließt. Trotz allen Spottnamen von Yankee's und Buckskins (Bockshäuten, weil manche Bewohner des Südens und Westens Kleider von Hirschleder tragen) findet der Europäer weit weniger Verschiedenheiten unter der weißen Bevölkerung in dem ganzen Gebiete der V. St. als in irgend einem der größeren Reiche der alten Welt.

also besorgte, in meiner Prüfung durch Partheylichkeit irregeleitet zu werden, so war das Urtheil der eingewanderten Briten selbst geeignet, mich zu beruhigen. Wer kennt das Lob nicht, was die Franzosen Volney und Brissot den Amerikanischen Deutschen geben? Kurz, meine Ansicht ist: Die Europäer sind sämmtlich noch nicht auf der Culturstufe, worauf die ersten Völker des Alterthumes waren. Um weiter zu gelangen, bedürfen sie theils Keimkraft, die sich ferner entwickeln kann, theils müssen sie von mancherley Verzerrungen befreiet werden. Und für beyde Bedingungen scheint mir das Deutsche Volk einen nicht geringen Vorzug vor den andern Völkern, und insbesondere auch vor den Briten, zu genießen. Mein Urtheil hat es also damit zu thun, was aus den Europäern werden könne und die Beurtheilung ihres gegenwärtigen Zustandes bleibt dem untergeordnet. Woran es den Deutschen aber hauptsächlich fehlt, das ist jetzt der geographische Raum. Ich sage »jetzt«. Wie dicht die Menschen zusammenleben müssen, ist keineswegs eine einfache Frage, wofür sie von den Politikern sorglos gehalten wird. Es kommt dabey auf etwas mehr an als auf Rücksichten der Staatsökonomie. Der Standpunkt, wovon zu entscheiden ist, muß durchaus den allgemeinsten Ueberblick gestatten, und das thut keiner, als der die Entwickelung zum Hauptaugenmerk hat. Für Kinder paßt ein Isoliren kaum auf Stunden. Mit dem Heranreifen zum Mannesalter ändert sich das, wie jedermann an sich selbst erfährt. Dieß hat man nur auf die Entwickelung der Völker anzuwenden, um wenigstens einzusehen, daß die Zahl der Bewohner eines Landstriches nicht zu steigen braucht, und dennoch später von Uebervölkerung die Rede seyn könne, worüber man früher nicht zu klagen hatte. Ob der äußere Kreis für einen Menschen groß genug sey, hängt gewißlich von den Bedürfnissen des Menschen ab. Wie aber, wenn die Bedürfnisse sich mit der Entwickelung der Völker auf eine ähnliche Weise ändern, als die der Kinder mit dem

Heranwachsen? Ueber Dergleichen sind die Politiker noch so in Verwirrung und Dunkelheit, daß die ausführlichsten Erörterungen vorerst nicht auf das Practische wirken werden. Wer kennt denn die allgemeine Entwickelungsbahn, welche über die Entwickelung aller Völker herrscht? Wer hat die Bedürfnisse, welche mit den verschiedenen Stufen dieser Bahn zusammenhängen, untersucht? Eine Menge Statister preisen, was in Europa für den Volksunterricht geschieht; allein von den nothwendigen Wirkungen dieses Unterrichtes ahnen sie so wenig, daß sie dieselbe äußere Lage so gut für die Kinder passend halten, wie für die Väter, und wenn die Kinder klagen, in Vorwürfe über Ungenügsamkeit und andere Untugenden ausbrechen, ohne im mindesten zu bedenken, daß die fortschreitende Entwickelung die menschliche Natur und ihre Forderungen, wider den Willen der Menschen selbst, verändert. Was nutzt es den armen Kindern, daß die äußere Lage eben so gut ist, wie die der Väter war, wenn es sich ohne ihr Zuthun in den Köpfen verändert hat, und jetzt eine Menge Gebrechen sichtbar geworden sind, welche die Väter nicht quälten, weil sie sie nicht sahen?

Vierundzwanzigster Auszug.

Ich war fast in Gefahr, mich über den Gegenstand des vorigen Blattes in eine förmliche Abhandlung zu verirren, als mein Nachbar Nathan Boone hereintrat. Es ist der Sohn jenes in der Culturgeschichte der Mississippi-Länder so berühmten Daniel Boone, der vor einigen Jahren nicht

weit von hier gestorben ist. Er sprach mir viel vom Osage-Flusse und seinen Vorzügen für Ansiedelungen in Masse. Ich gedenke eine Reise mit ihm hin zu machen. Dieser Fluß muß über 500 Englische Meilen schiffbar seyn und oben mit dem Arkansas nahe zusammentreffen. — Indeß wenn von der Schiffbarkeit der hiesigen Flüsse die Rede ist, so hat man wohl nachzufragen, ob sie bloß von der Fluthzeit zu verstehen sey. Denn es gibt hier sogenannte schiffbare Flüsse, deren Bett im Sommer und Herbste fast ganz trokken ist. Die Indianer pflegten die trockenen Flußbetten von jeher als Wege zu gebrauchen. — Ich glaube, daß die Gegenden am obern Osage sich vortrefflich zum Weinbau eignen, da sie viele Hochland-Wiesen enthalten und die Sommernächte dort nicht so kühl seyn sollen, als in den Wäldern des Missouri-Thales. Auch für die Cultur der Baumwolle mag es dort besser seyn, als im ganzen übrigen Missouri-Staate. Der Hauptzweig des Osage berührt den 37. Breitengrad. Man schätzt die Entfernung seiner Mündung von der Vereinigung des Mississippi und Missouri auf 120 Englische Meilen.

Doch das ist es nicht, was ich mir bemerken wollte. Es sind die Gedanken über die Meinungen der Europäer von der Cultur solcher Männer wie Boone und Andere, die ihr ganzes Leben, wie man sich ausdrückt, in den Wildnissen zubringen. Nathan Boone hat zwar von seinem Vater die Eigenschaften eines großen Jägers geerbt. Aber sein Gewerbe als Staatslandmesser veranlaßt ihn mehr, in die Wildnisse vorzudringen, als die Jagdlust. — Er ist jetzt beauftragt, Gegenden zwischen dem Weißen Flusse und dem Arkansas zu vermessen, die vielleicht noch kein Europäisches Auge gesehen hat. Ich gestehe, daß ich Lust spüre, ihn auf dieser Expedition zu begleiten. Er nimmt einige Diener mit, die auf Pferden ein Zelt und Victualien nachbringen, um vielleicht vier bis fünf Monate lang ferne von allen menschlichen Wohnungen zu leben. Die Victualien sind: Mehl, Kaffee, Zucker, getrocknetes Obst und Rum oder Franzbranntwein. Das Fleisch

muß die Jagd liefern. Die Arbeit fordert, genau der Richtung der Bouſſole nach Hunderte von Meilen mitten durch das Dickicht der Wälder und Geſtrüppe vorzuſchreiten, wobey es begreiflich an Abentheuern nicht fehlen kann. Uebrigens werden ſolche Aufträge gut bezahlt, und Boone verdient oft in drey bis vier Monaten gegen 1500 bis 2000 Dollars. — Es würde freilich hinreichen, mit Perſonen wie Boone wenige Stunden zuſammen zu ſeyn, um von den Einbildungen von Rohheit zurückzukommen. Allein da ſelten ein Europäer hieher gelangt, ſo hängt Alles von den Schilderungen der Amerikaniſchen Schriftſteller ab, die bisher meiſt an der atlantiſchen Küſte lebten, eben ſo ſelten hieher kamen, und über menſchliche Natur und Entwickelung an ſich, nicht klarer dachten als die Europäer. (Ich zweifle nicht, daß einige Gelehrte eine ſolche Aeußerung übel nehmen könnten; aber ich zweifle auch nicht, daß die Gelehrten des Mittelalters ſie gleichfalls würden übel genommen haben). Ja, außer den Europäiſchen Vorurtheilen, ſcheint in den atlantiſchen Staaten dieſes Continentes noch Neid gegen das raſche Aufblühen der weſtlichen Staaten mit Schuld zu ſeyn, daß man die Neigung zur coloniſirenden Ausbreitung nur auf Haß gegen die Schranken von Humanität und Cultur zu deuten pflegt. Nichts iſt gewöhnlicher, als in Reden und Schriften derjenigen öſtlichen Amerikaner, die ſich als die wahren Vertreter der Humanität und Cultur betrachten, auf verachtende Aeußerungen von backwoods people, squatters und trappers zu ſtoßen. Verworrene Köpfe, die von der Cultur und den Wiſſenſchaften mehr im Gedächtniſſe haben, als ihr Hirn verarbeiten kann, Menſchen, die an literäriſchen Eruditäten leiden — welcher Zuſtand mit dem analogen Zuſtande der Verdauung auch das ähnlich hat, daß das Hirn davon widerwärtig aufgetrieben wird — gibt es in der neuen Welt ſo gut als in der alten; und der Wahn, durch Verkleinerung Anderer ſich ſelbſt erhöhen zu können, liefert auch in der Amerikaniſchen Literatur die poſſierlichen Beyſpiele, daß ein Duns ſich anſtrengt, Verachtung gegen ſeine Mitmenſchen zu erkünſteln, um ſich ſelbſt dadurch emporzuſchrau-

ben. Dazu kommen noch die religiösen Hirngebilde, wonach eine Menschenclasse, die nicht regelmäßig jeden Sonntag eine schulgerechte Auslegung der Bibel zu hören das Glück hat, teufliſch roh ſeyn muß, und wenn ſie auch keine Spur von allen jenen Trug- und Wucher-Künſten hätte, welche ſich mit der Frömmigkeit Amerikaniſcher Heiligen ſo bequem vertragen als Europäiſcher.

Wahrlich, man kann den Widerſtreit zwiſchen dem, was heut zu Tage für Cultur gilt, und der eigentlichen Quelle des friſchen geſunden Erdenlebens nicht beſſer erkennen, als an dem Contraſte des Treibens ſolcher Kritiker mit dem Gedeihen des von ihnen verachteten backwoodspeople. Faſt ſo oft ich meine Nachbaren vor mir ſehe, frage ich mich, worin dieſe Leute ſich denn von jenen Europäern und Amerikanern, die über die Rohheit der Hinterwald-Menſchen die Achſeln zucken, unterſcheiden. Ich geſtehe, daß ich die Vorzüge der Tadler höchſtens in einigen Aeußerlichkeiten und Formen finde, die ſich dem jämmerlichſten Tropfe beybringen laſſen, und eine elende Ausgleichung abgeben, gegen die gewöhnliche Aufopferung des Kernes; eines Kernes der dem Bunde Sprößlinge ſchenkt, die ohne je Europäiſche Kriegsheere geſehen zu haben, von den friedlichen Arbeiten ihrer Aecker und Wälder in Reihe und Glied gerufen, im erſten Zuſammentreffen, die Schaaren Wellington's beſiegten. Die Schlacht bey Neworleans am 8. Jänner 1815 iſt ein neuer Beweis, was Männer, die für ihren Heerd fechten, gegen die beſten Soldkrieger vermögen. Es iſt ein Seitenſtück zu den berühmten Schweizerſchlachten im 14. und 15. Jahrhundert. Etwa 4000 Landleute ſtellten ſich, unter der Leitung des Generals Jackſon, dem ſtürmenden Andrange von 9000 Engländern, die wegen ihrer ruhmvollen Feldzüge in Spanien ſich ſelbſt die Unüberwindlichen nannten, mit einer ſolchen Kaltblütigkeit entgegen, daß ehe die angreifenden Colonnen bis zur Bruſtwehr gekommen waren, ſchon ein Drittheil auf dem Wahlplatze lag. Vergebens eilte der Oberbefehlshaber, Sir Edward Packen-

ham, an die Spitze der Stürmenden, er fiel tödtlich verwundet und mit ihm eine Menge anderer Offiziere, wie die Generale Gibbs und Keane. Das thaten die Büchsen, die, wie die Engländer spottend sagten, bisher nur zum Tödten von Eichhörnchen und Hirschen gebraucht worden waren. Die Folge der Schlacht war ein schneller Friede.

Ich sage es nochmals, wie weit in dem Europäischen Leben die Verzerrung gediehen ist, kann man nur hier im Innern von Nordamerika kennen lernen. Denn nur hier findet man den Europäer der reinen Natur so gegenüber, daß sich deren Verhalten zu den Producten der gesellschaftlichen Entwicklung gehörig würdigen läßt; wofern nicht etwa die Reden von Culturträgern (die unter den neueren Völkern allerdings vorzugsweise in den Classen zu suchen sind, welche das Practische wenig achten) zu der Ansicht verleiten, daß die Verschiedenheit des practischen Getriebes der Europäer von dem Getriebe der Indianer, mit der Cultur nichts zu schaffen habe. Die, welche bisher am eifrigsten von einem naturgemäßen Leben und einem Naturzustande sprachen, waren am tiefsten in den Träumereyen verstrickt, als ob man, um sich einem solchen Leben zu nähern, Indianer werden müsse, das heißt, in der That das werden müsse, wofür das backwoodspeople von seinen Lästerern ausgeschrieen wird. Sie gebrauchten zwar das Wort „Kindlichkeit"; allein ihre verworrenen Deklamationen gegen alle Cultur gehen geradezu auf Wildheit, in dem dunkeln Wahne, als ob jedes Steigen der Entwicklung ein Abweichen von der Natur sey. Bey einer ähnlichen Verirrung war an eine nüchterne Prüfung der wirklichen Abweichungen aus dem Geleise der Gesundheit nicht zu denken. Dazu hätte die Erkenntniß gehört, daß die neuere Cultur, trotz ihren großen Gebrechen, dennoch ihre Vorzüge vor der Wildheit nirgend glänzender bewährt, als wo sie neben wilden Völkern in derselben jungfräulichen Schöpfung auftritt. Gerade in den sogenannten Wildnissen von Nordamerika werden außer den Verzerrungen, auch die Vorzüge der neueren Cultur sichtbar. Und so unglücklich in die-

sem schönen Gebiete von jeher der Zustand der Indianer gewesen ist, (was sich unter Anderem auch an ihrer finsteren Stimmung offenbart, die, nach glaubwürdigern Zeugnissen als von Schwärmern zu erwarten sind, nur durch bachantische Extase unterbrochen wird), so glücklich vermag der Einwanderer aus Europa hier zu leben. Wenn von allen männlichen Eigenschaften die ruhige heitere Festigkeit die Krone ist, und wenn nichts so sehr dieser Festigkeit widerstreitet, als Abhängigkeit in den ersten Bedürfnissen, so gebührt eben jenen verachteten Hinterwaldsleuten der Vorrang vor den Bürgern des freiesten Europäischen Volkes. Denn wie manche Bürger gibt es in Europa, die in froher Ueberzeugung zu sich selbst sagen können: „ich hänge nur von Gott und der freien Natur ab, nur von dem Boden unter mir und dem Himmel über mir?" So stolz dieser Spruch den Europäern klingen mag, unter den Colonisten am Ohio, Mississippi und Missouri, hat er so viel Wahrheit, daß ihm wenigstens von dem nichts fehlt, woran in Europa bey dem Worte „Unabhängigkeit" gedacht zu werden pflegt. So lange nicht jedermann die Arzeney- und Rechtswissenschaften studirt, bleibt immerhin eine Abhängigkeit von Aerzten und Juristen übrig; insofern muß sich auch der obige Spruch einer Limitation unterwerfen.

Die Verläumder des Backwoodspeople reden am meisten von seiner Unstätigkeit, weil es just der Colonisationsdrang ist, der einem herrschsüchtigen stätigen Philister am widerwärtigsten vorkommt. In der That ist auch in dem Mississippi-Gebiete kein Wort mehr im Schwange, als das „to move" (muwe). Es heißt im Wörterbuche: sich bewegen; hier aber versteht man darunter das Aufbrechen eines Colonisten. „I will move, he did move" („ich will meine Pflanzung verlassen und weiterwandern", „er hat seine Pflanzung verlassen, um weiterzuwandern") sind Redensarten die man überall hört. Gewöhnlich ziehen bestimmte Striche eine Zeitlang die ganze Masse dieser Muwer an. Im Ohiostaate war es die Gegend am Erie-See, welche zur Zeit unserer Durchreise die Köpfe beschäftigte.

Weiter war es Illinois und Missouri; in Illinois die Gegend am Sangomo, und im Missouri-Staate vorzüglich die sogenannten Boones-Licks (in Boone-County) und der Salt-River, der in den Mississippi fällt. An diesem Salzflusse sind bereits viele schöne Pflanzungen. Der Zug nach Boones-Licks sowohl als nach Illinois dauert noch ununterbrochen fort, und im Herbste wird der Weg durch Saint Charles nie leer von Colonisten-Wagen. Auch einer meiner Nachbaren spricht von seiner notion to move (Absicht zu verziehen). Ihn scheinen die neu entdeckten Bleyminen in Illinois am Rock-River und am Fever-River (oder Feve-River) anzulocken. Andere meiner Nachbaren haben den Plan, nach der Mexicanischen Provinz Texas auszuwandern, wo man mehrere hundert Acres umsonst erhält. Diese Provinz, welche an das Missouri- und an das Arkansas-Gebiet grenzt, ist mehr als doppelt so groß als ganz Frankreich. Es soll dort gleichfalls schöne fruchtbare Striche geben, nur sparsamer als in der Nordamerikanischen Republik. Im nordwestlichen Theile von Texas liegt die Stadt Santa Fe, wohin die jährlichen Caravanen von Missouri gehen, die unter Anderem vortrefliche Maulthiere mitbringen *). Neulich hatte ich eine Unterredung über die Vorzüge der verschiedenen Länder des Bundes mit einem Pflanzer, der an dem Missouristaate nichts auszusetzen wußte, als daß man nicht ohne Brennholz leben könne. So viel für die Küche nöthig ist, findet sich wohl ohne Art. Dafür gibts genug dürre Bäume, deren Zweige im Niederstürzen sich gehörig zerstückeln, so daß man sie nur zu sammeln braucht. Indeß dieser Pflanzer klagte, daß ihm das Holzhauen gegen die Frostkälte zu lästig sey und er darum südlich des Arkansas zu verziehen gedenke.

Wer die Amerikaner für kalt und berechnend und den Impulsen der Phantasie gar nicht nachhängend hält, der irret sehr.

---

*) Kurz vor dem Drucke dieser Blätter erfahre ich, daß man sich jetzt auch am Mississippi und Missouri auf die Maulthierzucht legt und die importirten Esel sehr hoch mit 80 und 100 Dollars bezahlt.

Unter den Kaufleuten ist freilich die Berechnung vorherrschend, wie auch in Europa. Allein der Trieb zu immer neuen Ansiedelungen hat seine Quelle sicher mit in den Aufregungen der Phantasie, durch die für und für erneuten Erwartungen von einem an zauberischen Reizen so reichen Ländergebiete. Sollte ein Europäer geneigt seyn, darin eine Uebertreibung zu vermuthen, so möchte ich ihn bitten, sich nur zu besinnen, daß an dem Zauber des Frühlings nichts mehr Theil hat, als die unzähligen Blüthen, worin sich die verjüngte Erde kleidet, und unter diesen wieder vorzüglich die Blüthen der Bäume. Aber wo sind in Europa Baumblüthen anders als in den Pflanzungen der Menschen? Fast alles, was Deutschland schmückt, stammt aus weiter Ferne. Die sämmtlichen Obstbäume, die Goldacazien, die Kastanien sind ja Fremdlinge. Nun stelle man sich ein Land vor, wo eben die unermeßlichen Wälder, welche Wildnisse heißen, weil sie noch keine Spur der Europäischen Cultur entweihet hat, mit den prächtigsten Blumenbäumen besetzt sind. Die Mannigfaltigkeit des grünen Laubwerks ist schon überraschend genug, und wer einen Anhalt für die Vorstellungen von der Höhe der Waldbäume sucht, der lasse sich von dem Botaniker Micheaux sagen, daß während Europa 37 Arten zählt, die über 30 Fuß hoch werden, Nordamerika deren 137 hat. Dazu nehme man ein Klima, wo es, wie am unteren Missouri, kaum 30 Regentage im ganzen Jahre gibt. Wahrlich, wenn man die Reize der Erde so kennen lernt, dann stört kein Gedanke mehr, als daß das menschliche Leben so kurz ist.

Wer sich am Mississippi oder am Missouri ansiedeln will, der hat wohl Grund, sich um die wahre Bedeutung des Wortes „Backwoodspeople" zu kümmern, weil man ihn selbst (sammt den squatters und trappers) darunter begreifen wird, und wenn er auch volle Ladungen von Cultur bey sich führen sollte. Das Wort „trapper" bezeichnet eigentlich einen Jäger, der das Wild in Schlingen fängt oder in Fallen, die besonders gegen die Biber dienen; indeß wird es gewöhnlich

für die Jäger der Pelzthiere überhaupt gebraucht. Squatter (wörtlich ein Hocker, ein Kauerer) soll denjenigen bezeichnen, der auf dem Staatseigenthume lebt, ohne einen Rechtstitel dazu. Von den Jägern der Pelzthiere ist allerdings viel Auffallendes zu berichten, wie sie Monate lang einsam, in tiefster Wildniß ihrem Gewerbe nachgehen. Allein es sind nicht mehr Schurken unter ihnen, als unter den Anhängern jedes anderen Gewerbes. Noch verkehrter ist, das Hausen auf Staatsländereyen für einen Beweis der Verworfenheit zu nehmen. Viele tausend ehrbare Personen leben so, und es ist für die, welche sich nicht gleich ankaufen können, ein guter Ausweg, in Ruhe die nöthigen Mittel zu erwerben. In meiner Nähe sind mehrere Familien, die sich auf Staatsländereyen angesiedelt haben, welche vorerst niemand kaufen wird. Eine davon könnte ich zum Beispiele wählen, in welcher Sorglosigkeit sich hier wirthschaften läßt. Es ist die Familie eines Pflanzers Namens Mason (Mäßen). Da dieser Mann zum Kaufen kein Geld hatte, so war er von selbst auf die Benutzung der Staatsländerey angewiesen. Zu der mühsamen Arbeit des Lichtens spürte er jedoch wenig Lust, und suchte deshalb eine verlassene Hofstätte. Er fand ein etwa sechs Morgen großes Feld, was ein früherer Einwanderer gelichtet, und später gegen ein besseres Loos wiederaufgegeben hatte. Die Wohnhütte fehlte auch nicht, und ein kühler Bach machte die Quelle entbehrlich; worauf mit Recht geachtet wird, da das Brunnengraben leicht mehr kosten könnte, als das ganze Loos. Es bedurfte nichts weiter, als einiger Ausbesserungen an den Umzäunungen. Das vollbringt Mason und zieht mit Frau und Kindern ein. Er besitzt zwey Pferde, einige Kühe und Schweine. Da ihn die Kühe mit Milch und Butter versorgen und die Schweine und das Wild umher mit Fleisch, so hat er nur noch Brod nöthig. Dafür pflügt er das Feld und bestellt es mit Mais. Zwischen den Mais säen die Kinder Gemüse, Salat, Kürbisse, Melonen u. s. w. Die ganze Arbeit fordert kaum acht Tage und dabey kann der Pflanzer es bewenden lassen,

ohne in die geringste Verlegenheit zu gerathen. Er war lange unpäßlich, was ihm die Luſt zu Anſtrengungen noch mehr nahm. Bloß, wenn ihm Salz mangelt, ſucht er im Tagelohne ſeiner Nachbaren etwas Geld zu verdienen und kommt dann auch wohl zu mir. Aber ſobald das Salz verdient iſt, hört auch das Arbeiten wieder auf. Wenn das Mehl zum Brod verbraucht iſt, ſo zieht er mit ſeinem Mais zu einer Pferdemühle, welcher Gang ihm, da dort eine Branntweinbrennerey *) iſt, nicht ſauer zu werden ſcheint. Ich ſehe ihn zuweilen am ſpäten Abend durch die von Myriaden Leuchtkäfer ſtrahlenden Wälder heimkehren, in einer ſo ſorgenfreien Haltung, daß ihn der Schach von Perſien beneiden könnte. Allein man glaube ja nicht, daß dieſer Freyſaſſe unredlich ſey. Sein Wahlſpruch iſt: „i am poor, but honest!“ (ich bin arm, aber ehrlich!) Das Erſtere könnte ihm mit einem Europäiſchen Maaßſtabe wohl beſtritten werden, aber nicht das Letztere.

Das Einzige, was ſolche Familien von den Europäiſchen Gaumen-Genüſſen entbehren, iſt Kaffee und Thee. Der Kaffee iſt zwar leicht von Weſtindien den Miſſiſippi hinauf geſchafft; aber da er als ein ausländiſches Produkt mit einer Steuer belegt iſt, ſo koſtet das Pfund dennoch zu St. Louis gegen 16 bis 20 Cents (24 bis 30 Kreuzer). Wer nun, wie Maſon, dafür nicht arbeiten will, der nimmt Surrogate, wie z. B. das ſogenannte Chocolade-Korn, welches im Aeußern Aehnlichkeit mit dem Buchweizen hat, jedoch mit Milch gekocht in Farbe, Geruch und Geſchmack der Chocolade ähnelt. Als Thee iſt eine inländiſche Pflanze im Gebrauche, deren Aufguß ſich gleichfalls genießen läßt. Der Chineſiſche fehlt zwar nirgend in den Läden, aber den koſtbaren Paraguay-Thee ſieht man hier ſo wenig als in Deutſchland. Einige Familien ſammeln auch im Frühlinge Rinde von Saſ-

*) Der meiſte Branntwein wird aus Mais gewonnen und heißt whisky; der aus Roggen heißt gin (Genevre), iſt theurer und gilt deshalb für edler, was er indeß ſelten iſt.

ſafras-Wurzeln für einen Geſundheitsthee. Man trift ſie überall ſehr häufig. Wenn kürzlich gelichtete Aecker gepflügt werden, ſo ſpürt man insgemein auch von Zeit zu Zeit den kräftigen Geruch des Saſſafras, den die zerſchnittenen Wurzeln verbreiten. Ueberhaupt gibt es hier viele aromatiſche Holzarten.

Fünfundzwanzigſter Auszug.

Ich weiß recht gut, daß die früheren Blätter das dunkle Gebiet der Wörter „menſchliche Entwicklung und menſchliche Cultur" noch nicht aufhellen. Es verurſacht mir manche unangenehme Stimmung, ſo deutlich einzuſehen, wie leicht den Gebrechen des praktiſchen Lebens abzuhelfen wäre, falls ſich nur einige theoretiſche Hinderniſſe beſeitigen ließen. Daß ſo viele ſchöne Länder unbenutzt bleiben, während ſich in andern die Bevölkerung erdrückt, erſtickt und verpeſtet, daran ſind die verkehrten Vorſtellungen, welche die cultivirten Menſchen von Cultur haben, nicht wenig mit Schuld. Allein wenn dahin vorzüglich die Einbildungen von einer gewiſſen Aufopferung geiſtiger Intereſſen gehören, die mit dem Anſiedeln in der unverwüſteten Natur verbunden ſeyen, ſo werden die Europäer doch ſchwerlich eher davon ſcheiden, als ſie zu einem ähnlichen Coloniſiren, wie das der alten Völker insbeſondere der Griechen war, thätlich übergehen. Wer von dieſer Seite alſo für die Benutzung der fremden Länder wirken will, der iſt allerdings in Gefahr in einen Cirkel zu gerathen. Indeß, wie dem auch ſey, ich werde hier ſo oft

an die Verkehrtheiten der in Schriften wie in Reden herrschenden Ansichten von Cultur erinnert, daß ich mich der näheren Beschäftigung damit unmöglich enthalten kann, und ich würde dieses Tagebuch untreu führen, wenn ich gar nichts davon erwähnte.

Es ist wahr, um sich von der Existenz solcher Verkehrtheiten zu überzeugen, braucht man nicht in fremde Erdtheile zu reisen. Jeder Europäer hat in seiner nächsten Umgebung Gelegenheit genug, über die Cultur einzelner Personen, wie ganzer Völker, unvereinbare Urtheile zu hören. Auch gibt es nicht zwey Druckschriften (von verschiedenen Verfassern) über dasselbe Land, worin nicht dergleichen zu finden wären. Von den Aeußerungen über die Nordamerikaner zu schweigen, trift man nicht im gesammten Europa auf die entgegengesetztesten Urtheile über die Franzosen, und seitdem die Neu-Griechen die Aufmerksamkeit fesseln, auch über diese? Solche Aussprüche können doch nicht zugleich richtig seyn, und da sowohl die günstigen, als die ungünstigen bedeutende Autoritäten für sich haben, so ist die Verwirrung im Allgemeinen außer Zweifel. Aber es bleibt immer bey dieser allgemeinen Ueberzeugung, und es fehlt viel, daß man die Verkehrtheiten so im Einzelnen kennen lerne, als sich hier Anlaß dazu bietet. So sehr auch überall über den Widerstreit der Ansichten von Cultur geklagt wird, so schlecht ist es doch der gepriesenen Einsicht unserer Zeit bisher gelungen, den Grund des Uebels zu enthüllen. Außer dem Mangel einer hinreichenden Anregung zum Nachdenken darüber, ist die oberflächliche Zerstreuung, wozu die Neigung seit einigen Jahrzehnden besonders heftig war, mit zu beschuldigen.

Diese Zerstreuung ist so groß, daß man über die Cultur ganzer Völker urtheilen will, ohne sich im mindesten um das bekümmert zu haben, wonach die Cultur der einzelnen Menschen zu beurtheilen ist. In einem solchen Verfahren plaudert man von den Zeichen der verschiedenen Culturstufen der Völker, ohne zu bedenken, daß auch die sichersten Zeichen dem nichts nutzen, der das Object

selbst nicht kennt. Unläugbar stehen die Zeichen, welche von der Lebensweise, von der Kleidung, von der Wohnung, von den Gewohnheiten u. s. w. genommen werden, in einer gewissen Verbindung mit der Cultur (wie Alles in der Welt in Verbindung ist); allein in welcher Verbindung sie stehen, das läßt sich doch wohl nur von dem erkennen, der das Wesentliche der Cultur selbst kennt. Es ist wunderbar, daß man bey der Beurtheilung eines einzelnen Menschen die Aeußerlichkeiten nicht leicht überschätzt, und bey Völkern sich dennoch ausschließlich daran hält. Insbesondere glaubt man in der neuern Zeit an den verschiedenen Lebensweisen (Jägerleben, Fischerleben, Hirtenleben, Ackerbau sammt Handel und Gewerben) eben so viele Staffeln der Cultur zu erblicken. Aber wie darf man von Staffeln reden, so lange das Wort »Cultur« überhaupt nichts Bestimmtes vorhält? Niemand kann von den Culturstufen, die ein einzelner Mensch nach und nach durchläuft, klare Ansichten haben, wenn er über dasjenige in der menschlichen Natur, was eigentlich steigt, woran die höhere Entwickelung statt hat, gänzlich im Dunkeln ist. Und noch abentheuerlicher ist es, über die Culturstufen einer Gesammtheit urtheilen zu wollen, bevor man diese Bedingung der Beurtheilung eines Einzelnen beseitigt hat.

Ein Jeder, der sich vorsetzt, über die Entwickelung und Cultur eines bestimmten Volkes oder eines einzelnen Menschen zu urtheilen, kann leicht inne werden, daß ihm von Anfang an eine Bedeutung der Wörter »Entwickelung und Cultur«, sey es auch noch so dunkel, vorschwebt, und daß er gerade diese Bedeutung zur Anwendung fördert, wenn er über den gegebenen Fall (über die Züge des einzelnen Volkes oder Menschen) entscheidet. Bey fernerem Nachdenken müßte sich daran auch bald der Satz reihen, daß solche Entscheidungen nicht weniger abhängig sind von den Vorstellungen, die der Urtheiler in seinem Hirne mitbringt, als von dem Auffassen der Data (der Erscheinungen), worauf er sie anwendet.

Je einfacher dergleichen Wahrheiten klingen, desto mehr sollte es auffallen, daß sie in Reden und Schriften, von Gelehrten und Ungelehrten, täglich auf das gröbste verletzt werden. Daß man wirklich bey den Urtheilen über Cultur und Entwickelung den Zustand der Menschen mit einer Norm vergleicht, die das urtheilende Hirn mitbringt, das möchte vielleicht sogar ein Blödsinniger einsehen, wenn er darauf aufmerksam gemacht würde. Aber ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, scheinen es kaum die, welche für die Klügsten gelten, zum Bewußtseyn zu ziehen. Statt sich jemahls zu einer nähern Betrachtung dieser eigenen Norm anzuschicken, gebraucht sie alle Welt so sorglos, wie ein Sinnorgan; etwa wie die Zunge. Wie man nämlich die körperlichen Gegenstände, wenn sie der Zunge sauer vorkommen, sauer nennt, ohne an die Eigenschaften der Zunge selbst zu denken, so verfährt man auch in Aussprüchen über Cultur. Und in dieser Sorglosigkeit beharret man auch dann noch, wenn sich überall eine Menge verschiedener Normen im Umlaufe zeigen, die sämmtlich für die einzige rechte Norm ausgegeben werden, und sich also offen als die Hauptquellen der leidigen Abweichungen und Widersprüche in den Urtheilen darstellen. Dabey fährt man übrigens fort, sich über die Abweichungen und Widersprüche bitter zu beklagen, aber auch sich wechselseitig wegen hoch gestiegener Cultur zu beglückwünschen und zu bewundern.

Sollten diese Aeußerungen einst gedruckt werden, so würden sie sicher den Einen und den Andern sehr befremden, und Einigen vielleicht als eine muthwillige Lästerung der neuern Menschheit vorkommen. Aber dagegen hätte ich nichts weiter zu thun, als sie aufzufordern, sich einmahl ernsthaft nach den Ansichten und Meinungen umzusehen, welche als Normen der Cultur umlaufen. Die richtige Norm muß nothwendig auf sämmtliche Culturstufen passen; weil ihr Inhaber sonst ja nur über die Cultur des einen oder des andern Volkes, oder des einen oder des andern Individuums würde urtheilen können. Allein man frage vorerst bloß nach der Norm für

die höchste Culturstufe. Man wende sich nur ohne Weiteres an die Quellen der heutigen Weisheit. Man versammle die ersten Lehrer aller Zweige der Wissenschaft und Kunst, und lege ihnen die Frage vor, womit die menschliche Cultur zu messen sey.

Was möchte ein solches Experiment wohl liefern? Ich für meinen Theil zweifele ganz und gar nicht, daß just so viele Maaße herauskommen würden, als es Fächer gibt. Der Jurist hält sich im Stillen überzeugt, daß zur wahren Cultur sein Wissen unentbehrlich sey; wogegen ihm die Arzeneykunde, die Physik, die Mathematik um so weniger wesentlich dünkt, als er selbst davon versteht. Der Mediziner glaubt aufrichtig und fest, daß zu einer gehörigen Ausbildung zum mindesten einige Theile seiner Wissenschaft zu rechnen seyen. Die Mathematiker und Physiker denken von ihren Fächern so. Wieder andere wollen niemanden wahre Bildung zugestehen, der nicht mit der Botanik, der Zoologie, der Mineralogie vertraut ist; wogegen ihnen das Uebrige (wenn auch nützlich, doch für das, was dem Menschen den eigentlichen Werth gibt) nicht sehr erheblich scheint. Diejenigen, welche das Gemüth der Denkkraft entgegengesetzt wähnen, nehmen gewöhnlich vom Gemüthe den Maaßstab, und, wie sie die Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer obenan stellen, beurtheilen sie die Cultur allein nach der Bekanntschaft mit dem Kunstgebiete. Wer auf die Kenntniß fremder Sprachen großes Gewicht legt, der wird seinen Maaßstab vielleicht daher ziehen; und die Zahl solcher Menschen, deren Lebenskraft von äußerer Glätte in Sitten und Reden bestochen und umstrickt gehalten wird, kann nichts anderes zur Cultur fordern, als jene Glätte. Wollte man also die Stimmenmehrheit entscheiden lassen, und zwar in der Art, daß nacheinander über die Ansicht jedes einzelnen Gliedes abgestimmt würde, so müßte sich nothwendig das Resultat ergeben, daß nicht nur niemand im Besitze der wahren Bildung sey, sondern auch, daß niemand wisse, worin die wahre Bildung bestehe.

Je einfacher dergleichen Wahrheiten klingen, desto mehr sollte es auffallen, daß sie in Reden und Schriften, von Gelehrten und Ungelehrten, täglich auf das gröbste verletzt werden. Daß man wirklich bey den Urtheilen über Cultur und Entwickelung den Zustand der Menschen mit einer Norm vergleicht, die das urtheilende Hirn mitbringt, das möchte vielleicht sogar ein Blödsinniger einsehen, wenn er darauf aufmerksam gemacht würde. Aber ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, scheinen es kaum die, welche für die Klügsten gelten, zum Bewußtseyn zu ziehen. Statt sich jemahls zu einer nähern Betrachtung dieser eigenen Norm anzuschicken, gebraucht sie alle Welt so sorglos, wie ein Sinnorgan; etwa wie die Zunge. Wie man nämlich die körperlichen Gegenstände, wenn sie der Zunge sauer vorkommen, sauer nennt, ohne an die Eigenschaften der Zunge selbst zu denken, so verfährt man auch in Aussprüchen über Cultur. Und in dieser Sorglosigkeit beharret man auch dann noch, wenn sich überall eine Menge verschiedener Normen im Umlaufe zeigen, die sämmtlich für die einzige rechte Norm ausgegeben werden, und sich also offen als die Hauptquellen der leidigen Abweichungen und Widersprüche in den Urtheilen darstellen. Dabey fährt man übrigens fort, sich über die Abweichungen und Widersprüche bitter zu beklagen, aber auch sich wechselseitig wegen hoch gestiegener Cultur zu beglückwünschen und zu bewundern.

Sollten diese Aeußerungen einst gedruckt werden, so würden sie sicher den Einen und den Andern sehr befremden, und Einigen vielleicht als eine muthwillige Lästerung der neuern Menschheit vorkommen. Aber dagegen hätte ich nichts weiter zu thun, als sie aufzufordern, sich einmahl ernsthaft nach den Ansichten und Meinungen umzusehen, welche als Normen der Cultur umlaufen. Die richtige Norm muß nothwendig auf sämmtliche Culturstufen passen; weil ihr Inhaber sonst ja nur über die Cultur des einen oder des andern Volkes, oder des einen oder des andern Individuums würde urtheilen können. Allein man frage vorerst bloß nach der Norm für

die höchste Culturstufe. Man wende sich nur ohne Weiteres an die Quellen der heutigen Weisheit. Man versammle die ersten Lehrer aller Zweige der Wissenschaft und Kunst, und lege ihnen die Frage vor, womit die menschliche Cultur zu messen sey.

Was möchte ein solches Experiment wohl liefern? Ich für meinen Theil zweifele ganz und gar nicht, daß just so viele Maaße herauskommen würden, als es Fächer gibt. Der Jurist hält sich im Stillen überzeugt, daß zur wahren Cultur sein Wissen unentbehrlich sey; wogegen ihm die Arzeneykunde, die Physik, die Mathematik um so weniger wesentlich dünkt, als er selbst davon versteht. Der Mediziner glaubt aufrichtig und fest, daß zu einer gehörigen Ausbildung zum mindesten einige Theile seiner Wissenschaft zu rechnen seyen. Die Mathematiker und Physiker denken von ihren Fächern so. Wieder andere wollen niemanden wahre Bildung zugestehen, der nicht mit der Botanik, der Zoologie, der Mineralogie vertraut ist; wogegen ihnen das Uebrige (wenn auch nützlich, doch für das, was dem Menschen den eigentlichen Werth gibt) nicht sehr erheblich scheint. Diejenigen, welche das Gemüth der Denkkraft entgegengesetzt wähnen, nehmen gewöhnlich vom Gemüthe den Maaßstab, und, wie sie die Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer obenan stellen, beurtheilen sie die Cultur allein nach der Bekanntschaft mit dem Kunstgebiete. Wer auf die Kenntniß fremder Sprachen großes Gewicht legt, der wird seinen Maaßstab vielleicht daher ziehen; und die Zahl solcher Menschen, deren Lebenskraft von äußerer Glätte in Sitten und Reden bestochen und umstrickt gehalten wird, kann nichts anderes zur Cultur fordern, als jene Glätte. Wollte man also die Stimmenmehrheit entscheiden lassen, und zwar in der Art, daß nacheinander über die Ansicht jedes einzelnen Gliedes abgestimmt würde, so müßte sich nothwendig das Resultat ergeben, daß nicht nur niemand im Besitze der wahren Bildung sey, sondern auch, daß niemand wisse, worin die wahre Bildung bestehe.

Es ist klar, daß bey einem solchen Zustande der Maaße, welche die Urtheiler zu dem zu beurtheilenden Stoffe mitbringen, wenig daran gelegen ist, ob sie über den Stoff an sich, einig sind oder nicht; z. B. ob die einzelnen Erscheinungen, Sitten und Gebräuche, Handlungen u. s. w. des zu beurtheilenden Volkes oder Individuums bestritten sind oder unbestritten. Und dennoch haben sämmtliche Redner und Schriftsteller, welche unter den neuern Völkern sich versucht fühlten, über die höchsten menschlichen Interessen Licht zu verbreiten, dafür also vor Allem die verkehrten Ansichten vom menschlichen Werthe und von Cultur zu berichtigen hatten, sich nie einer ausdauernden Forschung nach der wahren Norm unterzogen. Es ist niederschlagend zu bemerken, wie gerade diejenigen, wovon man diese Forschung vorzugsweise erwarten sollte, am meisten die Aufmerksamkeit davon ablenken. Daß die Kenntniß der richtigen Norm für die Politiker, wie für die Historiker, von der ersten Wichtigkeit ist, bleibt zwar als eine allgemeine Wahrheit unangefochten. Allein in den einzelnen Handlungen verläugnet man es überall. Man überläßt die Prüfung gemächlich den Philosophen und glaubt, von diesen die nöthigen Sätze borgen zu können, ohne daß man sich selbst um ihre Begründung besonders zu kümmern brauche. Man beschränkt sich auf Andeutungen, und benimmt sich völlig so, als wenn Alles zu klar und einfach wäre, als daß es einer Verständigung mit dem Zuhörer und Leser bedürfe, als wenn die Philosophen den Gegenstand längst so behandelt hätten, daß darüber keine Uneinigkeit mehr möglich wäre. Dieser Vorwurf trift die Historiker um so stärker, da niemand an die große Uneinigkeit in den Urtheilen über Entwickelung und Cultur so oft erinnert wird als eben sie. Auch gibt es wohl keinen Historiker, der nicht über die Uneinigkeit geklagt hätte, und doch fahren sie sämmtlich fort, für und für neue Urtheile zu verkünden, ohne je bey einem ernstlichen Versuche zu verweilen, sich vorher mit ihren Mitmenschen über die unentbehrliche Norm zu verständigen. Wer die Messung eines Grundstückes be-

kannt macht, der gibt das Maaß an, womit er gemeſſen hat. Er weiß, daß er nur durch Bezeichnung des gebrauchten Maaßſtabes ſeine Vorſtellung von der Größe des Stückes Andern mittheilen kann; und falls der Name des Maaßſtabes zweideutig wäre, ſo würde er nicht unterlaſſen, dafür eine beſondere Note zuzufügen. Die Lehrer der Geſchichte beſchäftigen ſich unaufhörlich mit Ausmeſſung der menſchlichen Naturen, ihrer Größe und Kleinheit, ihres höhern und niedern Standes, ohne es der Mühe werth zu halten, über den Maaßſtab ein einziges Wort zu verlieren; und obgleich es nichts auf Erden gibt, worüber man uneiniger iſt, als über den Maaßſtab der menſchlichen Naturen, ſo ſchreitet doch ein Jeder alsbald zu dem geſchichtlichen Stoffe ſelbſt, ohne die wichtige Vorarbeit entfernt zu berühren.

Sechsundzwanzigſter Auszug.

Im Herbſte 1826.

Jetzt nähert ſich die Zeit der Rückkehr, und die Sorge mich zu einem Berichte über mein Unternehmen zu rüſten, fängt an, alle andere Gedanken und Gefühle in den Hintergrund zu drängen. Ich ſuche in den ſchönen Wäldern nur Stellen auf, wo ich, ohne vom Zuſpruche meiner Nachbaren unterbrochen zu werden, mich ruhig den Betrachtungen überlaſſen kann, wie ich die Maſſe meiner Vorſtellungen am leichteſten auf meine Deutſchen Mitbrüder zu übertragen vermöge.

Bloß zur Erhohlung davon wird dem Geiſte eine andere Richtung geſtattet, woran es freilich nie mangelt. Bald iſt der Gegenſtand der Zerſtreuung eine Familie Feldhühnchen, welche hier den Wanderer faſt wie zahmes Geflügel umgeben, oder der ſanfte Ton der Turtel-Tauben, bald der Geſang der Purpur-Droſſel, oder das Schäkern des Spottvogels. Wenn ich lange an demſelben Orte verweile, ſo ſtreckt auch gewöhnlich ein wilder Truthahn ſeinen Hals aus dem Gebüſche hervor und warnt durch eigene Laute ſeine Heerde, oder einige ſtattliche Hirſche ſetzen vorüber. Neulich erſchien ein Opoſſum mit einer doppelten Generation, nämlich eine Gruppe Jungen ſaß auf ſeinem Rücken und Sprößlinge von zarterem Alter waren im Beutel unter dem Leibe. Geſtern hatte ich das poſſierliche Benehmen eines Erdſchweines zu beobachten. Es ſah mich nicht, hörte aber Geräuſch und dieß veranlaßte es, ſich von Zeit zu Zeit auf die Hinterbeine zu ſtellen um zu lauſchen. So geht kein Tag vorüber, ohne eine intereſſante Erſcheinung aus der Thierwelt, von der kräftigen Vegetation, insbeſondere dem Blumenſchmucke nicht zu reden. Seltener iſt, daß eine Schlange ſich zeigt, und noch nie iſt eine Schlange auf mich zugekommen. Sie ſind mit ganz anderm beſchäftigt als mit der Verfolgung der Menſchen. Sie weichen ihnen aus, wo ſie nur können. Ich pflege dieſe Ausflüge zu Pferde zu machen. Wenn ein Platz mich einladet, ſo wird das Pferd an einen Baum gebunden, und ein Paar treuer Hunde, die mich ſtäts begleiten, legen ſich ihm ruhig zur Seite. — Ich war vor einigen Monaten, als ich meine Pflanzung noch nicht bezogen hatte, zum Felde geritten, um nach dem Gedeihen der Gartengewächſe zu ſehen. Das Feld iſt vier Morgen groß und umzäunt. Ich band das Pferd etwa dreyßig Schritte von dem Zaune an einen Baum und begab mich zu der Gartenabtheilung, die etwa hundert Schritte davon ſeyn mochte. Den Doggen wurde bedeutet beym Pferde zu bleiben. Ich hatte vor bald zurückzukehren, gerieth aber in eine Beſchäftigung, worüber mir unvermerkt zwey Stunden verfloſſen. Ich war etwa die Hälfte der Zeit im Garten geweſen, als ich beyde

Hunde über den Zaun ſpringen und eifrig auf mich zu eilen ſah. Das wird den Schlingeln zu lange, dachte ich, und wies ſie ſofort zurück, ohne weiter darauf zu achten. Nach Beendigung der Arbeit wollte ich mich wieder zu meiner thieriſchen Geſellſchaft begeben. Aber Pferd und Hunde waren weg. Nur ein Stück des Zügels hing am Baume. So zeigte ſich, daß ich dem Pferde, was ſonſt, ſo muthig es unter dem Reiter iſt, angebunden ſich ſtäts wie ſchläfrig gebärdet, zu lange geblieben war, und daß die guten Hunde mich von dem ungehorſamen Betragen deſſelben hatten unterrichten wollen. Weil ich nichts von den Thieren bemerkte, ſo ging ich nach Hauſe, in der Erwartung ſie dort anzutreffen. Allein darin hatte ich mich ebenfalls geirrt. Weder Pferde noch Hunde hatten ſich blicken laſſen. Um den Sattel nicht zu verlieren, mußte ich ſie ohne Verzug aufſuchen. Ich kehrte alſo gleich zum Felde zurück, in der Vermuthung, daß das Pferd in deſſen Nähe umherweide. Ich durchſchweifte einige Minuten lang lockend und pfeifend das Gebüſch, als plötzlich die Hunde auf mich zukamen. Nun hieß ich ſie abermahls zurückgehen und ſo brachten ſie mich wirklich zu dem weidenden Pferde, das ſie treu auf ſeiner Wanderung nach Futter begleitet hatten.

Nichts würde von der Wahrheit mehr abweichen, als zu glauben, daß ich mich aus Langeweile mit der innern Natur beſchäftige; wiewohl dort, wo das Denken ſo wenig zum Leben gerechnet wird, daß man es auf beſtimmte Jugendjahre beſchränkt, wo ſpäter der inſtinctartige Drang dazu mit Combinationen in Spielen beruhigt wird, ein ſolcher Verdacht ſehr natürlich iſt. Bedarf es aber noch einer weiteren Erklärung, ſo mag es die ſeyn, daß ich mich mit nicht geringen Hoffnungen von den Früchten dieſer Unterſuchungen umhertrage. Es iſt gewiß, daß wenn die Deutſche Entwicklung (wie die Europäiſche überhaupt) im Steigen bleibt, was ſie trotz ſämmtlichen Klagen über Verderbniß noch immer war, auch die Periode erſcheinen wird, worin ſich das Volksleben im Coloniſiren äußert. Das

ich dabey nicht an das bisherige Colonisiren in den tropischen Ländern denke, erhellet von selbst. Dieses Colonisiren wurde von anderen Rücksichten geleitet, als das Vaterland gleichsam zu vervielfachen. Ich weiß recht gut, daß ähnliche Gedanken den Europäern noch fremd vorkommen. Allein die Europäer haben sich an manches gewöhnt, was ihnen früher fremd vorkam. Wer vor etwa 50 Jahren von einer National-Bewaffnung gesprochen hätte, über den würden die sogenannten ordentlichen Familienväter mehr gespottet haben, als sie jetzt über meine Colonisations-Vorschläge spotten werden. Die Zeit geht ihren Gang, je träger das Hirn ist, desto stärker sind die Stöße, und wahrlich in Europa läßt es das Schicksal nicht an Stößen fehlen. Selbst die Schläfrigsten und Stumpfsinnigsten müssen endlich anfangen aufzumerken, wie viel Mahl größer die übrige Erde als Europa ist, und daß es kein Zeichen der Cultur ist, sie so wenig zu benutzen, als bisher geschah. Ich werde mehr und mehr in der Meinung bestärkt, daß ich durch Rede und Schrift manchen Familien fernere Stöße ersparen könne; und an den Plan, einen ausführlichen Bericht über meine Reise zu publiciren, schließt sich schon der fernere an, ein Werk über den gesammten Zustand der Deutschen und ihrer Entwicklung auszuarbeiten. Darin liegt auch der Hauptgrund, daß ich die in den vorigen Blättern geäußerten Gedanken über Entwicklung und Cultur — denen ich wie gesagt, in meinen gegenwärtigen Umgebungen kaum ausweichen konnte — bis zu einem Resultate verfolgt habe, was ich vielleicht nach meiner Rückkehr zum Drucke fördern werde. Auf jeden Fall will ich es einstweilen dem Tagebuche einverleiben. — Bey dieser Gelegenheit stoße ich auf eine Bemerkung über die Tagebuchform. Man betrachtet sie allgemein als die bequemste für die literärische Aufbewahrung der Gedanken und Gefühle sowohl als der äußern Erscheinungen, und wählt sie deshalb besonders häufig für Reisen. Indeß so brauchbar sie für die nackte Erzählung von äußern Wahrnehmungen seyn mag, so wenig paßt sie für die Auf-

bewahrung von Gedanken, die ſich allmählig entwickeln und berichtigen. Wollte man dieſe von ihrem erſten Entſtehen an im Tagebuche aufführen, ſo würde meiſt eine Reihe von Geſchriebenem herauskommen, was dem Tagebuchführer ſelbſt ſo widrig erſcheinen müßte als fremden Leſern. Soll die Form nicht aufgeopfert werden, ſo bleibt nichts übrig, als ſo lange die Gedanken noch nicht hinreichend verarbeitet worden ſind, davon gänzlich zu ſchweigen. Später mag dann die Einrückung ſich von der Zeit datiren, in welcher man den Gegenſtand gehörig zu beherrſchen glaubt; woran inſofern auch nichts zu tadeln iſt, als man meiſt nur bezweckt, das Reſultat (für ſich ſelbſt oder für Andere) literäriſch zu fixiren. Dieſe Aeußerung wird mich rechtfertigen, wenn mein Tagebuch ohne große Abänderungen bekannt gemacht werden ſollte. Ich habe nicht Luſt, ein zweytes Magazin anzulegen, und rücke deshalb in das Tagebuch ein, was, wiewohl ſo weitläufig als eine Abhandlung, doch mit dem übrigen Inhalte nahe verwandt iſt. Die nähere Form des Inſerats wird indeß durch deſſen eigene Richtung beſtimmt. Sie iſt die einer Rede an meine Nebenmenſchen. Nachdem ich nämlich mit mir ſelbſt über den Gegenſtand im Reinen war, gerieth auch meine fernere Beſchäftigung damit, wie es bey allen Materien geht, worin man die Irrthümer Anderer klar einſieht, in eine ſolche Form. Der Glaube an geiſtige Verwandtſchaft bekundet ſich unter uns nie ſtärker, als in der Neigung, unſeren eigenen Meinungen auch bey Anderen Eingang zu verſchaffen. Nur wo die Verwandtſchaft zweifelhaft iſt, ſtellen wir unſere Bemühungen ein. Es wird z. B. niemanden einfallen, einem Blödſinnigen oder einem Windelkinde ſeine Gedanken aufzuſchließen. So fällt es auch mir nicht ein, gerade einen Jeden für meine Anſichten gewinnen zu wollen. Dennoch hoffe ich, daß ihre Gründe bey Vielen die beſte Wirkung haben werden. An dieſe denke ich gegenwärtig, und ſo mögen meine ferneren Worte dem Entwurfe einer an ſie gerichteten Rede gleichen.

In den erſten Abſchnitt gehört, im Allgemeinen auf die

Verwirrung aufmerksam zu machen, um ein hinreichendes Interesse für die Rede zu erregen. Dazu darf ich den Inhalt der vorigen Blätter benutzen, ohne etwas Anderes zuzufügen, als die Aufforderung, sich über folgende Fragen zu entscheiden:

1) Ob man, bey Beurtheilung der Cultur irgend eines Volkes oder Individuums, jene Norm etwa entbehren könne;

2) ob nicht wirklich überall die größte Uneinigkeit darüber herrsche;

3) ob die Uneinigkeit etwa der Art sey, daß ein flüchtiges Nachdenken sie heben könne, daß es also keiner weitläufigen Erörterungen bedürfe; oder endlich

4) ob die nöthigen Erörterungen bereits gedruckt seyen, insbesondere ob sie in den Schriften der Philosophen vorkommen. *)

Erst nach einer solchen Vorbereitung wage ich mich (im zweiten Abschnitte) an den eigentlichen Versuch zur Hebung des Uebels. Der nächste Schritt darf indeß wieder kein anderer seyn, als die Zuhörer zu unterstützen, sich vorläufig in dem großen Gebiete möglichst unbefangen umzusehen. Es kommt nämlich am Ende immerhin darauf an, die richtige Norm selbst zu entdecken. Weil jedermann aber mehr oder weniger von falschen Normen umstrickt ist, so werden die Zuhörer, sobald sie in das Gebiet der Worte „Entwicklung und Cultur" eintreten, eher von den Irrlichtern abgelenkt werden, als die wahre Richtung genugsam erleuchtet werden kann. Deshalb ist vor Allem für einen Wegweiser zu sorgen,

*) Noch immer ist unter sämmtlichem, was über Cultur und Entwicklung gedruckt worden, das Werk von Herder sehr lesenswerth. Wie wenig die Bemühungen von Meiners über die Aufgabe vermocht haben, ist bekannt. Von Herder rührt auch die Vergleichung des Ganges der Volksentwicklung mit dem Gange der individuellen. Zwar sprach schon Mancher vor ihm, z. B. Hume, von einer Kindheit der Völker, von einer Jugend, von einer Periode der Reife, und vom Veraltern. Aber keiner verweilte so ausdauernd dabey, als Herder. Indeß man lese und überdenke alles, was uns Herder hinterlassen hat, und frage sich dann, ob man damit über den Gegenstand im Reinen sey.

der sowohl die wahre Richtung anzeige, als vor der falschen warne. Das heißt: der Redner muß sich mit den Zuhörern zum voraus über den Weg zur richtigen Norm verständigen; und das ist nicht anders möglich, als mit einer gewissen Kritik der falschen Wege. Diese Aeußerung soll die belebende Aussicht bieten, daß man bereits vor der vollen Kenntniß der richtigen Norm zu einer gewissen Beurtheilung der auf falschen Wegen gewonnenen Resultate fähig seyn werde und insofern zur Kritik einer Masse von Schriften über die höchsten menschlichen Interessen.

War es nun aber je rathsam, einen beruhigenden Zuspruch gegen die Furcht vor unnützer Schulweisheit voranzuschicken, so ist es hier der Fall. Es ist nämlich durchaus unmöglich weitervorzudringen, ohne die Hülfe einiger abstracten Sätze; und diese haben, man mag sie geben wie man will, mehr oder weniger den Schein desjenigen, was unter der Aufschrift „Philosophie" ausgeboten, das Wort selbst fast in Verachtung gebracht hat. Ich weiß nichts Besseres zu thun, als den Zuhörern Muth einzusprechen, und ihnen zu versichern, daß nichts gesagt werden soll, was nicht gleich nachher seinen practischen Werth zeigen werde; und daß die kurze Ausdauer für eine Erörterung von zwey bis drey Blättern vollkommen zu einer Kritik hinreiche, welche gegen alles aufrecht hält, was unter der Rubrik von Philosophie, Anthropologie, Culturgeschichte und Politik den gesunden Menschenverstand zu erdrücken strebt. Hiemit gehe ich zu den Sätzen selbst über.

Die allgemeinste Andeutung des gesuchten Weges kann keine andere seyn, als daß man den forschenden Blick auf sich selbst heften müsse. Indeß ist dieser Rath so wohlfeil als nutzlos; wohlfeil, weil es jedermann einleuchtet, daß man das, was in unserm Hirne steckt, nicht außer ihm suchen darf; nutzlos, weil mit der nackten Empfehlung der Selbstbetrachtung ohne nähere Leitungsregeln nicht weit zu kommen ist. Dergleichen Regeln ergeben sich aber glücklicher Weise sehr bald. Man braucht nur zu bedenken, daß die Selbstbetrach-

tung bloß der Selbstkenntniß wegen empfohlen wird, mithin der gesuchte Weg mit dem Wege zur Selbstkenntniß zusammenfällt.

Was also vom Wege zur Selbstkenntniß gilt, das gilt auch vom Wege zur Norm für die Beurtheilung der menschlichen Cultur, und es würde somit jede Schwierigkeit beseitigt seyn, wenn ich mich mit den Zuhörern klar und bündig verständigen könnte, wie man zur Selbstkenntniß zu streben habe. Dazu soll Folgendes dienen.

Das flüchtigste Nachdenken muß finden, daß wie es einer Seits thöricht ist, die Selbstkenntniß schlechthin außer sich zu suchen, es anderer Seits eben so thöricht erscheine, die Außenwelt völlig unbeachtet zu lassen. Bey geringer Ueberlegung kann sich nämlich ein Jeder überzeugen, daß wir nur in Verhältnissen zu einer Außenwelt existiren, und daß eine Existenz außerhalb solcher Verhältnisse undenkbar ist. Darum gehört zur Selbstkenntniß auch eine gewisse Kenntniß der Außenwelt. Bloß Träumer können wähnen, die menschliche Natur kennen zu lernen, ohne sich im geringsten um die verschiedenen äußeren Einflüsse zu kümmern.

Damit wären wir unvermerkt an den Weg zum Erkennen überhaupt gerathen (eben weil der Weg zur Selbstkenntniß seine Richtung sowohl auf unsere eigene Natur hat, als auf die Außenwelt, d. h. auf das gesammte Gebiet der Erkenntnisse). Und meine Aufgabe lautet nunmehr, mich mit den Zuhörern über die Sätze zu verständigen, von welchen man beym Streben nach Erkenntniß überhaupt auszugehen habe. Ich werde sie, der bequemern Uebersicht und des künftigen Beziehens wegen, unter Zahlen bringen.

1) Die letzte Basis alles Denkens, wovon jeder besonnene Forscher ausgehen muß, läßt sich kurz so andeuten: Alle menschliche Weisheit kann in nichts Anderem bestehen, als daß wir möglichst deutlich sehen, was da ist; d. h. sehen, was wir sind, und was das ist, was neben uns existirt. Darum kann auch alles Streben nach Weis-

heit, oder mit demüthigern Worten, alles Streben nach Einsicht, nichts Anderes seyn, als ein Streben, uns in den (,durch höhere Kräfte geschaffenen, nicht erst durch unsere Einbildungen zu erfindenden,) Verhältnissen unseres Daseyns gleichsam zu orientiren, unser Verhalten zur gesammten äußern Welt möglichst klar vor Augen zu haben. Oder: das Streben zu erkennen ist (in seiner letzten Quelle) nichts Anderes, als das Streben des menschlichen Geistes, von seinem Standpunkte aus, die gesammte Welt und ihren Zusammenhang mehr und mehr einzusehen; und die einzelnen Forschungen sind nur einzelne Richtungen desselben auf das ganze Universum gehenden Strebens. Würde dieß gehörig beachtet, so wäre mancher Verirrung, die Phantasienspiele für Philosophie hält, vorgebeugt. Man würde dann so wenig zu der thörichten Frage kommen, wie die äußeren Dinge an sich seyen, als von einem isolirten Ich faseln. Man würde inne werden, daß alles Erkennen es mit den zwey Gliedern, dem eigenen Ich und der äußern Welt zu thun hat, und eigentlich bloß auf das Wechselverhältniß beyder zu einander, nicht auf die Glieder an sich gerichtet ist. Denn, wie niemand sich selbst als ein Isolirtes, sondern nur im Verhältnisse zu den Umgebungen, zu der Außenwelt, existirend denken und betrachten kann, so läßt sich auch die Außenwelt nicht anders denken und betrachten, als in denselben Verhältnissen, worin sie sich uns darstellt.

2) Daraus ergibt sich: wir können uns selbst nicht kennen lernen ohne Kenntniß von der Außenwelt, und umgekehrt auch die Außenwelt nicht ohne uns selbst; oder: die Außenwelt erscheint uns nur im Spiegel unseres Ichs, und unser Ich existirt nur in Verhältnissen zu einer Außenwelt.

3) Weil unser Ich indeß dennoch der Spiegel ist, worin wir die Außenwelt sehen, so bleibt für das allgemeine Streben nach Erkenntniß stäts die Hauptaufgabe die Selbsterkenntniß. Wie verworren die Vorstellungen eines Menschen von der Außenwelt und ihren Einzelnheiten auch seyn mögen,

er kann sie doch nur durch seine eigene Natur erlangen; weshalb sogar für die oberflächlichsten Beobachtungen die Kenntniß des Rahmens, der sie aufnimmt, von Wichtigkeit ist.

4) Wenn aber überhaupt keine gründliche Kenntniß der Außenwelt möglich ist ohne Selbstkenntniß (als Kenntniß des auffassenden Rahmens), so ist für den Theil der Außenwelt, den unsere Nebenmenschen ausmachen, die Selbstkenntniß in doppelter Hinsicht nöthig; weil wir ja die geistige Seite der menschlichen Natur an anderen Menschen nur insofern verstehen, als wir sie auf unsere eigene Natur beziehen.

5) Bey der ersten Beschäftigung mit diesen Sätzen könnte es scheinen, als ob sie sich in einem Cirkel bewegten, der den Weg zu allen Erkenntnissen ganz und gar versperre. Zur Selbstkenntniß soll nämlich die Kenntniß der Außenwelt nöthig seyn und zur Kenntniß der Außenwelt wieder die Selbstkenntniß. Allein die Schwierigkeit ist bloß Täuschung. Sie verschwindet vor der einfachen Bemerkung, daß der Cirkel zwar da ist, aber nur dann unüberwindliche Schranken vorhalten würde, wenn beyde Arten Kenntnisse nicht zu gleicher Zeit erworben werden könnten, wenn die Aufgabe etwa lautete, daß man die Selbstkenntniß zuvor zu erwerben habe und später erst anfangen könne, nach Kenntnissen von der Außenwelt zu streben. Die Sache ist wie folgt. Die Außenwelt steht mit uns in einem ursprünglichen Wechselverhältnisse, und unser Streben zu erkennen hat (wie bereits gesagt) eigentlich nur dieses Wechselverhältniß zum Gegenstande. Um aber selbiges Wechselverhältniß kennen zu lernen, muß sich der prüfende Blick natürlich auf dessen beyde Glieder richten. Nun kann sich die Aufmerksamkeit zwar bald mehr auf das eine, bald mehr auf das andere Glied wenden. Allein ganz von einem Gliede zu abstrahiren, ist unmöglich, weil man dazu ein Glied ohne das andere müßte existirend denken können.

6) Somit sind wir auch für den Satz vorbereitet, daß das Streben zu erkennen zunächst (um nämlich zur Selbstkenntniß zu gelangen) auf ein abwechselndes Betrachten

unſerer eigenen Natur und der Außenwelt gehen muß; und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ein durchaus gleichzeitiges Betrachten unſerer Schwäche verſagt iſt. Eben dieſes Abwechſeln gibt, gleichſam mit demſelben Lichte, Aufſchluß über uns ſelbſt und über die Außenwelt.

7) Indeß würde ein ſolches abwechſelndes Betrachten dennoch kein beſonderes Reſultat liefern, wenn man ſich darin ſchlechthin auf die nächſte Gegenwart beſchränken wollte. Sogar um die gewöhnlichſten Erſcheinungen der Außenwelt, z. B. die des klimatiſchen Jahreslaufes kennen zu lernen, iſt es nöthig in die Vergangenheit zu blicken. Eine Natur-Beſchreibung ohne alle Natur-Geſchichte iſt völlig unverſtändlich. Selbſt die einfachſten Eindrücke der Gegenwart dürfen nicht ganz von ihren Wurzeln in der Vergangenheit getrennt werden, wenn unſer Geiſt ſie aufnehmen ſoll. Ueberhaupt kommen uns die Erſcheinungen der Gegenwart um ſo verſtändlicher vor, jemehr wir von ihrer Verbindung mit der Vergangenheit entdecken. Je flüchtiger, je veränderlicher die Erſcheinungen ſind, deſto dringender iſt es, einen Theil ihrer Wurzeln in der Vergangenheit mit zu ergreifen, um etwas von ihnen verſtehen zu können. Und bey allen Gegenſtänden, die uns nicht anders vortreten, als in einem deutlichen Werden, bey allen Gegenſtänden, wovon wir das Wort „Entwicklung" gebrauchen, dünkt es uns zum Verſtehen und Erkennen durchaus gehörig, den Zuſammenhang des gegenwärtigen Zuſtandes mit einer Reihe von vergangenen Zuſtänden zu überſehen.

8) Darum iſt insbeſondere keine Kenntniß der menſchlichen Natur möglich, ohne in die Vergangenheit zu blicken. Selbſt der blödeſte Kopf hält zur Beurtheilung eines Individuums im reiferen Alter für nöthig, auf die Jugend und die Kindheit zurückzugehen. Von einer Entwicklung durch die Folge der Generationen hat er freilich keine Ahnung, und deshalb kann ihm auch die Geſchichte früherer Generationen nicht zum Begreifen der gegenwärtigen erforderlich dünken. Aber auffallend iſt es, daß Menſchen, die in einer

ähnlichen Finsterniß leben, sich sogar jetzt noch in der Reihe der Culturträger behaupten können. Doch davon nachher.

9) Der Satz, daß die Gegenwart nicht ohne die Vergangenheit zu begreifen sey, ist so bekannt, daß Mancher ihn hier für überflüssig halten mag. Aber man bedenke, daß die höchsten Lehren der Mathematik aus Elementen aufgeführt werden, die an sich sehr trivial erscheinen; ferner, daß die meisten Wahrheiten, welche über die wichtigsten menschlichen Interessen gesagt werden können, schon längst als Aphorismen im Umlaufe sind, daß sie aber als solche wenig nutzen und ihr Gebiet zu schwach erleuchten, um den Geist wirksam zu belehren und zu leiten. — Es gehört mit zu den großen Fehlern unserer Erziehung, daß man Wahrheiten, die nur Bedeutung haben insofern sie in der vollen Herrschaft über ihr Gebiet aufgefaßt werden, als Bruchstücke behandelt und, statt sie zur klaren Einsicht zu fördern, leichtfertig dem Gedächtnisse anheftet. Der Nachtheil davon besteht nicht sowohl darin, daß die Denkkraft nichts gewinnt; (darüber hätte man sich nicht sehr zu beunruhigen, da der Jugend ohnehin Vieles vorgehalten wird, wofür ihr die Empfänglichkeit fehlt;) das schlimmere Uebel ist, daß die Empfänglichkeit bereits im Keime durch das Kleid der Gedanken abgestumpft wird. Die Gedanken büßen den Reiz der Neuheit ein, und wenn später der Geist dafür reif ist, so geht es ihm wie mit den Schriften des Alterthumes, gegen deren Reiz man ihn durch den Gebrauch zu Sprachübungen abgestumpft hat. — Schon wegen der Verläugnung jenes Satzes im practischen Leben würde sich seine Aufführung rechtfertigen lassen. Aber ich bedarf seiner außerdem wegen der Umkehrung, d. h. wegen des Satzes, daß man umgekehrt eben so wenig die Vergangenheit ohne die Gegenwart begreifen könne. Dieser Ausspruch erscheint vielleicht minder abgenutzt; und dennoch ist es schwer zu entscheiden, gegen welchen von beyden practisch mehr gesündigt werde. So viel ist gewiß, daß in Deutschland gerade diejenigen, welche sich vor der Geringschätzung der Vergangenheit am meisten hüten, sich um die Ge-

genwart am wenigſten kümmern. Doch ich bin mit der Zeichnung des richtigen Weges noch nicht fertig und hätte dieſe Bemerkung verſchieben ſollen. Als Commentar zu dem letzten Satze (der Umkehrung des Vorigen) möge noch hinzugefügt werden, daß die Gegenwart die Gläſer liefere, wodurch wir die Vergangenheit ſehen, daß ſich die Prüfung der Gegenwart alſo einiger Maaßen zur Kenntniß der Vergangenheit verhalte, wie die Prüfung unſerer eigenen Natur ſich zur Kenntniß der Außenwelt verhält.

10) Die Vorſchrift von Nr. 6, daß um zur Selbſtkenntniß zu gelangen, man ſich einem abwechſelnden Betrachten unſerer eigenen Natur und der Außenwelt unterziehen müſſe, verwandelt ſich hienach endlich in die, daß wir in derſelben Arbeit den Blick einem zweiten Wechſel zu unterwerfen haben, nämlich ihn bald auf die Gegenwart bald auf die Vergangenheit richten müſſen.

Der leichtern Verſtändlichkeit wegen will ich dieſes Reſultat ausführlicher ausdrücken.

Um zur Selbſtkenntniß zu gelangen, hat der Forſcher den Blick vor Allem auf ſich ſelbſt zu heften und das, was er durch die bloße Betrachtung ſeiner Natur, wie ſie ſich in der Gegenwart darſtellt, kennen lernen kann, als den erſten Anhalt zu gebrauchen. Mit den ſo erworbenen Anſichten darf er es wagen, außer ſich zu ſchauen, aber Anfangs nur, um ſie mehr und mehr zu erweitern und zu berichtigen. Beſchränkt er ſeine Blicke auf die Gegenwart, ſo wird zwar auch einige Kunde der Umgebungen die Frucht ſeiner Bemühung ſeyn. Allein er hat Grund, dieſer erſten Kunde zu mißtrauen, ſo lange die Anſichten, wovon er zur Betrachtung der Außenwelt ausgeht, nicht definitiv geprüft worden ſind. Zu einer definitiven Prüfung kann es aber nicht eher kommen, bis er gleichfalls die Blicke in die Vergangenheit geworfen haben wird. Auch in dieſer erſten Beſchäftigung mit der Vergangenheit muß neben demjenigen, was unmittelbar zur beſſern Kenntniß ſeiner eignen

Natur dient, mancherley anderer Stoff ins Hirn gelangen, und den hat er dann mit nicht geringerm Mißtrauen zu behandeln als die anfänglichen Eindrücke der Gegenwart.

Ist der Forscher so weit zur Selbstkenntniß gediehen, daß er den zu aller Auffassung nöthigen Rahmen in seiner eignen Natur und den zu aller Beurtheilung des Aufgefaßten nöthigen Maaßstab klar vor Augen hat: alsdann darf er sich auch zu einer definitiven Beurtheilung der Außenwelt (der gegenwärtigen so wie der vergangenen) vorbereitet halten. Jede frühere Beurtheilung hat er als eine einstweilige zu behandeln und nie zu vergessen, daß bevor man mit seiner eignen Belehrung darüber fertig geworden, keine Belehrung Anderer möglich ist.

Hiemit ist der alleinige Weg bezeichnet, welcher zu den Grundkenntnissen führt, deren der Mensch theilhaft werden kann; und zur Kenntniß der gesuchten Norm gibt es gewißlich keinen andern, wie durch die kritischen Bemerkungen, welche jetzt nachfolgen sollen, deutlicher werden wird. Nunmehr ist nämlich so viel von der wahren Methode gesagt worden, daß es als sichere Basis zur leichten Bekämpfung aller falschen Richtungen gebraucht werden kann; und der Zuhörer wird für die Mühe, sich zum Gipfel einiger abstracten Sätze empor zu arbeiten, mit einer Aussicht belohnt werden, die sich über den Werth sämmtlicher Anstrengungen erstreckt, welchen sich die Menschen von jeher für ihre wichtigsten Interessen unterzogen haben. Dazu ist nichts weiter nöthig, als die bisherige Behandlung der in das Gebiet jener Sätze gehörigen Gegenstände mit den Vorschriften derselben Sätze zu vergleichen. Dieses Gebiet ist zwar das ganze Gebiet alles Erkennens. Allein uns geht es um den Theil, der am engsten mit der Kenntniß der menschlichen Natur zusammenhängt, und meine Kritik wird sich auch bloß auf Werke beziehen, die zur Belehrung über die menschliche Natur, so wie über Völker und Staaten, geschrieben worden sind. Uebrigens ist es nichts als eine Wiederhohlung, wenn ich erinnere, daß man vorläufig keine andere Kritik erwarten dürfe, als wozu die

obigen Sätze der Methodenlehre berechtigen. Da es einmahl zu dem Bestande der gegenwärtigen Rede gehört, die ihr hinderlichen früheren Theorien und Ansichten zu bekämpfen, so scheint es auch der natürlichen Ordnung angemessen, dieß *insoweit* es aus bloßen Gründen der Methodenlehre angeht, vor der Mittheilung der neuen Theorie selbst zu thun.

Alle Werke, wogegen sich meine Angriffe zu wenden haben, können unter drey Rubriken gebracht werden. In der *ersten* begreife ich diejenigen, welche die Deutsche Sprache zu den *philosophischen* zu zählen pflegt, in der *zweiten* die *historischen*, und in der *dritten* die *statistischen*.

Jedermann weiß, daß in sämmtlichen Ländern der neuern Cultur, die Philosophen, die Historiker und die Statistiker es sind, welche behaupten, daß ihre Bemühungen vorzugsweise und unmittelbar auf die höchsten Interessen der Menschheit gerichtet seyen; und insofern es um Lehren über das Wohl und Wehe, das Glück und Unglück der Staaten und Völker gilt, ist man auch, trotz dem Einflusse der Theologen, Juristen und Mediciner, seit langer Zeit gewöhnt nur ihnen die letzte Entscheidung zuzutrauen. Das heißt, die eigentlichen *Theorien* suchte man schon längst nur bey jenen drey Zweigen der Gelehrtenwelt. Damit ist aber keinesweges gesagt, daß alle öffentliche Angelegenheiten entweder nach der Theorie des einen oder des andern Zweiges verwaltet worden seyen. Dann müßte man nicht entdeckt haben, was so leicht zu entdecken ist, daß der großen Macht der Theorien ungeachtet, Manches nach einem dunkeln Tacte geschieht.

Wie wird nun der Stoff, den die Philosophen, Historiker und Statistiker gewisser Maaßen als den ihrigen in Anspruch nehmen, von diesen behandelt? Wie verhält sich ihre Behandlungsweise zu den von mir entwickelten Regeln?

Sämmtliche Redner über die Interessen eines Volkes stimmen natürlich darin überein, daß *die Kenntniß des Zustandes* des Volkes die Basis seyn müsse, und wie dunkel die mit den Worten verbundenen Vorstellungen auch seyn mögen, in diesem Satze an sich müssen doch die

Philoſophen, Hiſtoriker und Statiſtiker einverſtanden ſeyn. Man bemerkt ſogar dann noch keinen Zwieſpalt, wenn man ihnen den fernern Satz vorlegt: daß der Zuſtand eines einzelnen Menſchen, ſowohl als der eines ganzen Volkes von zwey Gliedern abhänge, nämlich theils von den Menſchen ſelbſt, theils von den Umgebungen. Alle, die Statiſtiker nicht ausgenommen, räumen dieß ein. Aber weiter reicht die Einigkeit auch nicht, und um die Abweichungen in den allgemeinſten Zügen vor Augen zu haben, kann man von den Philoſophen ſammt den Hiſtorikern ſagen, daß ſie den Aufſchluß vorzugsweiſe von der Kenntniß desjenigen, was zum Menſchen gehört, erwarten, wogegen die Statiſtiker vorzugsweiſe auf das andere Glied, auf die Umgebungen (auf die äußeren Dinge) blicken.

Nachdem wir ſomit zur Schwelle der Abweichungen gelangt ſind, bitte ich die Zuhörer einſtweilen von den Statiſtikern abzuſehen, und zur Beſchäftigung mit den beyden andern Claſſen zunächſt zu prüfen, wo der ihnen bisher gemeinſame Weg ſich ſpalte. Beyde ſuchen, wie geſagt, den Aufſchluß vorzugsweiſe in der Betrachtnng desjenigen, was zu den Menſchen gehört. Beyde erklären, daß Menſchenkenntniß die erſte Bedingung ſey, wenn man den Zuſtand eines Volkes beurtheilen wolle; und doch ſind ihre Wege ſo verſchieden, daß es auch dem oberflächlichſten Beobachter nicht entgehen konnte. Indeß worin beſteht die Verſchiedenheit? Welche allgemeine Merkmahle ſind es, die das Verfahren der Philoſophen von dem der Hiſtoriker unterſcheiden? Ich fordere die Zuhörer auf ſich zu beſinnen, ob es nicht das Charakteriſtiſche der neuern Philoſophen ſey, die Menſchenkenntniß von der nackten Selbſtbetrachtung zu erwarten, und ob nicht die Hiſtoriker dagegen wieder von der Beobachtung Anderer die Löſung der Aufgabe zu hoffen ſcheinen? Daher denn die Klage, daß die Hiſtoriker nicht genug Philoſophen, und die Philoſophen nicht genug Hiſtoriker ſeyen. Indeß die Wahrheit iſt: beyde Claſſen entſprechen ihrem eignen Namen nicht.

Die Scheidung in Hiſtoriker und Philoſophen beruht auf dem Irrthume, als ob man Philoſoph ſeyn könne, ohne ſich um die Geſchichte beſonders zu kümmern, und als ob es möglich ſey ein guter Hiſtoriker zu ſeyn, ohne die angeſtrengteſten Bemühungen um die Philoſophie. Es iſt kaum erforderlich, zur Kritik der Schriften beyder Claſſen noch etwas zuzufügen. Aber damit dieſe Rede auch denen, die ſich weniger mit Gegenſtänden des ſchärfern Nachdenkens abgegeben haben, faßlich vorkomme, will ich mich ausführlicher erklären.

Man erinnere ſich, daß ſich die geſammte Kritik auf die vorhin aufgeſtellten Sätze der allgemeinen Methodenlehre ſtützen muß. Darin heißt es nun, daß die Selbſtkenntniß die letzte Bedingung aller Kenntniſſe ſey, und ferner, daß niemand wähnen dürfe, die Selbſtkenntniß ſchlechthin außer ſich zu finden, daß das Blicken nach innen (die Selbſtbetrachtung) immer die Hauptſache bleibe. Offenbar erſcheint das Verfahren der Philoſophen hiemit noch einiger Maaßen im Einklange, wenn das der Hiſtoriker ſchon gleich Anfangs abweicht. Allein der große Fehler der Philoſophen iſt, daß ſie glauben, zur Selbſtbetrachtung der Vergangenheit nicht zu bedürfen, daß ſie die Verhältniſſe, worin unſere Natur zur Vergangenheit ſteht, mehr oder weniger vernachläſſigen, und ſich auf das beſchränken, was ſie in der Gegenwart an ſich ſelbſt ſehen. Sie vergeſſen, daß unſer ganzes Leben nur ein Verhalten zu äußern Gliedern iſt, und daß alles Denken eigentlich nichts iſt, als ein Orientiren. Wer die menſchliche Natur durch bloßes Hinblicken auf ſich ſelbſt kennen lernen will, der irret eben ſo ſehr als die, welche ſich auf die Betrachtung der Außenwelt beſchränken. Und wenn die menſchliche Natur einer ſtäten Entwickelung unterworfen iſt, wie darf man dann hoffen, ſie ohne Rückblicke in die Vergangenheit kennen zu lernen? Bey einer ſolchen Verirrung konnte es nun auch begreiflich nie gehörig klar werden, wie ſehr das Reſultat der Selbſtbetrachtung von der Entwickelungsſtufe deſſen abhängt, der die Betrach-

tung anſtellt; und damit ſtoße ich auf die wundeſte Stelle der geſammten neuern Cultur. Ich werfe unſern Philoſophen den Satz entgegen, daß kein unentwickelter Menſch in der Selbſtbetrachtung etwas an ſich entdecken werde, was nur der höhern Entwickelung angehört. Darauf werden ſie erwiedern, daß allerdings ein reifes Alter zur Selbſtbetrachtung erforderlich ſey, dieß aber auch von allen Philoſophen vorausgeſetzt werde. Ich will nicht über die Reife der Jugend ſtreiten, woran die meiſten ihre Vorträge richten. Ich gebe es zu, daß ſie zur Selbſtbetrachtung ein reifes Alter verlangen. Allein ſie denken bloß an die Entwickelungsbahn, welche ſich in der Lebenszeit eines einzelnen Menſchen abrollt, und keineswegs an die Entwickelung durch die Folge der Geſchlechter; weshalb ſie auch keinen Grund haben zu läugnen, daß ein Erwachſener aus dem Mittelalter durch die Selbſtbetrachtung zu der nämlichen philoſophiſchen Einſicht hätte gelangen können, wozu ein Mitglied der gegenwärtigen Generation gelangen kann. Manche ahnen den Unterſchied freilich, aber nur inſofern ſie ihren Reflexionskreis verlaſſen. Denn der Kreis ſelbſt iſt mit der Annahme eines Unterſchiedes im Widerſpruche. Was in dem neuern Europa, und namentlich in Deutſchland, im engern Sinne Philoſophie heißt, ſoll ja, wie alle Anpreiſer dieſer Wunderbrille betheuern, einzig in ſich den Schlüſſel zur höchſten Einſicht enthalten. Und die Lehrer der Philoſophie, welche ſich aufrichtig eingeſtehen, daß ihre Wiſſenſchaft ihnen den erwarteten großen Dienſt bisher noch nicht geleiſtet habe, zweifeln doch im geringſten nicht, daß ſie ihn leiſten könne. Die Philoſophen des Mittelalters dachten eben ſo. Auch ſie ahneten nicht, daß der menſchlichen Natur zu ihrem höchſten Stande etwas Anderes fehlen könne, als eine Sammlung von Sätzen, die der Geiſt nur aufzunehmen brauche, wie er die Sätze der Mathematik aufnimmt.

Ich erſuche die Zuhörer dieſe letzten Worte einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen. Sie ſind von der größten

Wichtigkeit für die Beurtheilung des ganzen geistigen Lebens der neueren Völker. Denn nicht bloß die Classe der Philosophen ist von dem gerügten Irrthume umstrickt; sie äußern ihn nur deutlicher. Uebrigens beherrscht er die gesammte Masse der Gelehrten so wie der Ungelehrten. Und die Reden von fortschreitender Entwickelung unter den Historikern sind überall mit so dunkeln und verworrenen Vorstellungen verbunden, daß der alte Wahn von der Möglichkeit einer vollkommnen Entwickelung der menschlichen Natur auf bloß theoretischem Wege, in den Lehrsälen wie in dem Rathe der Völker und Fürsten, ruhig fortdauert. Noch besteht in allen Ländern der neuern Cultur ein eigner Gelehrtenstand, und bis jetzt ist auch dieser Stand noch als der erste Träger der höhern Bildung zu betrachten; weil die allgemeinen Ansichten der Gelehrten, trotz dem Verdachte worin sie bey den Völkern sind, diesen doch stäts zur Leitung dienen, wo sie einer theoretischen Leitung zu bedürfen glauben. Daraus erklärt es sich, warum jener Wahn so wenig durch die Zeitereignisse gelitten hat. Weil sie die Geschiedenheit der Gelehrten vom Volke nicht aufgehoben haben, deshalb vermochten sie auch nichts über die einer solchen Isolirung natürlichen Meinung. Wie kann in einem Stande, der gewohnt ist sich für den eigentlichen Pfleger der Cultur zu halten, der von der ganzen Menschheit selbst dafür gehalten wird, der nicht weniger gewohnt ist, gerade in seiner Geschiedenheit von den Bewegungen des practischen Lebens die erste Bedingung eines glücklichen Strebens zur höhern Einsicht zu erblicken, ein Gedanke aufkommen, daß die höchsten Stufen der Cultur nur in jenen Bewegungen des practischen Lebens zu erreichen seyen? Darum wird, so lange der Gelehrtenstand als solcher in Europa fortdauert, auch der Wahn fortdauern, daß die Auffassung der höchsten Lehren von der Entwickelung der Staaten und Völker, in bloßen Schulen möglich sey, und man wird unabläßig bemüht seyn, der beunruhigenden Wahrheit, daß die Durchdringung von diesen Lehren nicht denkbar ist ohne die ihnen angehörigen Strebungen, die Strebungen aber

nur in den wirklichen Verhältnissen des Lebens statt haben können, einen Qualm von verworrenen Vorstellungen entgegenzuwerfen. Darum darf man sich auch nicht wundern, daß die Weisen unseres Vaterlandes die höchsten politischen Interessen klar begreifen zu können glauben, ohne daß sich im Streben und Handeln die geringste Spur davon zu äußern brauche; obgleich es nicht weniger aberwitzig wäre, wenn man die Strahlen der Sonne in ihrer vollen Wirkung aufnehmen wollte, ohne davon erwärmt zu werden. Soweit ist bey uns die Kunst des Abstrahirens gediehen.

Ich habe hiemit nur die Wurzel des Haupt-Uebels entblößt, woran die neuere Cultur kränkelt. Das Uebel an sich ist den Völkern längst bekannt, weil es zu schmerzlich von ihnen empfunden wird. In jedem Europäischen Lande wirft das Volk den Gelehrten ihre Untauglichkeit für das practische Leben vor, und je stürmischer die Zeiten sind, desto mehr Stoff findet sich zum bittersten Spotte. In ruhigen Zeiten, wenn Alles von selbst im Geleise bleibt, gelingt es den Gelehrten noch so ziemlich, den Glauben zu erhalten, daß man die allgemeine Ordnung vorzüglich ihnen verdanke. Allein sobald es Noth thut, in das wilde Getriebe der Völker einzugreifen, dann erstehen die helfenden Männer aus der Zahl der Gelehrten gerade am seltensten.

Wenn aber auch sämmtliche Classen des Gelehrtenstandes von diesem Uebel umstrickt sind, so gebührt doch den Philosophen der Vorzug, als dessen eigentliche Pfleger, als die ersten Beschützer seiner Stätte angesehen zu werden; weil sie es sind, welche vorgeben, im wirklichen Besitze einer geschlossenen Lehre zu seyn, die auf bloß theoretischem Wege zur höchsten Weisheit fördern könne; wogegen die anderen Classen nur in dunkeln Vorstellungen an die Möglichkeit eines solchen Weges glauben. Umsomehr habe ich auch Grund, bey den Philosophen davon zu reden, und bey den Historikern und Statistikern schlechthin darauf zurückzuverweisen.

Um alle Verkehrtheiten zu widerlegen, welche die neueren Philosophen als Normen zur Beurtheilung und Regulirung

des Zuſtandes der Staaten und Völker aufgeſtellt haben, müßte man viele Bände ſchreiben. Die Philoſopheme über den Zweck des Staates z. B. ſind ſammt und ſonders auf mangelhafte und dunkele Vorſtellungen aufgeführte Theorien, die gänzlich verkennen, daß die höchſte Entſcheiduug über die menſchlichen Anordnungen in Volks- und Staatsſachen allein dem Entwickelungsprincipe zukommt; daß wenn einer Seits die Sätze der geiſtlichen und weltlichen Despotie ſich vor dieſem Principe beugen müſſen, es ſich anderer Seits auch nicht in eine juriſtiſche Clauſel ſperren läßt; und daß es widerſinnig iſt, ſtatt der ſorgfältigſten Beachtung eben dieſes Principes, ſich mit willkührlichen Annahmen zu zerarbeiten. Zu ſolchen, dem Entwickelungsprincipe durchaus widerſtreitenden Annahmen gehört ſowohl die Lehre, daß der Zweck des Staates bloß ſey, das ſogenannte Rechtsgeſetz zu ſchützen, als die Lehre von einem Urvertrage, der für Generationen bindend ſeyn ſoll, die nie eingewilligt haben und lieber nicht geboren ſeyn möchten, als durch Verfügungen gebunden zu bleiben, die ihre Vorfahren nimmermehr für die ferne Zukunft würden paſſend erklärt haben, wenn ſie in die Zukunft hätten blicken können.

Jetzt von den Schriften der Hiſtoriker. Die Hiſtoriker ſind, wie geſagt, darin mit den Philoſophen einig, daß um den Zuſtand der Staaten und Völker zu beurtheilen, man vorzugsweiſe auf die Menſchen und nicht, wie die Statiſtiker thun, vorzugsweiſe auf die Umgebungen zu ſehen habe. Aber wie die Philoſophen von der nackten Selbſtbetrachtung zu viel erwarten, und die Geſchichte vernachläſſigen, ſo erwarten die Hiſtoriker zu viel von der Geſchichte und vernachläſſigen die Selbſtbetrachtung. Inſofern die Beſchäftigung mit der Vergangenheit etwa bloß zur Unterhaltung dienen ſoll, mag dieß gleichgültig ſeyn. Allein da die Hiſtoriker immer als erſten Zweck ihrer Lehrbücher aufſtellen, uns über die Gegenwart, über den Zuſtand unſerer eigenen höchſten Intereſſen zur Klarheit zu fördern, ſo iſt der Vorwurf von der größten Schwere. Denn niemand vermag einem Anderen zu

einer Klarheit zu helfen, die ihm selbst fehlt, und Klarheit über die menschliche Natur muß Jedem fehlen, der die Selbstbetrachtung vernachlässigt. Wer von einer Menschenkenntniß träumt, die sich durch bloße Beobachtung anderer Menschen erwerben lasse, der lebt in dem unglücklichen Glauben, außer sich zu finden, was nur in uns gesucht werden darf. Die Erscheinungen an anderen Menschen werden uns einzig durch das Studium unserer eigenen Natur verständlich. Ohne eine sorgfältige Selbstbetrachtung und Selbstbeobachtung ist eine Betrachtung und Beobachtung Anderer durchaus nutzlos. Und falls auch das menschliche Getriebe der Vergangenheit in dem treuesten Abdrucke vorschwebte, so würde es dennoch von niemanden richtig aufgefaßt werden, der sich nie um den auffassenden Rahmen in dem eigenen Hirne bekümmert hat, der nicht durch Betrachtungen, welche die Schule „anthropologische" zu nennen pflegt, zur Kenntniß derjenigen Seiten der menschlichen Natur gelangt ist, worauf alles menschliche Empfinden, Denken und Handeln bezogen wird und bezogen werden muß, wenn wir es aufnehmen und zu einem Urtheile verarbeiten. Darum ist es gar nicht zu hoffen, daß die Historiker, so lange sie die schärfste Untersuchung der menschlichen Natur als ihrem Fache fremd zurückweisen, die einzelnen historischen Data gehörig sollten aufnehmen, geschweige zu einem Ganzen construiren können. Ich habe den Weg, der zum klaren Ueberblicke über das menschliche Getriebe leitet, bestimmt genug angegeben, um hier behaupten zu dürfen, daß die Verfasser sämmtlicher Lehrbücher der Geschichte auf falschen Wegen waren, und deshalb auch nicht zur Herrschaft über ihren Stoff gedeihen konnten. Sie vergessen, daß alle Maaße, alle Normen, wonach wir die äußeren Dinge beurtheilen, in uns selbst liegen, und geben ihr Urtheil über die menschlichen Erscheinungen ab, ohne die Normen die sie anwenden, im mindesten geprüft zu haben. Ohne eine sorgfältige Prüfung können die Maaße und Normen aber nicht anders seyn, als sie im Volke überhaupt vorkommen, und unter den Ausdrücken »Tugend, Laster, Ehre, Schande, Bestim-

mung des Menſchen, Zweck der Staaten u. ſ. w. im Umlaufe ſind. Dieſe Wörter werden ſammt ihrem Anhange wirklich eben ſo von den Hiſtorikern als Maaße für die Begebenheiten der Vorwelt angewendet, wie ſie im täglichen Leben gebraucht werden. Und ſo wenig es in den gewöhnlichen Geſellſchaften jemanden einfällt, eine genauere Unterſuchung der damit verſchlungenen Vorſtellungen für nöthig zu halten, ſo wenig halten es die Hiſtoriker für nöthig. Darum geht es dann aber auch mit der Beurtheilung der Vorwelt völlig wie mit den Meinungen über die Ereigniſſe der Gegenwart. Ueberall ſtößt man auf dieſelbe Unbeſtimmtheit, Verwirrung und Widerſprüche in den Urtheilen über Perſonen und Begebenheiten der Geſchichte, die man auch in den Tageblättern und Unterredungen über Gegenſtände unſerer Zeit antrift; woran die Verſchiedenheit der Intereſſen weit geringeren Theil hat, als die Verwirrung der Gedanken.

Dieſer Behandlung der Geſchichte iſt es allein beyzumeſſen, daß ſie faſt gar keinen belehrenden Einfluß übt auf die Angelegenheiten der Gegenwart. Alle Reden von dem Nutzen der Geſchichtsforſchung für die Kenntniß der gegenwärtigen Zeiten ſind eitel und grundlos, ſo lange man in dem bisherigen Geleiſe beharret. Man frage ſich doch nur einmahl ernſtlich, was denn unter den Worten „Kenntniß der gegenwärtigen Zeiten" zu verſtehen ſey. Soll man dabey an etwas Anderes denken, als an die gegenwärtigen Menſchen? Was kann nun aber ein Betrachten der Menſchen der Vorzeit zur Kenntniß der jetzigen Menſchen beytragen, wenn das Vermittelnde fehlt? Und was ſoll vermitteln, wenn nicht die Beziehung auf ein den Menſchen aller Zeiten Gemeinſames? Wie darf man endlich hoffen, über dieſes Gemeinſame durch ein bloßes Betrachten anderer Menſchen Aufſchluß zu erhalten? Darum ſage ich nochmals: wenn auch die Begebenheiten der Vorwelt ſich uns von ſelbſt in dem treueſten Abdrucke darſtellten, ſie würden, ſo lange wir nicht an unſerer eigenen Natur die Seiten aufge-

funden haben, worauf sie zu beziehen sind, durchaus unverständlich bleiben und nur die Phantasie beschäftigen, ohne wahre Belehrung zu geben. Indeß bedenke man, wie wenig eine solche Voraussetzung zutrift, wie vereinzelt, zerrissen, verhüllt und entstellt der geschichtliche Stoff vortritt, und beantworte sich dann, wie es möglich sey, ihn zu einem treuen Abdrucke der Vergangenheit zu verarbeiten, ohne diejenige Leitung, welche allein von einer ausdauernden Beschäftigung mit den wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Natur zu erwarten ist. Nur insofern eine Gleichartigkeit zwischen den Menschen besteht, kann von einer gemeinsamen Geschichte die Rede seyn. Hätten wir einen Anlaß, diese Gleichartigkeit in Hinsicht auf irgend einen Menschen zu läugnen, so würden wir ihn auch nicht „Mensch" nennen können, und die Geschichte seines Thuns und Leidens würde nicht mehr mit unserer Geschichte in Verbindung zu bringen seyn, als die Geschichte von Affen. So tief liegt dem leisesten Gedanken an Geschichte die Annahme eines der gesammten Menschheit gemeinsamen wesentlichen Typus zum Grunde; und obgleich ein Jeder diesen Typus seinem Ich beymißt, so verirret man sich dennoch, ihn eher an Anderen aufzusuchen, bevor man ihn an sich selbst näher kennen gelernt hat. Bey einem solchen Verfahren mußte die Vorzeit nothwendig zu isolirt von der Gegenwart bleiben, als daß sie darüber einen belehrenden Aufschluß hätte liefern können. Und so sehr man sich auch anstrengte, in sogenannten pragmatischen Werken, in culturgeschichtlichen Schriften, den Zusammenhang zu zeigen, es mußte mißlingen. Es konnten nur Bruchstücke herauskommen, deren Verbindung in bloßen Scheingebilden, in Geweben von dunkeln und verkehrten Vorstellungen besteht. Es ist wunderbar, daß man in dieser Verwirrung sogar auf den übermüthigen Versuch gerieth, den Zusammenhang der Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes zu zeigen. Wie man über die Völker und Staaten sprach und schrieb, ohne sich um die Natur der einzelnen Menschen bekümmert zu haben, so ver-

irrte man sich zuletzt noch dahin, ohne alle Kenntniß der Entwicklungsbahn, welche einzelne Völker durchlaufen, die Entwicklungsbahn der gesammten Menschheit lehren zu wollen. Die Kenntniß der Entwicklung von Pflanzen erwartet jedermann von einer sorgfältigen Betrachtung der Pflanzen selbst, und man würde es sicherlich für Wahnsinn halten, falls sich jemand diese Mühe durch die Aufsuchung des Zweckes der Gottheit zu ersparen vorhätte. Aber um über die Entwicklung der Menschen Aufschluß zu erlangen, glaubt man es sich bequemer machen zu dürfen. Man hascht nach irgend einer dunkeln Vorstellung und sucht sich einzureden, daß sie das höchste Princip sey, welches trotz seiner eigenen Dunkelheit als Licht zur Erklärung der irdischen Erscheinungen dienen könne. So hat man insbesondere die Einbildungen von Endzwecken der Gottheit gebraucht. Ohne sich um eine Brücke zu kümmern, trat man damit unter die Data der Geschichte und wußte durch Nebelgebilde einen Zusammenhang herauszubringen, der als hohe Weisheit galt; Alles, um sich entweder einer langen Forschung im Einzelnen zu überheben, oder dem Geständnisse auszuweichen, daß der menschlichen Weisheit sehr enge Schranken gezogen worden, und daß sie sich mehr mit dem Wie? als dem Warum? zu befassen habe. Andere sagten sich zwar wörtlich von der Construction der geschichtlichen Data nach Endzwecken los, kamen aber in der Sache wieder darauf zurück. Dahin gehören die Constructionen nach einem sogenannten Vernunft-Ideale. Unter diesem Ausdrucke verstand man das höchste Vorbild der Menschheit. Allein der Neigung das Vorbild als einziges Maaß zu gebrauchen, lag dunkel die Meinung zum Grunde, als ob jedes menschliche Wesen von der Gottheit bloß geschaffen sey, für die Verwirklichung dieses Ideales zu leben; mithin war es offenbar wieder eine Annahme von Endzwecken, die auch unter denselben Vorwurf fällt, welcher alle Vorstellungen von Endzwecken trift (nämlich der Vorwurf der Verwechselung des menschlichen Standpunktes und der menschlichen Maaße mit dem

Stande der Gottheit). Außerdem wird dabey übersehen, daß jede Culturstufe ihr eigenes Vorbild hat, und daß einen Menschen von einer niedrigen Culturstufe nach dem Vorbilde der höchsten beurtheilen wollen, keinen geringern Tadel verdient, als wenn man über ein Kind und dessen Treiben nach dem Maaßstabe für Erwachsene entscheidet. Wenn die ganze Arbeit zunächst darauf zielt, eine richtige Ansicht von dem verschiedenen menschlichen Leben und Streben zu erlangen (was doch wohl einem Spruche über den Werth oder Unwerth vorhergehen muß): so ist keine Methode schlechter als die, welche den Zustand der Menschen, der Vorwelt oder der Gegenwart, nach jenem Vernunft-Ideale construirt. Wer wird, um bey dem früheren Gleichnisse zu bleiben, zur Kenntniß der Entwicklung einer Pflanze es für genug halten, sie im Zustande ihrer Blüthe zu sehen? Wem wird ein Bild von diesem Zustande hinreichend dünken, auch über die übrigen Zustände zu urtheilen, ohne sie je beobachtet zu haben? Und doch glaubt man zur Beurtheilung der verschiedenen Entwicklungszustände der Menschen, es völlig hinreichend, wenn man mit dem im Reinen sey, was höchstes Ideal (,das ist, Ideal des höchsten Entwicklungszustandes,) heißt. Ich sage „heißt". Denn ungeachtet sämmtlicher Attribute, womit man es in den Wörtern „Gerechtigkeit, Wahrheit, Kraft, Größe, Edelsinn" und andern auszuschmücken wähnt, bleibt das Bild hohl, und ist für die Beurtheilung der Menschen auf der höchsten Culturstufe nicht einmahl brauchbar; weil man sich nach den einzelnen Strebungen der menschlichen Natur, die, wie sie die Existenz des Menschen selbst ausfüllen, so auch seinem Vorbilde die Ausfüllung geben müssen, nicht umsieht. Dadurch erklärt es sich, wie wenig man fähig ist, die Geschichte objektiv zu behandeln, wiewohl man sich so oft dessen rühmt. Man bekrittelt und tadelt, erhebt und preiset die Personen der Vorzeit nach Maaßen, die einzig unserer Periode angehören, und dennoch plaudert man von einer Veränderung der Zeiten und einem Stei-

gen und Fallen der Cultur. In dieser Verwirrung treffen die Historiker auch sofort wieder mit den Philosophen überein, die gleichfalls von einem Vorbilde träumen, das für die Beurtheilung aller Zeiten passe. Was kann z. B. das Forschen in der Geschichte zur Kenntniß eines Staates beytragen, wenn man alle Data lediglich auf die geschlossene Forderung, wie der Staat seyn *solle*, bezieht? — statt sorgfältig nach demjenigen zu blicken, was die Abweichungen von dem gepriesenen Ideale herbeyführt, kurz nach den Wurzeln der Staaten, wie sie sind? Man spricht sogar von vollkommenen Gesetzgebungen, als ob es Zusammenstellungen von Regeln für menschliche Verhältnisse geben könne, die immer passen müßten, wie sich auch die menschlichen Verhältnisse selbst ändern; etwa wie ein gutes System der Mathematik immer paßt. In solchen Verkehrtheiten verstrickt man sich so weit, auf eine Gesetzgebung an sich, als ein selbstständiges Kunstwerk Werth zu legen und Unvollkommenheiten daran mehr nach dieser Rücksicht zu beurtheilen, als nach ihrer Bedeutung für die wirklichen Verhältnisse und die Menschen die darin leben. So kann einem Juristen, der in die Römische Gesetzgebung wie in ein Kunstwerk verliebt ist, erst die Zeit unter den Cäsaren recht gefallen; wogegen ihm die Zeiten der Republick, worin an den Menschen und ihren Verhältnissen selbst mehr zu bewundern war, als an der Anordnung und Ausführlichkeit ihrer Gesetze, ziemlich gleichgültig sind und nur die politische Schwärmerey stärker ansprechend dünken.

Eben die Unbrauchbarkeit der historischen Werke zur Belehrung über die Gegenwart war dann auch Schuld daß zuletzt eine Classe von Lehrern über die Interessen der Staaten und Völker Gehör fand, welche die Geschichte gerade zu für überflüssig zur Beurtheilung dieser Interessen erklärte. Eine solche Aeußerung hatten die Philosophen nie gewagt, so viel sie sich auch von der nackten Selbstbetrachtung versprachen. Dahin konnten sich bloß Männer verirren, die sich weder Historiker noch Philosophen nannten, die an der menschlichen Natur *nichts* sahen, was zu einer tiefern Forschung auf-

fordert, und die Staaten und Völker einzig nach dem beurtheilten, was unmittelbar die Sinne trift und was sich körperlich zählen, wiegen oder messen läßt. Wenn die Bemühungen der Philosophen und Historiker wenig Einfluß auf die Wirklichkeit hatten, weil es an den vermittelnden Brücken gebrach und ihren Lehren allgemein der Vorwurf der Untauglichkeit für das practische Leben gemacht wurde, so leistete dieß den Theorien der Statistiker um so mehr Vorschub, je practischer alles erscheint, was sich unmittelbar auf die Leiber bezieht. Der Theorien bedurfte man nun einmahl, weil die Menschheit zur Reflexion erwacht war. Die auf das Geistige gerichteten waren unbrauchbar. Deshalb überließ man sich den auf das Materielle gerichteten um so williger, als die Entwicklungsperiode an sich dem Materiellen eine Bedeutung verlieh, die ihm nur die steigende Cultur wieder entziehen kann. Die äußeren Bedingungen der Existenz hielten, wie sie im Familienkreise das Uebergewicht hatten, fortan auch in öffentlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit so gänzlich beschäftigt und gefangen, daß man die inneren völlig aus dem Auge verlor; und die Worte „Entwicklung der menschlichen Natur", womit bisher doch immer noch Vorstellungen, wenn auch dunkle und verkehrte, verbunden gewesen waren, sanken zu leeren Tönen herab. Die Menschen wurden schlechthin nach der Gegenwart beurtheilt; und weil ohne die Wurzeln in der Vergangenheit das Geistige der Gegenwart kaum bemerkbar ist, so kam der Wahn auf, es sey gar nicht vorhanden, alles Geistige sey lediglich Produkt der äußeren Reize; und wer auf die Menschen wirken, sie lenken und beherrschen wolle, der habe sich mit nichts als mit diesen Reizen zu befassen. So wurde durch die oberflächlichsten Argumentationen eine Richtung in das öffentliche Leben gebracht, die, so groß ihr Einfluß im Familienleben auch seyn mochte, doch darin niemahls durch eine förmliche Theorie sanctionirt worden ist. Der dunkle Glaube der rohen Menge, daß im Leben Alles auf äußere Habe ankomme, wurde zum Staatsaxiom; und sämmtliche Lehren, die seitdem

für die höchste Staatsverwaltung gebraucht worden sind, stimmen ungeachtet jeder andern Divergenz in diesem Artikel genau mit einander überein. Auf alles was Macht und Wohlstand geben kann, waren die meist gutgemeinten und mitunter scharfsinnigen Anstrengungen derjenigen Staatslenker, welche wirklich nach Theorien, und nicht nach bloßem Herkommen und dunkeln Gefühlen (einem practischen Taste) lenkten, gerichtet, nur allein das Geistige wurde vergessen. Bald glaubte man das Geheimniß im Handel und in den Gewerben zu finden, und sprach von einem Merkantil-System. Darauf erschien die Lehre der sogenannten Physiokraten, daß es in der Cultur des Bodens zu suchen sey. Dann zeigte ein Buch des Briten Adam Smith, daß beyde Recht und beyde Unrecht hätten; daß von jeder nützlichen Thätigkeit auch Nutzen zu erwarten sey. Aber diese und sämmtliche späteren Schriften, die den Namen »Staatswissenschaft« ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, sind in der Grundansicht einig, nämlich darin, daß die Staatsverwaltung hauptsächlich auf Beförderung der physischen Kräfte gehen müsse, in dem unglücklichen Wahne daß der Geist, ohne welche sie nicht das Geringste vermögen, von selbst kommen werde, wie sehr man ihm auch im Ringen nach jenen Kräften entgegenwirke. Es war nicht inconsequent, ein Ding, zu dessen Lenkung es so wenig Geist bedürfe, auf dessen Geist man so wenig Rücksicht zu nehmen brauche, einen Staat, wofür eine solche Verwaltung wirklich passen sollte, eine Maschine zu nennen.

Siebenundzwanzigster Auszug.

Schon lange vor meiner Reise über den Ocean hatte ich gehört, daß in diesen Gegenden die Ehen selten aus jenen

Rücksichten entstehen, welche für die Ehegatten selbst so peinigend sind, als nachtheilig für das werdende Geschlecht. In dem Werke von Warden heißt es fast bey den meisten Staaten: »die Ehen werden nach Neigung geschlossen«. Ich bekenne, es klang mir nicht sehr wahrscheinlich. Obgleich ich nun Gelegenheit genug gehabt habe, mein Mißtrauen zu berichtigen, so überrascht es mich dennoch, daß gerade mein Reisegefährte mir ein Beyspiel liefert. Kaum war seine Pflanzung fertig, als er mir erklärte, daß er ein Weib suchen wolle, und da man hier ohnehin so gut leben könne, sich in der Wahl durch keine Rücksichten auf Geld und Geldeswerth werde beschränken lassen. Das hat er dann auch nicht gethan; er hat seine Hand einem Mädchen (der Tochter eines Schottischen Predigers) angeboten, ohne im mindesten von ihrem etwaigen Vermögen Notiz zu nehmen. In Kurzem wird die Heirath vor sich gehen.

Wie aber verhält sich eine solche Eigenschaft der Bevölkerung zu dem gewöhnlichen Vorwurfe, daß die Nordamerikaner nur auf Geld sähen? Gibt es einen traurigern Beweis für die Gewalt des Geldes, als wenn es zu Verbindungen verleitet, die, so beglückend sie seyn sollten, eben den bessern Menschen das Leben am unerträglichsten machen? Man höre auf sich gegenseitig zu beschuldigen, und gestehe aufrichtig, daß an den größten Verzerrungen, worin die Habsucht die Europäer gebracht hat, die Noth Schuld ist. In Europa ist wenig zu fragen, was die höheren Ansprüche an das Leben verlangen, da die Bedingungen der bloßen Existenz überall zu gebieterisch sprechen. Ein Ehepaar, das in Deutschland vierzig bis funfzig tausend Thaler zusammenbringt, sinkt um so tiefer in Nahrungssorgen, je fruchtbarer die Ehe ist. Gerade dann, wenn die Aussicht zum Grabe durch das fröhliche Gedeihen der Nachkommen gemildert werden sollte, geschieht das Gegentheil. Jeder besonnene Vater berechnet sein Vermögen nach der Kopf-Zahl seiner Familie, und mit hundert tausend Thalern und zehn Kindern darf er nur dem Aufwande eines Vermögens von zehn tausend Thalern nachgeben, wenn er seine

Kinder nicht an Bedürfnisse gewöhnen will, die sie künftig nach der Theilung nicht bestreiten können. Freylich gelingt es auch jetzt noch Einzelnen, Reichthümer zu häufen. Allein solche Erfolge gleichen den Lotterie-Gewinnen. Auf jeden Fall ist in ganz Europa der Erwerb zu sehr in Widerstreit mit den edelern Gefühlen gerathen, und der bloßen Existenz wegen müssen sich unzählige Familien in Verhältnisse fügen, die um so tiefer verletzen, je besser die Menschen sind, die darin leben. Wenn das so fortgehen soll, so muß das Hirn in einen mehr thierischen Zustand zurückgebracht werden; wo nicht, so wird es zu den furchtbarsten Erscheinungen kommen. Die Forderungen steigen mit jedem Tage, aus keinem andern Grunde, als weil die Entwickelung noch im Steigen ist, und die Europäischen Menschen manches sehen und fühlen, wofür sie früher blind und unempfindlich waren. Dagegen wird der äußere Kreis durch die wachsende Zahl mehr und mehr eingeschränkt. Eben die steigende Entwickelung hat auch das Mitgefühl für das Leid Anderer verstärkt, und es gelingt stäts schlechter und schlechter, den Ueberfluß heiter zu genießen, während die Noth unserer Nachbaren uns in der gräßlichsten Gestalt umgibt. Kein Thier tödtet sich selbst (wenigstens nicht absichtlich, es sey denn, daß man die tödtliche Selbst-Verletzung, wozu man den Scorpion soll reizen können, auf Absicht beziehen wolle, oder an die Sage glaube, daß Esel sich aus Verzweiflung über harte Behandlung ins Wasser stürzen). So lange man unserm Geschlechte diese Unart nicht abgewöhnen kann, wird es auch gefährlicher bleiben, zwischen verzweifelnden Menschen zu wohnen, als zwischen Bären und Wölfen.

Daß ich doch so oft an Europa erinnert werde, wenn ich hier den heitersten Erscheinungen begegne! Ich überlasse mich so gerne den Gedanken, welchen Einfluß es auf die leibliche und geistige Gesundheit der Kinder und Enkel habe, wenn die Zeugungen nur durch die natürliche Zuneigung der Geschlechter beherrscht werden. Aber alsbald tritt mir das Gemälde von Europa vor, wo man eine Menge Geschöpfe erzieht, die besser nie geboren wären. Daß die Nordamerika-

ner so aufgeweckt sind, daß man jene verzerrten und plumpen Gesichter, die in Europa überall aufstoßen, so selten sieht, das Alles gibt Stoff zu Betrachtungen, die keineswegs fröhlich stimmen. Wer in Deutschland bemerkt hat, daß in den Strichen, wo die Bevölkerung sich mit Fabrikarbeiten beschäftigt, ohne in große Städte zusammengedrängt zu seyn, sich die schönsten Gestalten (besonders unter den Frauen) finden, und dieß hauptsächlich dem Umstande beymißt, daß dort von den Frauen (für die Bestellung des Hauses und des Gartens) nicht mehr Thätigkeit gefordert wird, als einer gesunden Anregung der Kräfte heilsam ist, wogegen bey den Bauersleuten die Weiber unter den gröbsten Arbeiten fast erliegen, der besitzt auch den Schlüssel zu dem allgemeinen Vorzuge der Amerikanischen Leiber. Fürwahr, wie milde auch das Loos der Männer in den V. St. ist, das der Frauen erscheint noch beneidenswerther. Nie habe ich hier Frauen mit schweren Arbeiten beschäftigt gesehen. Der ärmste Pflanzer duldet nicht, daß seine Gattinn oder Tochter auf den Aeckern arbeite. Selbst in den Gärten verrichten sie etwa nur das Säen, nie das Umgraben. Es ist als ob die Weißen in der Behandlung der Weiber den Indianern den Gegensatz vorhalten wollten *). An keinem Gasttische, es sey in Dampfböten oder in Wirthshäusern, wird irgend ein Gast sich selbst versorgen, bevor er

*) Auf der Rückreise nach Europa sah ich unter der Schiffsmannschaft zwey Knaben von etwa acht Jahren. Es waren Kinder ordentlicher Eltern, welche die Schifffahrt erlernen sollten und dem Capitain zum ersten Versuche anvertrauet worden waren. Als das Schiff sich aus der Bay und von der Amerikanischen Küste entfernte, wurden beyde auf das heftigste vom Heimweh befallen. Bey unserer Ankunft an der Europäischen Küste kam der gespannten Erwartung dieser Kinder nichts so wunderbar vor als weiße Frauen, die sich mit Feld-Arbeiten und mit Lastragen beschäftigten, was in N. A. entweder von Negern und Mulatten oder doch von weißen Männern geschieht.

die Speiſen den Frauen angeboten hat, und wenn ſie ihm auch völlig fremd wären. Dennoch contraſtirt die Zurückhaltung der Amerikanerinnen mit den Deutſchen Sitten ſehr und zwar nicht zum Vortheile der letztern. Auch dabey fiel mir oft der Europäiſche Vorwurf von Habſucht ein. Die Amerikaner mögen noch ſo eifrig dem Gelde nachringen, ſie erniedrigen ſich dafür ſeltner zu zweideutigen Dienſten als die Europäer, und keine Ausſicht auf Gewinn kann die Amerikaniſchen Kaufleute bewegen, ihre Frauen und Töchter als zuvorkommende Ladenhüterinnen zu gebrauchen. Ich will nicht behaupten, daß man in dieſer Richtung nicht hin- und wieder zu weit gehe, daß die Befreiung von den Laſten des Familienlebens nicht von einigen Frauen bis zur ſchädlichen Unthätigkeit und zum Spiele des Dünkels getrieben werde. Aber in der Entfernung von dem Gebiete der Gewinnſucht ſehe ich doch nur einen reinen Vorzug.

Uebrigens wird der Umgang der beyden Geſchlechter mit einander hier von denſelben Rückſichten beherrſcht als in Europa, und auf dem Lande ſind außerehliche Vermiſchungen keiner ſanftern Kritik unterworfen als dort; obgleich die Geſetze ſo wenig zur Einſegnung eines Bundes zwingen, als zur Bekennung für's Chriſtenthum *). Vielen Lärm macht es immer, wenn eine Negerinn einen Mulatten gebärt. In den ſüdlichen Staaten und in Weſtindien mögen die Europäerinnen nachſichtiger ſeyn; hier würde ich keinem Ehemanne rathen, ſich von einer reizenden Sclavinn gewinnen zu laſſen, wenn ihm am häuslichen Frieden gelegen iſt. Die Männer ſelbſt verzeihen ſich Dergleichen leicht und bey ihnen ſetzt es bloß Neckereyen ab; nur die Glieder einiger Religionsſecten ſind ſtrenger. In

*) In vielen Strichen Deutſchlands bezieht ſich das Wort »Schlechtigkeiten« vorzugsweiſe auf dergleichen Vermiſchungen; wogegen man wider den Betrug ſo ſchonend iſt, daß lügenhafte Anpreiſungen von Waaren, Verhehlung ihrer Mängel, oder eines plötzlichen Steigens und Fallens der Preiſe, in Europa wie in Amerika, für Handels-Klugheit gilt. Nur die verſchrieenen Türken ſollen eine Ausnahme machen, und im Handel weder überfordern noch überliſten.

meiner Nachbarschaft gebar kürzlich eine unverheyrathete 19jährige Negerinn einen Mulatten. Sie hatte ihre Schwangerschaft stäts einem Individuum ihrer Farbe zugeschrieben, was diesem dann die Nachrede erwarb, daß er weiße Kinder zu zeugen verstehe. — Wo es öffentliche Dirnen gibt, wie in Saint Louis, da können auch die unreinen Krankheiten nicht fehlen.

Achtundzwanzigster Auszug.

Wenn die Schwärmerey an einen absoluten Widerstreit zwischen der Cultur und dem was Natur heißt glaubt, so verdient das einige Entschuldigung. Wo die Europäer sich in diesem neuen Welttheile festsetzen, müssen die einheimischen Thiere so gut weichen, als die Indianer. Was mir Anfangs besonders widrig vorkam, war das ewige Tödten der Eichhörnchen. Ich kannte ihr Verhältniß zu den Pflanzungen zu wenig. Ich sprach einst mit einem meiner Nachbaren über die grauen Eichhörnchen, daß es artige Wesen seyen, die man nicht verletzen müsse. Ja, antwortete er, es sind auch artige Thiere, aber, setzte er hinzu, wir würden verhungern, wenn wir sie nicht von den Aeckern halten wollten. Ich habe mich später überzeugt, wie wahr dieser Ausspruch ist. Nicht bloß über die Ernte fallen sie her; sie graben die Saat selbst so rein aus, daß auch kein Hälmchen aufkommen würde. Ich habe erfahren, daß bey dergleichen Collisionen mit Thieren, unsere Sentimentalität sich bald modifizirt. Mit den Kaninchen ging es mir eben so. Man findet häufig junge, die hier

nicht weniger ſanft ausſehen, als in Deutſchland. Auf meine Bemerkung, daß man ihnen nichts zu Leide thun müſſe, antwortete derſelbe Nachbar: »gewiß ſind es niedliche Weſen, aber ſie ſchälen alle jungen Obſtbäume, die Pfirſichbäume ausgenommen *). In einer Nacht zerſtören ſie zuweilen einen ganzen Obſtgarten. Man kann ſich zwar damit helfen, daß man die Obſtbäume mit der ſcharfen Rinde eines Hickory-Baumes umgibt; allein ſie fallen auch über die Gartengewächſe her«. Ich habe in dem gegenwärtigen Sommer oft an dieſe Worte gedacht. Ich hatte nämlich Salatbohnen gepflanzt, die vortrefflich würden gediehen ſeyn, wenn nicht ein altes Kaninchen ſie nach und nach abgefreſſen hätte. Jeden Morgen war die Reihe kleiner. Ich lauerte einige Abende auf den Dieb, aber vergebens. Ich war, durch deſſen Ausdauer ſo zur Feindſchaft geſtimmt worden, daß ich ihn lange nachher bey der Rückkehr von der Jagd gerade dort im Wege, woher ſeine Wanderungen zu den Bohnen zu gehen pflegten, niederſchoß.

Man weiß freilich, daß eine übertriebene Theilnahme an dem Looſe der Thiere recht gut mit Gefühlloſigkeit gegen die Leiden der Menſchen vereinbar iſt. Der reichere Hindu ſieht ohne alle Rührung die Pariahs in einem Elende, das jede Vorſtellung übertrifft. Er verbrennt die blühendſten Weiber, die ſich nach nichts weniger als dem Tode ſehnen, einem verjährten Religions-Wahne zu Liebe. Für Fliegen und Flöhe äußert er dagegen eine Vorſorge, daß er ſie förmlich bewirthet, und oft gar einen armen Mitbruder dingt, ſich von ihnen ausſaugen zu laſſen. Jedoch iſt und bleibt es meiner Meinung nach die beſtändige Schattenſeite des Landlebens, daß man, um ſich ſelbſt darin zu erhalten, ſo manches ſanfte Thier vernichten muß. Nicht einmahl die traulichen Heimchen

*) Deren Rinde und Laub enthält bekanntlich die giftige Blauſäure. Pfirſich-Blätter in Milch gekocht geben der Milch einen angenehmen Geſchmack nach Mandeln; aber das junge Geflügel ſtirbt augenblicklich davon.

darf man unverschont lassen. Es gibt deren hier überall, im Freien wie in den Häusern. Aber sie zerbeißen die wollenen Kleider, die über Nacht in der Nähe des Heerdes liegen bleiben; weshalb man froh ist, daß die Katzen in der Zeit, die sie vom Mäusefangen erübrigen, auf die Heimchen lauern, und sie mit derselben Lust auffressen als Mäuse. Auch der Städter hat Gelegenheit zu erfahren, daß der Genuß, den die Zutraulichkeit von Thieren, z. B. von Singvögeln, gewährt, später durch das Leid, den uns ihr Tod verursacht, im Uebermaaße aufgewogen wird; weshalb Mancher zu dem Vorsatze kommt, lieber auf den Genuß zu verzichten. Das fröhliche Gedeihen der Hausthiere ist einer der ersten Reize an dem Aufenthalte in diesen schönen Wäldern. Aber es ist peinigend, daß man darin von Zeit zu Zeit so rauh eingreifen muß. Ich will nicht einmahl vom Tödten und Verspeisen dieser Gesellschafter reden. Das bloße Verkaufen, z. B. der Pferde, die hier so wenig verzehrt werden als im jetzigen Deutschland, zwingt zu Abstractionen, die dem reinen Genusse sehr fremd sind. Die verkauften Thiere kehren nicht selten aus der weitesten Ferne zu den stillen Thälern ihrer Heimath zurück, und geben dann den Menschen, wie allen andern Bewohnern der Hofstätte, aufs deutlichste die heiße Freude des Wiedersehens kund. Wer sollte es wohl glauben, daß die Liebe zu dieser Stätte ihnen die Ausdauer zu einer Reise von zweyhundert, ja vierhundert Deutschen Meilen einflöße? Vom Missouri bis nach Virginien und Carolina sind schon mehrmahls Pferde zurückgelaufen. Neulich liehen wir einem Nachbar unsern Wagen für eine Reise von 150 Englische Meilen. Als er etwa 80 Meilen von seiner Pflanzung war, ertrugen seine Pferde das Heimweh nicht mehr. Sie rissen sich in der Nacht los, zerschlugen die Stallthür und rannten zurück. Die Hemmung durch einen Fluß mit steilen Ufern, erlaubte dem Eigenthümer sie einzuhohlen. — Vor einiger Zeit schoß ich eine wilde Taube, die meine Mais-Saat beschädigte. Ich fand sie so überaus mager und so wenig Futter in ihrem Kropfe, daß ich über die Stellung des Menschen gegen solche

arme Geschöpfe in Unmuth versank. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie Jungen habe, und gerade in der bekümmerten Sorge, wofür sie Alles opfere, gemordet worden sey. Doch ich fühlte zu sehr, daß wir uns dieser Art die Erde anzusehen, nicht überlassen dürfen. So wahr ist es, daß unser Leben auf allen Seiten von düstern Schranken umstellt ist, die uns keine Wahl lassen, als zwischen Verzweiflung und grenzenlosem Vertrauen auf ein höchstes Wesen und eine Zukunft, die uns das irdische Getriebe anders als ein eitles Schaffen und Zerstören vorhalten wird. Immerhin gereicht es auch zum Troste, daß es weniger peinigend ist, hier das Eigenthum und die Früchte gewaltsam gegen Thiere zu beschützen, als in Europa gegen Menschen.

Ich habe oben gesagt, daß die Eichhörnchen über die Ernte herfallen. Das gilt nur von der Mais-Ernte. Dem Weizen und Roggen schaden sie gar nicht. Diese Getreide-Arten sind hier, da die Sperlinge dem neuen Continente fehlen, weniger gefährdet als in Europa. Jedoch klagt man zuweilen über einen Nachtfalter, der »die Hessische Fliege« heißt (vermuthlich weil die Hessen aus dem Befreiungskriege her nicht in der besten Erinnerung sind). Dieser Falter soll seine Eier an den jungen Weizen legen und dadurch einen Mißwachs verursachen. Man räth deshalb, später auszusäen als hier gewöhnlich ist.

Es ist merkwürdig, wie das Wort »Korn« (Englisch, corn) seine Bedeutung nach der Haupt-Saat des Landes richtet. Hier heißt bloß der Mais so, am Niederrhein der Roggen, in einigen Theilen Westphalens der Hafer.

Neunundzwanzigster Auszug

Gestern unterhielt ich mich mit meinen Nachbaren über meinen Vorsatz, den Deutschen diese Gegenden und das Leben darin zu schildern. Ich kam dabey auch auf die Indianer und sagte, daß nächst den wilden Thieren man in Europa die Gefahr vor den Indianern in Anschlag bringe. Nun scheine aber weder das Eine noch das Andere von Bedeutung. Ja, antworteten sie, was die wilden Thiere anbelange, so sey gar kein Grund zur Besorgniß. Die Vorfälle mit Tiegern und Klapperschlangen seyen stäts so selten gewesen, daß kein Besonnener viel Gewicht darauf lege. In der besten Lage gebe es Besorgnisse, z. B. vor Krankheiten. Das werde auch wohl in Europa so seyn. Eine einzige traurige Geschichte könne freilich großen Lärm machen. So erzähle man sich, daß eine Familie Ansiedler eine Wohnhütte über ein Klapperschlangen-Nest aufgeführt habe. Unglücklicher Weise sey den Thieren auch noch das Heerdfeuer zu nahe gekommen, und so wären sie plötzlich, in der Nacht, schaarenweise aus ihren Löchern, über Kinder und Erwachsene hergefallen, ohne daß sich Einer habe retten können. Der Bericht sey vielleicht übertrieben, die Sache selbst aber doch möglich. Man dürfe nicht läugnen, daß es mit einiger Gefahr verbunden sey, an einem erst kürzlich urbar gemachten Orte in nicht gehörig gedielten Zimmern die Sommerzeit hindurch zu wohnen, obgleich es überaus häufig geschehe. Die Schlangen kröchen nicht nur durch die Löcher im Fußboden, sondern sie kletterten auch wohl in die Höhe und könnten so durch die Decke kommen *).

*) Auf meiner Rückreise las ich wirklich in einer Zeitung, daß (wie ich glaube, im Ohio-Staate) eine Klapperschlange durch die Decke auf das Bett eines jungen Ehepaares gefallen sey. Die Frau habe

Was die Indianer betreffe, so sey es damit früher ganz anders gewesen, als jetzt. Die Indianer seyen zu furchtsam, ohne Aufwiegelung von Europäern Feindlichkeiten zu beginnen. Sie hätten die Macht des Bundes zu gut kennen gelernt. Dennoch sey es nicht rathsam, sich einzeln unter sie zu mischen. Wie freundlich man auch gewöhnlich aufgenommen werde, der bloße Werth einer Flinte könne sie zur heimlichen Ermordung eines Menschen reizen, den zu hassen für eine National-Tugend gelte. Im Falle eines Krieges mit den Spaniern oder mit den Engländern, würden an den Grenzen wahrscheinlich wieder ähnliche Auftritte statt haben, als sich auch hier zugetragen hätten. Ueber alle Begriffe gehe die Grausamkeit eines feindlichen Indianers; und so wenig Beharrlichkeit sie im freien Felde hätten, so ausdauernd seyen sie im Hinterhalte. Wochenlang könnten sie auf derselben Stelle bleiben, um ihrem Feinde aufzulauern. Einer der Nachbaren erzählte, daß er im letzten Kriege mit den Engländern (im Jahre 1814) zu der Miliz gegen die, von Canada aus aufgewiegelten, Kickapoos-Indianer (in Illinois) gehört habe. Damahls sey auf einem gewissen Posten mehrere Nächte nach einander die Schildwache ermordet worden, ohne daß irgend jemand habe erfahren können, wie. Zuletzt sey kaum ein Mann mehr für den Posten zu finden gewesen, als sich ein Freywilliger gemeldet habe. Nach etwa einer halben Stunde habe dieser kaltblütige Wächter grunzende auf dem Boden umhersuchende Schweine herankommen sehen. Alle seyen jedoch in ziemlicher Entfernung geblieben, nur ein großes Schwein habe sich der Schildwache auffallend genähert. Diese sey aufmerksam zurückgewichen, und nachdem der Verdacht mehr und mehr gewachsen, habe sie endlich Feuer gegeben; worauf unter den Zuckungen des Sterbens ein großer indianischer Krieger sichtbar geworden, der, in eine Schweinshaut gehüllt, unter wirklichen Schweinen heranschleichend, die vorigen Schildwachen geschickt zu überfallen verstanden.

---

einen Biß in die Brust gefühlt, und während der Mann nach Licht aufgesprungen, habe sie den zweiten Biß erhalten, woran sie gestorben sey.

Die Geschichte der Kriege und Fehden zwischen den Weißen und den Rothen ist überhaupt voll höchst sonderbarer Auftritte. Auch mag das End-Urtheil über die Indianer noch so ungünstig lauten, ihr Leben und Treiben ist und bleibt dem Europäer sehr interessant. In Europa gelten die Indianer als sogenannte Naturkinder, und jenachdem man sich nun die Menschen als von Natur böse oder gut vorstellt, ist auch die Meinung von den Indianern günstig oder ungünstig. Da sie indeß immerhin unter der Rubrik von Wilden stehen, so erwartet man schwerlich, darunter auf Individuen zu treffen, die umfassender politischer Plane fähig waren, wie vor etwa 60 Jahren ein Pontiak und kürzlich noch ein Tecumseh. Dieser Tecumseh (Tecumthe) hatte einen ähnlichen Plan als Pontiak, durch ein allgemeines Bündniß der Indianer des Nordens und Südens die Weißen auszurotten; und wie Pontiak sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges an die Franzosen anlehnte, um die Englische Bevölkerung Nordamerikas zu vernichten, so lehnte sich Tecumseh in dem letzten Kriege zwischen den V. St. und Britannien (vom Juny 1812 bis zum Jänner 1815), an die Briten. Man spricht noch viel von ihm, obgleich er über 12 Jahre todt ist. Man nennt ihn bald den berühmten, bald den furchtbaren Tecumseh. Zuletzt befehligte er ein Indianer-Corps unter dem Ober-Commando des Englischen Generals Proctor, der wegen der scheuslichen Metzeley am Raisin-Flusse (bey Frenchtown am Erie-See) berüchtigt ist, worin er mehrere hundert Amerikaner, die sich auf Capitulation ergeben hatten, der wilden Wuth der Indianer überlieferte. In Ober-Canada in der Nähe des Thames-Flusses kam es zu dem letzten Treffen zwischen diesem Proctor und Tecumseh einer Seits und den Amerikanern unter dem General Harrison anderer Seits (im Jahre 1814 wie ich glaube). Proctor erlitt eine gänzliche Niederlage. Tecumseh focht mit seinen Indianern (etwa 1200 Mann) tapferer als die Engländer, und wäre er nicht in einem persönlichen Kampfe mit dem Amerikanischen Obersten John-

ſon gefallen, ſo möchten die Amerikaner vielleicht nicht geſiegt haben. Johnſon war ſchon von Kugeln durchbohrt und tödtlich verwundet, als er dem Tecumſeh durch den Kopf ſchoß. Erſt mit dem Tode des letztern begann für die Anſiedler im Innern von Nordamerika eine glücklichere Periode. Indeß dieß im Norden vorging, hatte Jackſon im Süden die durch Tecumſeh aufgewiegelten Creeks (oder Muscogee-Indianer) für die Metzeleyen im Fort Mimm gezüchtigt; und nachdem bald nachher der Sieg über die Engländer bey Neuorleans erfolgte, ſchien den Indianern die Luſt zum offenen Kampfe gegen die V. St. für lange zu vergehen.

Von Pontiak erzählt auch Carver unter Anderem, daß er ſich der Veſte Michilimackinack in Obercanada beym Ballſpiele bemächtigt habe. Es hatte ſich ein Haufen Indianer ballſpielend der Veſte genähert. In der Hitze des Spieles, wobey einige Engliſche Offiziere arglos zuſahen, wurde der Ball mehrmahls über die Palliſaden geſchlagen und wiedergeholt. Als die Aufmerkſamkeit der Schildwache dadurch allmählig eingeſchläfert worden war, drangen die Indianer plötzlich ein und jeder Widerſtand war fruchtlos. Später verſuchte Pontiak eine andere Liſt gegen Detroit. In dieſer Stadt lagen damahls etwa 300 Mann unter den Befehlen des Majors Gladwin. Der Krieg ſchien ſeinem Ende nahe und die Indianer betrugen ſich ungemein freundſchaftlich. Pontiak näherte ſich ohne allen Verdacht, ſchlug in einiger Entfernung von den Werken ſein Lager auf, und ließ dem Engliſchen Befehlshaber ſagen, daß er gekommen ſey um zu handeln. Er wünſche fortan im beſten Frieden mit den Engländern zu leben, und bitte für ſich und ſeine Oberhäupter um Zutritt zur Stadt um mit den Engländern einen Rath zu halten. Da man nicht den geringſten Argwohn ſchöpfte, ſo wurde das Geſuch gewährt und der folgende Morgen zur Zuſammenkunft beſtimmt. Den nämlichen Abend brachte eine Indianerinn dem Major Gladwin ein Paar Schuhe aus Elendshaut, die vor einigen Tagen beſtellt worden waren. Sie gefielen ſo gut, daß der Major ihr auftrug, aus dem

Reste der Haut ein zweites Paar zu machen. Die Indianerinn empfing ihren Lohn sammt der Haut und ging; aber nicht weiter bis zur Hausthüre. Dort blieb sie stehen und zögerte, als ob ihr Geschäft noch nicht beendigt wäre. Ein Diener bemerkte sie und fragte, warum sie noch da sey, allein sie antwortete ihm nicht. Bald nachher sah sie der Major selbst, und als sein Diener ihm die Ursache des ferneren Aufenthaltes der Frau nicht sagen konnte, ließ er sie von neuem vortreten. Er fragte, warum sie so lange zaudre, da doch die Thore der Veste bald geschlossen werden würden. Sie antwortete endlich in vieler Verwirrung, sie möge den Rest nicht mitnehmen, weil er so viel Werth darauf lege, und sie immer so gütig behandelt habe. Auf näheres Fragen erklärte sie, daß sie die Schuhe nicht würde liefern können. Dieses räthselhafte Benehmen reizte den Major Gladwin zu einer schärfern Prüfung, und so brachte er von der Indianerinn den Anschlag des Pontiak heraus. Sie erzählte nämlich, daß Pontiak und die andern Oberhäupter beschlossen hätten, die ganze Besatzung zu ermorden und darauf die Stadt zu plündern. Alle, welche zum Rathe erscheinen würden, hätten ihre Flinten kürzer gemacht, um sie unter ihren Decken verbergen zu können. Bey der Uebergabe des Friedensgürtels wolle Pontiak ein Zeichen geben, worauf dessen Begleiter auf ihn (Gladwin) und seine Offiziere schießen würden.

Einige Offiziere der Besatzung erklärten, dieser Entdekkung keinen Glauben beyzumessen. Allein der Befehlshaber ließ sich dadurch nicht von Sicherheitsmaßregeln abhalten.

Gegen zehn Uhr andern Morgens erschien Pontiak mit seiner Begleitung. Sie wurden ins Rathszimmer geführt, wo der Major und die übrigen Offiziere sie mit Pistolen in ihren Gürteln erwarteten. Die Indianer hatten bemerkt, daß mehr Soldaten als gewöhnlich unter den Waffen waren, und erkundigten sich nach der Ursache. Man ertheilte die Antwort, es geschehe der Uebung wegen. Pontiak fing jetzt seine Rede an, welche die stärksten Ausdrücke von Freundschaft gegen die Engländer enthielt. Sobald er aber

an die Ueberlieferung des Gürtels kam, zogen der Statthalter und seine Offiziere ihre Degen zur Hälfte aus der Scheide und zugleich rasselten die an der offen gelassenen Thür aufgestellten Soldaten mit den Waffen. Pontiak, der sonst einen hohen Grad von Kühnheit besaß, ward todtenblaß und unterließ das Zeichen. Nun fing der Statthalter an zu reden und beschuldigte die Indianer der Verrätherey. Zum Beweise zog er einem der Häupter die Decke weg, so daß das abgekürzte Gewehr zum Vorschein kam. Weil er indeß sein Wort gegeben hatte, so glaubte er sich verbunden, die Indianer unversehrt wieder abziehen zu lassen. Pontiak suchte die Beschuldigung zurückzuweisen. Aber der Major wollte ihn nicht weiter hören. Die Großmuth der Engländer wurde durch einen förmlichen Angriff auf die Veste erwiedert. Wiewohl dieser Angriff mißlang, so dauerte es doch fast ein ganzes Jahr, ehe die Stadt von den Indianern befreit wurde. Ueber die Hälfte der Besatzung fiel in den Scharmützeln und die Veste selbst blieb nur durch ein Wunder im Besitze der Engländer. — Mehrere Jahre nachher wurde Pontiak von einem seiner eigenen Leute ermordet, gerade als er von neuem gegen die Engländer aufwiegelte *).

*) In meinem Reiseberichte ist von den Befestigungs-Resten der Stadt St. Louis die Rede. Diese rühren meist von der Befestigung der Stadt selbst her. Im Jahre 1780 hat nämlich von eben jener Englischen Veste Michillimackinack aus eine Schaar von 1500 Indianern und einigen Compagnien Engländer einen Angriff auf St. Louis versucht; darauf wurde der Ort mit Wällen und Thürmen umgeben, die jetzt längst verfallen sind. Als die Indianer damahls vor St. Louis erschienen, zeigten sich an der anderen Seite des Mississippi die Amerikaner unter dem General Clarke. Das allein rettete die Stadt. Sie war noch unter Spanischer Hoheit und meist von Franzosen bewohnt. Frankreich und Spanien waren aber mit gegen die Engländer im Kriege. Die Indianer dieses Zuges hatten bisher nur Engländer und Franzosen gegeneinander gesehen, und als nun plötzlich Leute gegen sie auftraten, die sie für Engländer zu halten gewohnt waren, glaubten sie an Verrath und kehrten heim.

Sonderbar ists, daß die Europäer so oft durch die Frauen der Indianer vor deren Anschlägen gewarnt worden sind. Daß die Indianerinnen von den Europäern leicht zu gewinnen seyen, wird hier allgemein behauptet. Weiße, die sich unter Indianern eine Zeit lang aufhalten, achten es nicht selten ihrer Sicherheit gemäß, indianische Mädchen (a squaw) als temporäre Gattinnen anzunehmen. Sie werden ihnen von den Verwandten fast aufgedrungen, und die Mädchen selbst bestellen dann das Hauswesen mit einer Pünktlichkeit und hängen ihren Herren mit einer Treue an, die zuweilen wahre Gegenliebe erzeugt, oft aber auch mit leichtsinnigem Undanke belohnt wird. Es scheint als ob überall das weibliche Geschlecht der Natur treuer bleibe als das männliche, und so auch die Indianerinnen in dem Leben der Weißen mehr Naturgemäßes sähen, als in dem wilden Treiben der rothen Männer. Dieser Grund gefällt mir wenigstens besser, als die auf die gröbste Sinnlichkeit gestützte Erklärung, daß die Zeugungskraft der Indianischen Männer schwächer sey als die der Weißen. Uebrigens sind die Indianerinnen keineswegs alle häßlich.

Die Frauen der Chippeway-Indianer sollen besonders treu ihren Männern anhängen. Unter ihnen herrscht eine wunderliche Sitte. Wenn eine Indianerinn Witwe wird, so bindet sie ihre besten Kleider sammt dem Schmucke mit einigen Zierrathen ihres verlebten Ehemannes in einen länglichen Pack, und dieser Pack heißt nun ihr Ehemann. Sie muß ihn überall wo sie hingeht bei sich, d. h. zur Seite, haben, ohne ihn jedoch öffnen zu dürfen. Gewöhnlich kommt nach Ablauf eines Jahres ein Glied der Familie des verlebten Mannes und befreiet sie davon. Zuweilen dauert es aber weit länger; was armen Witwen wegen der Entbehrung der eingepackten Sachen sehr drückend werden kann. Daß sie früher nicht wieder heyrathen dürfe, brauche ich nicht zuzusetzen, da der Bündel ja ihr Gatte ist. Er bringt den Trägerinnen wohl keinen anderen Vortheil, als daß bey Austheilung von Geschenken auch eins auf ihn fällt.

Dreißigster Auszug.

Wenn meine Gedanken sich mit den Indianern beschäftigen, so fällt mir gewöhnlich auch ein, daß Europäische Geschichtsforscher sich so die alten Germanen vorgestellt haben. Das verräth aber entweder eine geringe Bekanntschaft mit den Indianern oder eine grobe Vernachlässigung der Berichte über die Germanen. Die Kindheit und die Jugend hat einen Charakter, der sich in allen Ländern und in allen Zeiten gleich äußert; allein wer wird deshalb über die Unterschiede der einzelnen Kinder und Jünglinge weggleiten? Es ist gewiß, daß ein weißer Knabe eher mit einem Negerknaben in freundschaftlichen Verkehr treten wird, als mit einem Erwachsenen seiner eigenen Farbe, wie man denn auch hier schwarze und weiße Kinder untereinander spielen sieht. Aber darf man darum mit dem allgemeinen Worte von Kindheit über die verschiedenen Keime und Anlagen der Knaben wegblicken? Die Indianer haben viele Züge, worin sie den alten Germanen gleichen. Sie lieben den Trunk wie die Germanen, und eben so leidenschaftlich das Spiel. Auch wagen sie darin oft das Theuerste, was sie besitzen. Und die einzige Beschäftigung beyder ist Krieg und Jagd. Allein, wer nach solchen Kriterien entscheiden will, der sehe sich vor, daß ihm nicht eine ziemliche Menge Europäer, und zwar gerade aus den höhern Ständen, mit unter die Rubrik der Indianer falle Schon Thucydides gibt den Rath, die Sitten der alten Griechen an den barbarischen Völkern zu studiren. Aber es ist keine glückliche Anwendung dieser Lehre, wenn man unsere Vorfahren an den Indianern Amerika's kennen zu lernen sucht.

Indeß wodurch unterscheiden sich denn die Indianer von

den alten Germanen? Die Antwort hierauf ist so leicht nicht, als man insgemein glaubt. Sie führt auf denselben Vorwurf, den ich in den früheren Blättern den Europäern gemacht habe, daß in der Beurtheilung der menschlichen Entwicklung und Cultur die größte Verwirrung obwalte, weil man sich um die wahre Norm, wonach zu urtheilen, so wenig kümmere. In meinen damahligen Betrachtungen über den Zustand der Europäer sah ich, daß ohne klare Kenntniß jener Norm nicht fertig zu werden ist. Ich faßte den Vorsatz, mich künftig darüber mit meinen Nebenmenschen zu verständigen, und schrieb einstweilen meine Gedanken über den Weg nieder, den man zur Entdeckung der Norm einschlagen müsse. Ich überließ mich dann der Kritik der falschen Wege, und verschob die Zeichnung der Norm selbst auf eine andere Zeit. Jetzt werde ich bey den Indianern eindringlich daran erinnert; und wenn ich diesem Tagebuche gründliche Aeußerungen über die Indianer und insbesondere die Widerlegung der erwähnten Gleichstellung mit den Germanen einverleiben soll, so muß ich den Faden meiner Gedanken über die Verwirrung der Ansichten und Meinungen von menschlicher Entwicklung und Cultur wiederaufnehmen. Die Zeichnung der Norm wird zwar vorerst noch nicht nöthig seyn. Um in Materien, wofür sich die Menschen lange Zeit interessirt haben, neuen Wahrheiten Eingang zu verschaffen, hat man meistens mehr Arbeit an der Wegräumung des Verkehrten, als an der Aufführung des Richtigen. Es sind noch mancherley Vorstellungen zu beseitigen, bevor der Boden zur Aufführung der Norm rein genug ist, und insofern läßt sich auch schon Vieles zur Berichtigung der Urtheile über die Indianer durch bloße Kritik (Polemik) thun.

Ich bin hier von Indianern und Negern umgeben und nichts ist begreiflicher, als daß ich oft an die Methoden denke, womit die Europäer den geistigen Gehalt der Völker ohne Umstände in Masse abzuwägen wähnen.

Es wird meinem Zwecke nicht fremd seyn, im Einzelnen nachzuweisen, daß sämmtliche Methoden den Vorwurf

verdienen, gerade dasjenige zu vernachläſſigen, worauf es ankommt; daß ſie alle in den Fehler fallen, nach äußern Zeichen von einem Etwas zu haſchen, an deſſen eigentliches Weſen gar nicht gedacht wird; weshalb denn auch die Verwechſelung des Bedeutenden mit dem Unbedeutenden in den Urtheilen der Gelehrten über die Cultur der Völker ebenſo gewöhnlich iſt, als in den Reden über Bildung im täglichen Leben. Es ſcheint wunderbar, daß man durchaus einig iſt über den Zweck, daß nämlich das Suchen im Aeußeren nur ſtatt habe, um Aufſchluß über das innere Geiſtige zu erlangen, und daß ſich dennoch in das geiſtige Gebiet ſelbſt niemand wagt.

Wer heut zu Tage eine Schilderung der Cultur von lebenden oder von vergangenen Völkern liefert, der unterläßt ſelten, die herrſchenden Vorſtellungen von Stammraçen zu berühren. Einige glauben beſonders geſchickt zu verfahren, wenn ſie dieſe Vorſtellungen zum Grunde des Gemäldes wählen, z. B. bey den alten Germanen an die Vorzüge der Kaukaſiſchen Raçe erinnern; ſodann Bemerkungen über die der Entwicklung des Menſchen günſtigen und ungünſtigen Klimate einweben, und ſich zuletzt an die Eintheilung nach den verſchiedenen Lebensweiſen anlehnen.

Den Schein der Gründlichkeit erreicht man damit allerdings, und inſofern ſich durch dergleichen Allgemeinheiten ein beſtimmter Aufſchluß über die Cultur erlangen ließe, würde man ſich gewiſſer Maaßen über den Reiſebeſchreiber und den Hiſtoriker erhaben dünken dürfen. Wer z. B. aus der Lehre von den Vorzügen der Kaukaſiſchen Raçe viel abzuleiten verſteht, dem brauchen die Berichte von Cäſar und Tacitus nicht erſt zu ſagen, daß unſere Vorfahren wirklich jener Raçe angehörten. Ich beſitze dieſe Kunſt nicht, und habe ich mich darum auch immer an die Schriften der genannten Hiſtoriker gehalten. Aber bey den Indianern und Negern wollte es mir nicht beſſer gelingen. Auch bey ihnen vermochte ich aus der Lehre von den Stammraçen keinen Aufſchluß zu ziehen. Ich ſah die Hautfarbe und die Schädel

in keiner solchen Verbindung mit ihren geistigen Eigenschaften, daß ich nicht in Gedanken die Farbe und den Schädel des Europäers recht gut hätte substituiren können; weshalb es mir denn auch nicht einfiel, die Gleichstellung der Germanen und der Indianer wegen sogenannter Stammraçe-Verschiedenheiten anzufechten. Das Resultat meines Nachdenkens war und blieb, daß die Eintheilung der Völker nach Stammraçen sowohl, als die nach Lebensweisen, die Beurtheilung der Entwicklungsstufen weit mehr verwirre als begünstige; wie jede Eintheilung der Völker, welche nicht genau nach den Verschiedenheiten im Wesentlichen gemacht worden.

Um meine Nebenmenschen zu derselben Ansicht zu bringen, würde ich mich etwa wie folgt benehmen.

Was erstens die Eintheilung nach Stammraçen betrift, so würde ich damit beginnen sie zu bitten, den gewöhnlichen Gebrauch dieser Eintheilung nochmahls ins Auge zu fassen.

Es ist nicht zu tadeln, daß man zur Erleichterung der Uebersicht über ein großes Gebiet auch auf Verschiedenheiten achtet, die man (oft weil unsere blöden Blicke ihr Verhältniß zum Wesen nicht sehen) zu den unwesentlichen zählt. Insofern hätte ich gegen die Eintheilung der Menschen in fünf Klassen (in die Kaukasische, die Mongolische, die Malayische, die Afrikanische und die Amerikanische) wenig oder gar nichts einzuwenden.

Aber darauf beschränkt man sie keinesweges. Man will durch sie zu den geistigen Verschiedenheiten der Menschen gelangen. Man will von den körperlichen Eigenheiten der Raçen auf die geistigen schließen, und darum muß ein besonnener Forscher, der einen guten Weg zur Kenntniß der geistigen Natur gerne mitbenutzen möchte, vor Allem nach der Brücke fragen. Er muß fragen: welche Vorstellungen sind es, die zu dieser Brücke gebraucht werden? Es wird nicht viel Anstrengung kosten zu entdecken, daß zu äußerst theils gewisse Vorstellungen von der

Abhängigkeit des Geistigen vom Körper und seinen Organen zum Grunde liegen, theils Gedanken an die Abhängigkeit des Körperlichen von der Abstammung. Innerhalb dieser beyden Rubriken kann man bleiben, um den Werth der Eintheilung nach Stammraçen vollständig kennen zu lernen.

Als ich mich bemühte, die so abgemarkten Gebiete näher zu betrachten, stieß ich bereits bey den ersten Schritten auf eine Vermengung der Vorstellungen, die eine gehörige Prüfung unmöglich macht. Und dieß wird eben durch das Wort „Stammraçen" veranlaßt.

Um die Menschheit nach körperlichen Verschiedenheiten einzutheilen, wäre es doch wohl dienlich, ohne Zerstreuung der Aufmerksamkeit vorläufig die körperlichen Verschiedenheiten an sich auszumitteln, zuzusehen, ob sie existiren und wie sie existiren, und insbesondere alle Vorstellungen von dem Ursprunge dieser Verschiedenheiten ferne zu halten. Aber das geschieht durchaus nicht; sondern ehe man über die Charaktere der Eintheilung an sich einig ist, mischt man schon dergleichen Vorstellungen ein, und statt von Verschiedenheiten, spricht man gleich von Ur-Verschiedenheiten und Ur-Paaren.

Was von dem vielen Schreiben, Reden und Streiten über Ur-Verschiedenheiten und die Frage, ob die Menschen alle von Einem oder von mehreren Paaren abstammen, überhaupt zu halten sey, läßt sich durch kurzes Nachdenken über eine einfache Frage herausbringen; nämlich über die Frage: was soll „ursprünglich verschieden" heißen?

Wer begreift nicht, daß diese Worte entweder gar keinen Sinn haben, oder daß sie auf eine Verschiedenheit gehen, die unabhängig von allen Einflüssen der irdischen Schöpfung constituirt worden. Nun aber frage sich doch Jeder weiter, was das für ein Sinn ist, und ob eine solche Unabhängigkeit mit irgend einer Vorstellung von einer irdischen Existenz vereinbar scheine; wie ein Leib denkbar sey, der nicht von den irdischen Umgebungen abhänge. Nähmt man indeß einige Abhäng'g-

keit ein, so gewinnt die Unbestimmtheit alsbald einen solchen Spielraum, daß es schlechthin lächerlich ist, gewisse Beschaffenheiten der Leiber vor anderen als zum ursprünglichen Typus gehörig anzunehmen. Wäre auch wirklich nachzuweisen, daß aus der sogenannten Kaukasischen Raçe Neger oder rothe Amerikaner hervorgehen können, so würde damit doch nichts für ein einziges Urpaar bewiesen seyn. Können aus Weißen Neger werden, so widerlegt das noch keineswegs, daß nicht auch umgekehrt aus Negern Weiße werden können, und noch weniger, daß ursprünglich statt eines einzigen Paares, nicht von jeder Raçe ein Paar oder gar mehrere Paare geschaffen worden. Das Gebiet, welches das Geheimniß des Entstehens eines einzigen Stammpaares verbirgt, kann eben so das Geheimniß des Entstehens mehrerer Stammpaare verbergen. Obschon wir in unserer Beschränktheit unfähig sind, Betrachtungen an irgend einem irdischen Körper anzustellen, ohne von einem bestimmten Zustande desselben als Basis auszugehen, so wird dieser Zustand dadurch noch nicht zum Urzustande; wie sehr sich unsere Einbildung auch anstrengen mag, ihn durch Träume von Zwecken der Natur oder der Gottheit dazu zu stempeln. Es würde unverantwortlich seyn, bey Betrachtungen der menschlichen Erdbewohner über solche körperliche Verschiedenheiten, als sich zwischen Europäern und Negern zeigen, ganz wegzublicken. Sie mögen auch als Anlehnung benutzt werden, um nach anderen wichtigern Eigenheiten zu forschen. Das hat aber noch nichts mit Gedanken an Urverschiedenheiten und Urpaare zu schaffen. Sähe man deutlich ein, daß das Forschen nach Urverschiedenheiten und Urpaaren mit dem Forschen nach dem ersten Ursprunge der menschlichen Leiber zusammenfällt, so würde man bald davon ablassen. Wie doch Leute, die sich Philosophen nennen, so völlig den Satz verkennen können, daß es dem menschlichen Hirne bloß gestattet ist, sich mit Variationen zu befassen, an einem Substrat, dessen inneres Wesen unbegreiflich bleibt! Jede Forschung nach dem Unveränderlichen an einem Ge-

genstande führt auf das in Allem waltende höchste Princip. Wer das einsieht, der wird bey keiner irdischen Erscheinung nach dem Elementaren fragen; er wird alles Forschen nach den Ursachen nicht bis auf die Frage nach der letzten Ursache ausdehnen. Es ist eine nützliche Beschäftigung, die Aenderungen auszumitteln, welche die Erde erlitten hat. Aber diese Arbeit setzt immer die Vorstellung von der Erde selbst voraus, als einem Gegebenen, woran die Betrachtung der Variationen angestellt wird. Wer sich darüber erheben will, der verliert die Basis und geräth in eitle Träumereyen. Aehnliches gilt von sämmtlichen irdischen Einzelnheiten und insbesondere von den menschlichen Leibern. Es ist sehr lehrreich, sich mit den Aenderungen der Leiber zu befassen, die Abhängigkeit dieser Aenderungen von bestimmten Einflüssen zu ergründen. Allein die Gedanken an einen Ur-Typus sind Gedanken an das Elementare, an das Unveränderliche im Veränderlichen. Sie treten aus dem Gebiete alles Eigenschaftlichen der Sinnenwelt heraus, und dennoch können Schriftsteller sich verirren, sie durch sinnliche Attribute im beschränkten Raume fixiren zu wollen.

Die Frage nach der Zahl der Stammpaare kann zuletzt nur von der Geschichte entschieden werden. Und wenn die Geschichte schweigt oder wenn Fabeln statt Geschichte geboten werden, so ist es doch nichts als eine leichtsinnige Uebereilung, auf bloß physiologischem Wege eine Entscheidung zu suchen. Ob die Geschichte oder die Physiologie oder die Religion die falsche Brille liefere, ist einerley. Sie ist für die richtige Beurtheilung der Gegenstände gleich schädlich. Welche wunderbare Verzerrungen der Thatsachen und Erscheinungen hat nicht von jeher die Annahme eines einzigen Stammpaares veranlaßt! So war bey den Indianern Amerika's stäts die Frage: wie sind sie in diesen Welttheil gekommen? Daß sie Fremdlinge darin seyen, davon ging man aus, und nur die Art der Einwanderung beschäftigte den Scharfsinn. Es war natürlich, daß diese Gedankenrichtung der sogenannten alten Welt, den Bewohnern der neuen auffallen mußte

weshalb denn auch einst ein Indianer-Häuptling, als er bemerkte, wie sehr die Weißen sich quälten, die Abstammung der Rothen aus den Ländern, welche wir die alte Welt zu nennen pflegen, zu erklären, die Gegenfrage stellte, warum sie nicht einmahl versuchen wollten, die Bevölkerung Europas und Asiens aus Amerika abzuleiten.

Uebrigens haben die Amerikaner ihre Erzählungen über den ersten Ursprung der Menschen so gut, als die Juden, die Griechen und die Hindus. Sie gehen begreiflich darauf hin, daß in ihrem Welttheile dieser Ursprung statt gehabt habe. Unter mehreren Berichten ist auch einer, daß die Menschen von der Vermählung des Bibers und der Schnecke abstammen, nämlich bey den Wabasha oder Osagen. Schade daß es kein Griechischer oder Hindostanischer ist, sonst würden bald dicke Bücher über den tiefen Sinn erscheinen, der darin verborgen sey. — Die Minitarees erzählen, ihre Vorfahren hätten zuerst in der Erde gewohnt und nichts von der Oberwelt und ihren Reizen geahnet, bis eine Baumwurzel zu ihnen durchgedrungen sey. An dieser sey ein Indianer heraufgeklettert. Die große Entdeckung habe eine Auswanderung bewirkt, und eine Menge Menschen seyen an derselben Wurzel zur Oberwelt gekommen. Endlich sey sie durch die Last eines fetten Weibes abgerissen worden, und so wäre der Rest ihres Stammes noch in der Erde. — Auch Sagen von Verwandlung der Menschen in Steine fehlen nicht.

Wäre es mir gelungen, durch diese Bemerkungen die Zuhörer von der Einmischung der Gedanken an Ur-Paare abzuhalten, und hätte ich sie vermocht, vorläufig bey dem nackten Zugeständnisse, daß jene körperlichen Verschiedenheiten an sich da seyen, zu verweilen, so würde es auch nicht schwer seyn, sie auf die wahre Bedeutung dieser körperlichen Verschiedenheiten für das Geistige zu lenken. Ich würde sie ohne Weiteres auffordern, sich zu besinnen, welche Vorstellungen sie von dem Geisteszustande der Indianer und der Neger besäßen, und darauf, wie sie zu diesen Vorstellungen ge-

kommen seyen, ob etwa durch Schädelbeschauen und Physiognomik.

Ich zweifle nicht, das ein Jeder sehr bald inne werden würde, wie schwankend und verworren die Vorstellungen an sich sind, und daß sie auch so auf ganz andere Weise als durch physiologische Betrachtungen entstehen. Es bedarf kaum einer Prüfung einzusehen, daß unsere Vorstellungen von dem Geiste eines Negers oder eines Indianers (wenn es etwas gibt, was bestimmt genug ist, den Namen Vorstellung zu verdienen) sich lediglich auf Nachrichten über das Leben (das Thun und Lassen) der Neger und Indianer stützen, also auf geschichtlichem Wege erworben worden. Und diesem Resultate schließt sich dann fast von selbst der Einwurf an: wie die auf geschichtlichem Wege gewonnenen Vorstellungen von dem Geistigen der Neger und Indianer sich so enge mit den Gedanken an die körperlichen Eigenheiten hätten verschlingen können. Damit geräth man aber offenbar so dicht an die Frage nach dem Verhältnisse zwischen dem menschlichen Geiste und dem menschlichen Leibe, daß nur der gröbste Leichtsinn eine nähere Beschäftigung damit zurückweisen würde. Wer darf auch ernstlich Aufschluß über unsern Geist und seine verschiedenen Aeußerungen erwarten, ohne sich im geringsten um seine Abhängigkeit vom Körper zu bekümmern?

Eine kurze Selbstbeobachtung lehrt, daß unsere eigenen Geisteskräfte zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sind, z. B. in der Schläfrigkeit anders als nach einem erquickenden Schlafe, vor der Füllung des Magens anders als nachher. Worin sollen wir den Grund dieses Wechsels suchen? im Geiste oder im Körper? Mit andern Worten: können wir die abwechselnde Stärke und Schwäche unserer Geistesfähigkeiten auf ein abwechselndes Verschwinden und Wiederentstehen unseres Geistes beziehen? oder müssen wir es bloß auf ein abwechselnd eintretendes und verschwindendes Hinderniß seiner Wirksamkeit deuten? Das ist die Vorfrage, womit man im Reinen seyn muß, bevor man in dem

Versuche, die Ursachen der einzelnen geistigen Verschiedenheiten aufzufinden, einen Schritt weiter kann.

Meine Antwort darauf lautet, daß, weil wir unsern Geist als eine einige Kraft denken müssen, wir auch die Ursache der Lähmung nicht in ihm selbst suchen dürfen. Wir können keine Kraft denken, die in sich den Grund des Lebens und zugleich des Nichtlebens enthalte. Darum ist es widersinnig, jenen Wechsel anders als durch Hinderungen zu erklären, die ihren Ursprung außer unserm Geiste haben, dessen Abhängigkeit ja ohnehin nicht bezweifelt wird.

Daß mit dieser Antwort, welche ich als einen unmittelbaren Ausspruch der Vernunft (als eine sogenannte Erkenntniß a priori) aufstelle, auch die gewöhnlichen Erfahrungen im vollesten Einklange sind, brauche ich nicht zu erinnern. Wichtiger ist es, die Folge anzuführen, welche ich daraus ableite, nämlich daß wenn man einmahl gezwungen ist, bey den Verschiedenheiten des eigenen Geisteszustandes auf den Körper und dessen Dienste zu blicken, es auch keineswegs ein Sprung sey, bey den geistigen Verschiedenheiten verschiedener Personen darauf hinzuweisen.

Ein solches Resultat mag Anfangs der herrschenden Lehre von den Stammracen das Wort zu reden scheinen. Aber es verhält sich umgekehrt. Vor dem Versuche dieß deutlicher zu zeigen, würde ich jedoch den Zuhörern nachdrücklichst zurufen, sich nicht hinter Neutralität zu verstecken, und über die obige Vorfrage sorgfältig mit sich zu Rathe zu gehen; weil es ohne das unmöglich sey, die Gedanken in Ordnung zu bringen, und die Dunkelheiten zu zerstreuen, die nicht im Stoffe selbst liegen.

Uebrigens ist es auch nur durch eine solche Berathung möglich, sich einem Irrthume zu entziehen, der neben seiner verzerrenden Wirkung auf die gesammten menschlichen Kenntnisse, die heiligsten Ahnungen von der Fortdauer nach dem Tode — zwar nicht zerstört, weil sie nicht ohne den Geist selbst zerstört werden können, aber doch mit einem finstern Qualm umgibt. Die wechselseitige Abhängigkeit des

Geiſtes und Körpers hat nämlich manche ältere und neuere Schriftſteller und unter ihnen insbeſondere die neueren Franzöſiſchen Phyſiologen *) bewogen, das Geiſtige an ſich, ſeiner

*) Ich verkenne die Fortſchritte nicht, welche die Phyſiologie den Franzoſen verdankt. Aber um ſich zu überzeugen, wie es um die Tiefe ſteht bey Männern, die durch die intereſſanteſten Experimente an lebenden Thieren die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben, führe ich an, daß in Magendie's Phyſiologie deutlich zu leſen iſt: nach der Erweiterung und Verengerung der Pupille müßten uns die Gegenſtände größer und kleiner vorkommen. Doch noch verdächtiger für den Zuſtand der Wiſſenſchaft iſt der allgemeine Glaube, daß wenn man zwey Gegenſtände hinter einander ſtelle, z. B. zwey Lichter, und eins davon mit den Augen fixire, das andere doppelt erſcheinen müſſe. Faſt alle Phyſiologen nehmen dieß an, und nur in der Art, wie ſie die Erſcheinung erklären, weichen ſie von einander ab. Allein die Sache verhält ſich ganz anders. Daß Manche das Licht wirklich doppelt ſehen, iſt nicht zu ſtreiten, aber daß es Jeder doppelt ſehe und doppelt ſehen müſſe, iſt durchaus falſch. Man weiß, daß, wenn man den Mittelfinger über den Zeigefinger ſchlägt, eine Kugel zwiſchen beyden Fingerſpitzen ſich doppelt anfühlt. Fährt man mit unverſchränkten Fingern über die Kugel, ſo iſt das Gefühl einfach. Daſſelbe iſt mit den Augen der Fall. Es iſt unwahr, was die Phyſiologen ſagen, daß wir durch zwey Augen von jedem Gegenſtande zwey Biſder ſehen. Die Augen dienen dem Geiſte als Werkzeuge. Die Augen ſehen nicht. Der Geiſt ſieht. Und wenn die Augen der Natur gemäß gebraucht werden, ſo erlangt der Geiſt durch ſie nur einen Eindruck von einem Gegenſtande. Werden ſie aber verſchränkt, ſo dienen ſie dem Geiſte ſo wenig naturgemäß, als die verſchränkten Fingerſpitzen. Durch optiſche Werkzeuge können wir den Dienſt der Augen noch mehr verwirren, wir können dadurch unzählige Bilder von einem und demſelben Objecte erzeugen, ohne daß es jemand einfällt, den Grund davon der Sehkraft beyzumeſſen. Wenn bey dem Verſuche mit zwey Lichtern eins doppelt erſcheint, ſo liegt der Grund in der durch das Fixiren bewirkten Verſchränkung der Augen. Es iſt klar, daß nicht alle Augen dieſelbe Anſtrengung ertragen. Eine Anſtrengung kann bey einem Auge ſchon eine Verſchränkung, eine Verzerrung bewirken, welche das andere noch erträgt. Wie viele Augen ſehen nicht doppelt, wenn eine Krankheit ſie geſchwächt

letzten Begründung nach, dem Körper beizumessen. Sie sagen: es gebe neben dem Körper nichts Geistiges; der Geist entstehe nur durch und bestehe nur in der Zusammensetzung der den Körper bildenden Stoffe. Deshalb dürfe man auch bloß von Verrichtungen (Functionen) reden und nicht von Fähigkeiten. Die Verrichtungen seyen einzig vom Körper abhängig und von nichts Anderem. Für diesen traurigen Irrthum führen sie hauptsächlich an, daß unsere Wirksamkeit auf der Erde mit dem Körper beginne und mit ihm verschwinde, was offenbar eine eben so leichtsinnige Argumentation ist, als von

---

hat! Mir hat es nie gelingen wollen, eins der Lichter doppelt zu erblicken. Müßten sie nothwendig doppelt erscheinen, so würde uns ja die ganze Welt anders vorkommen als sie uns wirklich vorkommt, da unsere Augen fast in jeder Richtung auf eine Reihe hinter einander geordneter Gegenstände treffen, wovon immer einige doppelt erscheinen müßten. — Die Verwirrung hinsichtlich des Geistigen und Körperlichen offenbart sich indeß nirgend schroffer als gerade dort, wo es für die Praxis am verderblichsten ist, nämlich in der Lehre von den allgemeinen Krankheiten und ihrer Heilung. Kein Wort wird darin mehr gebraucht, als das Wort »stärken«, und doch ist kein Ausdruck mit dunkelern Vorstellungen umhüllt. Wenn ein Arzt sagt, daß er den Kranken stärken wolle, so kann er durch die einfache Frage, was er denn zu stärken strebe, den Geist oder den Körper, in die größte Verlegenheit gebracht werden. Ist die letzte Ursache des Lebens geistig, so müssen die Mittel doch wohl den Geist berühren, wenn sie wirken sollen. Wie will man aber durch ein körperliches Mittel den Geist berühren? »Stärken« geht überall, wo wir das Wort sonst gebrauchen, auf eine Vermehrung der Kraft. Steckt nun die Lebenskraft zunächst im Geistigen, so würde ein Stärken der Lebenskraft ein Vermehren der Geisteskraft seyn müssen, was auf eine Absurdität führt. Ich erinnere bloß deswegen hieran, damit man erkenne, wie practisch der Inhalt dieses Tagebuch-Auszuges für die Menschheit ist. In seiner weitern Verfolgung wird man finden, daß kein Arzt die Lebenskraft stärken kann, und daß in Betreff der Lebens-Quelle alle Heilung nur bestehen könne in einem Wegräumen von Hinderungen. Diese kleine Bemerkung stürzt die meisten Heiltheorien um, wie ich einstens näher zu beweisen gedenke.

dem Verſchwinden des Sehglaſes und der dadurch vermittelten Aeußerung der Sehkraft auf das Verſchwinden der Sehkraft ſelbſt zu ſchließen. Es iſt ein ſonderbarer Widerſpruch, wenn die Geiſteskraft ſich bemüht, ihre eigene Nichtigkeit zu beweiſen. Wie kann man glauben, auch nur einen Schein von Erklärung in der Vergleichung mit Pflanzen und Thieren zu finden, da das Letzte, was in allem Irdiſchen waltet, doch immer auf ein Princip zu beziehen iſt, wovon die ſogenannten Naturkräfte erſt ausgehen? Was iſt überhaupt die Körperwelt? Was iſt ein eigentliches Element? etwa, was jetzt in der Chemie Element genannt wird? Keinem Chemiker fällt es ein, die ſogenannten Elemente für *wirkliche* Elemente zu halten. Welcher Sterbliche kann es wagen, Etwas für Urſubſtanz zu erklären? Wer iſt ſo verblendet zu verkennen, daß wir den *letzten* Grund von allem *Räumlichen* auf daſſelbe einzige Princip beziehen müſſen, welches zugleich der letzte Grund von allem Geiſtigen iſt? und daß nur dieſem Principe, dem Weſentlichen von allem Körperlichen ſowohl als von allem *Leben* im Körperlichen, die Benennung »Element« im wahren Sinne zukommt? Nach den *letzten* Elementen forſchen, um ſie mit körperlichen Augen zu ſehen, heißt mithin nichts Anderes als das Weſen der Gottheit mit körperlichen Augen ſehen wollen. Wer zu ſchwach iſt, ſich durch helles Denken gegen ähnliche Verirrungen zu ſichern, der findet dennoch eine Stütze in einer unvertilgbaren Ahnung, die den Argumenten der falſchen Lehre ſogar in der Bruſt ihrer eifrigſten Vertheidiger widerſteht, und beſonders bey großen furchtbaren Ereigniſſen der armen Sophiſtereyen ſpottend mächtig ihr Haupt erhebt. Auch glaube ich nicht, daß es einen einzigen Menſchen auf der Erde gibt, der nicht durch gut gelungene Erzählungen von Geſpenſtern in eine Aufregung zu bringen wäre, welche jede wörtliche Verläugnung einer unſichtbaren Welt practiſch Lügen ſtraft. Aber ſeltſam iſt es allerdings, daß Menſchen, die einmahl gegebene Vorſtellungen und Begriffe mit ausdauernder Conſequenz zur Auffindung neuer Wahrheiten zu verarbeiten fähig

ſind, vor einer ſchärfern Selbſtbetrachtung und der Prüfung der Grund-Vorſtellungen ſo ſehr zurückſchaudern, ſich in dem ſie umgebenden Nebel ohne Widerſtand den abentheuerlichſten Einbildungen zu überlaſſen. Dieſe Scheu hat auch dazu vermocht, das ganze Gebiet der angebornen Vorſtellungen zu läugnen und in bejammernswerther Anſtrengung alles Geiſtige von den Eindrücken der Sinnenwelt abzuleiten; wogegen doch die einfache Bemerkung hätte ſchützen können, daß zum bloßen Auffaſſen der Eindrücke ja ſchon ein von der Außenwelt unterſchiedenes Etwas nöthig iſt, und daß überhaupt nicht aufgefaßt werden kann ohne einen Rahmen, den die menſchliche Natur in ſich ſelbſt mitbringen muß. Wer das nicht einſieht, der wird noch weniger einſehen, daß eben jener Rahmen zu dem, von ſämmtlichen einzelnen Eindrücken der Sinnenwelt unabhängigen, dem menſchlichen Geiſte weſentlich eigenen Abdrucke des Univerſums gehört. In dem Werke über das Weſen der Staaten habe ich ausführlich gezeigt, daß alles Aufnehmen von ſinnlichen Eindrücken, ein Beziehen auf ein Gebiet iſt, welches der Geiſt ſelbſt mitbringt, was vor den Eindrücken in ihm lag, und daß jedes Erkennen auf dieſer Erde nur ein Erwecken des Geiſtes in Bezug auf den dem Eindrucke entſprechenden Theil des Abdruckes vom Univerſum iſt. Dergleichen Sätze müſſen den Anhängern von Locke und denen, die durch ähnliche Brillen blicken, freilich unverſtändlich erſcheinen. Allein wer die von Newton und Leibnitz gelehrten Regeln des Differenziirens und Integrirens recht gut zu gebrauchen verſteht, der kann dennoch dem Boden, woraus die Vorſtellungen für die neue Methode gezogen worden, ziemlich fremd ſeyn. Welche Mühe hat es nicht gekoſtet, den erſten Begriffen der Rechnung mit unendlichen Größen Eingang zu verſchaffen; und noch jetzt gibt es Rechner, die ſie zur Auflöſung von Problemen gebrauchen, ohne von ihrer ſichern Begründung überzeugt zu ſeyn. Ein Anderes iſt's, den Stoff weiter verarbeiten, ein Anderes, ihn aus dem dunkeln Schachte zum Lichte fördern.

Einunddreyßigster Auszug.

Vor drey Tagen jagten meine Hunde hinter Schweinen, was hier als eine Untugend gilt, mit der man keine Nachsicht hat. (Ich war schon längst mit einem von ihnen so unzufrieden, daß ich meine Nachbaren ersucht hatte ihn ohne Weiteres zu erschießen, sobald sie ihn wieder hinter Schweinen oder Lämmern sehen würden.) Nach einer Weile fiel ein Schuß, worauf ein Hund rasch zurückkehrte. Der andere, eben der für vogelfrey erklärte, blieb aus, den ganzen Tag hindurch und auch die Nacht. Ich erkundigte mich bey den Nachbaren, ob sie ihn getödtet hätten; aber keiner wollte davon wissen. Indeß da er auch den zweiten Tag nicht wiederkam, so zweifelte ich an seinem Tode nicht mehr, besonders da ich nach dem Schusse einen Schrei gehört hatte. Heute Nachmittag trete ich vor die Hausthür und siehe da, der todtgeglaubte steht auf drey Beinen vor mir, abgemagert wie ein Gerippe, bald seine Wunde leckend, bald mich ansehend wie ein Hülfe-Fordernder. Es war allerdings eine Schußverletzung, die aber nur durch die weichen Theile des Oberschenkels ging. Was ihm Noth that, war Speise. Ich wundere mich, wie er so lange ohne Nahrung hat ausdauern können. Wahrscheinlich vermochte er früher nicht über den Zaun zu springen. Das Thier dauert mich; obgleich ich das Läugnen der Nachbarn sonderbar finde. Ich will sehen, ob es sich bessert. Ich erwarte es kaum. Es hat immer etwas Falsches in den Zügen gehabt.

Wie sehr man hier der Hunde bedarf, erfuhr ich vor einigen Wochen von neuem. Mit wilder Kühnheit drang nämlich ein Wolf in der Nacht in die Pflanzung meines Nachbars Jacob Haun, ohne sich an die Hunde zu kehren. Die Hunde grif-

fen ihn zwar tapfer an, aber wäre der Pflanzer nicht ſelbſt hinzugeeilt, ſo würden ſie überwältigt worden ſeyn. Der Wolf wälzte ſich mit ihnen auf der Erde umher und nahm erſt die Flucht, als er Menſchen ſah.

Um ſich eine tapfere Raçe zu verſchaffen, binden einige Pflanzer die läufigen Hündinnen mitten im Dickicht der Wälder an einen Baum. Selten unterbleibt dann die Befruchtung von Wölfen. Ich habe vor Kurzem einen ſo erzielten Sprößling geſehen. Er hatte die auffallendſte Aehnlichkeit mit den ſogenannten Wieſen-Wölfen, war aber ſo freundlich wie jeder andere Hund.

Ein Hund meines Nachbars wie auch einer der meinigen unterläßt nie, wenn der Hausherr verreiſet iſt, nach Sonnenuntergang ein Trauergeheul anzuſtimmen, und zwar in einiger Entfernung von der Wohnung im Walde, jeden Tag bis der Vermißte wiederkommt.

Jüngſt hätte ich in meinem Felde ſehr nahe auf eine Viper getreten, die für giftiger gilt als Klapperſchlangen. Sie zog ſich zurück und bließ gegen mich wie eine Katze. Ich tödtete ſie mit einem Stocke ohne Schwierigkeit. Dergleichen Geſchöpfe verlieren ſich indeß gewöhnlich ſchon nach dem erſten Jahre.

Als in der vorigen Woche in meinem Felde gepflügt wurde, richtete plötzlich das Pferd Kopf und Ohren empor und blickte auf eine Stelle mitten im Acker, wohin ein nicht gehörig getödteter Nußbaum ſeinen Schatten warf. Der Pflüger blickt auch hin und ſieht einen ſchönen Hirſch, der ſich eben ruhig niedergelaſſen hatte, aber durch die Aufmerkſamkeit, welche er erregte, wieder verſcheucht wurde.

Ich habe hier einige Acacien getroffen, die ein Gummi ausſchwitzen, was mir ſehr rein vorkommt.

Die hieſigen Coloniſten ſprechen auch von Scorpionen. Als ich aber einen zu ſehen wünſchte, brachten ſie mir eine kleine Eidexe, mit dem Bemerken, daß ſie keine andere Scorpionen kännten.

In meiner Nachbarſchaft lebt ein Richter, der ein ziem-

lich geräumiges Studier-Zimmer beſitzt, was aus nichts Anderm als einem Abſchnitte einer hohlen Platane beſteht. Indeß gibt es auch viele ſolcher Rieſenbäume, die noch kerngeſund ſind.

Einige Meilen von hier gibt es ſteinige Hügel, die ganz mit wilden Weinreben und mit dem rhus Pennsylvanicum bedeckt ſind. Die letztere Staude wird in Deutſchland wegen ihrer rothen Fruchtbüſchel zum Schmucke der Gartenanlagen gebraucht. Allein niemahls habe ich an den Büſcheln die kleinen weißen Kryſtalle bemerkt, womit ſie hier über und über bedeckt ſind. Es iſt eine ſehr ſcharfe Säure, vielleicht ein Gemiſch mehrerer Pflanzenſäuren. Man hat ſie wohl zum Punſch benutzt, aber ſie ſoll nicht frei von giftigen Eigenſchaften ſeyn.

Ich kenne zur Erquickung an heißen Tagen keine beſſere Frucht als die ſogenannten Waſſermelonen (cucurbita citrullus), welche die Franzoſen pasteques nennen. Sie werden nicht ſelten ſo dick als ein Scheffel, und ihr Mark iſt von überaus lieblich kühlendem Geſchmacke *). Ananas (pine apple, wegen der Aehnlichkeit mit Tannenzapfen genannt), Pomeranzen und Citronen (oder Limonien) wachſen hier im Freien nicht. Aber die käuflichen Pomeranzen vom untern Miſſiſippi ſind weit beſſer, als die von der Levante oder Sicilien. In Baltimore koſtet eine Ananas etwa 25 Cents. Sie werden dorthin aus den ſüdlichen Gegenden gebracht. In St. Louis und Saint Charles habe ich noch keine geſehen.

Kaſtanienwälder, deren es öſtlich des Miſſiſippi ſo viele gibt, finde ich in der Nähe meiner Pflanzung gar keine. Es ſollen überhaupt am Miſſouri wenige ſeyn. Die Coloniſten werden wohl thun, dieſen nützlichen Baum anzupflanzen.

Das Miſſouri-Thal iſt dieſes Jahr ungewöhnlich voll von Raupen. Man ſieht an manchen Stellen alle Bäume damit

*) Die gewöhnlichen Melonen (cucumis melo) heißen hier musk melons; warum, weiß ich nicht; ich ſpüre daran ſo wenig vom Moſchus als an den in Europa gezogenen.

bedeckt; indeß vermögen ſie dennoch nicht das Schattengewölbe irgendwo zu lichten. Wo Raupen ſind, können auch die Schmetterlinge nicht fehlen, und wahrlich ein Schmetterlings-Jäger würde hier eine gute Ernte finden. Wo im Frühlinge an einem ſonnigen Orte nur ein feuchter Fleck iſt, ſieht man Hunderte dicht zuſammen, in dem mannigfachſten Farbenſchmucke ſtrahlend.

So ungern ich auch (der Geſundheit wegen) im Miſſourithale ſelbſt wohnen möchte, ſo theuer iſt mir doch deſſen Nähe. Man kann ſich nicht vorſtellen, welchen Reiz es hat, von den Wohnſtätten auf den Hügeln Wanderungen in das zauberiſche Helldunkel dieſes weit über tauſend Stunden langen Thales zu machen. Der Reiz wirkt ſogar auf die Thiere. Pferde und Rinder ziehen die Richtung dort hin jeder andern vor, und wenn ſie einige Tage nacheinander ausbleiben, ſo hat man ſie insgemein im bottom aufzuſuchen, wie das Thal hier vorzugsweiſe heißt. Selbſt wenn die Bäume blätterlos ſind, iſt es anmuthig darin. Die Baummaſſen hindern zwar die Tritte des Wanderers wenig, allein von Luftſtrömen, und wären es wahre Stürme, ſpürt man nicht das Geringſte; das Brauſen in den Wipfeln ausgenommen.

Man hört unter den Amerikanern auch wohl den Ausdruck second bottom, womit eine höhere Terraſſe der Thalebene bezeichnet wird. Dem liegt wiederum die richtige Vorſtellung zum Grunde, daß die Ströme einſt die ganzen Thäler einnahmen und ſich nachher in ein engeres Bett zurückgezogen haben. Ueberraſchend iſt es für einen Europäer, ſolche Vorſtellungen, die man in Europa zur Weisheit der Geologen rechnet, hier bey allen Landleuten zu finden. Die Thäler enthalten von dem natürlichen Dünger am meiſten, und in Ländern, wo dieſer allein die Fruchtbarkeit beſtimmt, ſind auch die Thäler am fruchtbarſten. In Europa iſt der natürliche Dünger längſt verſchwunden, wenn es überhaupt jemahls viel davon gegeben hat. Dort beſtimmen einzig die Erdarten die Fruchtbarkeit, und ſo können die Thäler wegen des vielen Sandes den Hügeln weit nachſtehen. Wo die Lage des

natürlichen Düngers am Ohio, Miſſiſippi, Miſſouri ꝛc. nicht ſehr ſtark iſt, da werden ſich gleichfalls mit der Zeit ſandige Strecken zeigen, die ſo wenig werth ſind, als die Kiesfelder am Rheinſtrome. Der second bottom iſt faſt überall vor der Ueberſchwemmung ſicher, und deshalb an allen Amerikaniſchen Strömen, Flüſſen und Bächen das theuerſte Land. Die Papaw-Stauden oder Bäume (annona triloba) hält man für die erſten Zeugen des beſten Bodens; dann den ſchwarzen und weißen Wallnußbaum, oder einige andere Wallnußarten (Hickory), Linden, Eſchen, Hackberry. Dieſer letzte Baum liebt jedoch mehr den niedrigen Thalgrund als den hohen. Daſſelbe gilt von den Platanen. Der rothe Maulbeerbaum, der Paccan-Wallnußbaum, der Bocksaugenbaum (Pawia lutea), die Eiche mit den großen Früchten (bur-oak), finden ſich auch nur auf gutem Grunde; wogegen einige andere Eichenarten, wie der black Jack (quercus ferruginea) beweiſen, daß die Dammerde ganz fehlt. — Die Stadt St. Louis liegt theils auf einem first, theils auf einem second bottom, auch Cincinnati. Die erſte Thalebene (first bottom) iſt meiſt ſchmal, aber nicht nothwendig der Ueberſchwemmung unterworfen. Die zweite iſt insgemein breiter, bey St Louis mehrere Meilen breit. Auch am Rheinſtrome kommen ſolche ſcharfe Abſtufungen in der Thalebene häufig vor, wiewohl ich mich keiner Stadt erinnere, die darauf gebaut wäre. Wo eine Anzahl Häuſer niedriger liegt als die anderen, wie in Cöln, in Bonn, fehlt doch das Terraſſenartige. Weil es indeß im Miſſiſippi Gebiete auf hohen Hügeln und Bergen dicke Kruſten von vermoderten Vegetabilien gibt, wie insbeſondere in den Hochlandwieſen am Miſſouri, ſo muß die Ueberſchwemmung einſt ſehr ausgedehnt geweſen ſeyn. An der Nordſeite des Miſſouri kenne ich manche Hügel (Berge), die zum Strome hin nackte jähe Sandſtein- und Kalkfelſen oder Trümmer davon zeigen, und an der entgegengeſetzten Seite dicke Lagen ſchwarzer Dammerde.

Zweyunddreyßigster Auszug.

(Fortsetzung der Betrachtung des 30. Auszuges)

Ich wüßte keinen leichtern Weg, meine Gedanken über die Eintheilung nach Stammraçen weiter vorzutragen, als in folgender Aeußerung über die Theorien von Gall und von Lavater. Es gibt Leute die ein Verwundern bezeigen würden, wenn ihnen jemand die Lehren von Gall und Lavater widerlegen wollte, da sie ihrer Ansicht nach längst Antiquitäten sind. Allein diese vergessen, daß Manches Antiquität wird ohne widerlegt zu seyn, und deshalb auch bey jeder günstigen Gelegenheit wiedervortritt. Und was noch schlimmer ist, sie bemerken nicht, daß die Irrthümer, welche bey der Eintheilung der Völker nach Stammraçen obwalten, in der Basis ganz mit den Lehren von Lavater und Gall zusammentreffen. Ihren Ursprung verdanken sie jenen Lehren freilich nicht; sie waren schon früher in den Köpfen; *) allein Gall und Lavater haben sie zu förmlichen Theorien ausgesponnen, und hätten dadurch auch ihre gründliche Widerlegung hervorrufen können, wenn man sich nur tiefer eingelassen hätte; was jedoch so wenig der Fall war, daß selbst die neuesten und besten Schriftsteller über die Bewohner der fremden Länder fortwährend der Wissenschaft einen besondern Dienst zu leisten glauben, wenn sie die sorgfältigsten Beschreibungen der Schädel und Gesichter beifügen.

---

*) Schon Nemesius Bischof zu Emesa zu Theodosius Zeiten schrieb in seinem Buche über die menschliche Natur, in dem vordern Hirne sey der Sitz der Empfindung, in dem mittlern der des Gedächtnisses und in dem hintern der des Verstandes.

Die Verirrungen der Physiognomiker, insbesondere des Lavater, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit denen von Gall, so sehr Gall auch die ersteren zu verachten sich bemühet *). Beyde wollten die Verbindung der geistigen Eigenschaften mit bestimmten Beschaffenheiten des Leibes nachweisen, ohne sich einer sorgfältigen Prüfung der geistigen Eigenschaften an sich zu unterziehen; und beyde stützten sich auch auf allgemeine Sätze, die als solche unbestreitbar sind, aber in Betreff der Einzelnheiten in gleicher Verlegenheit lassen. Gall stützte sich auf den Satz von der Abhängigkeit des Geistigen vom Körperlichen, und Lavater auf die Umkehrung (auf die Abhängigkeit des Körperlichen vom Geistigen).

Zuerst von der Gall'schen Lehre.

Daß die Geistesthätigkeiten von gewissen Theilen des Körpers mehr als von andern abhängig sind, kann sogar der eiligsten Beobachtung nicht entgehen. Darum ist es sicher nicht zu tadeln, daß, wo die Menschen über sich selbst nachdenken, sie auch stäts die Frage aufwerfen, welche Theile des Körpers vorzüglich zum Leben und zu den Geistesverrichtungen gehören. Aber so lange wir die Verrichtungen von den Organen unterscheiden müssen, so lange wird sich jene Frage weder durch bloße Beschäftigung mit den Verrichtungen, noch durch bloße Beschäftigung mit dem Bau der Organe beantworten lassen. Auch diejenigen, welche den Geist als eins mit dem Körper betrachten, sprechen doch von höheren Verrichtungen und verstehen darunter, was sonst geistige Verrichtungen heißt. Auch sie können sich nicht überheben, diese Verrichtungen einer schärfern Prüfung zu unterwerfen, als die der Triebe des Leibes, wenn sie selbige so auffassen wollen wie sie erscheinen, wenn sie nicht in stäter Gefahr bleiben wollen, zu unterscheiden was einerley ist, und für einerley zu halten was unterschieden werden muß. Kurz, sie müssen die menschlichen Hand-

*) In seinem zu Paris seit dem Jahre 1819 in 4 Folio-Bänden erschienenen Werke.

lungen genauer betrachten als der rohe Haufen, wenn ſie deren wahre Charaktere beſſer aufnehmen wollen, d. h. ſie müſſen über die Richtung der menſchlichen Handlungen nachdenken, und damit gelangen ſie auf deren Zwecke und deren Motive. Nur mit Kenntniß der Zwecke und Motive kann man die menſchlichen Handlungen kennen lernen; und erſt nachdem man mit ſich zu Rathe gegangen, was die ſogenannten höheren Verrichtungen ſeyen, darf man daran denken, beſtimmte Zeichen am Leibe dafür aufzuſuchen. Das fühlte auch Gall. Auch er hielt es für verkehrt, ſich ohne Weiteres durch die Volksſprache leiten zu laſſen. Bey Gegenſtänden, worüber die Gedanken der Sprechenden dunkel und verworren ſind, können unmöglich die Worte eine beſtimmte und richtige Bedeutung haben; und wer die Geiſtesverrichtungen ſo als wirklich annimmt, wie die Sprache ſie unterſcheidet, der ſetzt ſtillſchweigend voraus, daß das Volk, welches die Sprache geſchaffen hat, den Unterſchied längſt klar und richtig erkannt habe. Ohne ſich ſo auszudrücken ſcheint Gall dieß doch zu ahnen, wenn er von dem Mangel an Studium der Motive des menſchlichen Thuns und Laſſens ſpricht und es dem beymißt, daß man von dem Stoffe, den er behandelt, bisher ſo wenig gewußt habe. Er geht mehrere frühere Unterſcheidungen der Geiſteskräfte durch, von den Griechen bis auf die jüngſten Zeiten, und ſeine Kritik verdient nicht ſelten Beyfall. Aber gleich darauf liefert auch er einen Beleg zu der alten Wahrheit, daß es leichter iſt, die Fehler Anderer aufzudecken als ſelbſt beſſer zu machen. Er ſagt mit Recht, daß man nicht ſofort zu dunkeln Allgemeinheiten die Zuflucht nehmen müſſe. Allein ſein Verſuch zu klaren Einzelnheiten zu gelangen, verſtrickt ſich von Anfang an in die größten Verworrenheiten. Hätte er bey jener Kritik darüber nachgedacht, auf welchem Boden ſein richtiger Tadel emporgewachſen iſt, ſo würde er ſich in ſeinem Bemühen, etwas Beſſeres an die Stelle zu fördern, nicht ſo gänzlich von dieſem Boden verirrt haben. Er wird ſich nie bewußt, auf welche Weiſe er zu der Ueberzeugung von der Verkehrtheit der früheren Eintheilungen der Geiſteskräfte ge-

diehen iſt. Er ſpiegelt ſich vor, daß ſeine Kritik, wie ſeine neue Theorie ſelbſt, das reine Reſultat von Erfahrungen ſey, und beachtet nicht, welche Anſichten ſein Geiſt zur Deutung ſeiner vermeintlichen Erfahrungen mitbrachte. Nur eine völlige Verſchlingung von dunkeln und verkehrten Vorſtellungen konnte den Einfall erzeugen, den Aufſchluß über den menſchlichen Geiſt und die Motive der menſchlichen Handlungen an Thieren zu erforſchen. Ich will nicht davon reden, wie er dadurch mit der Lehre von den dem Menſchen angeborenen Ideen in Widerſpruch geräth; obgleich ſich wohl keiner dieſer Lehre je ſo ſchroff entgegengeſtellt hat, als Gall, der nackt und trocken den Grund des menſchlichen Stolzes nicht tiefer ſucht als in demjenigen, was ein Pferd zu einer ſogenannten ſtolzen Haltung bewegt.

Bisher hatte noch niemand ernſtlich zu beſtreiten gewagt, daß, um die menſchliche Natur kennen zu lernen, man vor Allem auf ſich ſelbſt blicken müſſe. Wenigſtens hielt ſich kein Philoſoph zu einem Urtheile über das Geiſtige anderer Menſchen fähig, wenn er nicht zuvor das Geiſtige an ſich ſelbſt näher betrachtet habe. Gall will es nun gar eher an Thieren kennen lernen, als an ſich ſelbſt. Er iſt es nicht allein, der ſich bey dem Leben in Thieren nicht mit dem Worte Inſtinct abfertigen läßt. Es gibt noch viele Andere, die in manchen Unternehmungen von Hunden z. B., eine Kraft erblicken, welche von dem menſchlichen Combinationsvermögen bloß dem Grade nach verſchieden iſt. Aber die Methode, den Aufſchluß über die Neigungen der Menſchen in Thieren zu ſuchen, iſt Gall allein angehörig.

Wer von dieſer Methode weiß, der wird auch zum voraus auf die Reſultate gefaßt ſeyn, wenigſtens in ſo weit, daß er nur Irrthümer erwartet. Es muß jedermann einleuchten, daß damit jene ſorgfältige Trennung der Frage, was die Verrichtungen an ſich ſeyen, von der Frage nach ihren Organen, unvereinbar iſt. Gall geräth mit dieſer Forderung auch ſo ſehr in Widerſtreit, daß er die Motive überall mit den körperlichen Organen ſelbſt vermengt. Obſchon

er wiederhohlt versichert, wohl zu wissen, daß die Organe nichts als die Bedingungen des geistigen Lebens seyen, so benimmt er sich dennoch (seiner Methode getreu) stäts so, als ob es nichts über ihnen gebe, und als ob man zuletzt nur an den Organen nach den Motiven der menschlichen Handlungen zu suchen habe. Er findet 27 solcher Organe auf, denen er eben so viele Fundamental-Kräfte beymißt. Aus diesen Kräften bestehe der Geist. Von einem alle diese Einzelnheiten vereinigenden Ganzen, hat er keine andere Theorie, als daß das Zusammentreffen der Einzelnheiten das Ganze bilde. Eine allgemeine Urtheilskraft und ein allgemeines Gedächtniß gebe es nicht. Jede der 27 Kräfte habe ihr besonderes Gedächtniß und ihre besondere Urtheilskraft.— Womit glaubt doch Gall sein Raisonnement zu führen? Was berechtigt ihn, über die einzelnen Kräfte abzusprechen, wenn es nichts Allgemeines gibt, was darüber herrscht und wozu sich die einzelnen Seiten unserer Natur als Zweige verhalten?

Es ist erbaulich zu hören, wie Gall sich über die einzelnen Seiten der menschlichen Natur ferner äußert. Er spricht von einem Organe der Gutmüthigkeit und setzt darin den Grund der sogenannten Gutmüthigkeit bey Menschen wie bey Thieren. Ob seine eigene Vorstellung von menschlicher Gutmüthigkeit nicht ein Zusammengesetztes sey, das zu prüfen, fällt ihm nicht ein. Ein Aehnliches gilt von den meisten anderen Organen. So will er durch die Untersuchung des Schädels reißender Thiere ein Mordsinn-Organ entdeckt haben. Dabey muß er begreiflich den Satz durchführen, daß die Thiere oft morden um zu morden, und nicht um die gemordeten Leiber zu fressen. Man kann ihm darin mit dem Beispiele der Katze zu Hülfe kommen, welche auch die Spitzmäuse tödtet, aber nie frißt. Indeß mit welcher Brücke soll dieß auf Menschen übertragen werden? Zuerst muß man doch darüber im Reinen seyn, ob die menschlichen Mordhandlungen sich in ihrer Richtung so ansehen lassen als die thierischen, bevor man die Erha-

heuheit am menſchlichen Schädel der Erhabenheit am thieriſchen gleichſtellt? Nun bedenke man, daß Gall ſelbſt, das Morden und Tödten der Thiere, welches oft von Kindern geſchieht, nicht auf einen Trieb zu morden, ſondern auf Mangel an Denken bezieht. Wer ihm darin beiſtimmt, (und wer ſollte es nicht?) der wird eben ſo wenig das Benehmen roher Krieger auf einen Mordſinn deuten. Was empört uns mehr, die Grauſamkeiten ſtürmender Soldaten, oder die überlegten Mordthaten, welche mitten im Frieden vorfallen? Und warum empören uns die letzteren mehr? Sind es nicht gerade die Gründe, wodurch die Verbrechen uns empören? Schon dieſe einfache Betrachtung hätte den Verfaſſer der Schädellehre darauf bringen können, daß jene gräulichen Handlungen, welche er deklamatoriſch von einem Mordſinne ableitet, nicht aus einem einfachen Centrum, ſondern aus den mannigfaltigſten Motiven entſtehen. Wer weiß nicht, daß der Eine aus bloßer Eiferſucht, der Andere aus gekränkter Ehrſucht, der Dritte aus Habſucht, der Vierte durch die Hinderniſſe, welche ſich ſeiner Liebe entgegenſtellen, zum Morden kommt? Inſofern wir bey einem Morde überzeugt wären, daß er ohne alle Gründe, wie aus einem organiſchen Centrum entſprungen ſey, würde unſer Abſcheu gegen den Thäter ganz anderer Art ſeyn, als der Abſcheu gegen einen Verbrecher. Wir würden nämlich an Wahnſinn, an eine Geiſteszerrüttung denken, die wir von den Leidenſchaften durchaus unterſcheiden; wie bey jenem wahnſinnigen Metzger, der einen ſeiner Genoſſen im Irrenhauſe in ſeine Zelle lockte, ihn ſchlachtete und das Fleiſch, wie in einem Metzgerladen, zum Verkaufe aushing. Sogar, wenn uns unter den Europäern einer aufſtößt, der mordet um die Leiber zu freſſen, können wir uns der Gedanken an eine Geiſteszerrüttung nicht erwehren. So wenig hat das, was die Katzen zum Morden der Mäuſe antreibt, mit den Motiven gemein, welche die Menſchen zum Morden bringen. Darum iſt es auch überflüſſig, andere Blößen der Schädellehre aufzudecken, z. B. daß der Schluß von Thieren auf

Menschen schon deshalb nicht passe, weil die Tiger, Katzen, Löwen, u. s. w. nur Thiere anderer Art morden, und es auch bey ihnen als eine Abweichung und keinesweges als Regel gilt, wenn sie sich unter einander tödten, und auffressen. Ganz unnöthig ist es mithin, an den Schädeln nachzusehen, ob sich wirklich jene Uebereinstimmung daran vorfinde, die Gall behauptet. —

Um den Anhängern der Schädellehre einigen neuen Stoff zu Constructionen zu liefern, könnte ich eine Geschichte erzählen, deren Wahrheit ich bis zu ihren Einzelnheiten verbürge.

Etwa zwey Deutsche Meilen von Cöln, an den ersten Hügeln, welche östlich das Rheinthal begrenzen, wohnte ein Bauersmann, Namens Esser, auf einem kleinen Ackergute, seinem Eigenthume. Im Herbste des Jahres 1812, an einem Sonntage, trat in der Abenddämmerung ein Soldat ins Haus, mit der Bitte, ihm doch wieder auf den rechten Weg nach Altenberg zu helfen, wohin er eine Botschaft an seinen Capitain überbringen müsse. In dem Hause war niemand als der Eigenthümer und dessen Ehefrau. Der erstere erklärte sich sofort bereit mitzugehen, während dessen Ehefrau den Fremden einlud, sich etwas von seiner scheinbaren Anstrengung zu erhohlen. Dieser aber lehnte jeden Verzug ab, trank bloß ein Glas Wasser, und ersuchte den Esser voranzuschreiten. Wenige Minuten nachher hörte die zurückgebliebene Ehefrau einen Schuß, ohne jedoch weiter darüber zu denken. Als sie sich aber nach einer halben Stunde noch immer allein fand, wurde sie unruhig, und nach einer zweiten halben Stunde ertrug sie es nicht länger. Sie eilte durch die Dunkelheit zu einem Nachbarhause, und bat, daß man ihrem Ehemanne nachgehen möge. Das geschah. Man nahm eine Leuchte und begab sich auf den Weg. Kaum waren einige hundert Schritte zurückgelegt, so fand man den Esser von hinten erschossen in seinem Blute liegen.

Alle Nachforschungen nach dem Grunde des Mordes so wie dem Thäter, waren umsonst. Zuletzt fingen die Verwandten des Esser gar an, Verdacht gegen die Ehefrau zu

äußern, weil ſie früher nicht frey von Zuneigung zu andern Männern geweſen ſey. So verfloſſen einige Monate, bis ein Gerichtsbote bey der Witwe erſchien und ſie zur Räumung ihres Ackergutes aufforderte. Dabey wurde der erſtaunten Eſſer die Abſchrift einer Notarial-Urkunde überreicht, laut welcher ihr verlebter Ehemann das Gut vor etwa einem halben Jahre an einen gewiſſen Pafrath verkauft und über den Empfang des Kaufpreiſes quittirt habe.

Die Witwe Eſſer ging ohne Verzug zum Criminalrichter, und erklärte, daß die Urkunde falſch ſeyn müſſe, und daß ſie jetzt auch ahne, warum ihr Ehemann ermordet worden. Zugleich erinnerte ſie, der angebliche Ankäufer ihres Gutes habe ſchon vorher einmahl denſelben Anſpruch gegen ihren Ehemann erhoben, unter Auflegung einer Privat-Urkunde, die ebenfalls falſch geweſen ſey. Darin beſtand die neue Baſis zur weiteren Unterſuchung.

Die Notarial-Urkunde war in dem wegen ſeiner Waffenfabriken bekannten Solingen, etwa vier Deutſche Meilen von dem Wohnorte des Eſſer aufgenommen worden, und es hieß darin, daß der Notar den Verkäufer Eſſer nicht gekannt und den Geſetzen gemäß zwey Perſonen zugezogen habe, die deſſen Identität bezeugt hätten.

Es galt zunächſt ſich zu verſichern, daß der vor dem Notar erſchienene Verkäufer nicht der wahre Eſſer geweſen. Die Unterſuchungsbeamten ſahen deshalb in den Perſonenſtandsregiſtern nach, welche Sterbefälle, Heirathen oder Geburten an dem Datum der Notarial-Urkunde ſelbſt, kurz vorher oder kurz nachher in der Nachbarſchaft des verlebten Eſſer ſtatt gehabt, und forderten dann die Umherwohnenden auf, ſich zu beſinnen, wo der verlebte Eſſer damahls geweſen ſey. So ergab ſich auf das entſchiedenſte, daß Eſſer an jenem Tage beſtändig in der Nähe ſeiner eigenen Wohnung gearbeitet hatte. Nun verfügten ſich die Beamten nach Solingen, und erfuhren von den Identitätszeugen Folgendes.

Pafrath, aus der Nähe der Abtey Altenberg, ſey zur

Zeit des Contractes mehrere Tage hindurch in Solingen gewesen, in Gesellschaft eines Menschen, den er stäts Esser genannt habe. Beyde hätten ihnen zu ihrem Metzgergewerbe Kälber verkauft, zugleich aber untereinander über ein Ackergut unterhandelt. Endlich sey dem Pafrath das Gut zugeschlagen worden. Selbige wären dann zum Notar gegangen, aber bald darauf zurückgekehrt mit dem Ersuchen, ihnen als Zeugen zu dienen, weil der Notar sie nicht kenne. Der angebliche Esser habe insbesondere zu ihnen gesagt: „ihr werdet doch nicht zweifeln, daß ich der Esser bin, ich habe euch ja öfters Kälber verkauft"? In der That sey der nämliche Mensch mehrmahls mit Kälbern bey ihnen gewesen, weßhalb sie um so weniger Bedenken getragen, ihn für den Esser zu halten, da sie den Pafrath recht gut gekannt hätten. Wenn also bezeugt werde, daß der wahre Esser am Tage des Contractes in seiner Heimath gesehen worden, so könne ihre Angabe in der Notarial-Urkunde von keinem Belange seyn.

Damit lag hinreichender Verdacht vor, daß Pafrath eine Fälschung begangen, und man säumte nicht ihn zu verhaften, in der Hoffnung jetzt auch Aufschluß über den Mord zu finden. Die ferneren Nachforschungen und Verhöre lieferten Folgendes.

Pafrath hatte allerdings bereits früher eine falsche Urkunde unter Privat-Unterschrift gegen den Esser verfertigt, und dazu Personen gebraucht, die mit verhaftet wurden. Indeß war er auch lange vorher auf eine Notarial-Urkunde bedacht gewesen. Er hatte sich zuerst an einen Notar in Wermelskirchen (etwa 3 Deutsche Meilen von der Wohnung des Esser) gewendet, und, damit es ihm hier nicht an Identitätszeugen fehle, jene an der Abfassung der Privat-Urkunde betheiligten Personen bewogen, ihren Wohnsitz für ein Jahr in die Gemeinde Wermelskirchen zu verlegen. Dieses Jahr war schon verflossen und ein Tag zur Aufnahme der Urkunde bestimmt, als dem Notar ein Hinderniß in den Weg trat. Pafrath mochte wohl nicht an das Hinderniß glauben, und

vermuthlich um dem Argwohne des Notars auszuweichen, erschien er nicht wieder. Wäre die Notarial-Urkunde aber wirklich zu Stande gekommen, so würde der Beweis der Fälschung faſt unmöglich geweſen ſeyn, da Pafrath es ſo einzurichten gewußt, daß an demſelben Tage auch der wahre Eſſer durch beſondere Geſchäfte nach Wermelskirchen gerufen wurde.

Mittlerweile war ein Handwerksburſche aus Göttingen vorgeladen worden, der mit Pafrath Umgang gehabt hatte, ohne übrigens verdächtig zu ſcheinen. Dieſer Menſch faßte eine Frage des Unterſuchungsrichters verkehrt auf und in der Meinung, der Richter habe gegen ihn ſelbſt Argwohn, ſtürzte er zu deſſen Füßen und bekannte, daß er der falſche Eſſer ſey, und daß Pafrath ihn zu der Rolle verführt habe.

Mit ſolchen Entdeckungen war natürlich die Spannung, den Mörder auszumitteln, mehr und mehr geſtiegen. Man hat eine Menge Zeugen verhört, und was war das Reſultat?

1) Daß zur Zeit des Mordes kein Capitain zu Altenberg geweſen, daß auch kein Soldat dort angekommen, und daß überhaupt von keiner Militär-Behörde ein Soldat nach Altenberg abgeſendet worden;

2) daß der verhaftete Pafrath aber den ganzen Tag des Mordes hindurch bis ſpät in die Nacht, über 1½ Deutſche Meile von dem Orte der That, in einem Wirthshauſe, in Geſellſchaft von mehr als 20 Perſonen, getrunken und Karten geſpielt hat;

3) daß um die Zeit des Mordes ſich drey andere Individuen von äußerſt ſchlechtem Rufe in der Nähe des Eſſer'ſchen Gutes, ferne von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, umhergetrieben;

4) daß in dem Hauſe des Pafrath ein Soldaten-Mantel (, worin auch jener Soldat im Eſſer'ſchen Hauſe gekleidet war,) geſehen worden.

So ſtanden die Indicien, als Pafrath und ſeine Mitverhafteten wegen der Fälſchung zur Zuchthausſtrafe verurtheilt wurden.

Während der Dauer dieſer Strafe erkrankte Pafrath

Sein Uebel wurde nach und nach schlimmer. Als der Tod heranzunahen schien, glaubte der Gefangenwärter ihn ermahnen zu müssen, jetzt, da er an der Schwelle der Ewigkeit stehe, doch zu bekennen, wer den Esser ermordet habe. Pafrath hörte dieses ruhig an; dann antwortete er: »ich will es einmahl darauf ankommen lassen«, brach ab, wendete sich auf seinem Lager um und verschied.

Pafrath war mehrmahls aus der Haft entsprungen, und monatelang frei umhergeschweift, bis man an seinem Wohnhause eine doppelte Wand entdeckte, die ihm zum Verstecke gedient hatte. In den vielen Verhören hat er sich nie in Widersprüche verwickelt. Meist half er sich mit den Worten: »ich erinnere mich nicht«, »es kann seyn.« So beharrlich er auch die Theilnahme an dem Morde läugnete, so waren doch starke Vermuthungen dafür, nicht allein, daß er absichtlich an dem Tage der That in großer Gesellschaft geblieben, sondern auch, daß er jene drey verdächtigen Individuen, durch unverdächtige Mittel von verschiedenen Seiten her, in die Nähe des Schauplatzes gezogen, — um die nachspürende Justiz von Anfang an in der Irre zu halten. Von seinem sonstigen Lebenswandel kam vor, daß er einst mit zwey anderen Personen einen Pferde-Diebstahl verübt, und aus Besorgniß, durch deren Ungewandtheit verrathen zu werden, den einen in einer waldigen Schlucht erschlagen, den anderen vergiftet habe. Diese beyden Verbrechen sind jedoch insofern zweifelhaft, als über den Thatbestand, daß ein Todtschlag und eine Vergiftung geschehen, nichts Näheres auszumitteln war. Der angeblich Todtgeschlagene wurde wegen des Pferdediebstahles verfolgt, und verbarg sich bey Pafrath, der ihn fortschaffte und später geäußert hat, ihm auf den Weg nach Amerika geholfen zu haben. Der angeblich Vergiftete hat während seiner Schmerzen selbst seinen Verdacht geäußert, mit der Aussage, bey Pafrath Branntwein genossen zu haben, worauf er gleich heftig krank geworden sey.

Und wer war dieser Pafrath? Er war seines Gewerbes ein Schneider und zwar ein armer Dorfschneider. Wer noch

mehr Aufschluß sucht, dem sagt das Gerücht, daß er der ehebrecherische Sprößling eines listigen Mönches der Abtey Altenberg gewesen. Doctor Gall aber würde sagen: daß er das Organ des Mordsinnes in einem hohen Grade mit dem Organe der List und Schlauheit, mit dem Organe der Combinationsgabe, besonders aber mit dem Organe der Nachahmungsgabe und der Habsucht, alle diese Organe endlich mit dem einer eisernen Beharrlichkeit verbunden habe. —

Dreyunddreyßigster Auszug.

(Fortsetzung der Betrachtung des vorigen Auszuges).

Aber wenn Gall auch vorher eine sorgfältige Untersuchung der menschlichen Strebungen angestellt hätte, wenn er ganz darüber im Klaren gewesen wäre, was die Menschen eigentlich begehren und was sie fliehen, und warum sie es thun, so würde man seinem Versuche, die Quelle einzelner Neigungen an bestimmten Stellen des Leibes zu erforschen, doch eine andere Uebereilung vorwerfen müssen. Er selbst wird nämlich nie läugnen, daß alle Triebe, alle Neigungen der Menschen vom Leben abhangen, und daß bloße Schwächung des allgemeinen Lebens auch entschieden auf die Triebe und Neigungen wirkt, die einzelnen Organe mögen übrigens seyn wie sie wollen. (Wem ist nicht die beruhigende Wirkung der Aderlässe in heftigen Aufregungen bekannt?) Folgt daraus nun nicht die Forderung, daß, um über die Abhängigkeit der Neigungen und Triebe vom Körper zu entscheiden, man vorher von der allge-

meinen Abhängigkeit des Lebens vom Körper so viel erforscht habe, als wir erforschen können? Schon das hätte Gall abmahnen sollen, Alles bloß im Nervensysteme und Hirne begründet zu halten? Weiß er denn nicht, daß die Nerven ohne das Blut so wenig für das Leben bedeuten, als umgekehrt das Blut ohne die Nerven? Es war einmahl eine Zeit, wo man den Grund des Lebens so einseitig im Blute suchte, als jetzt Gall in den Nerven; und der eine Irrthum war nicht größer als der andere. Das Viperngift, der milchichte Saft des Mancanillenbaumes auf den Antillen, der Saft der Liane Curare in Gujana, der des Ahuai-Baumes, der Saft des Kirschlorbeers scheinen unmittelbar auf das Blut zu wirken, es auf chemische Weise zum Gerinnen zu bringen. Man kann das stärkste Pferd durch Einblasen von etwas atmosphärischer Luft in eine Vene auf der Stelle tödten, ohne daß sich an der Todesursache die Theilnahme der Nerven im mindesten bemerken lasse. Das Ersticken allein auf das Nervensystem zurückzuführen, geht durchaus nicht an. Alle Vorstellungen, worin das Nervensystem als der Sitz der Erregbarkeit und das Blut als bloßer Reiz gedacht wird, sind, insofern man damit den letzten Grund des Lebens zu erklären meint, völlig verworren. Wie die Erregbarkeit nur als ein Lebendes gedacht werden kann, so kann auch das, was das Blut bewegt und in seiner Integrität erhält, nur als ein Lebendes gedacht werden. Also gehört beyden schon das Leben an, was man erklären will. Das Princip des Lebens schwebt über dem Einen so nahe als über dem Andern, und Nervensystem und Blutsystem sind in Beziehung auf das Lebensprincip nur als ein Organ zu betrachten. Aber Gall sucht alle jene Lebensimpulse, welche Seelenverrichtungen genannt zu werden pflegen, im Hirne allein. Sogar der Geschlechtstrieb soll vorzugsweise im Hirne begründet seyn; obwohl nichts wesentlicher dazu gehört als die Theile am Unterleibe. Jedermann weiß, welchen Einfluß das, was man Ab- und Zulenkung der Lebensthätigkeit von bestimmten Theilen des Körpers nennt, auf die Organe hat. Wenn nur das Blut durch irgend eine

äußere Ursache in stärkere oder schwächere Bewegung geräth, oder vorzugsweise nach bestimmten Theilen gelenkt wird, so können sich die Gefühle und Neigungen auf das auffallendste ändern. Wie der Hunger und die Müdigkeit auf den Geist und unsere Neigungen wirken, erfährt man täglich. Wer wird aber die Ursache dieser Wirkung vorzugsweise im Hirne suchen? In demselben Menschen können also lange Zeit hindurch bestimmte Triebe und Neigungen rege bleiben, ohne daß das Hirn und der Schädel umgewandelt zu seyn brauchen. Der Einfluß der Blutbewegung auf die Neigungen und Leidenschaften wird auch so allgemein anerkannt, daß man bey Individuen wie bey ganzen Völkern darauf als den Hauptgrund ihrer geistigen Verschiedenheiten deutet. Aber Gall schlägt das gar nicht an, und ungeachtet er seinen Mund so voll nimmt, wenn er über die früheren Versuche, die Kräfte der menschlichen Natur zu beurtheilen, abspricht, ist sein Weg so verkehrt, daß er von der Grenze der menschlichen Forschung über Leben und Lebenskräfte, nichts mehr entdeckt, als die, welche die letzte Bedingung des Lebens mit körperlichen Augen zu sehen hoffen. Wenn es thöricht ist, nach dieser letzten Bedingung zu forschen, so weiß Gall doch nicht, warum es thöricht ist. Er hat sich mit der Selbstbetrachtung zu wenig abgegeben, um zu wissen, daß ein solches Bemühen bey der Lehre, welche den Körper und Geist für wesentlich eins hält, dem jenes fahrenden Ritters ähnlich ist, sich selbst beym Schopfe aus dem Moore zu ziehen, und daß bey der Lehre, die den Körper nur mit dem Geiste verbunden hält, das Verbindende (der Kloben der Verbindung) doch gewißlich ein Höheres ist, als das was er verbindet. Von diesen eigentlichen Gründen, warum wir die letzte Bedingung des Lebens nicht erkennen können, und warum die Erklärung eines bestimmten sinnlichen Etwas dafür, aberwitzig ist, findet sich bey Gall keine Spur. Freilich schließt das keineswegs aus, die besonderen Bedingungen der Lebensthätigkeit auf gewisse höhere allgemeinere zurückzuführen. Sogar bei einem mechanischen Werke, wie einer

Uhr oder einer Mühle, lassen sich viele Hindernisse denken ohne auf die äußerste Kraft, die das Ganze in Bewegung setzt, zu achten. So kann man sich auch mit Untersuchung der Lebensbedingungen befassen, ohne sich um das äußerste Princip zu kümmern. Allein Gall ist so sehr in Verwirrung, daß er diese Bedingungen für und für mit dem, was wir als Eigenschaftliches unseres Geistes betrachten müssen, zusammenwirft, und dennoch von einem Geiste neben dem Körper spricht. Ohne also über die wahre Grenze unseres Forschungsgebietes im Reinen zu seyn (ohne zu ahnen, daß wir nur von einer näheren und entfernteren Verbindung des Geistigen und des Leiblichen mit dem letzten Grunde des Lebens sprechen können, der letzte Grund selbst aber sich eben so in der Unendlichkeit des höchsten Wesens verbirgt wie die Begründung unseres Geistes,) will er die ganze Untersuchung der menschlichen Natur auf dasjenige beschränken, was sich mit Händen greifen, oder mit Augen sehen läßt.

Gall hat sich durch seine Untersuchungen des Hirnes unbestreitbare Verdienste um die Anatomie erworben. Aber der Gebrauch seiner Entdeckungen zur Erklärung der Geistesverrichtungen wird ihm stäts den Vorwurf eines verworrenen Kopfes zuziehen. Die Sachen stehen noch immer wie zuvor: Wir finden die geistigen Eigenschaften vom Hirne abhängig; allein wir schweben, trotz aller Reden von Gall, noch in einer solchen Unbestimmtheit, daß, bestimmte Erhabenheiten und Vertiefungen am Schädel als in ursächlicher Verbindung mit bestimmten Geistesfähigkeiten erklären, der Besonnenheit und Ueberlegung durchaus zuwiderläuft.

Dieses Urtheil über die Gall'sche Schädellehre ist es nun, welches auch den gewöhnlichen Gebrauch der Schädelbeschreibungen zur Eintheilung der Völker trift. Man will zwar die Verirrungen der Schädellehre dadurch vermeiden, daß man sich in einer gewissen Allgemeinheit hält. Aber man sieht nicht, daß diejenige Allgemeinheit, welche völlig vor Irrthümern schützt, eben jene Unbestimmtheit ist, die freymüthig

bekennt, daß sie nicht fähig sey, die verschiedenen Schädelformen zur Ausmittelung der Geistesfähigkeiten zu gebrauchen, und es insofern auch für gleichgültig achtet, ob die Formen ganzen Classen so angehören, wie man gewöhnlich sagt, oder ob nicht in der sogenannten Kaukasischen eine Menge Neger- und Mongolen-Schädel, und umgekehrt unter den Negern und Mongolen die schönsten Europäischen Schädel vorkommen.

Indeß die Vorstellungen von der Abhängigkeit des Geistigen vom Körperlichen und die Gedanken an Seelenorgane im Schädel sind es nicht allein, von welchen die Eintheilung der Völker nach den Schädelformen ihren Werth borgen will. Insofern man zugleich an die Gesichtszüge denkt, fällt man in das Gebiet der Physiognomik, deren äußerster Satz die Abhängigkeit des Körpers vom Geiste ist, d. h. die Umkehrung des der Seelenorganen-Lehre zum Grunde liegenden Satzes. Daß der menschliche Körper im Allgemeinen vom Geiste abhängig ist, läßt sich so deutlich erkennen, als die Wahrheit der Umkehrung. Aber in Betreff der Einzelnheiten geräth man auch in dieselben Verlegenheiten. Jedoch wie es von jeher leichtsinnige Versuche gab, bestimmte Beschaffenheiten des Kopfes als Ursachen bestimmter Geisteszustände darzustellen, so fehlte es auch nicht an Bemühungen, bestimmte Gesichtszüge als Wirkungen bestimmter Geisteseigenheiten zu schildern. Die Verirrungen der Physiognomiker, insbesondere des Lavater, haben wie gesagt eine auffallende Analogie mit denen von Gall. Beyde wollten die Verbindung der geistigen Eigenschaften mit bestimmten Körperlichkeiten nachweisen, ohne sich einer sorgfältigen Prüfung der geistigen Eigenschaften an sich zu unterziehen. Sie nahmen diese Eigenschaften fast ganz so an, wie die gewöhnliche Sprache sie andeutet, ohne zu untersuchen, ob die mannigfachen geistigen Richtungen wirklich aus besondern geistigen Wurzeln entspringen, oder ob sie sich auf eine geringere Zahl von Wurzeln zurückführen. Das that namentlich auch Gall ungeachtet seiner Protestationen. Und

beyde stützen sich auch auf allgemeine Sätze, die an sich unbestreitbar sind.

Die Vorstellung von einer gewissen Harmonie zwischen dem Geistigen und Körperlichen ist uns allerdings angeboren, und dem ist es auch beyzumessen, daß wir bestimmte Haltungen des Körpers und bestimmte Gesichtszüge auf bestimmte Zustände des Geistes beziehen. Insoweit hat die Physiognomik eine Grundlage, die der Seelenorganen-Lehre fehlt. Allein wie viel die Grundlage werth ist, ergibt sich schon dadurch, daß wir uns verstellen können, und daß auch im Tode nicht selten die Züge bestimmter Lebensthätigkeiten fortdauern. Also einen nothwendigen Zusammenhang sehen wir nicht. Wir können die Gesichtszüge einer Leidenschaft annehmen, ohne daß der Geist das Geringste von der Leidenschaft spüre, und umgekehrt, wenn der Geist wirklich in Leidenschaft ist, so können wir ihre Zeichen im Gesichte unterdrücken. Livius erzählt, daß, als ganz Carthago über die hoffnungslose Lage des Staates in Klagen und Thränen ausbrach, Hannibal gelacht habe, aber nicht vor Freude, wie einige seiner Mitbürger geglaubt hätten. Es gibt manche Personen, die im heftigen Unmuthe lachen, und zwar in einer Weise, die jeder Fremde auf Fröhlichkeit beziehen würde. Das spricht gewiß nicht für einen nothwendigen Zusammenhang. Ferner: da der Körper neben dem Einflusse des Geistes vielen anderen Einflüssen von außen unterworfen ist, so ereignet sichs auch oft genug, daß die letzteren die ersteren verdecken oder entstellen. Z. B. Insectenstiche, Contusionen, Narben entstellen die Züge nicht selten durchaus, ohne daß man innerlich etwas empfinde. Die Entstellungen können sogar von widrigen Stoffen im Körper selbst, z. B. im Blute, in der Lymphe herrühren. Man denke nur an den Aussatz. Wenn wir also Geisteszustände an den Gesichtszügen wahrnehmen, so kommt es uns vor, als ob ein Durchbruch des Geistigen statt habe, wobey wir den Körper mit dem Geiste bloß als verbunden betrachten; d. h. einen Causalnexus, wie er zwischen dem Geiste und den seine Thätigkeit bedin-

genden Organen gedacht werden muß, ſehen wir zwiſchen den Geſichtszügen und dem Geiſte nicht. Wären die verſchiedenen Richtungen des Geiſtes ſo in den Hirntheilen organiſch begründet, wie Gall angibt, ſo würde die Unterſuchung dieſer Theile einen ſo ſichern Aufſchluß über den Geiſt liefern können, wie ihn die Phyſiognomik nicht einmahl verheißen darf. Allein wie die Sachen ſtehen, iſt die Phyſiognomik, ſo wenig ſie auch leiſtet, doch immer ſicherer für die Beurtheilung des inneren Menſchen als die Hirnorganen-Lehre; erſtlich, weil für die Verbindung zwiſchen den Hirntheilen und den Geiſteszuſtänden nicht jene urſprüngliche Ahnung zeugt, und zweitens, weil die einzelnen Erfahrungen für dieſen Abgang nicht entſchädigen. Das iſt aber auch alles, was ſich von der Phyſiognomik rühmen läßt. Man ſagt: gewiſſen Geiſteszuſtänden entſprechen gewiſſe Geſichtszüge. Iſt ein Geiſteszuſtand bey einem Menſchen vorherrſchend, ſo werden die ihm entſprechenden Geſichtszüge bleibend. Unter rohen Völkern, die ſo ziemlich von einerley Geiſteszuſtänden beherrſcht werden, findet ſich auch am meiſten Aehnlichkeit in den Geſichtern. Das darf man willig zugeben. Aber damit reicht man noch nicht weit. Von der vorhin berührten Verſchiedenheit des Körpers vom Geiſte abgeſehen, reden die Geſichtszüge überhaupt ſo unbeſtimmt, daß wir ſie erſt aus den Worten und Handlungen recht verſtehen lernen; woher es denn auch kommt, daß die erſten Eindrücke der Geſichtszüge ſo leicht durch eine nähere Bekanntſchaft modifizirt oder gar ganz umgewandelt werden. Wenn es aber wahr iſt, daß die Geſichtszüge an ſich die beſonderen Eigenheiten und Zuſtände des Geiſtes nicht beſtimmt ausdrücken, ſo bedenke man, daß ihre Sprache noch unverſtändlicher ſeyn muß, wo die Geiſteszuſtände ſelbſt unbeſtimmt ſind, oft wechſeln. Je unbeſtimmter und unbeſtändiger die Vorſtellungen, Gefühle und Neigungen ſind, deſto unbeſtimmter und unbeſtändiger ſind auch die Geſichtszüge. In cultivirten Völkern zeigt ſich dieß bey der rohen Maſſe; weil die Menge der äußern Eindrücke und Reize

dort nicht in einem günstigen Verhältnisse ist mit der Geistes-kraft, die sie verarbeiten soll. Daher mehr Unbestimmtheit, Oberflächlichkeit und Zerstreuung bey der rohen Masse der Europäischen großen Städte, als bey Negern und Indianern. Aehnlich verhält es sich mit der Jugend in den großen Städten. Indeß sind bey ihr die Eindrücke und Aufregungen so lebhaft, daß die Gesichter davon besondere Spuren verrathen. Nimmt aber die Lebhaftigkeit später ab, ohne daß eine höhere Strebung sich entwickelt, so wird das Gesicht entweder nichtsbedeutend, es verliert den Ausdruck (wenn ihm auch das Fleisch bleibt), oder niedere Strebungen geben ihm garwiderliche Züge.

Die Antwort auf die Frage nach der Brücke, welche die Eintheilung der Völker nach körperlichen Eigenheiten zur Beurtheilung ihrer geistigen Verschiedenheiten brauchbar mache, läßt sich hienach in Folgendem zusammenfassen.

Das Theoretisiren nach den Schädelformen und den Gesichtszügen der Völker ist nichts Anderes, als ein Aufbauen auf demselben ungeprüften Grunde von dunkeln und verworrenen Vorstellungen, worauf Gall seine Schädellehre und Lavater seine Physiognomik aufgeführt hat. Man sucht, wie jeder eingesteht, Aufschluß über die geistigen Verschiedenheiten der Menschen, aber man sucht ihn nirgends weniger als im Geistigen. Man will sichs bequem machen, und überläßt sich ohne Rückhalt dem Gedanken, daß man nur auf den Bau des Schädels und die Gesichtszüge zu blicken habe, um sofort eine Scale der Geistesanlagen zu entdecken, ohne sich um die Anlagen an sich je ernstlich bekümmert zu haben. Daß Gall und Lavater sich von diesem Verfahren auch bey den Individuen Aufschluß versprachen, tadelt man unverhohlen. Allein, was bey einzelnen Menschen nicht belehren kann, soll dennoch zur Belehrung über ganze Völker dienen, und so entfernet man sich von den Irrthümern der Schädellehre und der Physiognomik bloß durch eine dunkle Allgemeinheit*). Umsonst wirft man

*) Die Camper'sche Art die Menschen nach der äußern Bildung

ein, daß es Indianer gebe, welche die Köpfe der Kinder durch Einzwängen in harte Formen zur seltsamsten Gestalt bringen, ohne daß die Geisteskräfte zu leiden scheinen; wie z. B. die Chaktas an der Ostseite des Mississippi den Köpfen ehemahls die Form eines Backsteines gaben (woraus man sogar auf die Abkunft von den Mongolen schloß, weil dabey das Ideal eines Mongolen-Kopfes zum Grunde liege), oder wie die Omaguas am Amazonenstrome, welche die Köpfe platt pressen wie Scheiben, und doch für sehr pfiffig gelten. Vergebens ist die Erinnerung, daß sich eine Menge sogenannter Neger-, Mongolen- und Indianer-Köpfe unter den Europäern finden, und dagegen wieder ganze Negerstämme, deren Köpfe so regelmäßig sind, als die regelmäßigsten Europäischen. Ueberall, wo Europäische Cultur herrscht, ist es dahin gekommen, daß bey der bloßen Erwähnung einer jener fünf Classen, z. B. der Neger, durch die vermittelnden Vorstellungen vom Schädel und Gesichte unwillkührlich Vorstellungen von eigenthümlichen Geistesbeschaffenheiten geweckt werden. Je schwankender und dunkeler das Geistige selbst vorschwebt, desto begieriger ergreift man den

---

des Kopfes einzutheilen, ist eine solche Allgemeinheit, der dunkle miteinander verschlungene Vorstellungen von der Abhängigkeit des Geistes vom Hirne und der Abhängigkeit des Gesichtes von einer ursprünglichen Ausstattung mit Geistigem zum Grunde liegen. Es ist allerdings nützlich, die sogenannte Camper'sche, von Andern modificirte, Gesichtslinie (den Winkel, welchen eine von der Vertiefung der Nase zwischen den Augen zu dem untern Rande der Oberkinnbacke, den Schneidezähnen, gezogene Linie, wobey die Nase selbst nicht in Betracht kommt, mit einem dort eintreffenden Horizontal-Durchmesser des Kopfes bildet) gewisser Maaßen als Anhalt bey den Vergleichungen der Schädelformen von Menschen zu gebrauchen. Allein man muß sich hüten, den sich gewöhnlich damit verbindenden Vorstellungen von geistigen Vorzügen nachzuhängen. Es bleiben theoretische Versuche, uns in dem weiten Gebiete zu orientiren, uns den Ueberblick zu erleichtern, wie auch Eintheilungen der Geschöpfe nach anderen Merkmahlen; über das Innere der Geschöpfe haben sie bisher keinen Aufschluß gewährt.

ſcheinbaren Anhalt im Körperlichen, und ohne ſich gerade zu den Lehren von Gall und Lavater zu bekennen, mißt man doch demjenigen, was als Eigenheit eines Indianer- oder Negerſchädels gilt, eine ſolche Bedeutung bey, als wenn damit für alle unbeſtimmten Vorſtellungen von dem Geiſtigen der Indianer und Neger — die, wie geſagt, auf ganz andere Weiſe als durch Schädelbeſchauen entſtanden ſind, — das erklärende Centrum gefunden ſey. Die Schwäche des menſchlichen Geiſtes zeigt ſich nirgend niederſchlagender, als wo wir während der Beſchäftigung mit den Zeichen ſeiner Eigenſchaften die Eigenſchaften ſelbſt aus den Augen verlieren. Man hofft am todten Schädel zu entdecken, was nur an den lebendigen Aeußerungen erkennbar iſt, und vergißt, daß ſo bald die lebendigen Aeußerungen mit den vermeintlichen Zeichen am Schädel im Widerſpruche erſcheinen, die letzteren alle Bedeutung verlieren, mithin das rechte Licht über die Geiſteszuſtände der Menſchen nur von der Geſchichte ihres Thuns und Laſſens zu erwarten iſt; daß ſobald ein Volk mit ſogenannten Mongolen-Schädeln in ſeinem lebendigen Getriebe einen hohen Grad von Cultur bekunden würde, es wohl ſchwerlich gelingen könnte, aus den Schädelformen, oder den übrigen körperlichen Eigenheiten, das Gegentheil zu beweiſen; kurz, daß, wie beym einzelnen Menſchen, ſo auch bey ganzen Völkern der wahre Aufſchluß über ihr Geiſtiges nur aus der Geſchichte ihres Lebens und Strebens zu ziehen iſt, und zwar auch dann, wenn die Schädellehre und die Phyſiognomik eben ſo ausgebildet wäre, als ſie noch im Rohen liegt.

Vierunddreyßigster Auszug.

Gestern Abend trat meine Köchinn vor das Haus, um ich weiß nicht was zu hohlen. Sie war kaum heraus, als sie wieder hereinsprang und mit Schrecken klagte, daß ein wildes Thier vor der Thüre sey, welches nach dem Tone zu urtheilen, die Zähne fletsche. Ich ergriff einen dicken Stock und ging hin, um das Abentheuer näher zu untersuchen. Und was traf ich? ein armes Opossum, das vielleicht nach geräuchertem Fleische forschte. Es ist wahr, wer das Thier nicht kennt, dem kann es durch sein gewöhnliches Zähnefletschen gefährlich scheinen. Aber es ist auch weiter nichts als Schein. Es greift nie an, und setzt sich auch nie zur Wehr. Weil es indeß mit dem Geflügel so wenig Mitleid hat, so findet es auch kein Mitleid bey den Pflanzern. Ich rief meinen Hunden zu, die es alsbald todt bissen. Ich läugne nicht, daß die erste Anmeldung der Köchinn einen beunruhigenden Eindruck auf mich machte. Ich bin zwar schon zwey Jahre hier, allein doch noch nicht so vertraut mit dem Lande, nichts Neues mehr zu erwarten. Ich dachte anfangs an einen Wolf oder einen Panther, obgleich ich kein Beyspiel weiß, daß diese Thiere die Wachsamkeit der Hunde getäuscht haben. Sie treten nicht so schleichend auf als ein wehrloses Opossum. — Im ersten Herbste war ich an einem schönen Nachmittage zu einer Stelle gewandert, die ich einigen Arbeitern zur Lichtung angewiesen hatte. Die Köchinn mußte später folgen um Etwas nachzutragen. Es war Dämmerung als wir zurückkehrten, und unsere Wohnung etwa eine Meile entfernt. Die Nacht kam früher als ich erwartete, und in dem letzten Gehölze verloren wir gar den Weg. Wir tappten eine Weile umher, als ich plötzlich ein Thier von der Größe eines Wolfes dicht neben mir sah. Ich hieß die Köchinn, die es gleichfalls sah,

voran gehen, und mit dem Angeſichte gegen die Beſtie gekehrt und in der Hand ein kleines Hammer-Beil (Tomahawk) ſuchte ich rückwärts fortzukommen. Nun aber ſchritt mir auch das Thier nach, und mit drohenden Tönen und Schlägen in die Luft mußte ich es mehrmahls von mir halten. Aus dieſer üblen Lage erlöſete uns die Aufmerkſamkeit unſeres Wirthes, der das Ausbleiben ſofort auf eine Verirrung gedeutet hatte, und ſich unter lautem Zurufen und Schießen der Richtung näherte, worin er meine Stimme vernahm. Die Beſtie wurde verſcheucht. Was es eigentlich war, hatte ich nicht erkannt. Die allgemeine Meinung war, daß es ein Panther geweſen.

Die Nächte ſind überaus ſchön. Allein wenn ich bedenke, mit welcher Gefahr ein ſo einſamer Aufenthalt noch vor wenigen Jahren verbunden war, ſo nimmt das ſchönſte nächtliche Gemälde eine ſchaurige Färbung an. Mit der erſten Dunkelheit beginnen gewöhnlich die Laute einiger Uhue, die etwa zwey bis drey hundert Schritte von mir im Thale hauſen. Sie folgen oft in kurzen Stößen ſo nach einander, daß ſie einem Spott-Lachen im tiefſten Baßtone ähnlich werden. Zur Zeit des letzten Krieges regte die Pflanzer nichts ſo ſehr auf, als dieſes Eulen-Getön und das Wolfsgeheul. Denn damit (es nachahmend) pflegten ſich die Indianer den Hofſtätten zu nähern, wo ſie ihre Mordluſt zu ſättigen vorhatten. Ich höre in mancher Nacht das Geheul der Wölfe ſowohl als die Laute der Eulen, und dann kann ich mir lebhaft die Lage von Familien vorſtellen, die dadurch von ihren Sitzen am Heerde oder aus ihrem erſten Schlafe aufgeſchreckt wurden. Es iſt zu wundern, wie zarte Frauen je den Männern zu ſolchen ausgeſetzten Pflanzſtätten folgen konnten. Mitten unter den Gräueln der indianiſchen Ueberfälle nahm die Zahl der Pflanzungen ſtäts zu. Jetzt fürchten ſich die Kinder und Frauen höchſtens vor Schlangen, wenn ſie Abends zur Quelle gehen *). Da-

*) Es gibt eine kleine Art Klapperſchlangen hier (snapper genannt), die auch Abends umherwandern ſoll, wozu die größere Art weniger

mahls lagerten ſich an den Weg zur Quelle insgemein die Indianer, und lauerten Tag und Nacht, bis ſich ein unglückliches Opfer zeigte.

Wenn ich gewiſſenhaft ſagen ſoll, was ich an dieſen Gegenden am meiſten auszuſetzen habe, ſo muß ich ſtatt jener Uebel die Zecken (acarus, Holzbock) obenan ordnen. Die ſchönen Wälder ſind bis zur Zeit der kalten Nächte voll davon. Sie ſind zwar nicht ſo läſtig als Musquiten; aber man muß doch nach jeder Fußwanderung eine Abſuchung vornehmen, und ſich nicht ſelten ganz entkleiden. Man kann leicht ermeſſen, wie das Europäerinnen anfangs vorkommt. Das beſte Mittel iſt, in den nächſten Wäldern um das Haus das Geſträuch wegzuſchaffen und bloß die hochſtämmigen Bäume ſtehen zu laſſen. Säet man dann das ſogenannte blue grass (blaue Gras), was vorzugsweiſe im Schatten gedeihet, (wie Timothy oder phleum pratense in der Sonne) ſo ſind die Zecken bald verſchwunden, und die Hofſtätte hat eine zauberiſche Umgebung. Wollen die Frauen über dieſe Umgebung hinaus, ſo müſſen ſie reiten; denn zu Pferde wird man von den Zecken gar nicht beläſtigt, ſo dicht ſie ſich auch an das Pferd ſelbſt hängen.

Nach den Zecken kommen die Musquiten, d. h. unſere gewöhnlichen Schnaken, Sing-Mücken (culex pipiens); andere Musquiten gibt es hier nicht. An Schlangen, Wölfe, Bären, Tiger denkt faſt niemand. Die Musquiten ſind jedoch ſelten läſtiger als in warmen Sommern auch in Deutſchland. Aber weil hier jedes Jahr der Sommer warm iſt, ſo hat man gelernt ſich beſſer dagegen zu ſchützen. Man umſpannt die Bet-

---

geneigt ſcheint. Merkwürdig iſt, daß die Klapperſchlangen ſo gerne mit den ſogenannten Wieſenhunden (prairie-dogs) in denſelben Löchern leben. Der Wieſenhund hat ſeinen Namen von einem bellenden Tone, den er bey der Annäherung von Menſchen ausſtößt. Uebrigens iſt ihm mit dem Hunde nichts gemein. Sein ſyſtematiſcher Name iſt arctomys Ludowiciana. Von der Größe eines Igels gleicht er dieſem mehr als einem Hunde. Es leben mehrere colonienartig in unterirdiſchen Höhlen zuſammen. In der Nähe meiner Pflanzung ſind keine.

ten mit Gaze-Vorhängen und schläft unter einem Schwarme von Mücken ruhiger, als in Deutschland wenn nur zwey im Zimmer sind. — Wo ein Uebel einen hohen Grad erreicht, findet man gewöhnlich auch die besten Schutzmittel dagegen. Die Menschen bedürfen starker Reize um erfinderisch zu seyn. Es ist bekannt, daß man im südlichen Europa mehr friert als im nördlichen, und nirgends soll man weniger von der Kälte leiden als in den Wohnungen der Russen. — So sehr ich die Schattenbäume liebe, ich würde sie doch bloß der Musquiten wegen nicht dicht an der Wohnung dulden, sobald die Wohnung in sich kühl genug gehalten werden könnte. Daß dieß mit provisorischen Wohnhütten hier so wenig als in Europa angeht, fällt in die Augen, und deshalb wird an meiner Hofstätte vorläufig kein Baum angerührt.

Häuser mit dicken Mauern sind überall die besten Wohnungen. Im Sommer schützen sie vor der Hitze und im Winter vor der Kälte. Indeß im Missouri-Staate wollten sich die Pflanzer bisher nicht durch kostbare Gebäude an den Boden fesseln, und das ist sehr vernünftig. In Europa spricht man von dem unstäten Leben der Nordamerikaner. Allein man urtheilt über Erscheinungen, die man nicht kennt. Der stätigste Europäische Haarbeutel-Träger würde in einem Ländergebiete, wie das Nordamerikanische, in Versuchung gerathen, sich der Lebensweise von Abraham zuzuwenden. Ueberhaupt ist hier der Ort, practisch zu ergründen, in welcher Verbindung die verschiedenen Lebensweisen mit dem innern Menschen stehen, und zu erfahren, daß die Europäischen Vorstellungen der größten Berichtigung bedürfen. Ich rede nicht von der Rangordnung der Gewerbe, welche auch in Europa die besseren Köpfe schon lange als einen rohen Rest der rohen Vorzeit betrachtet haben. Ich rede von der bekannten Eintheilung ganzer Völker nach den Lebensweisen, worin man eben so viele Staffeln der Cultur zu erblicken wähnt. Die damit verschlungenen Einbildungen sind es, welche an den verkehrten Urtheilen über die Bewohner der westlichen Staaten keinen geringen Antheil haben.

Weil man gewohnt ist, das Jägerleben als ein Zeichen der niedrigsten Culturstufe zu betrachten, so müssen alle Weiße, die sich hier mit der Jagd von Pelzthieren beschäftigen, Wilde und Barbaren heißen. Seichte Moralisten haben es ja ausgemacht, daß die Jagd die Empfänglichkeit für sanfte Gefühle verderbe. Wenn die Sanftmuth des cultivirten Menschen rein instinctartig wäre und nicht in Verbindung mit dem Denken stände, so möchten die Herren vielleicht Recht haben. So aber weiß man, daß der unermüdlichste Jäger der sanfteste Gatte und Vater und der gefühlvollste Freund seyn kann, und daß die größte Sentimentalität gegen Thiere mit der scheuslichsten Gefühllosigkeit gegen Menschen vereinbar ist. Man braucht nicht an die Hindus zu erinnern. Man hat auch unter den Europäern Beyspiele genug, daß die zärtlichste Stimmung für Hunde, Katzen und Pferde neben der äußersten Hartherzigkeit gegen menschliches Elend besteht. Und damit sich die Meinung von der Wirkung des Jägerlebens in ihrer vollen Blöße zeige, so hat sich in Europa das sonderbare Ereigniß zugetragen, daß gerade damahls, als die Jagdliebhaber anfingen, das Wild zu schonen und zu hegen, die Gefühllosigkeit gegen ihre Mitbrüder zur höchsten Höhe stieg. Wer weiß nicht, was der Europäische Landmann dem Mitleide mit dem Wilde zu verdanken hat. Vor einiger Zeit erschien in einem heftigen Regenguße ein Amerikaner an meiner Hofstätte, mit dem Antrage, doch ein junges Hirschchen aufzunehmen, das seine Mutter verloren habe, und ohne Hülfe umkommen werde. Auch das war Mitleid mit dem Wilde. Aber dieser Mann würde sich wahrhaft entsetzt haben, wenn ich ihm die Wirkungen desselben Mitleides in Europa geschildert hätte. Noch sind am Niederrheine die Erinnerungen daran nicht erloschen. Es gab dort Bauerhöfe von zwanzig und mehr Morgen fruchtbaren Ackerlandes, wovon der Besitzer oft nicht einmahl die Aussaat wiedererhielt, weil die Hirsche und Rehe Alles wegfraßen. Das Eigenthum gegen Räuber zu schützen war erlaubt, auf diese durfte man schießen, wenn sie in die Um-

Zäunungen drangen. Aber wer auf die wilden Thiere geschossen hätte, der würde den Gesetzen gemäß lebendig auf einen Hirsch geschmiedet worden seyn. Man braucht nur einen Blick auf die Abfassung der Gesetze zu werfen, um die rohe Leidenschaft des Gesetzgebers zu erkennen. In den neueren Gesetzen gegen Angriffe auf das Eigenthum, gegen Feld- und Walddiebstähle z. B., heißt es schlechthin: wer dieses und jenes thut, soll zu dieser und jener Strafe verurtheilt werden. In den Jagdgesetzen lautet es jedoch unter Anderem wie folgt: Wer sich erfrechet in der churfürstlichen Wildbahn einen Hasen zu schießen, der soll beym Kopfe genommen und ꝛc. (Jülich- und Bergische Brüchtentare).

Indeß wie kann man sich darüber entrüsten, wenn man erfährt, was noch jetzt in Hannover geschieht? In den Hannöverschen Anzeigen vom 6. December 1823 heißt es: Mittelst Erkenntniß der königlichen Justizkanzley zu Stade ist Joachim Mehlers zu Wester-Vesede, weil er zwei Hasen in seinem Kohlgarten in gestellten Schlingen gefangen und einen jungen Hasen daselbst mit der Hand ergriffen, zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt worden. Dabey steht auch, daß die Strafe wirklich vollzogen worden sey.

Auf die Bewohner des Missouristaates machen die Erzählungen von solchen Dingen einen Eindruck, wie etwa in Deutschland die Berichte von den Rasereyen eines Tiberius oder eines Caligula, unter welchen, nach dem Biographen Sueton, der Tod darauf stand, mit dem Bildnisse des Kaisers Augustus (auf Münzen oder wo sonst) an irgend einem unreinen Orte z. B. einem Abtritte, gewesen zu seyn.

Was man in Europa und in den Amerikanischen Küstenstädten von der Rohheit und Sittenlosigkeit des Backwoodspeople und von den Weißen, die hauptsächlich von der Jagd leben, erzählt, ist durchaus ohne Grund. Es gehört mit zu den Verzerrungen der Europäischen Cultur, von Rohheit, Sittenlosigkeit, Greuel, Sclaverey und Elend in der Ferne zu schwatzen, während die Fülle, welche jede Euro-

päiſche Stadt davon vorhält, gänzlich ignorirt wird. Welche Lebensweiſe macht die Menſchen wohl gefühlloſer als der Wucher? und wer geht darin den Europäern vor? Ueberhaupt zeigen ſich im Volksleben Laſter, die denen im Familienleben völlig analog ſind. Man muſtert die Fehler des Nachbars und übertreibt Alles aufs äußerſte, während die Gebrechen des eigenen Hauſes entweder verkannt oder doch wunderbar beſchönigt werden. In dieſen Ländern iſt der Reiz, die beſchränkte Lebensweiſe der Europäiſchen Städte und Dörfer zu verlaſſen, ſo groß, daß es keinesweges zu Gunſten eines Einwanderers ſpricht, wenn es gar nicht auf ihn wirkt. Warum ſoll ein vernünftiger Menſch dort, wo die Viehzucht ſo leicht iſt, ſich nicht mehr darauf legen als auf den Ackerbau? Und worin beſteht das Culturwidrige, wenn ein Europäer in einem Lande, wo es ſo viel Wildpret gibt als hier, zugleich die Jagd zu ſeinem Unterhalte benutzt? Iſt es wirklich zu beſorgen, daß ihn die Jagd gefühlloſer gegen ſeine Mitbrüder mache als der Europäiſche Wucher? Es iſt allerdings zu beklagen, daß die Indianer ſich ſo wenig um die Viehzucht und den Ackerbau bemühen und bloß von der Jagd zu leben ſuchen; aber aus keinem andern Grunde, als weil der alleinige Ertrag der Jagd und des Fiſchfanges ſchon für eine geringe Bevölkerung zu unſicher iſt, und bey einer ausſchließlichen Anweiſung darauf, die Menſchen in einer größeren Aufregung und Spannung gehalten werden, als ſich mit einer ruhigen Herrſchaft über die Triebe und Begierden verträgt. Es bleibt auch unbeſtritten, daß ohne regelmäßige Benutzung des Bodens kein Volk zu einer hohen Culturſtufe gedeihen wird. Aber daraus folgt noch nicht, daß das Jägerleben ein untrügliches Zeichen der niedrigſten Culturſtufe ſey. Dergleichen Anſichten liegen die Träume von einer urſprünglichen Beſtialität der Menſchen zum Grunde. Nicht allein, daß man ſich einen Urzuſtand der Menſchen vorſtellt und eine Entwicklung, die mit einem Stammpaare beginnend, ohne fremde Einflüſſe durch die bloße Aufeinanderfolge der Generationen weiterſchreitet;

man mischt zugleich noch Vorstellungen ein, als wenn das Menschliche ursprünglich (im ersten Paare) nur im Keime existirt habe. Oder die Vergleichung mit der Kindheit verleitet, sich die Erwachsenen der ersten Generation als wirkliche Kinder zu denken, ohne im geringsten zu prüfen, welche Fähigkeiten dem Menschen so von Natur eigen seyen wie die Sagacität manchen Thieren. Wer weiß nicht, daß einige Thiere außer dem, was man Instinct und Kunsttrieb nennt, einen ziemlichen Grad von Combinations-Vermögen besitzen? Wer kennt nicht das Benehmen der Hunde und der Elephanten? Wie diesen Wesen eine gewisse Fähigkeit angeboren wird, so muß man auch überall, wo ein Mensch auftritt, eine gewisse Fähigkeit voraussetzen, die nicht erst der Entwicklung durch die Folge der Geschlechter bedarf. Es fällt niemanden ein, sich zu wundern, daß die Pferde in allen Erdtheilen so viel Aehnliches miteinander haben. Allein wenn man eine Thorheit unter den Indianern und Negern trift, die auch längst in Europa war, so heißt es gleich: auf welchem Wege mag das von dem einen Volke zum anderen gekommen seyn? was oft nicht verständiger klingt, als die Frage, ob die Amerikanischen Gänse das Schnattern von den Europäischen gelernt haben. Wie es nun aberwitzig ist, sich die Menschen von Natur so stumpf vorzustellen, als sie nur im kranken Zustande sind, so verräth es ebenfalls wenig Nachdenken, zur Zähmung der Thiere einen Vorrath von Einsicht zu verlangen, der erst nach mehreren Generationen zu erwarten sey. Wenn die Hunde von Anfang an eine solche Zuneigung zum Menschen und eine solche Gelehrigkeit hatten als jetzt, so konnten sie von dem ersten Menschenpaare so leicht zu Diensten abgerichtet werden, als sie heut zu Tage der roheste Hirtenknabe abrichtet. Wie weit die Fähigkeit zur Jagd angeboren ist, beweisen unter Anderem die Geschichten von wilden Knaben und Mädchen, die man von Zeit zu Zeit in Europäischen Wäldern gefunden hat.

Nicht die Fähigkeit ist es, wodurch es sich erklärt, warum die Völker bestimmten Lebensweisen vor anderen an-

hängen. Neben den äußeren Anreizungen, ist es die innere Abneigung oder Zuneigung zu den verschiedenen Thätigkeiten. Jeder Indianer ist zur Cultur des Bodens so fähig wie ein Deutscher Bauer, und die Menschen, welche vor der Ankunft der Europäer den Ahornzucker zu bereiten verstanden, brauchten auch nicht das Mais-Pflanzen von ihnen zu lernen. Widerwille gegen eine ruhige regelmäßige Verwendung der Zeit und Kräfte ist es, was den Indianer an seine Lebensweise fesselt. Wer für einen solchen Widerwillen aber eine besondere Erklärung nöthig hat, der muß sie in keiner anderen Wildheit suchen, als derjenigen, die der Menschheit überhaupt eigen ist. Wie verträglich die Neigung zur Ungebundenheit und die Abneigung gegen eine regelmäßige Geschäftigkeit mit der Cultur ist, sehen wir in allen Europäischen Ländern, wo es Menschen von sogenannter Bildung in Menge gibt, die ungebundener leben, als irgend ein Jägervolk. Und wenn nicht die Noth drängte, so würde es noch mehr Müßiggang geben, weshalb denn auch einige armselige Moralisten und Statistiker die Noth in Europa für etwas Gutes halten, ohne sich um einen anderen heilsameren Reiz zur Thätigkeit zu kümmern.

Neben der inneren Disposition ist aber auf die äußeren Anreizungen zu sehen, wenn man die Gründe bestimmter Lebensweisen aufsucht. Diese äußeren Anreizungen lassen es selten zu, daß die verschiedenen Lebensweisen mit der Entwicklung gleichen Schritt halten; und wie es Individuen von derselben Cultur begegnet, daß sie durch die Umstände zu verschiedenen Lebensweisen bestimmt werden, so geht es auch ganzen Volksstämmen. Indem die Ethnographen von der Lebensweise auf die Entwickung schließen, setzen sie dunkel voraus, daß die Völker von einzelnen Stammpaaren abstammen, und zuerst von der Jagd, später von der Fischerey, darauf von der Viehzucht und zuletzt vom Ackerbau (sammt Industrie und Handel) leben. Man kann zugeben, daß die Lebensweisen in der Rangordnung, wie sie gewöhnlich

aufgeführt werden, der Cultur mehr oder weniger günstig seyen. Allein die Cultur in einem festen Causalnexus damit zu betrachten, ist eben so verkehrt, als zu vergessen, wie sehr die Folge nach jener Rangordnung von der äußeren Lage abhängig ist. Die Vorstellung einer Entwicklung, die von einem einzelnen Stammpaare ausgehe und ohne Vermischung mit Fremden weiterschreite, ist sehr brauchbar, sich die Uebersicht der mannigfaltigen Momente zu erleichtern; wie es gleichfalls seinen großen Nutzen hat, das Verhältniß der einzelnen Lebensweisen zur Förderung der menschlichen Entwicklung zu prüfen. Aber was bloß für die Methode fingirt wird, das darf man nicht mit der Wirklichkeit verwechseln. In der Wirklichkeit kennt man weder Urpaare noch eine feste Rangfolge der Lebensweisen. Kriege und andere Begebenheiten können so gut ein ganzes Volk, wie einzelne Familien vom Ackerbau zur Viehzucht bringen, und wiederum die Nomaden in Jäger verwandeln. Daß es im Inneren von Asien so viele Nomaden gibt, daran sind wohl die verheerenden Kriegszüge mehr Schuld, als etwas Anderes. Es ist unnöthig an die Mongolen zu erinneren, die einst alle Städte von China sammt ihrer Bevölkerung zu vernichten vorhatten. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieselben Deutschen, welche hier in Amerika so fleißige Ackersleute werden, in manchen Türkischen und Persischen Ländern, bey der völligen Schutzlosigkeit der Ernten, bald zum Hirtenleben übergehen würden. Wiederhohlen sich die verheerenden Kriegszüge noch öfter, so wird es nur auf die Ergiebigkeit der Jagd ankommen, auch sogar auf die Viehzucht zu verzichten.

Man hat gegen die Ableitung der Amerikanischen Bevölkerung aus dem nördlichen Asien einen feinen Einwurf von der verschiedenen Lebensweise der Asiaten und der Amerikaner zu ziehen gemeint, und an die Unwahrscheinlichkeit erinnert, daß ein Hirtenvolk zu einem Jägervolke herabsinken werde. Indeß, ohne über die Abstammung weiter zu entscheiden, ist dieses Argument doch sehr zu mißbilligen. Es ist bekannt,

daß viele Nomaden Asiens neben der Viehzucht auch die Jagd nicht vernachlässigen. Nun stelle man sich vor, diese Nomaden seyen durch Kriege oder durch andere Impulse (über die Aleuten von Insel zu Insel, oder über die Beeringsstraße in den Sommermonaten) mit Vieh nach Amerika gekommen und hätten jene Fülle von Wildpret angetroffen, die hier vor allen menschlichen Störungen nothwendig bestehen mußte. Würden die Einwanderer bey solchen Entdeckungen wohl noch lange an die mühsame Verpflegung ihrer Heerden gedacht haben? Oder wenn sie kein Vieh mitgebracht gehabt, würden sie wohl nach Asien zurückgegangen seyn, es nachzuholen? Der Ueberfluß an Jagdthieren hätte den ersten Generationen der Einwanderer eine solche Aussicht darbieten müssen, daß die Veränderung ihrer Lebensweise so wenig unter den Vorwurf der Sorglosigkeit für die Zukunft gefallen wäre, als die Lebensweise der Südsee-Insulaner, die sich bey dem Vorrathe an Brodfrucht-Bäumen weder mit Ackerbau noch mit Viehzucht noch mit der Jagd und dem Fischfange zu befassen brauchen. Wie sollten Reize, welche so viel über die Zöglinge der Europäischen Städte vermögen, und besonders so viele Franzosen von ihrer früheren Lebensweise abgelenkt haben *), bey den Horden Asiens unwirksam seyn, bey Horden, die ihre Heerden sofort außer Acht lassen, wenn kriegerische Beute sie anlockt?

Ist die Verwandlung der ackerbauenden Völker in Nomaden und der Nomaden in Jäger somit für kein Wunder

*) Es gibt fast von allen Europäischen Völkern Renegaten unter den Indianern, die vorzüglich durch die Reize des Jagdlebens und den freieren Umgang mit den Frauen gefesselt zu werden scheinen, zudem aber auch durch den politischen Einfluß, den selbst der geringste Europäer leicht unter den Wilden erlangt, wenn er sich einmahl definitiv unter ihnen niederläßt und nur nicht ohne Muth ist. Ich fühle keinen Beruf, eine Apologie für solche Renegaten zu schreiben, aber nach dem theokratischen Maaßstabe darf man sie dennoch nicht richten, sie mögen den Ausdruck „bis jenseits des Sabbaths wandern" gebrauchen oder nicht.

zu achten, so würde sich von der Lebensweise nur insofern sicher auf die Cultur schließen lassen, als man annehmen dürfte, daß die einmahl errungene Cultur durch die Veränderung der Lebensweise ohne Weiteres wieder rückwärts gehen müsse, was wohl niemand zu beweisen versuchen wird.

Das Resultat ist, daß auch die Eintheilung nach den Lebensweisen für die gründliche Beurtheilung der menschlichen Entwicklung dasjenige nicht leistet, was man davon hofft; und wenn ich hiebey an die Frage nach dem Unterschiede zwischen den Indianern und den Germanen erinnert würde, so müßte ich erklären, daß ich aus dieser Eintheilung nicht mehr zu ziehen weiß, als aus der nach Stammracen. Die Germanen trieben Viehzucht und einigen Ackerbau. Allein der Zusatz, daß die Männer die Sorge dafür den Weibern, den Alten und Schwachen aufbürdeten und sich selbst nur mit der Jagd und dem Kriege beschäftigten, nähert sie den Indianern wieder, da auch diese durch die Weiber kleine Gärten bestellen lassen. Indeß für jetzt befassen sich meine Gedanken mehr mit Betrachtungen über das Backwoodspeople, worunter ich selbst gerechnet werde, weshalb mir mein Eifer gegen die Lästerer um so weniger zu verübeln ist.

Menschen, die sich durch die gewöhnlichen Vorurtheile gegen Lebensweisen bethören lassen, werden nimmermehr fähig seyn, das Frische und Naturgemäße an der Lage eines Colonisten des Missouri-Staates gehörig zu würdigen. Perioden, wo die höheren Stände sich der körperlichen Arbeiten nicht schämten, hat es in der neuern Europäischen Entwicklung noch nicht gegeben. Wo ein Edelmann seinen Acker mit eigener Hand bestellte, trieb ihn entweder die harte Noth dazu an, oder sein Betragen wurde als bizarr verschrieen. Die Sitten der Gründer der neueren Reiche waren zu sehr damit im Widerstreite. In den Capitularien von Carl dem Großen wird die Ackerarbeit schlechthin eine knechtische genannt. Mit einer solchen Abweichung von der Bahn der Gesundheit konnte sich leicht jene Verzerrung entwickeln,

welche gerade die erſten Claſſen von der einzigen und ewigen Quelle des Lebensgenuſſes ablenkte und einer künſtlichen Quelle zuwendete, die das ganze geiſtige Daſeyn in ein langweiliges Spiel der lächerlichſten Eitelkeit verwandelte, worin Ceremonien-Meiſter, Tanzmeiſter, Friſeure, Putzarbeiter und Gelegenheits-Poeten die unentbehrlichſten Geſchöpfe waren. Indeß es hat allen Anſchein, als ſeyen die Mächte des Himmels dieſes Treibens der ſogenannten cultivirten Menſchheit übermüde. Sie haben Lichtſtrahlen herabgeſendet, welche über die Schnörkeleyen einen Schein verbreiten, der ſie der rüſtigen Kraft des jüngern Geſchlechtes unerträglich macht. Sie haben Bilder von würdigeren Rollen unter die Völker vertheilt, welche, obgleich ſie von den beunruhigten Ceremonien-Meiſtern und den Helden des alten Spieles als Kobolde und Geſpenſter mit allen Zauberſprüchen beſchworen werden, in unwiderſtehlicher Anziehung die Köpfe der geſammten cultivirten Welt, und damit die cultivirte Welt ſelbſt umkehren werden. Leider kann es ſo kommen, daß die Gegenwart ein unglückliches Opfer für eine glücklichere Zukunft wird. Möchten die Stürme, den die Europäiſche Menſchheit ſo ſichtbarlich entgegen ſchreitet, doch durch eine zeitige Rückkehr und Unterwerfung unter die heiligen Geſetze der Natur gemildert werden! Es iſt ja die unerläßliche Bedingung des Gedeihens alles Menſchlichen, wovon kein irdiſcher Abgott, er möge auf dem Stuhle eines Lama oder auf einem Throne ſitzen, dispenſiren kann.

Ich war eigentlich Willens, die Plagen dieſer Länder aufzuzählen. Ich weiß wahrlich nichts weiter, als was ich bereits geſagt habe. Von den Menſchen ſelbſt rühren hier keine Plagen her, als wenn die Indianer aufgewiegelt werden. Jedermann findet ſo viel Spielraum, daß an die Europäiſchen Colliſionen und Fehden nicht zu denken iſt. So lange die Bevölkerung ſich noch ſo ausbreiten kann als bisher, wird es ſchwerlich zu innern Kriegen der Staaten gegeneinander kommen, und welches Europäiſche Kriegsheer vermöchte bis zum Miſſouri vorzudringen? Dennoch

darf ſich kein Einwanderer den Gedanken an eine Idyllenwelt überlaſſen. Das würde nur das andere Extrem ſeyn von jener Verzweiflungs- und Trägheitslehre, daß es nirgend tauge. Wie wenig es hier ohne alles Leid abgeht, und wie wenig man auch hier eine gewiſſe Anſtrengung der Denkkraft zum Lebensglücke entbehren kann, erfahre ich fortwährend. Die Hausthiere z. B. bereiten mir hier einen Genuß, den ich in Europa nie gekannt habe, aber ſie ſind auch eine Quelle von Leiden. Ich hatte in Gemeinſchaft mit meinem Reiſegefährten in Baltimore zwey Pferde und einen Wagen gekauft. Wir waren noch nicht entſchieden, ob wir nicht am Ohio die Dampfſchifffahrt benutzen würden. Das beſtimmte meinen Reiſegefährten, neben einem ſtarken 6jährigen Zugpferde, was gegen 60 bis 70 Dollars koſtete, ein ſchwächeres altes Pferd für 25 Dollars anzuſteigern. Dieſes zweite Pferd war mager, übrigens von einem ausgezeichneten Baue, der vielleicht die Wahl beſtochen hat. Wir hofften, das Thier werde ſich bey beſſerem Futter (was in den Küſtenſtädten dieſes Landes ſo theuer iſt als in Europa) aus ſeinem ziemlich abſchreckenden Zuſtande herausarbeiten. Es ging bis zum Ohio ganz gut. Aber mit den ſchlechteren Wegen fing unſere Noth an, und ich könnte Bogen voll von den Auftritten ſchreiben, welche wir mit dem alten Pferde erlebt haben. Es würde ſich ſicherlich nicht bis zum Miſſiſippi durchgeſchleppt haben, wenn wir nicht von Louisville in Kentucky an, in Geſellſchaft dreyer Kaufleute von Newyork geblieben wären, deren Geſpann uns über mehrere Stellen wegſchaffte, wo das unſrige allen Dienſt verſagte. Scherzend verſprachen wir oft dem alten Pferde ein glückliches Loos, wenn es uns nur auf der Reiſe aushalten würde. Wir gelangten wirklich damit bis zum Miſſouri. In der Theilung fiel es mir zu, und ich habe es bis vor wenigen Wochen beſeſſen. Die Freiheit der unbeſchränkten Weide in der ſchönen Natur, wo ſein Huf nicht mehr von Eiſen eingezwängt wurde*), hatte auf dieſen Zögling der Ställe die

*) Nördlich des Miſſouri iſt kein Beſchlag nöthig, wenigſtens

überraschendste Wirkung. Es schien sich wahrhaft zu verjüngen. Es gedieh nicht bloß zu Fleisch und Fett, sondern auch zur muthwilligen Munterkeit. Fast täglich kehrte es in Begleitung anderer Pferde oder allein unter den muthigsten Sprüngen und dem lautesten Wiehern zur Hofstätte zurück. Auch lernte es von den andern Pferden, die kühlsten Stellen in den Bächen zur Tränke wählen, und die zugefrorenen Bäche aufschlagen. Es war lustig anzusehen, wie methodisch es dazu den Vorderfuß gebrauchte. Kurz, unsere Verheißung ging ganz in Erfüllung, und das arme Geschöpf, was früher das Symbol des gedrückten Lebens war, hatte vor seinem Ende eine Periode, die es mit der Menschheit wiederauszusöhnen schien. Es wurde überaus zutraulich zu mir. Wo ich es in den Wäldern treffen mochte, kam es sofort auf mich zu und blieb ruhig vor mir stehen. Jenachdem die Entfernung war, ließ ich mich dann wohl von ihm nach Hause tragen, indem ich es mit einem rasch aus der Rinde des Papaw-Baumes oder der Linde verfertigten Zügel lenkte. So viel Vergnügen mir nun der vierfüßige Miteinwanderer machte, so sehr verletzte mich sein plötzlicher Tod. Ein Frostwetter hatte die Stauden mit Eis überzogen. Das Fressen davon scheint ihm eine Magenentzündung verursacht zu haben. Es sollen nicht selten Pferde, auch solche die in diesen Wäldern aufgewachsen sind, auf diese Weise umkommen, weshalb ein Ansiedler wohl thut, für ähnliche Frosttage Ställe bereit zu halten. Ich bemerkte an dem Thiere gar nichts als einen geringen Durchfall, den ich nicht achtete. Noch am vorigen Abend hatte ich es geritten, und es für die folgende Nacht innerhalb der Umzäunung des Hofes gelassen. Nach Mitternacht hörte ich es wiederhohlt dicht um die Wohnung wandern. Gegen Tagesanbruch geschah dieß so oft und unter solchen auffallenden Annäherungen zur Thür, daß ich der Köchinn zurief, es fortzuscheuchen. Sie konnte es nicht, und griff deshalb zu einem Stocke. Nach

---

nicht innerhalb der Grenzen des Staates, wohl aber südlich des Missouri.

einigen Streichen wich es zwar von der Stelle, aber so, als wenn es niederstürzen werde, was mir die Köchinn unter ängstlicher Verwunderung meldete. Ich war kaum angekleidet und in den Hof getreten, als es wirklich niederstürzte und bald darauf verschied. Ich begriff jetzt, warum es so oft um das Haus geschritten war und sich zu der Thür gedrängt hatte. Es suchte Hülfe gegen die heftige Marter in den Eingeweiden. Nichts betrübte mich mehr, als daß man seinen Zustand so sehr verkannt hatte, es im Sterben noch mit Schlägen von seinem Herrn wegzutreiben, zu dem es seine letzte Zuflucht nehmen wollte. Man mag es mir verzeihen, daß ich in einige Trauer gerieth und mehrere Wochen hindurch meinen Aufenthaltsort in einem düstern Gewande erblickte.

Uebrigens ist es einem Europäer schwer beizubringen, wie es sich hier lebt. Wenn ich einen etwa zwey bis fünf Meilen von mir entfernten Nachbar besuchen will, so steht mir folgendes Verfahren frey. Morgens sind die Pferde gewöhnlich an der Hofstätte. Eins davon muß mich hintragen. Aber um der weitern Sorge dafür überhoben zu seyn, nehme ich ihm den Sattel sammt Zügel ab, und lasse es laufen. Es wird bald wieder bey seiner Gesellschaft seyn. Will ich später selbst zurück, so kann ich ein Pferd der Hofstätte wählen, welcher mein Besuch galt. Ich brauche nicht gerade zu warten, bis die Pferde aus eignem Antriebe erscheinen. Meist zeigt die Glocke des Heerdeführers an, wo sie in der Nähe aufzufinden sind. Sobald ich zu Hause bin, mache ich es mit diesem Pferde wie mit dem andern, und es wird eben so wenig säumen, zu seiner Hofstätte oder Heerde zurückzurennen. Wer eine Fuß-Wanderung vorhat, es sey zum Jagen oder zu sonstigen Zwecken, der kann stäts ein Pferd eine Strecke weit mitnehmen, und es dann laufen lassen. Für einen solchen Fall legt man ihm bloß eine Decke auf, um sich später nicht mit dem Sattel zu beschweren.

Schon der Umstand, daß sich hier jedermann so frey auf Staatsländereyen ansiedlen darf ohne sich anzukaufen, muß in Europa wunderbar klingen. Man rechnet, daß eine Mil-

lion Menschen so hausen. Wer auch nicht so fortzuleben gedenkt, der wählt dennoch wohl diese Art als ein Provisorium, was für die ärmern Einwanderer um so eher angeht, da sich im ganzen Westen hin und wieder Wohnhütten und umzäumte Aecker finden, die für einen ähnlichen provisorischen Aufenthalt aufgeführt, später verlassen worden sind. Man trift gemeinlich das umherschweifende Rindvieh darin, das gerne Alles beschnuppert, was die Menschen unter Händen gehabt haben. (Wenn Frauen an einem Bache waschen, haben sie gewöhnlich auch das Rindvieh abzuhalten, was das Seifenwasser gern aussäuft, die Kleider zernagt, und nie unterläßt, die besuchte Stelle wie absichtlich mit Harn und Koth zu bedecken). Wer in einem solchen Gebäude wohnen will, der hat selten viele Arbeit an der Reparatur. Meist ist die Reinigung die Hauptsache. Kalk wird nur an bessern Häusern gebraucht. Und die Weise sich diesen zu verschaffen, war mir eben so neu. Im gesammten Mississippi-Gebiete sind überall Kalkfelsen genug. Als ich Kalkmörtel bedurfte, verfügten sich zwey gedungene Männer auf die benachbarten Hügel. Nachdem sie guten Kalkstein gefunden hatten, sahen sie sich nach einem bequemen Wege um. Sie hatten in zwey bis drey Stunden eine Bahn für einen Wagen über eine Strecke von einer Englischen Meile fertig, und nun begannen sie, einen Holzstoß zu machen und die Kalksteine oben darauf zu werfen. Für die Anzündung wählte ich einen anderen Tag. Der Erfolg war hinsichtlich der Menge und Qualität durchaus erwünscht — Kurz, ich betheure mit vollster Aufrichtigkeit, daß es für einen Europäer wohl der Mühe werth ist, in diesen Gegenden eine Zeit lang zuzubringen, bloß um sich zu überzeugen, daß auch ein cultivirter Mensch das Leben ganz anders führen kann, als man in Europa allgemein glaubt, und ohne sich Schwärmereyen zu überlassen, glauben muß.

*

Fünfunddreyßigster Auszug.

In meiner Nachbarschaft ereignete sich neulich eine Execution, die einem Deutschen fremd vorkommt. Mit der Englischen Gesetzgebung ist hier auch das in-jus-rapere eingeführt; d. h. unter gewissen Umständen darf der Kläger, der nichts als einen Privat-Anspruch geltend machen will, seinen Gegner ohne alle Vermittelung der öffentlichen Behörden körperlich ergreifen und vor den Richter schleppen. Daß ich nicht von einem Ergreifen auf frischer That spreche, ergibt sich aus dem Vorfalle selbst. Ein hübsches Mädchen behauptete, von einem jungen Manne schwanger zu seyn. Eines Morgens ging dieser junge Mann aus seiner elterlichen Wohnung zum Pferdestalle, als plötzlich die drey Brüder des Mädchens aus dem Hinterhalte sich über ihn hinwarfen. Die Verwandten des Verhafteten kamen zwar hinzu; allein es blieb ihnen nichts übrig, als mit zum Richter zu reiten, der eine einstweilige Sicherheit für die Ernährung des Kindes verordnete, ohne über den Klagegrund selbst, zu entscheiden. — Wie das Beweisverfahren bey solchen Klagen ist, weiß ich nicht. Doch zweifle ich, daß die scandalösen Fragestücke, welche in Deutschland an den geistlichen und weltlichen Gerichten üblich waren, hier gebraucht werden. Sogar die Preußische Gesetzgebung verläugnet die Spuren der Barbarey bey Dergleichen nicht. Sie enthält eine Strafandrohung gegen die Verheimlichung der Schwangerschaft, und dabey heißt es, der Vater solle als Mitschuldiger betrachtet werden, wenn er nicht beweise, sorgfältig nach den Wirkungen seiner Umarmung geforscht zu haben; wonach er sich also vor Allem an die Wäscherinn zu

wenden hätte. Es war eine Zeit, wo die Preußische Staatsverwaltung sich sehr auszeichnete. Aber über die Gebrechen der ganzen Europäischen Menschheit konnte sie sich nie erheben. In dem 1740 gedruckten Exercir-Reglement findet sich folgende Stelle: »Die Offiziere sollen darauf achten, daß die gemeinen Kerl nicht so viel unreifes Obst fressen; weil sie leicht davon krank werden oder am Ende gar krepiren.« Ohne Zweifel erstaunt jetzt jedermann in Preußen darüber. Aber wenn die Süddeutschen daraus etwas Singuläres wider die Norddeutschen ableiten wollen, so kann man sie daran erinnern, daß noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Salzburgischen ein Beamter zum Tode verurtheilt worden ist, weil er Scrupel gegen die priesterlichen Satzungen geäußert hatte. Nur mit genauer Noth wurde die Strafe in Landesverweisung nach vorläufiger sechswöchentlicher Kirchenbuße in einem härenen Kleide verwandelt. Die Bußmarter (das Stehen in bloßen Füßen auf kalten Steinen) zog dem Opfer der Barbarey eine Krankheit zu, der er in Kurzem unterlag. Möhsen erzählt gar in seiner Geschichte der Wissenschaften in der Mark §. 42., daß in Schwaben, in dem Städtchen Buchloe, im Jahre 1766 ein Mensch als Wettermacher zum Tode verurtheilt und auch wirklich hingerichtet worden sey; der Criminalrichter habe die Geschichte selbst in Augsburg 1767 drucken lassen. Dabey wird von einem fürstlichen Rescripte aus dem Jahre 1725 gesprochen, das demjenigen, der eine Nixe oder einen Kobold lebendig oder todt an den Oberjägermeister einliefern würde, eine Belohnung von 5 Gulden verheiße. Für das 18. Jahrhundert scheint Dergleichen ziemlich stark. Doch wir wissen ja, daß darin noch Hexen verbrannt worden sind. Dennoch nannte es sich das aufgeklärte, das philosophische Jahrhundert; wahrscheinlich in Vergleich mit der Zeit, wo katholische und protestantische Priester die Hexenverbrennungen für Brandopfer hielten, deren Geruch Gott süß und lieblich sey, weil dadurch das Reich des Teufels zerstört werde. Im Malleo maleficarum (Nürnberg 1496.

4.) ist zu lesen, daß, wenn unter 200 Unschuldigen ein Zauberer wäre, es besser sey, alle zu verbrennen, als daß der Zauberer fortlebe. Für die Hexenprozesse war auch in Deutschland die Tortur erlaubt worden (1532 auf dem Reichstage zu Regensburg: §. 44 der peinlichen Halsgerichtsordnung). Pabst Innocenz der Achte erließ 1484 den 5. December eine Bulle, worin es heißt, wie er mit Betrübniß erfahren, daß in den Sprengeln von Mainz, Cöln, Trier, Salzburg und Bremen, viele Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechtes, sich mit dem Teufel fleischlich vermischten und die Felder, Weinberge und das Vieh beherten, weshalb er zwey Dominikaner, den Heinrich Institor und den Jacob Sprenger als Inquisitionsrichter sende. Bloß im Churfürstenthume Trier sind darauf in wenigen Jahren 6000 Menschen verbrannt worden. In Genf sollen in drey Monaten über 500 Personen wegen Hexerey verurtheilt worden seyn (nach Danäus Zeugniß). Im 17. Jahrhundert hat man im Bisthume Bamberg 1200 Hexen verbrennen lassen; im Würzburgischen in den Jahren 1627 und 28 zweyhundert. Thomas Erastus, ein berühmter Lehrer zu Basel am Ende des 16. Jahrhunderts, definirt die Hexerey dahin, es sey die Verschreibung an den Teufel um die Elemente in Unordnung zu bringen (Plateri praxis medica edit. 4. Basil. 1736). Wer nicht an Gespenster und Hexen glaubte, der galt für einen Gotteslängner.

Das ist die Geschichte, warum man die Scholle von Deutschland so sehr über die schönen Wälder am Ohio und Missouri erhebt. Ich freue mich, daß ich diese Notizen mit hieher gebracht habe; sie leisten mir gute Dienste, wenn mich selbst zuweilen eine schwärmerische Erinnerung an Europa anwandelt.

Sechsunddreyßigster Auszug.

Fortsetzung der Betrachtungen über die bisherigen Eintheilungsarten der Völker.

Wer sich überzeugt hat, wie wenig mit der Eintheilung der Völker nach Stammracen und nach den Lebensweisen für die Beurtheilung der Cultur zu gewinnen ist, der wird auch das Bemühen, an den Vorstellungen von Wildheit und Barbarey einen sichern Anhalt zu finden, zu würdigen wissen. Bey den alten Völkern waren dergleichen allgemeine Rubriken ebenfalls im Umlaufe, aber für die Erhellung des Gebietes, worauf sie sich beziehen, damahls nicht mehr Nutzen als heute *). Sollen die Gegenstände selbst klar vortreten, so darf man sie nicht durch Wörter, die einen Anhang von ungeprüften Vorstellungen nachschleppen, mit Nebel umhüllen. Um von einem Gegenstande einen treuen Abdruck zu erlangen, hat man sich zu hüten, die Bezeichnung einzelner Züge mit Worten für etwas Anderes zu halten, als eine einstweilige Fixirung des Bereits-Ausgemittelten. Gemeiniglich fehlt man dagegen so sehr, daß man die zuerst entdeckten Eigenheiten so rasch als möglich benutzt, ein Wort in Anwendung zu bringen, um die weitere Kunde von dem Gegenstande durch Analysirung des Wortes (der durch den Sprachgebrauch damit verbundenen Vorstellungen) zu erwerben, unbekümmert ob der Gegenstand in allen Ei-

---

*) Bemerkenswerth ist, daß die Römer sich Anfangs (im Gegensatze der Griechen) selbst Barbaren nannten, wie man z. B. in den Prologen zu den Lustspielen des Plautus sehen kann (Asinaria V. 11. Trinummus V. 19.) wo es heißt: Plautus vortit barbare!

4.) ist zu lesen, daß, wenn unter 200 Unschuldigen ein Zauberer wäre, es besser sey, alle zu verbrennen, als daß der Zauberer fortlebe. Für die Hexenprozesse war auch in Deutschland die Tortur erlaubt worden (1532 auf dem Reichstage zu Regensburg: §. 44 der peinlichen Halsgerichtsordnung). Pabst Innocenz der Achte erließ 1484 den 5. December eine Bulle, worin es heißt, wie er mit Betrübniß erfahren, daß in den Sprengeln von Mainz, Cöln, Trier, Salzburg und Bremen, viele Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechtes, sich mit dem Teufel fleischlich vermischten und die Felder, Weinberge und das Vieh beherten, weshalb er zwey Dominikaner, den Heinrich Institor und den Jacob Sprenger als Inquisitionsrichter sende. Bloß im Churfürstenthume Trier sind darauf in wenigen Jahren 6000 Menschen verbrannt worden. In Genf sollen in drey Monaten über 500 Personen wegen Hexerey verurtheilt worden seyn (nach Danäus Zeugniß). Im 17. Jahrhundert hat man im Bisthume Bamberg 1200 Hexen verbrennen lassen; im Würzburgischen in den Jahren 1627 und 28 zweyhundert. Thomas Erastus, ein berühmter Lehrer zu Basel am Ende des 16. Jahrhunderts, definirt die Hexerey dahin, es sey die Verschreibung an den Teufel um die Elemente in Unordnung zu bringen (Plateri praxis medica edit. 4. Basil. 1736). Wer nicht an Gespenster und Hexen glaubte, der galt für einen Gotteslängner.

Das ist die Geschichte, warum man die Scholle von Deutschland so sehr über die schönen Wälder am Ohio und Missouri erhebt. Ich freue mich, daß ich diese Notizen mit hieher gebracht habe; sie leisten mir gute Dienste, wenn mich selbst zuweilen eine schwärmerische Erinnerung an Europa anwandelt.

Sechsunddreyßigster Auszug.

Fortsetzung der Betrachtungen über die bisherigen Eintheilungsarten der Völker.

Wer sich überzeugt hat, wie wenig mit der Eintheilung der Völker nach Stammracen und nach den Lebensweisen für die Beurtheilung der Cultur zu gewinnen ist, der wird auch das Bemühen, an den Vorstellungen von Wildheit und Barbarey einen sichern Anhalt zu finden, zu würdigen wissen. Bey den alten Völkern waren dergleichen allgemeine Rubriken ebenfalls im Umlaufe, aber für die Erhellung des Gebietes, worauf sie sich beziehen, damahls nicht mehr Nutzen als heute *). Sollen die Gegenstände selbst klar vortreten, so darf man sie nicht durch Wörter, die einen Anhang von ungeprüften Vorstellungen nachschleppen, mit Nebel umhüllen. Um von einem Gegenstande einen treuen Abdruck zu erlangen, hat man sich zu hüten, die Bezeichnung einzelner Züge mit Worten für etwas Anderes zu halten, als eine einstweilige Fixirung des Bereits-Ausgemittelten. Gemeiniglich fehlt man dagegen so sehr, daß man die zuerst entdeckten Eigenheiten so rasch als möglich benutzt, ein Wort in Anwendung zu bringen, um die weitere Kunde von dem Gegenstande durch Analysirung des Wortes (der durch den Sprachgebrauch damit verbundenen Vorstellungen) zu erwerben, unbekümmert ob der Gegenstand in allen Ei-

---

*) Bemerkenswerth ist, daß die Römer sich Anfangs (im Gegensatze der Griechen) selbst Barbaren nannten, wie man z. B. in den Prologen zu den Lustspielen des Plautus sehen kann (Asinaria V. 11. Trinummus V. 19.) wo es heißt: Plautus vortit barbare!

genheiten zu dem Worte passe, welches doch bloß einzelner Eigenheiten wegen auf ihn angewendet wurde. Die meisten Disputationen geben Belege zu dieser Bemerkung. Ich habe es indeß nur mit dem Mißbrauche der Wörter »Wildheit und Barbarey« zu thun. Es zeugt nicht für Cultur, wenn unsere besten Schriften mit solchen unbestimmten Ausdrücken um sich werfen. Die Lehrer der Geschichte brauchen sie gleichsam als Basis. Aber mit der einfachen Frage, was ist Wildheit? was ist Barbarey? kann man ihre hohen Gerüste von Grund aus erschüttern. Die Anstrengungen, welche gemacht worden sind, dieser Gefahr zu begegnen, könnte man possierlich finden, wenn die Materie selbst nicht zu ernst wäre. Umsonst hoffte man sich durch Abtheilungen von Halbwildheit, Halbbarbarey, Halbcultur zu helfen. Das Gebiet blieb so dunkel als zuvor. Immer und überall trift man auf die Scheu vor der Untersuchung des Wesentlichen in der menschlichen Natur. Dem allein ist es beyzumessen, daß man in dem Strudel der Verwirrung bald nach dieser bald nach jener Aeußerlichkeit, wie einem rettenden Anhalte griff. Weiter waren auch sämmtliche Versuche nichts, wodurch man den Wörtern »Wildheit und Barbarey« eine feste Bedeutung zu verschaffen strebte. Ich würde in Verlegenheit seyn, wenn ich sie alle anführen müßte.

Geistreiche Männer haben die Behandlung der Gefangenen zum Eintheilungsgrunde gewählt. Die wildesten Völker, hieß es, martern und fressen die Gefangenen; die weniger-wilden tödten sie ohne Marter; dann folgen die Halb-Barbaren, die sie zu Sclaven machen; die civilisirten lassen sie auslösen. Andere glaubten in der Behandlung der Weiber die Cultur-Scale zu finden. Es ist keinesweges meine Absicht, Dieses Alles für in lockerer Verbindung mit dem Wesentlichen zu erklären. Aber die Schwierigkeit ist vor wie nach, zu bestimmen, in welcher Verbindung mit dem Wesentlichen es ist, und die läßt sich unmöglich heben ohne Untersuchung des Wesentlichen selbst.

Wenn eins der bisherigen Kriterien der Cultur einen wich-

tigen Schein für ſich hat, ſo dürfte es die Anthropophagie ſeyn, und bey dem erſten Nachdenken möchte ſich vielleicht jedermann geneigt fühlen, falls es überhaupt ein untrügliches Merkmahl für das Wort »Wildheit« gebe, die Menſchenfreſſerey dafür zu halten.

Daß die meiſten Indianerſtämme Nordamerikas zur Zeit der Entdeckung Menſchenfreſſer waren, iſt ſehr wahrſcheinlich. »Kommt, laßt uns das Blut der Feinde trinken!« iſt noch der gewöhnliche indianiſche Aufruf zum Kampfe. Früher hieß er wohl: »Kommt, wir wollen dieſes Volk aufeſſen! ꝛc.« Was einzelne Stämme in der Nähe des Felſengebirges noch treiben, wird die nahe Zukunft lehren. Die Attacapas am unteren Miſſiſippi (eigentlich weſtlich des Miſſiſippi an der St. Bernards Bay) fraßen im Anfange des 17. Jahrhunderts den dicken de Charleville, der der Coloniſirung von Louiſiana wegen von Frankreich abgeſendet worden war. Er war auf der Jagd mit ſeinem Gefährten Bellisle in die Hände der Indianer gefallen. Den Bellisle verſparten ſie für einen anderen Schmaus, und nur ein glücklicher Zufall rettete ihn *). Der Abſcheu, den die Europäer gegen Menſchenfreſſerey bewieſen, hat den größten Einfluß auf die Indianer gehabt. Jetzt kennt man in dem ganzen Miſſiſippi-Gebiete nur einen ſchwachen Stamm, der dem Cannibalism ergeben iſt, nämlich die Carancoahs am Sabine-Fluſſe; und dieſe werden deshalb von den andern Indianern (, die heut zu Tage hartnäckig läugnen, daß ihre Ahnen je Menſchenfreſſer geweſen,) gehaßt und verfolgt.

Wo Menſchenfleiſch einmahl als Speiſe gilt, da darf man ſich auch nicht wundern, wenn ein fetter Menſch einem magern, ein geſunder einem kranken vorgezogen wird. Man erzählt von den Indianern, insbeſondere von den Caraiben, daß ſie die Gefangenen vorher mäſteten, daß ſie ſie entmannten und vor dem Tödten wohl mit Ruthen peitſchten,

*) L'histoire de la Louisiane par le Page du Pratz.

um das Fleisch milder zu machen. Das lautet uns überaus scheuslich; aber es ist wenig oder gar nicht entfernt von dem Geschmacke an Menschenfleisch überhaupt; und da ich diesen einmahl annehmen muß, so sehe ich auch keinen Grund zu zweifeln, wenn von einigen Stämmen, den Irokesen z. B. berichtet wird, daß sie den Hals und Nacken für den besten Bissen gehalten, und von den Caraiben, daß sie die Waden und Schenkel vorgezogen hätten. Auch soll man das Fleisch der Weiber minder geliebt haben als das Männerfleisch. Oviedo will gar die Abneigung gegen Weibersleisch auf den zur Vernichtung der Indianer im Soldetat der Spanischen Majestät aufgeführten Doggen übertragen. In den Nachrichten über mehrere Negerstämme in Afrika wird Aehnliches erzählt, z. B. von dem Portugiesen Eduard Lopez und dem Briten Eduard Battels, die am Ende des 16. Jahrhunderts in Niederguinea waren, vom Dänen Römer u. s. w, und außerdem, daß dort Menschenfleisch eben so auf öffentlichen Märkten verkauft werde, wie das Fleisch von Lämmern und Rindern in Europa. Diese Angabe, wofür noch viele andere Zeugnisse sprechen, ist als falsch angefochten worden, weil es zu sehr mit der menschlichen Natur im Widerstreite sey. Aber zwischen der Sitte, Menschenfleisch als ein gewöhnliches Lebensmittel zu behandeln, und es als Waare feilzubieten, gibts doch wahrlich keine große Kluft. Uebrigens darf man aus dem, was sich jetzt in Afrika findet, so wenig auf das schließen, was vor Jahrhunderten geschah, als dieß in Amerika angeht. Wie die Nordamerikanischen Indianer hartnäckig läugnen, daß ihre Vorfahren Menschenfresser gewesen, so kann die Europäische Cultur auch in Afrika nicht ohne Wirkung geblieben seyn.

Herodot erzählt (lib. I und IV), daß die Massageten und Issedonen ihre Eltern gefressen und die Schädel als Trinkgeschirre aufbewahrt hätten; und Strabo sagt von den Derbionen am Kaspischen Meere, daß sie die Männer erwürgen und verzehren, wenn sie 70 Jahr alt geworden; die Frauen würden zwar auch erwürgt, aber begraben. Von den Irländern sagt er Aehn-

liches. Auch die Wenden (besonders die im heutigen Lüneburgischen) sollen ihre Eltern gefressen haben. Das geschah nicht etwa bloß in der Noth. Allein die Noth hat sicher zum Entstehen der Sitte beygetragen. Was die Noth in dieser Hinsicht auch über cultivirtere Menschen vermag, lehren uns die Schicksale unglücklicher Seefahrer, die das Blut und den Harn, sammt dem Fleische ihrer Todten genossen haben. Freilich kamen sie nicht plötzlich dahin; erst als Verzweiflung sich ihrer Sinne bemeistert hatte. Im siebenten Jahrhundert soll in Folge eines allgemeinen Mißwachses in Egypten die Neigung Menschenfleisch zu essen, zu einer Höhe gestiegen seyn, daß man sich unter einander bloß des Fleisches wegen mordete. Die Indianer haben nur ihre Gefangenen gefressen. Aber in Alexandrien ging es so weit, daß man, unter dem Vorwande von Krankheit, die Aerzte in die Häuser lockte, um sie aufzufressen. Nun wird berichtet, daß nachdem die Hungersnoth längst vorüber gewesen, die Sitte Menschenfleisch zu essen fortgedauert habe. Wenn dieß der Bevölkerung des damahligen Egyptens, wo die alte Cultur noch nicht ganz verschwunden war, begegnen konnte, so darf man sich um so weniger über die Anthropophagie bey rohen Jägervölkern wundern, die nicht selten in eine Lage gerathen, worin sie der Hunger reißenden Thieren gleich macht. Cäsar erzählt (lib. VII, 77), daß, als die Gallier sich vor den Cimbern und Teutonen in die festen Städte zurückgezogen hatten, die zum Kriege untauglichen Personen verspeiset worden seyen; und Strabo (IV) sagt, daß die Celten und Iberier oft zu dieser Noth in langen Belagerungen gekommen seyen.

Es fehlt auch nicht an Beispielen, daß wüthende Feindschaft die Menschen zum Verzehren von Menschenfleisch gebracht hat. Man soll zu Paris die Leber und die Lungen des Marschalls d'Ancre gefressen haben und in Holland das Herz des de Wit. Aus der Französischen Revolution berichtet man Mehreres der Art. Damit mag es erklärlicher scheinen, wenn von den Indianern erzählt wird, daß sie auch

jetzt noch wohl das Blut ihrer Feinde trinken. Es ist selbst zu vermuthen, daß eben diese zerfleischende Wuth mit der Noth vereint den Cannibalism erzeugt habe.

Wenn es wahr ist, daß die Menschenopfer ein Rest der Anthropophagie sind, wofür die Wörter hostia und victima sprechen, so sind fast alle Völker einst Anthropophagen gewesen. Denn wir wissen sehr gut, daß Griechen, Römer, Carthager, Germanen, Gallier, Juden, Perser und viele andere Völker Menschenopfer hatten. Die Römer bedungen sich bekanntlich in einem Frieden aus, daß die Carthager dem Saturn keine Kinder mehr opfern sollten. Die Carthager hatten diesen Gebrauch von den Phöniziern. Die Germanen opferten ihre Kriegsgefangenen dem Gotte Odin. Die Sitte, die Sclaven zu opfern, scheint bey den Germanen bis in das achte Jahrhundert gedauert zu haben. In Schweden wurde nach der Gewohnheit der Geten von Zeit zu Zeit gelooset, wer der Gottheit zu Ehren geschlachtet werden solle, und für das glücklichste Zeichen wurde gehalten, wenn das Loos auf den König fiel, der dann unter dem Freudengeschrei der ganzen Nation geopfert wurde (Loccen. Antiquit. Sueo-Goth. p. 15.); völlig der Neigung gemäß, der Gottheit das Beste und Theuerste zu opfern, weshalb die Germanen auch vorzüglich die Hunde und Pferde dazu nahmen. Danach scheint es so unglaublich nicht, wenn die Alten, z. B. Herodot, Plinius und Pomponius Mela versichern, daß alle nordischen Völker der Menschenfresserey ergeben seyen und sich deswegen wohl bekriegt hätten. Aulus Gellius (lib. 9 cap. 4) und Lucian (de luctu) versichern, daß in Scythien es ganze Völker gebe, die das Menschenfleisch als die gesundeste Speise jeder andern Speise vorzögen.

In den Berichten über die Reisen von Cook lesen wir, daß die Menschenfresserey auch unter übrigens sanften Südsee-Insulanern üblich ist. Dabey wird erwähnt, daß im Jahre 1772 in Hessen auf den Gütern des Baron v. Boineburg ein Schäfer vor Hunger einen kleinen Knaben gefressen habe. Prochaska erzählt von einer Frau in Mai-

land, die Kinder anlockte, sie schlachtete, einsalzte und Monate lang davon lebte.

Die Sitte, die Alten und Gebrechlichen zu tödten, entspringt wahrscheinlich auch aus der Noth, und eine Noth, die dazu bringen kann, vermag auch noch mehr. Diese Sitte trift man aber nicht bloß in Amerika, sondern in der ganzen alten Welt. Noch zu Alexanders Zeiten warfen die Baktrier sehr kranke Personen den Hunden vor, die dafür eigends gehalten wurden (nach Oneisikritus). (Die Hyrkanen und mittleren Perser warfen bloß die Leichname der Verstorbenen den Hunden vor, was noch jetzt in Tibet und unter den Kalmücken geschehen soll.) Auch die Germanischen Heruler tödteten ihre Greise und Kranken, wie Procop erzählt (de bello Goth. 2, 14). Von den Preußen meldet Prätorius, daß der Sohn die alten schwachen Eltern erschlug. Blinde, schielende, verwachsene Kinder tödtete der Vater durchs Schwert, Wasser oder Feuer. Lahme, blinde Knechte hing der Hausherr an Bäume. Sind diese Greuel, denen das Christenthum ein Ende gemacht hat *), weit von der Menschenfresserey entfernt? Oder ist an der Menschenfresserey nicht das Tödten der Menschen gerade das Schlimmste? Nur weil der Geschmack an dem Menschenfleische einen neuen Impuls gibt, unsere Mitbrüder zu würgen,

*) Nur muß man mit Eusebius nicht übertreiben und vergessen, daß schon vor dem Christenthume die Cultur bemüht war, dergleichen Scheuslichkeiten zu verhüten. Plutarch erzählt (de fortitud. Alexandr. tom. II), daß Alexander die Sogdianer abgehalten, ihre Eltern zu tödten, und die Scythen, ihre Todten zu fressen. Und Plinius versichert (hist. natur. lib. 30. cap. 1), daß die Römer überall unter den Galliern die Menschenopfer und die Menschenfresserey abgeschafft hätten, was er für eine unschätzbare Folge der Römischen Eroberungen erklärt. Die Wenden haben selbst nach eingeführtem Christenthume den Gebrauch, ihre alten und unvermögenden Eltern zu tödten, beybehalten. Kranz (Vandalia l. 7. cap. 48) erzählt ein Beyspiel aus dem Jahre 1308, und Enzelt sagt in seiner im Jahre 1579 herausgegebenen Chronik der Altmark, daß die Lüneburger Wenden noch vor wenigen Jahren ihre alten Väter getödtet hätten.

darum ist ihm so sehr entgegenzuwirken. Ohne diese Rücksicht würde die Vernunft es nicht verbieten, von dem Fleische erschlagener Feinde zu leben. Die sogenannte Stimme der Natur neben der Vernunft, scheint mehr der Gewohnheit und der Erziehung anzugehören als man glaubt. In der Noth fressen sich einander die Thiere derselben Art auf. Man braucht nur Mäuse ohne Futter mit einander einzusperren, um diese Erfahrung zu machen. Dunkle Vorstellungen sind es, welche unserm Abscheu gegen Menschenfleisch als Speise zum Grunde liegen, und diese Vorstellungen haben mit einem physischen oder instinctartigen Widerwillen nichts gemein. Ein instinctartiger Widerwille müßte sich auch dann zu erkennen geben, wenn uns Menschenfleisch vorgesetzt würde, ohne daß wir es wüßten. Der physische Ekel, welcher mit jenen dunkeln Vorstellungen verbunden ist, entsteht aber vorzüglich daher, daß wir die todten Leiber unserer Mitmenschen meist nur im Zustande der Verwesung kennen. Wer oft Anatomien besucht, oder sich angelegentlich mit anatomischen Untersuchungen an Menschen befaßt, der erfährt bald, wie sehr unser Abscheu vor Leichen durch die bloße Gewohnheit gemildert wird.

Es ist freilich klar, daß dort, wo Menschenfresserey als eine gewöhnliche Sitte herrscht, kein hoher Grad der Cultur seyn kann, die Sitte mag entstanden seyn wie sie wolle. Auch habe ich nichts dawider, daß man in rückhaltlosem Abscheu alle Menschen, wobey sie früher angetroffen wurde, und noch angetroffen wird, die (Siamesen nicht ausgenommen, welche fortwährend ihre hingerichteten Verbrecher zu verspeisen pflegen,) zusammen Wilde nenne. Allein man glaube nur nicht, damit in der Kenntniß ihrer Culturstufe weiter gekommen zu seyn, und erwäge, daß alsdann unter die Rubrik von Wilden, Völker fallen, die eine genaue Forschung durchaus näher unterscheiden muß.

Mit der Eintheilung nach der Behandlung der Weiber sieht es noch mißlicher aus. Wenn die Indianer in Amerika die Weiber im Allgemeinen hart behandeln, so ist dieß doch anders auf manchen Inseln der Südsee, bey den

Lappen, den Kamtschadalen und andern Völkern, die übrigens für sehr roh gelten. Zwischen den Slaven und den Germanen war kein besonderer Unterschied in der Cultur, und doch sollen die Slaven die Weiber härter behandelt haben als die Germanen (Anton über die alten Slaven), mehrere Beyspiele zu übergehen. Um über die Behandlung der Weiber bey den Griechen und Römern zu urtheilen, die viele Schriftsteller hart nennen, weil sie sofort ihren eigenen Maaßstab anwenden, ohne ihn je einer genauen Prüfung zu unterwerfen, dazu ist eine Vorbereitung nöthig, die ich einstweilen verschiebe.

Man hat sogar in der Beschaffenheit der Wohnungen ein Merkzeichen der Cultur finden wollen. Aber bey der ersten Entdeckung von Amerika traf man unter den Indianern von gleicher Rohheit einige Stämme, welche bessere Wohnungen hatten, als viele Deutsche Landleute. Andere, wie an der Hudsonsbay, wo das rauhe Klima doch vor Allem eine gute Wohnung zu fordern scheint, lebten in den elendesten Höhlen und Löchern, so daß man von ihnen sagen konnte, was Tacitus (de morib. Germ. cap. 46) von den Fennen sagt. Die Peruaner bauten so schlecht als die Indianer in Brasilien, und doch schienen sie in der Cultur bedeutend weiter.

Man könnte auch die Behandlung der neugebornen Kinder als Kriterien der Cultur betrachten. Allein dann fallen die Griechen und Römer mit den Chinesen zusammen, da es nach allen Nachrichten über China wohl nicht zu bezweifeln ist, daß dort jährlich viele tausend neugeborne Kinder theils den Hunden vorgeworfen, theils in heißem Wasser erstickt werden. So etwas bemerkt man selbst unter den Indianern Amerikas nicht.

Gerade an der Vergleichung der Indianer und der Germanen läßt sich zeigen, wie wenig die bisherige Weise, die Entwickelung der Völker zu beurtheilen, werth ist. Wer nicht bis zum Kerne vordringt, der muß nothwendig durch die Aeußerlichkeiten irre werden. Es lassen sich die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen beyden aufführen. Ich habe schon frü-

her an die einzige Beschäftigung mit Jagd und Krieg erinnert, so wie an die Spielwuth, an die Neigung zur Berauschung. Es gibt noch mehr Uebereinstimmung, z. B. in der Kleidung. Die Germanen trugen (nach Tacitus) nichts als einen Mantel, den oben eine Spange oder ein Dorn befestigte. Die Indianer tragen auch nur Mäntel, entweder von Thierhäuten oder eine wollene Decke, die sie von den Weißen eintauschen. Die Germanen zählten nach Nächten und nicht nach Tagen. Dasselbe thun die Indianer. Die Germanen hörten nicht selten auf den Rath von Frauen wie von Prophetinnen. Dasselbe thun die Indianer. Und was vor Allem auffallen könnte, ist folgende Aehnlichkeit: Tacitus erzählt von den Germanen, daß sie bey der Wahl ihrer Könige auf den Adel (d. h. auf die Abstammung von ausgezeichneten Ahnen), bey der Wahl der Heerführer auf persönliche kriegerische Eigenschaften sahen. Genau so ist es auch bey den Indianern. Wie locker ihr öffentliches Band seyn mag, sie haben dennoch ausgezeichnete Familien, wovon einzelne Glieder einen solchen Einfluß genießen, daß die Europäer sie mit Königen vergleichen, wie die alten Römer die Germanischen Oberhäupter damit verglichen. Diese Oberhäupter sind aber nicht nothwendig Anführer im Kriege. Eben weil sich oft einzelne Indianer zu Fehden entschließen ohne Theilnahme des ganzen Stammes, vollkommen wie es unter den Germanen geschah, so muß es auch neben dem Oberhaupte des Stammes noch besondere Kriegsoberhäupter geben. Und eben weil das Regiment des Königs durchaus schwach ist, so bedarf es nur einer äußern Veranlassung, daß sogar bey einem Kriege des ganzen Stammes ein besonderer Kriegs-König gewählt werde. Wenn der eigentliche König aus irgend einer Ursache zum Kriege unfähig ist, so geschieht es schon deshalb. Denn, wie gesagt, die Macht des Königs ist nicht der Art, daß er seinen Stellvertreter wählen dürfe. — So wichtig diese Züge beym ersten Blicke erscheinen mögen, es fordert nicht viel Anstrengung einzusehen, daß sie sich leicht von selbst entwickeln und daß dabey

an nichts weniger zu denken ist als an legislative Institutionen.

Wer sich überzeugen will, daß die Germanen ziemlich weit über die Indianische Cultur hinaus waren, der braucht nur zu beachten, wie sie sich als Krieger zu den Römern, und wie die Indianer sich von jeher als Krieger zu den neuern Europäern verhalten haben. In der Colonisationsgeschichte von Nordamerika trift man zwar Beyspiele, daß von den Indianern ganze Regimenter Weißer theils aufgerieben theils in die Flucht geschlagen worden. Allein dazu gehört folgender Commentar. Es waren Soldaten, die frisch ausgehoben den Krieg und dessen Gefahren nicht kannten; die Indianer waren in zu großer Uebermacht; oder sie stürzten aus dem Hinterhalte hervor. Unter ähnlichen Umständen würde eine Schaar von Wölfen vielleicht dasselbe können. Auf keinen Fall waren aber die neueren Europäer den Römischen Legionen zu vergleichen. Bey aller Affectation von Ruhe in Leiden ist die ruhige Tapferkeit den Indianern doch völlig unbekannt, und im offenen Kampfe haben sie den gewöhnlichsten Europäischen Werbsoldaten höchst selten Widerstand geleistet, sie mochten mit Feuer-Waffen versehen seyn oder nicht. Es verräth eine geringe Kenntniß der menschlichen Natur und eine kindische Eitelkeit, die Germanen und ihren Arminius so zu preisen, als in Deutschen Schriften oft geschieht. Aber wer, um diesen Fehler zu vermeiden, dem Arminius einen Indianischen Anführer, sey's auch einen Pontiak oder einen Tecumseh gleichstellen wollte, der lese vorher, wie der berühmte Römische Geschichtsschreiber sich über den Arminius äußert. Im 88. Capitel des zweiten Buches seiner Annalen heißt es: »Er war unstreitig der Befreier Germaniens, und er hatte nicht etwa zu kämpfen gegen das erst entstehende Römische Volk, wie andere Könige und Feldherrn, sondern gegen das Reich in seiner höchsten Blüthe. Bey schwankendem Glücke in Treffen, im Kriege selbst unüberwunden, hat er von seinen 37 Lebensjahren zwölf Jahre lang seine Macht behauptet und lebt noch fort im Gesange bey den Stämmen seines Volkes, frei-

lich unbekannt den Annalen der Griechen, die nur das Ihrige bewundern, auch bey den Römern nicht sehr berühmt, da wir das Alte erheben und uns um das Neue nicht kümmern.« Ferner lese er, wie derselbe Cornelius Tacitus sich im 37. Capitel von den Sitten der Germanen über deren Kriegesmacht ausläßt: »Unser Staat war 640 Jahre alt, als man zuerst von den Waffen der Cimbrer hörte. Von dieser Zeit bis zum zweiten Consulate des Imperators Trajan zählen wir beinahe 210 Jahre. So lange sind wir am Besiegen der Germanen. Dieser große Zeitraum brachte beyden Theilen viele Leiden. Weder der Samniter noch der Punier, nicht Spanien nicht Gallien, nicht einmahl der Parther gab uns mehr Erinnerungen. Denn herber als die Herrschaft des Arsaces ist die Freiheit der Germanen. Was kann uns der mit dem Verluste des Pacorus von Ventidius besiegte Orient Anderes vorwerfen, als den Tod des Crassus? Aber die Germanen haben den Carbo, den Cassius, den Scaurus Aurelius, den Servilius Cäpio und den Cajus Manlius, und zugleich fünf consularische Heere getödtet oder gefangen genommen und später den Varus mit drey Legionen u. s. w.«

Nun aber bedenke man, was das für Krieger waren, worüber diese Siege errungen worden sind, und wie sich die Legionen jener Zeit zu unsern besten Soldaten verhalten. Man blicke auf den einzigen Zug, daß die Römer sich, wenn die Uebermacht so groß war, daß jede Anstrengung vergeblich schien, in Reihe und Glied geordnet, wie auf Commando, selbst den Tod gaben. In welchen Heeren der neuern Zeit finden sich Beyspiele wie das der Legion, die im Gallischen Kriege unter den Legaten Sabinius und Cotta unterging? (Caesar de bello Gall. lib. 5 cap. 37) Ein solches Betragen von Tausenden kann nur die Frucht von Ideen seyn, die durch die Folge der Geschlechter gleichsam ins Blut der Masse übergegangen sind. Und wider solche Kämpfer fochten die Germanen im freien Felde. Bedarf es dazu noch einer langen Erörterung, damit die Gleichstellung mit den In-

dianern als eine wahre Absurdität erscheine? Bedarf es dazu noch der Hinweisung auf jene Worte des Römischen Historikers, worin er die Gottheit anfleht, zum Schutze seines Vaterlandes doch ja die Zwietracht unter den Germanen zu erhalten? (de mor. German. cap 33).

Woher können diese Verstöße anders rühren, als aus groben Verwechselungen des Zufälligen mit dem Wesentlichen? Wäre man über die Norm, wonach die Cultur zu beurtheilen ist, nur einiger Maaßen im Klaren, so würden sie unmöglich seyn. Dann würde man begreifen, wie hoch die kriegerischen Vorbilder der Germanen über denen der Indianer stehen. Aber nicht das allein, es würde auch nicht unbemerkt bleiben, daß die Germanische Entwicklung weit gesunder war, als sich die Indianische beweiset, daß also abgesehen von einem Stufen-Unterschiede, noch ein anderer Unterschied obwaltet, der für die Beurtheilung der Völker eben so wichtig ist als jener, aber gewöhnlich damit in Dunkelheit und Verwirrung vermengt wird. Die zwey gefährlichsten Klippen der Entwicklung eines Individuums sind auch bey der Entwicklung ganzer Völker zu fürchten. Die eine ist die, welche das Streben zum Bessern verwirrt und verzerrt und alle die widrigen Erscheinungen erzeugt, welche wir der Eitelkeit und dem Dünkel beimessen. Die andere drohet die Lebenskraft ganz von der Richtung zum Bessern abzuziehen und in Genüssen des Geschlechtstriebes zu versenken. Wie man bey der Prüfung der Erwartungen von einem Knaben und Jünglinge auf den Einfluß dieser beyden Klippen zu achten hat, so muß es auch bey der Prüfung der Gesundheit von ganzen Völkern geschehen. Die leibliche Noth und die Habsucht gehört allerdings, wie bey einzelnen Knaben und Jünglingen, so auch bey Völkern mancherley Verzerrungen. Allein in der Kindheit der Volksentwicklung sind die erwähnten Klippen mehr zu fürchten. Wie bey der Vergleichung von Knaben und Jünglingen es mehr darauf ankommt, ob sie nicht verdorben seyen durch die Verzerrungen der Eitelkeit und durch den Geschlechtstrieb, als ob

sie in der Bahn der Entwicklung größere oder geringere Fortschritte gemacht haben, so ist auch diese Rücksicht bey Vergleichung der Germanen mit den Indianern wichtiger, als daß die Cultur der ersteren schon positiv über die Indianische Stufe hinaus war. Die Indianer haben nicht bloß niedrigere Ideale als die Germanen, sondern ihr Ehrgefühl ist in sich so verzerrt, daß es für eine National-Sitte in ganz Amerika gilt, die Weiber und Kinder der Feinde zu morden, nicht nur die der Weißen, sondern jeder Farbe. Ob ich die Stimmung, welche die Krieger bewegt, sich mehrere Stunden mit der Zierung ihres Leibes vor einem Spiegel zu befassen, indem sie sich mit mancherley Farben bedecken, mit Schellen behängen, oft den Kopf mit Thierhörnern krönen, und an den untern Rückgrat Thierschwänze befestigen, lieber einem Mangel an Cultur als einer Verzerrung beymessen soll, weiß ich nicht. Aber der Geschlechtstrieb hat sie zu einem Betragen gebracht, was in Vergleich mit den Sitten der Germanen sicher Verdorbenheit zu nennen ist *). Vermischung mit Thieren und Un-

---

*) Man hat in Europa viel von der Gleichgültigkeit der Indianer gegen die Weiber gesprochen, und es einer natürlichen Unempfindlichkeit zugeschrieben. Aber man vergaß, wie sehr der Stolz der Indianer überhaupt den Schein der Apathie liebt. Wir wissen übrigens, daß die Eifersucht sich nach der Heftigkeit der Liebe richtet, und daß diese Heftigkeit wieder abhängt von der mehr oder weniger geistigen Natur der Liebe; d. h. jemehr die Liebe vom Physischen ausgeht, je weniger Vorstellungen (seyen es auch nur Phantasiegebilde) daran Theil haben, desto geringer ist auch die Eifersucht. Die Wirkung der Meinungen von beleidigter Ehre darf nicht mit den Ausflüssen aus der eigentlichen Quelle der Eifersucht verwechselt werden. Auch bey den Europäern findet sich im Allgemeinen unter den niedern Volksclassen weniger Eifersucht als unter den mittlern, wovon der Hauptgrund ist, daß bey der rohern Menge weniger Geistiges an den Verhältnissen der Geschlechter zu einander Theil hat. Freilich wird durch schwere Arbeiten und Entbehrungen auch die physische Quelle der Liebe gestört, und dieß paßt sowohl auf die Europäer als auf die Indianer. Wenn wir aber in den Ehen der höhern Stände der Europäer

zucht mit Knaben findet ſich faſt bey allen Stämmen. Gerade das Letztere, das Verderben der Jugend iſt das Traurigſte. Wenn man auch nicht glaubt, von den Aeußerungen der Triebe diejenige Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn, welche verirrte Schwärmer verlangen, ſo muß es doch überall wo Geſundheit und Geiſt iſt, tief empören, daß ſolchen Aeußerungen das friſche Gedeihen eines jüngern Mitmenſchen aufgeopfert wird. Dagegen ſpricht an den alten Germanen kein Zug freundlicher an, als die Vorſicht der Erwachſenen, die Jugend nicht durch den Geſchlechtstrieb zu verderben; und wahrlich, wenn es mit den neuern Völkern beſſer werden ſoll, ſo müſſen ſie durch Reflexion auf das zurückkommen, was die Germanen mehr aus Gefühl thaten. Es iſt ein Jammer wie wenig von der geſammten neuern Erziehung dafür geſchieht, die Jugend an der Klippe des Geſchlechtstriebes vorüberzuleiten. Die Verwirrung iſt ſo groß, daß man es bisher fürs Beſte gehalten hat, im Allgemeinen gar nichts zu thun, und im Einzelnen hin und wieder einen Schwall von finſtern Reden über Sünde vorzubringen; als ob man einen Menſchen aufklären und zugleich vermögen könne, etwas für Sünde zu halten, was er an ſeinen eigenen Eltern und Lehrern ſieht, und wozu ihn ſelbſt die Natur heftig antreibt. Wie anders war das Benehmen der alten Germanen! Sie gebrauchten ein Mittel, das für jeden Knaben wirkſam iſt. Sie faßten die Jugend bey der Seite, wo ſie vor Allem zugänglich iſt. Sie ſagten ihr, daß die frühe Befriedigung des Geſchlechtstriebes den Geiſt dumm

---

weniger Eiferſucht bemerken, als in den mittlern, ſo iſt wohl zu beachten, daß gerade unter ihnen die Ehe am ſeltenſten aus gegenſeitiger Zuneigung entſteht. — Die Impotenz der Indianer gehört unter dieſelben Fabeln, wohin auch ihre Bartloſigkeit gehört. Nur für Paraguai möchte ich mich zu einer Ausnahme ſtimmen; der einzigen Erzählung wegen, daß dort auf Befehl der Jeſuiten Morgens vor Tagesanbruch die Trommel gerührt zu werden pflegte, um die Männer an die ehliche Pflicht zu erinnern.

und den Körper kraftlos mache, und dieser Spruch hatte die Ueberzeugung der Erzieher so für sich, daß er schon in den bloßen Worten die Zöglinge durchdrang. Sodann aber mußte dieselbe Ueberzeugung auch die Erwachsenen bestimmen, in ihrem eigenen Verhalten allen schädlichen Reiz gegen die Jugend zu vermeiden, was leider von den neuern Europäern so wenig gerühmt werden kann.

Doch ich sehe, daß ich meine Gedanken über die Vergleichung der Germanen und der Indianer nicht vollständig niederzuschreiben vermag, ohne die Norm zu zeichnen, wonach die Culturstufen überhaupt zu beurtheilen sind, und daß die kurze Erklärung, „diese Norm sey nichts Anderes, als die Scale der menschlichen Vorbilder," einen zu großen Commentar verlangt. Darum breche ich ab. Nur zum Schlusse noch die Bemerkung, daß für diejenigen Deutschen, welche in die Natürlichkeit der Indianer verliebt sind, es eine gute Cur seyn würde, einmahl das Betragen betrunkener Indianer mitten unter den Weißen zu sehen. Dieselbe rohe Arroganz und Streitsucht, die manche Individuen der niedrigsten Classe in Europa äußern, wenn der Branntwein ihren feindlichen Dünkel löset! Es würde dann der Geschichte von dem letzten Oberhaupte der Mahas nicht bedürfen, der im eigentlichen Sinne mit Arsenik herrschte, wodurch er jeden aus dem Wege räumte, der ihm mißfiel, ohne daß man an andere Künste als an Zauberkünste dachte.

Siebenunddreyßigster Auszug.

Ich habe einige Zeitungen vor mir, worin über Zunahme der Armuth, über Trunksucht, über Verbrechen, insbesondere über Diebstähle geklagt wird, und meist mit Sprü-

chen über die steigende Verderbniß des Menschengeschlechtes. Ich brauchte sie nur nach Deutschland zu senden und es würden sich alsbald viele Stimmen erheben: „da sehen wir das Amerikanische Glück; es ist dort eben so schlecht als hier.“ Ich will nicht streiten, daß für alle, die nicht in Amerika gewesen sind, solche Documente sehr verführerisch klingen, und auch ich war vor meiner Reise hieher vor einer Irreleitung nicht sicher. Aber jetzt muß ich meinen Brüdern in Deutschland zurufen, von der Aehnlichkeit der Klagen ja nicht auf gleiche Quellen zu schließen, und statt sich dem Satze „es taugt nirgend!“ zu überlassen, lieber an den Satz zu denken, daß die Menschen immer weiter wollen, mithin nie zufrieden sind; daß es aber sehr verschieden bleibt, ob man unzufrieden ist, weil es an einer Himmelsleiter, oder weil es an Fleisch und Brod fehlt.

Es ist mir mehrmahls begegnet, hier die Worte „we are poor! (wir sind arm!)“ von Leuten zu hören, denen schlechthin nichts abging von dem, was der Deutsche Landmann sich zum besten Wohlbefinden zu wünschen pflegt. Sie kamen von Familien, deren Tisch sich unter den schmackhaftesten Speisen beugte, die nur zwey bis drey Stunden täglich zu arbeiten brauchten, um stäts in solchem Ueberflusse zu seyn, die ihre müßige Zeit auf muthigen Pferden oder auf der Jagd zubrachten, die sich vor niemanden zu bücken hatten als vor Gott. Ich konnte mich dann selten enthalten, die Europäische Bedeutung des Wortes Armuth zu schildern; und wenn ich einst in Europa über jene Zeitungsklagen zur Rede gefordert werden sollte, so wüßte ich umgekehrt nichts Besseres zu thun, als die Amerikanische Bedeutung zu erklären. In Newyork und Philadelphia beschweren sich Manche über die zunehmende Armuth, und doch rechnet man daselbst vielleicht auf hundert Personen nur eine, die der Unterstützung bedarf. Hier am Missouri ist kaum eine unter tausend, und das auch nur, weil es in den Städten, z. B. St. Louis und St. Charles, Familien gibt, die an den Untugenden der Europäischen Städter kränkeln.

und den Körper kraftlos mache, und dieser Spruch hatte die Ueberzeugung der Erzieher so für sich, daß er schon in den bloßen Worten die Zöglinge durchdrang. Sodann aber mußte dieselbe Ueberzeugung auch die Erwachsenen bestimmen, in ihrem eigenen Verhalten allen schädlichen Reiz gegen die Jugend zu vermeiden, was leider von den neuern Europäern so wenig gerühmt werden kann.

Doch ich sehe, daß ich meine Gedanken über die Vergleichung der Germanen und der Indianer nicht vollständig niederzuschreiben vermag, ohne die Norm zu zeichnen, wonach die Culturstufen überhaupt zu beurtheilen sind, und daß die kurze Erklärung, „dieſe Norm sey nichts Anderes, als die Scale der menschlichen Vorbilder," einen zu großen Commentar verlangt. Darum breche ich ab. Nur zum Schlusse noch die Bemerkung, daß für diejenigen Deutschen, welche in die Natürlichkeit der Indianer verliebt sind, es eine gute Cur seyn würde, einmahl das Betragen betrunkener Indianer mitten unter den Weißen zu sehen. Dieselbe rohe Arroganz und Streitsucht, die manche Individuen der niedrigsten Classe in Europa äußern, wenn der Branntwein ihren feindlichen Dünkel löset! Es würde dann der Geschichte von dem letzten Oberhaupte der Mahas nicht bedürfen, der im eigentlichen Sinne mit Arsenik herrschte, wodurch er jeden aus dem Wege räumte, der ihm mißfiel, ohne daß man an andere Künste als an Zauberkünste dachte.

Siebenunddreyßigster Auszug.

Ich habe einige Zeitungen vor mir, worin über Zunahme der Armuth, über Trunksucht, über Verbrechen, insbesondere über Diebstähle geklagt wird, und meist mit Sprü-

chen über die steigende Verderbniß des Menschengeschlechtes. Ich brauchte sie nur nach Deutschland zu senden und es würden sich alsbald viele Stimmen erheben: „da sehen wir das Amerikanische Glück; es ist dort eben so schlecht als hier.“ Ich will nicht streiten, daß für alle, die nicht in Amerika gewesen sind, solche Documente sehr verführerisch klingen, und auch ich war vor meiner Reise hieher vor einer Irreleitung nicht sicher. Aber jetzt muß ich meinen Brüdern in Deutschland zurufen, von der Aehnlichkeit der Klagen ja nicht auf gleiche Quellen zu schließen, und statt sich dem Satze „es taugt nirgend!“ zu überlassen, lieber an den Satz zu denken, daß die Menschen immer weiter wollen, mithin nie zufrieden sind; daß es aber sehr verschieden bleibt, ob man unzufrieden ist, weil es an einer Himmelsleiter, oder weil es an Fleisch und Brod fehlt.

Es ist mir mehrmahls begegnet, hier die Worte „we are poor! (wir sind arm!)“ von Leuten zu hören, denen schlechthin nichts abging von dem, was der Deutsche Landmann sich zum besten Wohlbefinden zu wünschen pflegt. Sie kamen von Familien, deren Tisch sich unter den schmackhaftesten Speisen beugte, die nur zwey bis drey Stunden täglich zu arbeiten brauchten, um stäts in solchem Ueberflusse zu seyn, die ihre müßige Zeit auf muthigen Pferden oder auf der Jagd zubrachten, die sich vor niemanden zu bücken hatten als vor Gott. Ich konnte mich dann selten enthalten, die Europäische Bedeutung des Wortes Armuth zu schildern; und wenn ich einst in Europa über jene Zeitungsklagen zur Rede gefordert werden sollte, so wüßte ich umgekehrt nichts Besseres zu thun, als die Amerikanische Bedeutung zu erklären. In Newyork und Philadelphia beschweren sich Manche über die zunehmende Armuth, und doch rechnet man daselbst vielleicht auf hundert Personen nur eine, die der Unterstützung bedarf. Hier am Missouri ist kaum eine unter tausend, und das auch nur, weil es in den Städten, z. B. St. Louis und St. Charles, Familien gibt, die an den Untugenden der Europäischen Städter kränkeln.

In Cöln am Rheine lebt dagegen unter vier Individuen eins in Armuth.

Um sich aber durch die Klagen über Trunkenheit in der Beurtheilung Nordamerika's nicht irren zu lassen, bedenke man, daß in einigen Volksblättern nicht minder über das Fluchen und Schwören gejammert wird. Wer daraus auf die Sitten schließen will, der thut nichts Klügeres, als die Straf- und Bußpredigten, welche in der ganzen Christenheit vorkommen, für treue Sittengemälde *) zu halten.

*) In der Voßischen Berl. Ztg. (Jahrgang 1832 Nr. 41), findet sich ein seltsamer Artikel über die Trunksucht in den V. St. Die Uebertreibung geht schon daraus hervor, daß, indem die inländische Consumtion des Branntweines im Jahre 1828 zu 72 Millionen Gallonen angegeben wird, man zugleich sagt, daß eine Gallone vier Quart betrage; da sie doch wenig über zwei beträgt. In der Berechnung zu Geld wird die Gallone zu 66¼ Cents angesetzt; da doch der gemeine Brantwein (Whisky) nirgends mehr als die Hälfte kostet. Was aber ganz nach einer Methodistenpredigt schmeckt, ist, daß man annimmt, jeder, der Branntwein trinke, sey ein Trunkenbold. Wirklich bringt der Referent so die Zahl der Trunkenbolde auf 375,000 Der Verfasser dieser Schrift war glücklicher Weise im Jahre 1828 wieder in Europa; sonst müßte er sich selbst unter jener Zahl begriffen halten. Es läßt sich nichts Absurderes denken, als ähnliche Deklamationen gegen den Genuß der geistigen Getränke. An Ort und Stelle erkennt man das bald, ohne daß es der Erklärungen über Wein- und Bier-Consumtion, über das Klima ꝛc bedürfe. Aber in Europa können sie doch irreleiten; besonders wenn der Name von richterlichen Beamten (worunter es in Amerika so gut Tröpfe gibt als in Europa) als Autorität angeführt wird. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß es in den Seestädten schlechter aussieht als im Innern. Wie könnte es anders seyn, da so viele Europäische Wüstlinge hinüberschwärmen? Man denke doch nur an das Europäische Schiffsvolk. In Deutschland gibt es kein Dorf, wo man nicht an Sonn- und Feiertagen in den Schenken Muster der rohesten Trunkenheit trift. Das ist in den Amerikanischen Städten ganz anders. Im Gegentheile, viele Europäer klagen über die Stille an Feiertagen. Die Oberflächlichkeit muß immer ein Spielwerk haben. Jetzt ist das Deklamiren gegen die geistigen Getränke Mode, sowohl in Amerika als in Europa. Statt die giftigen Beimischungen und die Unmäßigkeit anzuklagen, eifert man

Daſſelbe gilt von den Reden im Congreſſe, wie in andern politiſchen Verſammlungen. Jenachdem die individuelle Stimmung und die allgemeinen Anſichten ſind, fallen auch die Urtheile aus. Manches Congreßmitglied ſchildert den Zuſtand ſeines Vaterlandes wie eine Hölle. Nichts kann verkehrter ſeyn, als ſolche Schilderungen für gute hiſtoriſche Quellen zu nehmen.*) Ich bemerke in Amerika die Trunkenheit bey weitem nicht ſo häufig, als in Europa, und noch weniger die lärmenden Ausſchweifungen, welche die Trunkenheit zu begleiten pflegen. Der Grund iſt einfach der Mangel an jener Volksmaſſe, welche Pöbel genannt wird.

Wer endlich aus den Klagen über Diebſtähle auf Unſicherheit des Eigenthumes ſchließt, und nackte Prozeßtabellen zur Vergleichung dieſes Landes mit Europäiſchen Staaten wählt, der vergißt, daß hier alle Bewachungen der Polizey fehlen, und daß in Europa bey einer ähnlichen Freiheit die Diebſtähle und Räubereyen ſich verhundertfachen müßten.

Daß die Menſchen hier hin und wieder wunderliche Handlungen begehen, wovon man in Deutſchland nichts weiß, iſt eben ſo zu erklären, nämlich daher, daß in Nordamerika die Bevölkerung ſich ſo ſelbſt überlaſſen iſt, wie ſie ſich in Deutſchland nicht ſelbſt überlaſſen werden darf. Insbeſondere gilt dieß vom Religiöſen. Man trift mitunter auf merkwürdige religiöſe Experimente. Vor einiger Zeit hatten in meiner Nähe Baptiſten-Feierlichkeiten ſtatt. Mehrere Männer und Frauen ließen ſich durch eine eigenthümliche Taufe in die Secte der Baptiſten aufnehmen. Man verlangt völliges Untertauchen in einem fließenden Waſſer. Wie in Europa, ſo

---

gegen den Genuß überhaupt. Indeß auch von dieſer Narrheit wird man zurückkommen.

*) Wer hiezu einen Commentar wünſcht, der blicke in das im 21. Auszuge angeführte Werk von Timotheus Flint, deſſen widrigſte Seite die religiöſe Sentimentalität iſt.

gelingt auch in Nordamerika die Proselytenmacherey am besten unter den Frauen. Einige Frauen unterzogen sich dieser Taufe, während ihre Männer lächelnd sagten, daß sie einstweilen warten wollten, bis das Wasser reiner werde. Auch ein Arzt trat zu den Baptisten über, was seine Feinde zu allerley Spöttereyen veranlaßte, wie z. B., daß an den Pflanzungen unterhalb der Taufstelle das Vieh von dem vergifteten Wasser gestorben sey. Sogar eine sechzigjährige Frau konnte dem Drange nach der Reinigungs-Ceremonie nicht widerstehen, und obgleich das Wetter fast kalt war, sprang sie dennoch in den Creek (so werden in Nordamerika alle Bäche und kleinen Flüsse genannt; im Wörterbuche finde ich diese Bedeutung nicht). Die Folge war ein heftiges Wechselfieber, wogegen sie bey mir Hülfe suchte. In Deutschland würde ein solcher Vorfall die Wohlfahrts-Polizey auf die Beine bringen. Aber hier hat jeder die unbeschränkteste Erlaubniß zu Possen, die nur ihm selbst schaden.

Anders läßt sich über den Eifer der Methodisten urtheilen. Ihre Strenge in der Enthaltung von geistigen Getränken erinnert an die Schwärmereyen der Mönche des Mittelalters. Indeß ähnliche Extravaganzen wird ihnen niemand sehr übelnehmen, wenn ihre Hitze sie nicht zu wahren Angriffen auf die gesetzliche Ordnung verleitete. So predigen sie zuweilen in einer Weise gegen die Neger-Sclaverey, die wie eine Aufforderung zur Empörung lautet. Sie nähern sich darin den politischen Schwärmern in Europa, die mit den Phrasen „das Böse muß man überall bekämpfen, wo es ist; man kann das Gute nicht halb lieben u. s. w." das Geschichtliche, was nicht zu ihrem Maaßstabe vom Guten und Bösen paßt, ohne Umstände umstürzen wollen. Es würde vergebens seyn, Leuten, die an ein absolut böses Princip glauben und deren Kopf immer von Wallungen verfinstert wird, andere Gedanken vorzutragen. Das gesammte Ringen und Sprechen dieser Reformatoren entspringt, ohne daß sie sich dessen klar bewußt sind,

aus einer völligen Unzufriedenheit mit der Schöpfung. Sie sträuben sich unaufhörlich wider die Ungleichheit in dem Menschengeschlechte, und verirren sich in ihrem Eifer so sehr, daß sie die natürlichen Wurzeln davon läugnen, und jede Schuld auf die Gegenwart, oder doch auf die nächste Vergangenheit wälzen. Deshalb werden sie nicht müde zu rufen, daß alle Menschen gleich seyen, mithin auch einen gleichen äußern Kreis haben müßten. Die Gleichheit der Leiber hält sie so gefangen, daß sie über die geistige Ungleichheit gänzlich wegsehen, und ohne sich um Anlagen und Entwicklung zu kümmern, wollen sie den Neger und den Indianer wie den Europäer behandelt wissen, als wenn es Philanthropie sey, einem Kinde alles zu gestatten, was einem Erwachsenen erlaubt ist. Man kann mit ihnen beklagen, daß der Himmel die Ungleichheit der Anlagen und der Entwicklung geschaffen habe, ja man kann noch weiter gehen und bedauern, daß der Himmel nicht auch den Hunden, den Katzen, den Rindern und andern Thieren vergönne, sich zum Range der Menschen emporzuarbeiten, da doch den Menschen vergönnt ist zu ihnen herabzusteigen. Ich sage, man kann in ihre Klagen einstimmen, wenn sie nur zugeben wollten, daß, da es doch nun einmahl so angeordnet worden, es thöricht sey, sich gegen die Gesetze der Natur zu zerren und zu sträuben, sie mögen sich im Wetter zeigen oder in dem Hirne der Menschen und Thiere. Aber dergleichen Reden nennen die Methodisten Vertheidigung der Sclaverey. Sie mögen es redlich meinen, allein wenn es nach ihrem Sinne ginge, so müßte sich die ganze Erde in ein Bethaus verwandeln, worin langweilige Lieder gesungen werden. Indeß erzählt man auch Beyspiele, daß eifrige Methodisten unverhofft Pflanzungen mit Negern erbten und alsbald ihre Ansichten über das Sclavenhalten änderten. Ueberhaupt soll ihr Mitleid mehr in Deklamationen als in Werken bestehen, und durch Geldmittel das Elend Anderer zu lindern, ihnen eben so sauer angehen, als den sentimentalen Moralisten in Deutschland, die in der That viel Aehnliches mit den Methodistenpredigern

haben. Sie schwatzen ewig von Freiheit, aber niemand erträgt weniger den Widerspruch als sie; und wenn sie zur Macht gelangten, so würden sie, wie die Revolutions-Fanatiker Frankreichs, die halbe Welt wegen verschiedener Meinungen aufs Schaffot schicken. Wir trafen auf unserer Reise oft mit Methodisten-Predigern zusammen. Sie halten an der Sitte, auch in Wirthshäusern vor dem Beginne des Mahles laut zu beten, und die sämmtlichen Gäste zur Theilnahme aufzufordern. Wir waren ihnen darin nie entgegen. Allein sie machten uns auch Bemerkungen wider das Reisen an Sonntagen, und die konnten wir nicht so willfährig anhören.

Ich finde in diesem Lande etwas, was sicherlich ein Zetergeschrei in Deutschland bewirken würde, wenn es so nackt bekannt werden sollte. Nämlich rund um mich her gibt es viele Kinder von mehr als fünf, sechs bis zwölf Jahren, die nie getauft worden sind. In Deutschland sich einen ungetauften Weißen und einen Wilden vorstellen, ist so ziemlich eins. Indeß darf ich versichern, daß man es den Kindern nicht ansieht. Sie und ihre Eltern üben die wesentlichen Vorschriften des Christenthumes vielleicht besser, als unzählige Getaufte. Auch werden die (vor den Friedensrichtern zu schließenden) Ehen nicht vom Pfarrer eingeseguet; was jedoch Folge einer Trennung des Religiösen vom Weltlichen ist, die schon seit Jahrhunderten in den Niederlanden und in Britannien vorkam. Die Taufen fehlen bloß, wo es keinen eigentlichen Pfarrer gibt, und nur zu Zeiten umherreisende Prediger erscheinen. Ich weiß, daß auch manche Protestanten fragen würden: was bleibt denn vom Christenthume übrig, wenn nicht einmahl die Sakramente beachtet werden? Für den, welcher sich keine christliche Gesinnung denken kann ohne Taufe, ist diese Frage sehr natürlich. Ich bin nicht der Meinung, daß alle Formen aus der Religion zu verbannen seyen; allein ich kann die Bewohner dieser Gegenden darum nicht für schlechte Christen erklären, weil sie christlich handeln und sich Christen nennen ohne getauft zu

seyn *); so wenig ich ihre Ehe für lockerer halte als die der Deutschen, da hier Ehescheidungen sehr selten sind, und sich kein Beyspiel findet, daß ein Mann oder eine Frau zwey, drey oder vier Mahl geschieden worden sey. Weil ich so viel von dem Religiösen gesagt habe, so füge ich auch noch die Notiz hinzu, daß die Katholiken sich in den V. St. durch eine wahre Brüderlichkeit auszeichnen. Sie scheinen sich hier weit enger aneinander zu schließen als in Europa; was ich vorzüglich dem Umstande beymesse, daß ihre Geistlichkeit gezwungen ist, ihren Einfluß mehr durch wirkliche Tugenden zu behaupten als durch andere Mittel.

Man hat, wie schon mehrmahls in diesem Tagebuche bemerkt worden, in den V. St. viel Anlaß, über die Verschiedenheit der Menschen nach ihren Anlagen und ihrer historischen Entwickelung nachzudenken. Welcher Europäer, der sich von Negern und Mulatten umgeben sieht, die für ihn als Sclaven arbeiten, sollte nichts von diesem Anlasse spüren? Es bedarf dazu weder der Predigten der Methodisten noch der politischen Deklamationen über Menschenrechte. Und doch sind die Meinungen darüber hier nicht minder verworren als in Europa. Ueberhaupt kann man es den Europäern nicht tief genug einprägen, in der höhern Bildung in Amerika nichts Anderes zu suchen als Europäische Theorien und Phantasien. Ueberall die nämlichen Verkehrtheiten und Widersprüche, wo nur über menschliche Entwickelung geredet und geschrieben wird. Man hört auch in den V. St. dieselben Personen von Nationalität sprechen und wieder die

*) Ein Missionair in Abyssinien (Ehrmann's Sammlung der Reisen) bediente sich lieber der Feuerspritzen, als einen der sich in großer Menge zur Taufe drängenden Afrikaner unbenetzt von sich zulassen. Den stürmischen Andrang erklärt er aber durch eine sonderbare Entdeckung. Er glaubte bey seiner wiederhohlten Taufhandlung dieselben Gesichter zu sehen, und bey näherem Nachforschen ergab sich, daß die Täuflinge wegen des mit der Taufe verbundenen Geschenkes von Tuch die Ceremonie mit sich wiederhohlen ließen.

Meinung verrathen, daß es nur vom Unterrichte und der Regierungsart abhange, die Menschen alle geistig gleich zu machen. Ich traf neulich mit einem Gelehrten zusammen, dessen Gedanken über die Erziehung der Indianerknaben mich besonders lebhaft daran erinnerten, wie wenig in Nordamerika die Wirkungen der Scheidung des Gelehrtenstandes vom Volksleben verschwunden sind. Ich habe schon früher den Wahn berührt, der von einer geschlossenen Lehre träumt, die man nur wie Sätze der Mathematik aufzunehmen brauche, um hoch cultivirt zu seyn. Ich gerieth mit meinem Gesellschafter darüber in ein langes Gespräch, was von meiner Seite einen belehrenden Ton annahm, ohne daß ich es vermeiden konnte. Ich bat mir die Erlaubniß aus, zu zeigen, daß sich gerade an den Lieblingsgegenständen der Gelehrten, an den Gedanken über das sogenannte Wiederaufleben der Cultur und deren Verbreitung über rohe Völker, wie Indianer und Neger, am deutlichsten beweise, wie verkehrt man über menschliche Entwickelung sowohl in Europa als in Amerika urtheile. Meine Worte waren etwa folgende.

Es würde thöricht seyn, nach der Art lärmender Fanatiker die Wirkung der Erziehung und des Unterrichtes verkleinern zu wollen. Ich räume es vielmehr gerne ein, daß wenige Männer von hoher Cultur fähig sind, durch eine National-Erziehung in kurzer Zeit ein ganzes Volk umzuwandeln. Aber ich frage: wie *weit* kann eine solche Umwandlung gehen? und muß sie mit jedem Volke gelingen? Oder, um mich an einem bestimmten Falle zu halten, lassen sich die Kinder der Indianer und der Neger, durch eine gute Erziehung, den Weißen geistig gleich machen? In den V. St. wie in Europa gibt es eine Menge Männer von Bildung, die so etwas glauben, und sich überzeugt halten, daß die Jugend durchaus roher Völker, nach gehöriger Isolirung von ihren Eltern, durch Unterricht und Leitung mit dem günstigsten Erfolge auf den Stamm eines cultivirten Volkes eingepfropft werden könne. Nach ihrer Meinung bedarf es nichts Anderes zur hohen Cultur, als einen sogenannten guten Kopf,

d. h. einen Kopf, der leicht intellectuelle Wahrheiten, wie z. B. die mathematiſchen, begreift, und einen guten Erzieher, der dann auch, wenn er nur ſelbſt von der Geſchichte der Menſchheit durchdrungen ſey, ſeinen Zöglingen zu aller Cultur zu verhelfen vermöge, welche die Geſchichte dem Menſchen überhaupt geben könne.

Nun aber fordere ich den Bekenner dieſer Lehre auf zu ſagen, worin dann die Nationalität beſtehe, wovon doch eben ſo viel geplaudert wird, als von der Macht der Erziehung und des Unterrichtes? Oder iſt das Nationalität zu nennen, was die Erziehung in einer einzigen Generation bedeutungslos machen kann? Iſt die menſchliche Entwickelung ſo völlig von den Menſchen ſelbſt abhängig? ſo allein von dem, was man Erziehung nennt? Gibt es keinen andern Unterſchied in den Anlagen, als ſich unter den Individuen findet? Unterſcheiden ſich nicht auch ganze Völker durch Anlagen von einander? Hätten gute Lehrer etwa im Mittelalter daſſelbe über die Europäiſchen Völker vermocht, als jetzt?

Jedermann würde vielleicht einräumen, daß alle Erregungen (alle Vorſtellungen und Gefühle ſammt den Strebungen) von den Reizen und von der Empfänglichkeit für die Reize abhangen, daß mithin auch die Entwickelung der Völker einer Seits abhängig ſey von den Entwickelungs-Reizen, anderer Seits von der Empfänglichkeit dafür, d. h. von den Anlagen. Aber man ſieht ſich nach keinem dieſer Glieder ſchärfer um; ſo daß man die Entwickelungs-Reize, welche von der äußern Natur ausgehen, faſt gar nicht beachtet, (ſie etwa mit der Phraſe, »der Menſch ſey nicht wie die Pflanzen an einen beſtimmten Himmelsſtrich gebunden,« abfertigt), und bey den Reizen, die von den Menſchen ſelbſt ausgehen, wieder nur allein an die Erziehung und den Unterricht denkt. Wenigſtens wird der Geſchichte bloß inſoweit ein Einfluß auf die Entwickelung beygemeſſen, als die Schulen den Einfluß vermitteln. Und dieſelbe Meinung von der Allmacht der Erziehung und des Unterrichtes iſt denn

auch ferner Schuld gewesen, daß man noch tiefer im Dunkeln blieb in Betreff der Anlagen. Sobald es einmahl dahin kam, dem Unterrichte das zuzutrauen, was ihm noch jetzt vom Gelehrtenstande zugetraut wird, so bald man einmahl an einen Lehrcursus glaubte, der ohne Umschweife zur höchsten Cultur zu leiten vermöge: da mußten die anderen Bedingungen der menschlichen Entwickelung verschwindend erscheinen; und insbesondere konnten die Anlagen nie einer solchen Aufmerksamkeit gewürdigt werden, wie die Zerstreuung der mit diesem Worte verbundenen verworrenen Vorstellungen erfordert.

Ueberall wo Unklarheit ist, da bestimmen Neigungen und Wünsche die Meinungen. Die allgemeine Menschenliebe beseelt uns zu dem Wunsche, daß unsern Mitbrüdern kein schlechteres Loos von der Vorsehung beschieden sey als uns selbst; und da wir die Anlagen für Cultur als das vorzüglichste Geschenk der Gottheit betrachten, so ist der Wunsch darin keine Ungleichheit zu entdecken, den edelsten Gefühlen gemäß. Dazu bedarf es nichts mehr als jener Unklarheit, und der Glaube an eine wirkliche Gleichheit wird so mächtig, daß er den Zweifel als Sünde verabscheuet. Das ist es, was die philanthropischen Schwärmereyen erzeugt, die alle Menschen mit gleichen Regierungsformen beglücken wollen, und das ist es auch, was in Europa sowohl als in Amerika zu so manchen aberwitzigen Vorschlägen hinsichtlich des Looses der Indianer und der Neger begeistert. Es entspringt aus jenen consequenten Köpfen, die sich gleichzeitig den dunkeln Vorstellungen von Nationalität und denen von der Zauberkraft des Unterrichtes überlassen, die eine Verschiedenheit der Anlagen in den Familien anerkennen, aber von einer Gleichheit ganzer Völker träumen. Es ist die nämliche Verwirrung, welche in den gewöhnlichen Reden über das Wiedererwachen der Cultur herrscht, und von der alten Griechischen und Römischen Cultur, in ihrer Wirkung auf die Germanischen Völker, wie von einem Sterne spricht, der nur aufzugehen brauchte, um Alles umher zu erhellen. So widersinnig es auch ist, an eine plötzliche

Entwickelung zu glauben, — die in jeder Schule umlaufenden Meinungen von dem Erwachen der Cultur nach der langen Nacht des Mittelalters beweisen genugsam, wie entfernt man ist, das allmählige Heranreifen der Empfänglichkeit für die Hauptsache zu halten. Warum wirkte die alte Cultur nicht früher auf die Barbaren? Warum wirkte sie auf die späteren Römer und Griechen nicht mehr? Lagen nicht dieselben Werke der Kunst und des Denkens ihnen so gut vor als uns? Lagen sie ihnen nicht besser vor? Warum wirkten sie erst um die Zeit der Türkischen Eroberung Constantinopels und nicht gleich nach der Germanischen Eroberung Roms? *) Sind diese Fragen nicht geeignet, die Aufmerksamkeit auf die Veränderung der Empfänglichkeit, der Anlagen, (des Keimlichen) der Völker zu lenken? Und doch stehen die Lehren von einem plötzlichen Erwachen der Cultur damit im schneidendsten Widerspruche. Ferner: wie gings mit der Entwickelung der Griechen? Woher nahmen sie die Cultur? Wurden ihnen je ähnliche fremde Meisterwerke vorgehalten, als den neuern Völkern? Und dennoch erhoben sie sich in vier bis sechs Jahrhunderten zu einer Höhe, welche die Germanische Entwickelung in vierzehn Jahrhunderten nicht erreichen konnte. Liefert nicht schon allein die Entwickelungs-Geschichte der Griechen den stärksten Beweis, daß es auf diejenige innere Thätigkeit, wovon das Reifen der Empfänglichkeit abhängt, weit mehr ankomme, als auf jene Art von Reizen, worauf bey uns so viel Gewicht gelegt wird?

*) Noch kurz vor dem Sturze des abendländischen Reiches unterrichteten vom Staate besoldete Grammatiker und Rhetoren in den Wissenschaften. Cod. Theodos. lib. 13 tit. 3. de med. et profess. leg. 11. Und Cassiodor berichtet in seinen Briefen, daß auch nachher der Gothe Theodorich die Lehranstalten geschützt habe. Dasselbe thaten die Westgothen, zu Bordeaux und Arles z. B., wo die alten Klassiker interpretirt wurden; und nicht minder die Burgunder zu Lyon, Vienne und zu Clermont in Auvergne. Die ersten Franken thaten es freilich nicht, Karl der Große that es aber desto mehr.

Ich kenne für die Interessen der neuern Menschheit keinen bedeutendern Gegenstand als den gegenwärtigen. Er ist, sein Schein möge seyn wie er wolle, von höchst practischer Natur. Man konnte über den Stand der Völker bisher nicht zur Klarheit gelangen, weil man ihren Entwickelungsgang nicht begriff; und man konnte den Entwickelungsgang nicht begreifen, weil man auf die innern Veränderungen der Empfänglichkeit (des Keimlichen) nicht achtete. Es sprachen freilich Manche von einem Steigen und Fallen der Cultur durch die Folge der Generationen. Allein die Ueberschätzung des Unterrichtes verfinsterte die Blicke. Man spricht insbesondere auch viel von dem Einflusse der Geschichte. Allein es fällt niemanden ein, an geschichtliche Wirkungen bey denjenigen Personen zu denken, die ohne alle Erziehung und Unterricht aufwachsen. Ich fordere einen jeden ruhigen Prüfer auf, sich zu besinnen, was man unter den Worten »Vererbung der Cultur« oder Steigen der Cultur durch die Geschichte, verstehe; ob dabey nicht lediglich an den Uebergang und die Vermehrung der Ideen, Entdeckungen und Erfindungen gedacht werde, das heißt, nur an die Entwickelungs-Reize, und ob jemahls die Veränderung des Keimlichen (der Empfänglichkeit für die Reize) einer schärfern Untersuchung unterworfen worden sey?

Die Verwirrung ist wunderbar. Selbst die, welche viel Gewicht auf Keime und Anlagen zur Cultur legen, übersehen das Wirkliche und verlieren sich in Träumereyen. Nämlich, statt die Veränderungen des Keimlichen zu beachten, welche uns die Geschichte in den Generationen der Zeit wirklich vorhält, wenden sie sich an die Physiologie um Aufschluß über das Keimliche der Ur-Generation, der Stamm-Racen.

Und die, welche sich rühmen, die Geschichte gehörig zu würdigen, befragen sie über nichts Anderes als über die Anhäufung der Erfindungen, Entdeckungen und Ideen, kurz einer Masse von Entwickelungs-Reizen, wogegen der Einfluß des Lebens und Treibens der einzelnen Generationen auf das Keimliche ganz vergessen wird.

Noch mehr muß befremden, daß man oft genug von dem Einflusse des Klimas und anderer Aeußerlichkeiten auf das, was mit den dunkeln Wörtern Naturell und Temperament bezeichnet wird, sprach und schrieb, wie z. B. über die Veränderung der Europäer in der heißen Zone, — also die Abhängigkeit und Veränderlichkeit der Anlagen von der äußern Natur anerkannte, und doch nicht dahin gedieh, deren sonstige weit wichtigere Veränderlichkeit zu entdecken. Es blieb auch unangefochten, daß das Geistige der Eltern eine große Wirkung auf die Anlagen der Kinder habe, so daß Fälle, wenn kluge Eltern dumme Kinder zeugen, uns wie Abweichungen vorkommen; und dennoch dachte man nie daran, das geistige Leben einer ganzen Generation als bestimmendes Moment für die Geistesanlagen der folgenden Generation zu behandeln. Der Grund ist: man bekümmerte sich um die Empfänglichkeit überhaupt zu wenig. Man hielt sie theils für etwas, woran nicht viel zu betrachten sey, woran die längere Ausdauer nicht mehr entdecken könne als der erste Blick; theils wurde die Aufmerksamkeit auf die Reize abgelenkt. Dem ist es beyzumessen, daß sich keiner je ernstlich mit derjenigen Frage beschäftigt hat, die so leicht zum hellen Lichte über die gesammte Materie hätte führen können; nämlich mit der Frage, **wie** das Geistige sich in der menschlichen Natur vererbe; oder, **woran** sich unsere Vorstellungen zunächst zu halten haben, wenn wir sehen, daß die Anlagen des Vaters auf das Kind übergegangen sind. Ein Jeder, der vom Einflusse der Abstammung redet, der an die Vererbung geistiger Kräfte, Dispositionen oder Fähigkeiten glaubt, schwebt in nutzlosen Einbildungen, so lange er seinem Glauben nicht durch die Beantwortung dieser Frage einen festern Anhalt verschafft hat.

So steht es um unsere gepriesene Aufklärung. Was auch von einem Steigen der Cultur durch die Reihe der Generationen gedruckt worden, nirgends findet sich die rechte Antwort auf die Frage, wie die Cultur von einer Generation auf die folgende übergehe. Daß man die Bedeutung der Vor-

frage, wie die Anlagen des Vaters sich auf das Kind vererben, nicht erkannte, gerade darin liegt der schlagendste Beweis, daß man sich in allen Deductionen nur mit der Anhäufung und Vererbung der Entwickelungs-Reize befaßte, und an das Steigen der Empfänglichkeit (,des Keimlichen) nicht dachte. Wie aber in einer Pflanze das Keimliche es ist, worauf sich unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise zu heften hat, wenn wir eine feste Kunde von der Natur der Pflanze erlangen wollen, so darf es auch niemanden einfallen, eine feste Kunde von der menschlichen Natur zu hoffen, ohne das Keimliche durch die Geschichte zu verfolgen. Eben an der im Laufe der Zeiten sich verändernden Empfänglichkeit für die Entwickelungsreize schreitet die Cultur weiter. Die Reize allein vermögen gar nichts, wo die Empfänglichkeit fehlt. Wo hingegen die Empfänglichkeit einmahl ist, da fehlen ganzen Völkern selten die angemessenen Reize. Wird eine Anzahl Europäischer Kinder in die Wälder von Nordamerika abgesperrt, so können die von ihren Vätern auf sie vererbten Anlagen freilich nicht zur gehörigen Entwickelung kommen, weil es an den Reizen gebricht. Allein der kleinste Theil von dem, was für die Civilisation der Indianer ohne Früchte verwendet wird, liefert die größten Wirkungen. Es wirkt wie ein Feuerfunke auf Brennstoff, der ihn erwartet. Man hat hier eine überraschende Gelegenheit, diesen Satz an Deutschen Einwanderern bestätigt zu finden. Es haben sich bereits vor länger als einem Jahrhundert Deutsche Familien in dem Innern dieses Landes angesiedelt. Einige isolirten sich von der cultivirten Menschheit so sehr, daß sie unmöglich gleichen Schritt mit ihrer fernern Entwickelung halten konnten, und die Eltern waren nicht im Stande ihren Kindern mehr beyzubringen als die rohesten Künste des Unterhaltes. Diese Kinder zeugten in einer ähnlichen Isolirung wieder Kinder. Man vergleiche nun deren Empfänglichkeit für die Cultur, welche jetzt bis zu ihnen vordringt, mit der Empfänglichkeit der Indianerknaben. Doch ich sehe, daß ich in dieser Wendung nicht weiter kann, ohne über

den Maaßstab der Cultur selbst zu sprechen. Darum verlasse ich sie einstweilen und kehre zu der Frage zurück, wie die Anlagen der Väter sich auf die Kinder vererben.

Was ist es denn *woran* die Anlagen übergehen? Die gewöhnliche Meinung träumt von einem *unmittelbaren* Uebergange des Geistigen. Aber damit ist man sofort an den Schranken, wo alle Forschung aufhört. Wer ihr anhängt, der ist gleich von Finsterniß umgeben und hat begreiflich auch gar keinen Faden, sich nach dem Einflusse der *Geschichte* auf die Vererbung umzusehen. *Daran liegt die eigentliche Schuld, daß man über den Gang der menschlichen Entwickelung so im Trüben ist.* Gerade diejenige Richtung, welche so rasch zum Ziele hätte führen können, wurde bloß zu Phantasiespielen mißbraucht, nämlich die Gedanken an die *wechselseitige Abhängigkeit des Geistigen und Leiblichen.* Statt sich dadurch zu der *Gall*'schen Organenlehre und der *Lavater*'schen Physiognomik verleiten zu lassen, hätte man beherzigen sollen, wie wichtig sie für die Culturgeschichte der Völker sind, wenn sie nur gehörig benutzt werden. Wir sehen die geistige Empfänglichkeit der Menschheit sich in der Folge der Geschlechter verändern (oder mit andern Worten, wir sehen, daß sich die Anlagen für Cultur durch die Folge der Geschlechter verändern); um dieser Erscheinung aber näher zu kommen, müssen wir wissen, worauf wir unsern Blick zunächst zu werfen haben, wo der Grund der Veränderung *zunächst* zu suchen ist, und dafür liefert nun der Satz von der Abhängigkeit des Geistigen von dem Körperlichen den Schlüssel, der aller Verlegenheit abhilft. Es bedarf weder der Auffindung des eigentlichen Sitzes unseres Geistes, noch der Auffindung einzelner Theile, die als die Organe specieller Fähigkeiten zu betrachten seyen. Es bedarf nichts weiter, als der *allgemeinen* Ueberzeugung von der Abhängigkeit des Geistes vom Körper, und wiederum des Körpers vom geistigen Leben, um sich die Vererbung der Anlagen und deren Steigen (und Fallen) so zu erklären, daß fortan die Geschichte für die Entwickelung der Menschheit ganz

anders wirksam erscheint, als in einem bloßen Anhäufen (oder Vermindern) der Reize.

Nämlich, daß sich das Leibliche leiblich vererbe, bezweifelt niemand; und dennoch kam man nie dahin, an der Vererbung des Leiblichen den Anhalt für unsere Gedanken über die Vererbung des Geistigen zu suchen; obgleich sich dieser Anhalt so wohl demjenigen von selbst anbietet, der den Geist mit dem Körper bloß als verbunden betrachtet, als denen, die beyde für wesentlich eins ausgeben. Nimmt man nur den Satz als ausgemacht an, daß durch die Zeugung etwas Körperliches übergehe, so ist damit auch ferner entschieden, daß der Abstammung Einfluß auf das Geistige beizumessen sey. Allein, was weit mehr heißt, er reicht vollkommen hin, um allen Einfluß der Abstammung auf das Geistige zu erklären; eben weil die Abhängigkeit des Geistes vom Körper (,ungeachtet sie sich zu einer Theorie wie der von Gall nicht verfolgen läßt, doch) für diese Erklärung genugsamen Spielraum hat; so daß die Lehre, welche die geistigen Verschiedenheiten der Menschen überhaupt dem körperlichen Medium beimißt, nicht einmahl zu helfen braucht.

Sollte hiezu etwa ein Commentar nöthig seyn, so könnten die nächsten Bemerkungen dafür dienen.

So wenig wir auch fähig sind, die Abhängigkeit des Geistes so ins Einzelne zu verfolgen als Gall versucht hat, so überzeugt uns doch schon die störende Wärme im Kopfe, wie sehr das Verarbeiten der Vorstellungen von körperlichen Bedingungen abhängt. Einem bestimmten Zustande des Lebens entspricht auch ein bestimmter Zustand des Körpers, und insbesondere muß einer bestimmten Geistesthätigkeit im Denken und Wollen ein bestimmter Zustand des Körpers entsprechen. Wird dieser Zustand des Körpers gestört oder befördert, so wird damit auch der Zustand des Geistes gestört oder befördert. Dieß reicht hin sich zu erklären, wie die Wiederhohlung von Eindrücken allein durch eine Beförderung des die Thätigkeit des Geistes bedingenden Spieles der körperlichen

Organe zur beſſern geiſtigen Verarbeitung der Eindrücke führen könne. Wer weiß nicht, wie ſehr die Erregung der Blutthätigkeit in dem einen oder dem andern Theile des Körpers, auf den Geiſt zu wirken vermag, und wie ſehr eben dieſe Erregung wieder von bloß körperlichen Bedingungen abhängig iſt? Man denke nur an die Abhängigkeit der phyſiſchen Triebe von dem Zuſtande der körperlichen Organe. So beſtimmen die Zuſtände der Organe des Geruches, des Geſchmackes, des Magens, der Geſchlechtstheile auf das Mannigfachſte die Zuſtände des Geiſtes.

Damit verbinde man die Erfahrungen, welche die Abhängigkeit dieſer körperlichen Zuſtände von der Abſtammung bekunden. Schon die nackte Erſcheinung, daß die äußerlich ſichtbaren Eigenheiten des Körpers (die Größe, die Farbe der Haut und der Haare, die Geſichtszüge, das Schielen ſogar und die Beſchaffenheiten der Glieder) ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererben, treibt zu der Annahme, daß in Betreff der innern Beſchaffenheit der Organe, und namentlich des Hirnes, ein Aehnliches ſtatt habe; wenn auch die anatomiſchen Unterſuchungen es noch nicht beſtätigt haben; weil ſie nicht ſo angeſtellt worden ſind, daß ein beſtätigendes Reſultat erwartet werden konnte. (Denn wo gibt es eine Reihe anatomiſcher Unterſuchungen, die an den Ahnen begonnen und bis auf die Enkel fortgeſetzt wären?) Wie endlich, wenn man neben den vererbten körperlichen Eigenheiten zugleich beſtimmte geiſtige Eigenheiten entdeckt, die von den Eltern übergegangen ſind, — ſoll man ſich auch dann noch lieber der Vorſtellung von einem unerklärlichen unmittelbaren Uebergange des Geiſtigen überlaſſen, als in der Vererbung des Leiblichen die Erklärung ſuchen? Zuletzt ſtoßen wir freilich überall auf eine Grenze, wo das Erklären aufhört. Aber je weiter der Blick reicht deſto weiter rückt dieſe Grenze hinaus. Ehedem hielt man das Waſſer für ein Element, und damit war jede Frage woher das Waſſer entſtanden ſey, zurückgewieſen. Jetzt weiß man, daß ſich aus zwey Luftarten Waſſer machen läßt, und umgekehrt, daß es in dieſe beyden Luftarten zerlegt werden

kann; weshalb man dieſe Luftarten als Elemente betrachtet, ſo lange bis auch ſie als zuſammengeſetzt erkannt werden. Die Forſchung iſt mithin eben ſo wieder an einer Grenze als zuvor. Aber die Grenze iſt weitergerückt. Die Türken antworten auf die Fragen nach den Urſachen der Erſcheinungen ſehr oft: »Gott hats gethan«. Kein Chriſt wird das bezweifeln; aber welcher denkende Menſch würde ſich mit einer ſolchen Antwort beruhigen, wenn er in der geöffneten Thür eines geheizten Zimmers die Flamme eines brennenden Lichtes in die obere Hälfte der Oeffnung gehalten auswärts, in die untere Hälfte gehalten inwärts getrieben ſieht?

Wäre die Frage, wie es komme, daß ſich die Anlagen der Eltern ſo häufig auf die Kinder vererben, nicht fruchtbarer als jene die Lichtflamme betreffende, ſo könnte man es ungerügt laſſen, daß die Europäer ſich bisher ganz türkiſch dabey benommen haben. Allein es verhält ſich wie geſagt durchaus anders. Wer einmahl erkannt hat, daß bey der Vererbung der Anlagen zunächſt auf die Vererbung des Leiblichen zu ſehen iſt, der wird auch bald erkennen, wie wichtig alles dasjenige, was die Leiber einer Generation verändert, für das Geiſtige der ſpätern Generation ſeyn kann. In der Dunkelheit, worin die geſammte Materie bisher lag, begab es ſich, daß man dieſen Satz in einer Hinſicht willig einräumte, aber gerade den Haupttheil ſeines Gebietes überſah. Nämlich in allen Europäiſchen Ländern ſprach man ſchon vor langer Zeit von dem Einfluſſe, den das Klima, ſowie Speiſen und Getränke auf den National-Charakter äußern. Man konnte zu ſolchen Gedanken unmöglich gelangen ohne die vermittelnden Vorſtellungen von der Abhängigkeit des Geiſtigen vom Körperlichen und des Körperlichen wieder von ähnlichen Einflüſſen. Man betrachtete alſo offenbar das was die Veränderung der Leiber bewirkt, als ein Moment für die Veränderung der geiſtigen Empfänglichkeit (des Keimlichen, der Anlagen); und dennoch beſchränkte man den Blick ſo ſehr auf die bloß räumlichen Einflüſſe, daß man dasjenige was die Leiber am mächtigſten verändert, das

geistige Leben und Treiben der einzelnen Generationen, völlig unbeachtet ließ. Man sprach und schrieb zwar oft vom geistigen Leben der verschiedenen Generationen; aber davon Aenderungen in den Leibern, und auf diesem Wege *) Bestimmungen des Keimlichen der spätern

*) Man verstehe mich recht. Schon vor Jahrhunderten unterschied man physische und moralische Ursachen der National-Charaktere und unter den letztern führte man vorzüglich an, die Gesetzgebungen und die Regierungsarten. Aber wenn dabey auch dunkel an Vererbung gedacht wurde, so fehlte es doch an Klarheit hinsichtlich der Art der Vererbung; und in Betreff des Verhältnisses aller äußern Influenzen auf das Unveränderliche in der menschlichen Natur war man ganz in der Irre; d. h. von dem festen Nexus der verschiedenen Entwickelungsstufen, den keine Reize, weder die des öffentlichen Lebens noch die des Privatlebens, aufheben können, ahnete man nicht das Geringste. Man stellte sich vielmehr vor, die Gesetzgebung, oder die Erziehung, oder bestimmte Gewerbe und Berufs-Interessen vermöchten über die menschliche Natur Alles. Man bezog sich auf die Uebereinstimmung der Geistlichkeit in allen Ländern und allen Völkern, auf die Aehnlichkeit der Mönche, der Jesuiten z. B., von welcher Nation die Individuen auch seyen; auf die der Kaufleute, die der Juden u. s. w. Unstreitig üben die particulären Interessen eine große Gewalt über die Menschen. Aber wer dabey stehen bleibt und von ihnen als einer letzten Ursache ausgeht, der vergißt, daß eben die Empfänglichkeit für particuläre Interessen selbst veränderlich ist, und also von einem höhern Gesetze beherrscht wird. Es gibt wohl kein particuläres Interesse, was über die Menschen mehr vermag als das des Priesterstandes. Allein auch dessen Gewalt ist vergänglich. Wenn die Entwickelung steigt, so werden die höheren Klassen vor Allem dadurch geändert, und können (sie mögen sich noch so sehr anstrengen) Rücksichten, von denen sie früher geleitet wurden, nicht mehr denselben Geschmack abgewinnen. Wie einer Seits das Volk sich dann nicht mehr bloß theokratisch lenken läßt, so haben anderer Seits die höheren Stände weder Lust noch Geschick zu einer ähnlichen Lenkung, geschweige daß die in den niedern Ständen Geworbenen Geschick dazu haben sollten. — Weil man von dem festen Entwickelungs-Gesetze nichts wußte, deshalb legte man bald auf Dieses zu viel Gewicht bald auf Jenes. Wenn der Eine den Unterschied der Völker von politischen Momenten ableitete, so that es der Andere von klimatischen

Generationen abzuleiten, fiel niemanden ein. Und doch liegt eben darin das eigentliche geistige Band zwischen der Vorwelt und der Nachwelt. Wer nicht in trüber Oberflächlichkeit das geistige Verhalten der Menschen schlechthin den Reizen beimißt, wer einsieht wie sehr es auf die Empfänglichkeit ankommt, mithin von der Geschichte mehr erwartet als die Anhäufung einer Masse von Erfindungen, Entdeckungen und Ideen, der wird die Wahrheit dieser Lehre sofort zu würdigen wissen. Wer hat nicht erfahren, wie sehr das geistige Leben und Treiben die Leiber umwandeln kann? Wer hat insbesondere nicht bemerkt, wie es die Geschlechter, — die sich vorzugsweise vererben — veredelt und verschlechtert? Wie ist es demnach verzeihlich, bey Forschungen über das Verhalten des Keimlichen in einer Reihe von Generationen, das gesammte geistige Leben der einzelnen Generationen für bedeutungslos zu achten? Allein es geschah dennoch. Wie gesagt, man vergaß keineswegs bey Fragen nach dem Keimlichen (den Anlagen, dem Nationellen), an die Wirkungen des Klimas und anderer Aeußerlichkeiten zu erinnern; aber diejenigen Einflüsse, welche gerade das zunächst dem Geiste dienende Körperliche am tiefsten umwandeln, die geistigen, blieben unbeachtet. Sie kamen nur als Reize in Betracht. An die allmählig, im Laufe der einzelnen Le-

---

Wer kennt nicht die Eintheilungen in nördliche und südliche Völker? Man ging so weit, den Unterschied zwischen den heutigen Bewohnern Italiens und den Deutschen auf das Klima zu beziehen, insbesondere auch den Unterschied der Sprachen. Der Süden solle erschlaffen und unkriegerisch machen. Aber wer war kräftiger als einst die Griechen und Römer? Selbst an der Küste des heißen Afrikas blühte die Menschheit vor zwey Jahrtausenden. Und wer war unkriegerischer als alle nordischen Völker vor einigen Jahrhunderten, zur Zeit der Soldtruppen? Die Sprache der Römer war so wenig weich als ihre Geister. Die der Araber ist es auch nicht, sie ist vielmehr rauh; wogegen die Slawischen Sprachen, insbesondere die der Russen, sanft und melodisch sind. Das Klima hat allerdings einen großen Einfluß. Aber welchen es habe, darüber kann niemand urtheilen, der nicht mehr von der menschlichen Natur weiß als man bisher wußte.

bensalter, dadurch bewirkten Aenderungen in den Leibern, und damit in dem sich von Generation zu Generation vererbenden Keimlichen, wurde nicht gedacht. Selbst die Einflüsse des Klimas, der Speisen und Getränke wurden kaum weiter als zu ihrer unmittelbaren Wirkung verfolgt. Die fernere Verkettung, worin, nachdem durch die veränderten Leiber das geistige Leben verändert worden, durch dieses veränderte geistige Leben rückwärts wieder das Leibliche verändert wird, vernachlässigte man. Auf keinen Fall leitete man von einer solchen zweiten Umwandlung des Leiblichen eine Veränderung des die Anlagen der Nachkommen bestimmenden Zeugungsstoffes ab. Sonst hätte sich sicherlich nicht jener Wahn erhoben, der bey den Civilisations-Versuchen der Indianer und Neger herrscht: das bey den Europäern in der Folge von so vielen Generationen im Keimlichen Entstandene durch die Reize einer einzigen Generation (durch eine sogenannte gute Erziehung und gute Gesetze) in den Indianern und Negern hervorlocken zu können. Trotz der einfachen Lehre, daß das geistige Leben des Vaters dessen Körper einen Typus gibt, der sich wieder in dem Körper des Kindes offenbaren muß und für die Anlagen des Kindes nicht gleichgültig seyn kann, kam es doch niemahls dahin, das gesammte geistige Leben einer Generation als bestimmendes Moment für die Geistesanlagen der folgenden zu behandeln, aus keinem andern Grunde als dem längst angeführten: man beschäftigte sich mit der Empfänglichkeit für Cultur überhaupt zu wenig.

Aus dieser Erörterung muß hervorleuchten, wie wichtig es für die Beurtheilung des Ganges der menschlichen Entwickelung ist, sich mit der Verbindung zwischen dem Keimlichen der spätern Generation und dem Leben und Treiben der frühern möglichst vertraut zu machen. Wenn die Cultur steigt, so steigt sicher auch die Empfänglichkeit dafür; oder: die Cultur kann nicht steigen ohne ein Steigen der Empfänglichkeit. Steigt die Cultur durch den Uebergang von einer Generation auf die andere, so ist ein Steigen der Empfänglichkeit nicht

anders denkbar, als daß die Anlagen der Kinder beſſer ſeyen als die der Eltern, und dieſer Satz iſt es, der einer nähern Betrachtung bedarf. Ich habe geſagt, wenn die Cultur ſteige, ſo müßten auch die Anlagen ſteigen; alſo behaupte ich keineswegs, daß die Anlagen der ſpätern Generation immer beſſer ſeyen als die der frühern. So lange aber die Cultur im Steigen iſt, muß es gewiß ſtatt haben. Und es kommt bloß darauf an, ſich den Hergang näher zu erklären, um den Vorſtellungen eine feſte Anlehnung zu verſchaffen, die dem Schlottern ein Ende macht, was ſonſt bey allen Reden über Steigen der Cultur unvermeidlich iſt. Alſo es geht nicht darum zu beweiſen, daß die Cultur ſtäts ſteigen müſſe, ſondern zu zeigen, wie ſie ſteigt, wenn ſie ſteigt. Wer nicht der Trägheit wegen, die oft Neutralität heißt, vorzieht, in der alten Dunkelheit zu beharren, der wird ſich willig der Leiter zum Lichte zuwenden, die ſich auf folgende Art leicht zuſammenſetzen läßt:

Jede menſchliche Geiſtesthätigkeit iſt bedingt durch einen gewiſſen Zuſtand des Körperlichen. Alſo, wenn nur die Vererbung der körperlichen Eigenheiten zugegeben wird, ſo reicht das ſchon hin zur Erklärung der Vererbung der geiſtigen Eigenheiten (Erſte Sproſſe). Eine beſtimmte Richtung des Geiſtes hat einen beſtimmten Einfluß auf den Körper. Dem ausgebildeteren Geiſte entſprechen auch ausgebildetere Organe. Die irdiſche Entwickelung erſcheint überhaupt als eine Einkörperung des Geiſtigen, und eine höhere geiſtige Entwickelung nicht anders als eine innigere Vereinigung des Geiſtes mit den Organen des Körpers. Ohne den Dienſt der Organe iſt der Geiſt in unſerm irdiſchen Kreiſe gar nicht wirkſam. Iſt der Geiſt aber vorzugsweiſe in einer Richtung beſchäftigt, ſo kann das nicht ohne Folgen für die Zukunft ſeyn. Hinterläßt ein Eindruck Spuren, ſo muß der ſpätere Eindruck anders wirken als der frühere. Werden wir nicht abgeſtumpft, d. h. wird die Empfänglichkeit nicht geſchwächt oder vernichtet, ſo müſſen die Organe ſich mehr und mehr nach den Eindrücken fügen, und ſchon dadurch die Ein-

drücke selbst, unserm Geiste näher kommen. Es scheint daß auf diese Weise die Organe eine dem Verhältnisse unseres Geistes zu dem Gegenstande, wovon die Eindrücke ausgehen, mehr entsprechende Veränderung erleiden (Zweite Sprosse). Geht eine solche Veränderung als eine Vererbung des Körperlichen auf die Kinder über, so müssen ihre Organe auch die correspondirenden Eindrücke (unter übrigens gleichen Umständen) leichter und besser verarbeiten können als die der Väter. Damit gelange ich zur dritten Sprosse: von einer bestimmten geistigen Richtung des Vaters einen organischen Vorschub des Kindes abzuleiten, den ich damit ausdrücke, daß ohne besondere Hinderungen das Kind für die Gegenstände der Richtung empfänglicher seyn müsse als das Kind eines andern Vaters.

Ich weiß, welche Einwürfe dieser Ansicht drohen. Ich habe zum ersten Schutze dagegen jene Worte »ohne besondere Hinderungen« gebraucht. Jetzt soll von diesen Einwürfen und damit auch von den Hinderungen näher die Rede seyn.

Den gewöhnlichsten Einwurf veranlassen die häufigen Fälle, daß kluge Eltern dumme Kinder zeugen, wie ja auch viele körperlich schwache Kinder von körperlich starken Eltern geboren werden. Wie läßt sich das mit einem regelmäßigen Steigen der Anlagen vereinen?

Meine Antwort darauf lautet wie folgt. Es ist unbestreitbar, daß dabey mancherley auf Rechnung der Anlagen gesetzt wird, was den Entwicklungs-Reizen beyzumessen ist. Meist sieht man bey Urtheilen über die Geisteskräfte der Menschen schlechthin auf den Erfolg, und dumm wird insgemein mit unwissend verwechselt. Sind die Anlagen nicht entwickelt, so betrachtet man sie als nicht vorhanden, welcher Irrthum bey ältern Personen kaum zu vermeiden ist, da mit der abnehmenden Lebhaftigkeit die guten Anlagen um so eher verstummen, je weniger sie genährt worden sind. Eben so oft werden die Folgen einer verzerrenden Erziehung und der mannigfaltigen schädlichen Reize, die im häuslichen

Leben vorkommen ohne beachtet zu werden, leichtſinnig dem Keimlichen zugeſchrieben. Indeß damit will ich nichts weiter beweiſen, als daß die Fälle des Einwurfes nicht ſo häufig ſeyen, als man gewöhnlich annimmt. Daß es aber dennoch ſolche Fälle gebe, kann nur ein Thor bezweifeln. Jedoch laſſen ſich die davon herrührenden Schwierigkeiten ohne Mühe beſeitigen.

Wenn die Vererbung der Geiſtesanlagen zuletzt vom Körperlichen abhängt, ſo muß es allerdings, außer den geiſtigen Eigenſchaften der Eltern, auch auf den Zuſtand ihrer Leiber ankommen, und gerade in dieſer letztern Bedingung ſuche ich die Urſache, daß kluge Eltern dumme Kinder zeugen. Der Zuſtand der Leiber kann, aller geiſtigen Vorzüge ungeachtet, der Zeugung wie gänzlich ſo auch theilweiſe hinderlich ſeyn. Gebrechen, Krankheiten und vorübergehende Dispoſitionen der Eltern ſind oft höchſt nachtheilig für das werdende Geſchöpf. Allein ſo wenig wegen einzelner Gebrechlichen und Kranken ein ganzes großes Volk als gebrechlich oder krank gilt, ſo wenig dürfen die Folgen einzelner Gebrechen und Krankheiten als allgemeine Folgen gelten. Es iſt ſogar wahr, daß ein Uebelbefinden, welches von den Eltern kaum bemerkt wird, einen ſchädlichen Einfluß auf die Zeugung äußern kann, und an den meiſten geiſtigen Schwächen der Kinder iſt nichts Anderes Schuld, als eine übermäßige Reizung des Geſchlechtstriebes der Eltern, und weit ſeltener das Verhalten der Mutter während der Schwangerſchaft. Aber ſo lange das Volk nicht zu einem gewiſſen Luxus gediehen iſt, der ſchon eine ziemliche Bahn der Entwicklung vorausſetzt, werden nur wenige Familien von dieſer Seite gefährdet ſeyn, und auch ſpäter wird ohne die Polaritäten des größten Reichthumes und der drückendſten Armuth das Verderbniß nicht ſo allgemein werden, daß nicht noch eine Klaſſe übrig bleibe, worin die Zeugungen der geſunden Ordnung der Natur folgen; dieß wird insbeſondere überall geſchehen, wo eine regelmäßige Beſchäftigung in der Benutzung des Bodens ſtatt hat.

Ein anderer Einwurf ist, daß die Eltern oft durchaus ungleich seyen, und ein Gatte den andern gar sehr an Geistesfähigkeiten übertreffe. Nun werde doch niemand behaupten, daß es bey der Zeugung mehr auf den Vater als auf die Mutter ankomme.

Darauf läßt sich Folgendes erwiedern:

So lange die Völker noch auf einer niedrigen Culturstufe sind, werden sich die Individuen desselben Volkes nicht besonders an Geist unterscheiden. Die Erwachsenen werden sich so ziemlich gleich seyn, und es wird auch keinen erheblichen geistigen Unterschied zwischen Männern und Weibern geben (analog dem Gange der Entwicklung, die sich im Lebensalter eines einzelnen Menschen abrollt, da ja auch die geistigen Unterschiede der männlichen Kinder von den weiblichen erst später sichtbar werden). *) Eben weil es alsdann auf das Geistige weniger ankommt, kann die physische Stärke des Mannes den Weibern sehr drückend werden. Nur bey Gefahren wird der Muth die Männer geistig vor den Weibern auszeichnen. Wenn später die Cultur steigt, so verliert freilich die physische Stärke von ihrer Bedeutung. Allein das hat Anfangs lediglich die Folge, daß der Unterschied zwischen Männern und Weibern noch mehr verschwindet, da in den nächsten Perioden die Männer zu keiner Geistesbildung gelangen können, die nicht auch den Weibern leicht erreichbar wäre. Nimmt dann auch der Muth ab, so tritt eine Zeit ein, wie die des verflossenen Jahrhunderts, worin es für lächerlich galt, an einen geistigen Unterschied zwischen Weibern und Männern zu glauben, der ja der gesammten Generation nirgends sichtbar war. Die natürliche Grazie muß im Gegentheile die Frauen hoch über Männer ordnen, wenn sie weder Kraft noch Muth in die Schale zu werfen haben; weshalb man sich nicht zu wundern hat, daß damahls in Deutschland, wie im ganzen christ-

*) Die Physiologen bemerken, daß im Fötus sogar das Leibliche lange wie in einer Unentschiedenheit zu schwanken scheint.

Leben vorkommen ohne beachtet zu werden, leichtsinnig dem Keimlichen zugeschrieben. Indeß damit will ich nichts weiter beweisen, als daß die Fälle des Einwurfes nicht so häufig seyen, als man gewöhnlich annimmt. Daß es aber dennoch solche Fälle gebe, kann nur ein Thor bezweifeln. Jedoch lassen sich die davon herrührenden Schwierigkeiten ohne Mühe beseitigen.

Wenn die Vererbung der Geistesanlagen zuletzt vom Körperlichen abhängt, so muß es allerdings, außer den geistigen Eigenschaften der Eltern, auch auf den Zustand ihrer Leiber ankommen, und gerade in dieser letztern Bedingung suche ich die Ursache, daß kluge Eltern dumme Kinder zeugen. Der Zustand der Leiber kann, aller geistigen Vorzüge ungeachtet, der Zeugung wie gänzlich so auch theilweise hinderlich seyn. Gebrechen, Krankheiten und vorübergehende Dispositionen der Eltern sind oft höchst nachtheilig für das werdende Geschöpf. Allein so wenig wegen einzelner Gebrechlichen und Kranken ein ganzes großes Volk als gebrechlich oder krank gilt, so wenig dürfen die Folgen einzelner Gebrechen und Krankheiten als allgemeine Folgen gelten. Es ist sogar wahr, daß ein Uebelbefinden, welches von den Eltern kaum bemerkt wird, einen schädlichen Einfluß auf die Zeugung äußern kann, und an den meisten geistigen Schwächen der Kinder ist nichts Anderes Schuld, als eine übermäßige Reizung des Geschlechtstriebes der Eltern, und weit seltener das Verhalten der Mutter während der Schwangerschaft. Aber so lange das Volk nicht zu einem gewissen Luxus gediehen ist, der schon eine ziemliche Bahn der Entwicklung voraussetzt, werden nur wenige Familien von dieser Seite gefährdet seyn, und auch später wird ohne die Polaritäten des größten Reichthumes und der drückendsten Armuth das Verderbniß nicht so allgemein werden, daß nicht noch eine Klasse übrig bleibe, worin die Zeugungen der gesunden Ordnung der Natur folgen; dieß wird insbesondere überall geschehen, wo eine regelmäßige Beschäftigung in der Benutzung des Bodens statt hat.

Ein anderer Einwurf ist, daß die Eltern oft durchaus ungleich seyen, und ein Gatte den andern gar sehr an Geistesfähigkeiten übertreffe. Nun werde doch niemand behaupten, daß es bey der Zeugung mehr auf den Vater als auf die Mutter ankomme.

Darauf läßt sich Folgendes erwiedern:

So lange die Völker noch auf einer niedrigen Culturstufe sind, werden sich die Individuen desselben Volkes nicht besonders an Geist unterscheiden. Die Erwachsenen werden sich so ziemlich gleich seyn, und es wird auch keinen erheblichen geistigen Unterschied zwischen Männern und Weibern geben (analog dem Gange der Entwicklung, die sich im Lebensalter eines einzelnen Menschen abrollt, da ja auch die geistigen Unterschiede der männlichen Kinder von den weiblichen erst später sichtbar werden). *) Eben weil es alsdann auf das Geistige weniger ankommt, kann die physische Stärke des Mannes den Weibern sehr drückend werden. Nur bey Gefahren wird der Muth die Männer geistig vor den Weibern auszeichnen. Wenn später die Cultur steigt, so verliert freilich die physische Stärke von ihrer Bedeutung. Allein das hat Anfangs lediglich die Folge, daß der Unterschied zwischen Männern und Weibern noch mehr verschwindet, da in den nächsten Perioden die Männer zu keiner Geistesbildung gelangen können, die nicht auch den Weibern leicht erreichbar wäre. Nimmt dann auch der Muth ab, so tritt eine Zeit ein, wie die des verflossenen Jahrhunderts, worin es für lächerlich galt, an einen geistigen Unterschied zwischen Weibern und Männern zu glauben, der ja der gesammten Generation nirgends sichtbar war. Die natürliche Grazie muß im Gegentheile die Frauen hoch über Männer ordnen, wenn sie weder Kraft noch Muth in die Schale zu werfen haben; weshalb man sich nicht zu wundern hat, daß damahls in Deutschland, wie im ganzen christ-

*) Die Physiologen bemerken, daß im Fötus sogar das Leibliche lange wie in einer Unentschiedenheit zu schwanken scheint.

lichen Europa, die letzte männliche Ausbildung von den Weibern erwartet wurde. Erst auf den höchsten Culturstufen zeigt sich der eigentliche geistige Unterschied zwischen den Männern und Weibern, erst dann, wenn es um eine Einsicht gilt, die eine Ausdauer und Anstrengung im Denken erfordert, welche der natürlichen Schwäche des Weibes so wenig möglich ist, als die von aller Exaltation freie auf ruhige Ueberlegung gestützte Ausdauer in großen Gefahren.

Daß in weiblichen Leibern männliche Seelen wohnen, sind Ausnahmen und kommen weit seltener vor als das Umgekehrte, als weibische Männer. Der Muth der Weiber bedarf der Anlehnung an die Männer, oder der Exaltation. Man weiß, welchen Kampf Marius nach dem großen Siege über die Teutonen noch gegen deren Weiber hatte. Bey ihnen war Verzweiflung die Exaltation. Die alte und neuere Geschichte hat eine Menge Beispiele, daß Weiber an der Seite der Männer gefochten haben, wie die Sauromatischen Weiber des Plato und Aristoteles und die Albanierinnen im Caucasus gegen Pompejus (nach Appian und Plutarch). In den jüngsten Zeiten zeichnen sich die Albaneserinnen dadurch aus. Aber die Annahme eines kriegerischen Vereines von Weibern, der in sich selbst ruhte, die Annahme von Amazonen, streitet mit allem, was wir sonst durch Geschichte und Anthropologie von der Natur der Weiber wissen. Sonderbar ist es, daß es dessenungeachtet so viele Sagen von solchen Vereinen gegeben hat. Asiatische Amazonen (vom Pontus Euxinus), heißt es, halfen unter ihrer Königinn Penthesileia Troja vertheidigen. Quintus Curtius erzählt, daß die Amazonen-Königinn Thalestris von Hyrkanien am Caspischen Meere den Alexander von Macedonien zu einem dreitägigen Beilager eingeladen habe. Herodot, Diodor, Arrian und Justin sprechen von Amazonen. Nach Justin ist Smyrna und Ephesus von den Amazonen gestiftet worden. Diodor sagt, sie seyen ursprünglich in Afrika gewesen und vom Nil her hätten sie Asien erobert. Wer hätte nicht von der weiblichen Leibwache des Neger-Königs von Dahome gehört? wer nicht

von der Jaggas-Königinn Xinga? Das Daseyn der Amazonen in Amerika hat zuletzt Condamine vertheidigt. Nach Aeneas Silvius stiftete in Böhmen eine Valesca einen Amazonen-Verein, der neun Jahre bestanden und aus Mangel an Zuwachs aufgehört haben soll. In Frankreich ist eine eigene Geschichte der Amazonen geschrieben worden (von Guyon). Ich kehre von dieser Abschweifung mit dem Satze zurück, daß jemehr Beispiele von Ueberlegenheit der Weiber über die Männer in einem Volke vorkommen, desto größer die Verdorbenheit des Volkes seyn müsse. Denn an dem Verderbnisse sind zuletzt immer die Männer Schuld, und in allen verdorbenen Völkern sind die Männer immer schlechter als die Weiber.

Der Einwurf von der geistigen Ungleichheit der Eltern ist somit auf die Zeiten der höchsten Cultur zu beschränken. Aber er läßt sich ohnehin durch folgende Bemerkung ganz wegräumen. Die Mütter mögen selbst in der Ausbildung tief unter den Männern stehen, so stammen sie doch alle von Männern ab, und können deshalb Träger von Keimen seyn, die sich in ihnen selbst nicht entwickeln und dennoch auf die Kinder übergehen. Da die Männer die eigentlichen Culturträger sind, so könnte man glauben, es müsse für den Gang der Europäischen Entwicklung gleichgültig seyn, ob Indianerinnen oder Europäerinnen zur Ehe gewählt werden. Aber dabey würde übersehen werden, daß wenn die Frauen auch nicht Culturträger sind, sie doch sicher so gut Keimträger sind als die Männer, und daß insofern allerdings viel daran liegt, ob die Ahnen der Mütter Indianer oder Europäer waren. Es ist merkwürdig, wie das höhere Gesetz, welches an dem Baue der Culturbahn der Völker arbeitet, sich unabhängig zeigt von den Gesetzen, die bloß dem individuellen Leben angehören. Wir sehen Anlagen, die in dem Vater nicht im Geringsten entwickelt worden sind, die vielleicht gar nicht bemerkt wurden, dennoch auf die Kinder übergehen. Der Umstand

daß sie nicht bemerkt wurden, daß sie etwa durch singuläre Dispositionen verdeckt gehalten wurden, veranlaßt Manche, von einem Ueberspringen zu reden. Allein wer die Sache schärfer prüft, der findet, daß ein eigentliches Ueberspringen der Anlagen nicht denkbar ist, wohl aber eine Verdeckung des vorhandenen Keimes durch ein Hinderndes. Man nehme die Erscheinung, daß Knaben sehr oft mit ihren mütterlichen Oheimen oder ihrem mütterlichen Großvater Aehnlichkeiten haben, die sich in der Mutter wegen der mit ihnen collidirenden Weiblichkeit nicht äußern konnten.*) Und diese Bemerkung wird auch der folgenden Eingang verschaffen: Weil das Steigen der menschlichen Entwicklung zunächst von den Keimen und sodann von den Reizen abhängt, so kann sich zwar, wo die Reize fehlen, keine Entwicklung zeigen, aber darum ist das Keimliche noch nicht verschwunden. Gesetzt es fehle einmahl einem Volke eine ganze Generation hindurch an den gehörigen Reizen, das Volk gerathe in Sclaverey, verliere seine Schulen u. s. w. Wie glänzend die Cultur der Väter gewesen wäre, die der Kinder würde

*) Manche vortreffliche Eltern peinigt der Kummer, das eine oder das andere ihrer Kinder einem bösen Verwandten ähnlich zu finden. Dagegen scheint es kein sichereres Mittel zu geben, als den Geschlechtstrieb den Rücksichten auf die Eigenschaften des künftigen Geschöpfes unterzuordnen, woran in der neuern Menschheit niemand denkt, weil keine Erziehung darauf hinleitet. Wo die Habsucht die Wahl der Gatten bestimmt, da können ähnliche Rücksichten überhaupt nicht bestehen. Was fragt ein Geizhals, wie seine Kinder ausfallen werden, wenn er bloß nach Reichthum wählt? Es gibt gewißlich keine größere Qual, als schlechte Kinder zu haben, und schon darum sollte doch kein Mensch heirathen, der nicht durchaus nach Lust heirathen kann. Allein eine Vorsicht, die man bey der Zucht von Pferden und Rindern sorgfältig beachtet, gilt bey der Zucht von Menschen gar nichts. Die steigende Noth hat in ganz Europa unter den höhern Ständen es fast zur allgemeinen Bedingung gemacht, bey Heirathen auf Geld zu sehen. Was würde es für die künftige Generation werth seyn, wenn wir uns nur aus dieser Lage zu bringen vermöchten!

unter solchen Bedingungen sicher nicht ansprechend seyn. Aber darf man deshalb ohne Weiteres von einem Fallen des Entwicklungsganges reden? Es geschieht gewöhnlich; und damit bekundet sich, wie wenig man auf das Keimliche achtet, das sich so gut in einer ganzen Generation unentwickelt erhalten kann als in einzelnen Personen. Es begegnet fast jedem Volke, daß in der einen oder der andern Zeit die geistige Entwicklung stille steht, weil die leibliche Noth die Lebenskräfte zu sehr beschäftigt. Die geistige Ungleichheit der Glieder eines cultivirten Volkes gründet sich freilich in der Erziehung und dem Unterrichte, aber keineswegs allein; wie man schon an der Ungleichheit der in gleicher Weise Erzogenen wahrnimmt. Von dem Keimlichen hängt mehr ab als man ahnet; d. h. von dem Einflusse der früheren Generationen auf das Keimliche hängt die geistige Ungleichheit mehr ab als man ahnet. Und wenn wir einzelne Personen so sehr an geistiger Entwicklung über ihre Generation hervorragen sehen, wie einen Shakespeare über die Engländer seiner Zeit, oder einen Machiavell über die Italiener, so wird man genöthigt, an einen Vorsprung des Keimlichen zu denken, der nicht plötzlich in der letzten Zeugung entstanden seyn könne. Man wird veranlaßt, es einer Reihe von früheren Zeugungen beizumessen, wie es in einem großen Volke ja einzelne Zeugungsreihen geben kann, die vor den übrigen einen bedeutenden Vorzug haben, ohne daß an Einwanderungen besserer Keime gedacht zu werden braucht.

Gerade an den Mischungen von Indianern und Negern mit Europäern läßt sich bemerken, wie sehr es bey den Keimen auf die Ahnen ankommt. Nur die, welche Aeußerlichkeiten und Scheinwerk mit dem Wesentlichen der Cultur verwechseln, können es verkennen. Die Erfahrung, daß die freien Neger so selten in den V. St. zu einigem Wohlstande gelangen, gehört vor Allem hieher. In Afrika gibt es allerdings reiche Neger genug. Aber in einem Gebiete, wie das der V. St. ist, wo man nicht durch Raub und Unterdrückung der Nebenmenschen, sondern durch eine regelmäßige Geschäftigkeit

Vermögen erwirbt, müssen diejenigen, welche sich am wenigsten beherrschen können, welche sich vorzüglich den Impulsen der Gegenwart überlassen, am meisten zurückbleiben. So erklärt sichs einfach, daß manche Neger, die als Sclaven wegen ihrer Ordnungsliebe und ihres ruhigen Fleißes gerühmt wurden, nach der Freylassung sich dem Müssiggange und den Ausschweifungen ergaben. Wer sich der wahren Bedeutung des Wortes »Cultur« nur einiger Maaßen genähert hat, an dem kann eine solche Erscheinung nicht fruchtlos vorübergehen. Wenn Neger und Indianer auch mit den Europäern in den gewöhnlichen Dingen des Lebens wetteifern, so bleiben sie doch überall zurück, wo es um Selbstbeherrschung gilt. Wie sollten aber Menschen, die in ihrem Familienleben den Eingebungen des Augenblickes und der Laune folgen, eine schöne politische Ordnung zu stützen vermögen? Freilich waren bisher auch die neueren Europäer von dieser Entwickelungsstufe noch ziemlich ferne. Allein wie viel sie vor den Indianern und Negern voraushaben, darüber belehrt das bloße Betragen im Familienkreise, ohne daß es eines größern Experimentes mit einem politischen Vereine bedürfe. Wer indeß geneigt ist, sich durch die Geschichte von Domingo täuschen zu lassen, der sehe sich doch nur nach treuen Berichten um, die ihn belehren werden, daß die dortige politische Ordnung auf einen nackten Soldatenbund hinausläuft, wie die zu Tunis, Tripolis und Algier. Die Europäer haben mehrmahls interessante Cultur-Versuche an den Indianern Nordamerika's gemacht. Ein junger Mohawk, Peter Otsequé brachte drei Jahre in Paris bey Lafayette zu, und wurde sorgfältig erzogen. Aber später kehrte er in die Wälder zurück und wurde wieder ganz Indianer. Der Mohawk-Indianer Joseph Brandt lernte Griechisch und Latein, übersetzte das Evangelium Matth. in das Mohawk'sche, war Kapitain in der Armee des Königs von England und Oberhaupt seiner Nation. Aber er wurde, seinem Griechischen und Latein zum Trotz, von den Leidenschaften beherrscht wie ein Knabe. Einst war der Englische Obrist Johnson mit einem Ameri-

kanischen Offizier, seinem Gefangenen, in dem ruhigsten freundlichsten Gespräche, als Brandt hinzutrat und den Offizier ohne Weiteres tödtete. Er entschuldigte sich bey dem entrüsteten Obristen durch nichts Anderes, als daß eine im Kriege erhaltene Wunde an der Ferse ihn gerade sehr geschmerzt habe. — Einige Jahrzehend vorher hatten die Engländer den Indianer Moses Northon zum Gouverneur der Veste Churchhill in Canada bestellt. Northon war ein geborner Indianer, aber unter den Engländern erzogen worden. Er war fünf Jahre in London gewesen, und kannte die Englische Literatur sehr gut. Allein wie man eine Masse Phrasen im Gedächtnisse haben kann ohne daß der Kern des Geistes davon berührt werde, das bewies dieser Northon für und für. Ueberall wo es auf Selbstbeherrschung ankam, überließ er sich den Aufwallungen der Leidenschaften, besonders denen der Wollust und Eifersucht. Er mordete mit Gift, wo er mit offener Gewalt nicht ausreichte. (Er starb 1773). — Dasselbe ist von Matonabbee, der zu Hearne's Zeiten Oberhaupt aller Nordindianer war, zu berichten. Auch dieser war gut und verständig, so lange die Anregungen zu Leidenschaften fehlten. Dann aber war er wild und unbändig. Im Jahre 1782 soll er sich, aus Kummer über die Siege der Amerikaner über die Engländer, erhenkt haben.— Die Amerikaner selbst erzählen, daß in ihren Kriegen mit England die Engländer mehrere Amerikanische Posten, die sie leicht hätten erstürmen können, bloß deshalb unangegriffen gelassen, um die Gefangenen nicht der Mordlust der Indianer (ihrer Hülfstruppen) auszusetzen. Es hatten sich nämlich bereits früher Amerikanische Familien auf Capitulation ergeben, die sammt und sonders auf das Grausamste von den Indianern ermordet wurden, ohne daß die Engländer es zu hindern vermochten. Wenn an der Selbstbeherrschung die höhere Besonnenheit zu erkennen ist, und wenn die höhere Besonnenheit nichts Anderes ist als klare Erkenntniß unserer Lage in ihrem Verhalten zu den Aufregungen des Augenblickes; wenn endlich diese klare Erkenntniß wieder abhängt von einer kla-

ren Ueberſicht über die menſchlichen Verhältniſſe, ſo wird man ſchwerlich an hohe Cultur glauben, wo die Selbſtbeherrſchung fehlt, die Aeußerlichkeiten mögen noch ſo täuſchend ſeyn.

Wer ſorgfältig erwägt, wie die Vererbung des Keimlichen mit der Vererbung des Körperlichen zuſammenhängt, und zugibt, daß das Keimliche ſich mehrere Generationen hindurch erhalten könne, ohne daß es in einer Generation zur Entwicklung gediehen, den wird es auch weniger befremden, in Italien und Griechenland noch ſogar in der niedrigſten Volksklaſſe Geſichtszüge anzutreffen, die an die alten Römer und Griechen erinnern. Mit der Vererbung der Geiſtesanlagen muß die Vererbung der Geſichtszüge in enger Verbindung ſtehen; jedoch immer in einer ſolchen, welche die Fortdauer der Geſichtszüge wie einer Larve geſtattet, wenn dasjenige Geiſtige, welches ſie im Fleiſche urſprünglich bildete, uns längſt verſchwunden dünkt.

Ich ſchließe mit der Bemerkung, daß, wenn das Geiſtige der Voreltern es iſt, was die Anlagen der Nachkommen vorzüglich bedingt, dieſem Reſultate der früher bey der Kritik der Gall'ſchen und Lavater'ſchen Theorien gefundene Satz, wonach ſich die wirkliche Exiſtenz der Anlagen zuletzt nur an lebendigen Aeußerungen, nur an dem Vorſtellen, Empfinden und Streben ſoll erkennen laſſen, wunderbar begegne. Beide gehen Hand in Hand dahin, daß, um über das Keimliche der Menſchheit etwas Sicheres zu erfahren, man nicht am todten Schädel, ſondern an dem Leben, an dem Thun und Laſſen der Menſchen forſchen müſſe. Damit iſt alſo der Geſchichte ihr voller Werth vindicirt gegen alle träumeriſche Verſuche, ſie durch Schädelbeſchauen und Phyſiognomik und Vorſtellungen von Stammracen entbehrlicher zu machen. Aber zugleich wird auch auf einen Gebrauch der Geſchichte hingewieſen, den man bisher gar nicht gekannt hat.

Achtunddreyßigster Auszug.

Ich war vor einigen Tagen in meinem Ackerfelde, als auf dem Beſitzthume meines Nachbars Burnet ein ſchwerer Baum gefällt wurde. Ich hatte vorher zwiſchen den Streichen der Axt ſprechen hören. Unmittelbar nach dem Sturze des Baumes erſchallte ein anhaltendes Rufen. Es lautete zwar nicht als eigentliches Hülfsgeſchrey, ſchien mir aber dennoch auf einen ungewöhnlichen Vorfall zu deuten. Kaum war ich zu meiner Wohnung zurückgekehrt, als ich ſchon eine Negerinn heraneilen ſah, die mich bat doch zum Hauſe ihres Herrn zu kommen, weil einem Arbeiter das Bein zerſchmettert worden ſey. Es war ein etwa zwanzigjähriger Mann. Ich fand ihn beym Heerdfeuer auf dem Boden liegen, ſtöhnend Hülfe verlangend, und die Menſchen um ihn her mit ſeinem Unterſchenkel beſchäftigt, der ohne alle Quetſchung einfach gebrochen war. Indeß war die Bruſtbeklemmung ſammt der Störung des Pulſes ſo auffallend, daß ich ein weit größeres Uebel vermuthete und nach dem Hergange der Verletzung forſchte. Es ergab ſich dann, daß ein von dem gefällten Baume (einem Hickory), im Niederſtürzen und Streifen an einem andern Baume, in der Höhe von beinahe 40 Fuß abgeriſſener, etwa 50 Pfund ſchwerer, Zweig den ſeitwärts der Fallrichtung ſtehenden Fäller zur Erde geſchlagen hatte. Der Zweig ſelbſt hatte das Bein nicht berührt; durch den Stoß auf den Hinterkopf und die Schultern, und den Widerſtand des Bodens, war der Bruch erfolgt. Es war auch Blut aus der Naſe und dem Munde gefloſſen, weshalb ich kaum an einer Verletzung der Lunge zweifelte. Während ohne Erleichterung zur Ader gelaſſen wurde, gelang es mir den Verwundeten in eine Stellung zu bringen, die eine Unterſuchung

des Kopfes und der Schultern gestattete, wobey sich leider ein Schädelbruch und auf den Schultern solche Blutanschwellungen fanden, daß mich die rasche Verbreitnng einer starken Windgeschwulst über den ganzen Körper nicht wunderte. Ich hatte bereits bei der ersten Meldung der Negerinn bedeutet, zu einem Arzte in der Nachbarschaft zu laufen, weil ich meine Hülfe nicht auf die lange Cur eines Beinbruches ausdehnen könne. Für Trepanation und Oeffnung der Brusthöhle fehlten mir ohnehin die Instrumente. Indeß bey den übeln Zeichen würde ich mich zu einer Operation, wie die Oeffnung der Brusthöhle, auch mit den besten Instrumenten schwerlich angeschickt haben; da dem Volke ein ähnliches Mittel an sich schon lebensgefährlich scheint, besonders hier, wo man nie davon gehört hat. Der Arzt, welcher bald nachher hereintrat, wollte sich auch nicht dazu entschließen. Einige Stunden später erfolgte der Tod. Das Gesicht war durch die Windgeschwulst so aufgetrieben, daß die Augenlieder wie dicke Wulste über den Augen hingen.

Es ist traurig, daß dergleichen Ereignisse gerade in einer ländlichen Abgeschiedenheit uns am meisten ergreifen. Es erinnert zu stark daran, wie vergänglich hier alles ist, wie auch in den Zweigen der schönsten Baumgruppen der Tod lauert, und zwar auf eine Jugendfrische, die er in Krankheiten nicht zu beschleichen vermag. Die anmuthigsten Pflanzungen werden zuweilen verlassen, weil der Familie dort ein Kind verunglückte. Wer darum aber in den Wäldern Amerikas mehr Gefahren sieht als in den Europäischen Städten, der irret sehr. Die Wahrheit ist, das menschliche Leben ist überall von unzähligen Gefahren umgeben, die uns selbst entgehen. Deshalb ist nichts thörichter, als sich so mit Möglichkeiten zu quälen, wie unternehmungsscheue Philister zu thun pflegen. Vor Kurzem ist auch wieder ein Dampfschiff auf dem Missisippi zersprungen, wobey mehrere Menschen umkamen. Allein man muß bedenken, wie viele Menschen stäts in Dampfschiffen reisen. Es macht natürlich einen stärkern Eindruck, wenn 20 bis 100 zusammen umkommen, als wenn sie nach und nach und an ver-

ſchiedenen Orten, wie es bey Landreiſen geht, verunglücken. Aber man ſummire und vergleiche die Zahl der in einem Jahre in Schiffen verunglückten mit der Menge, die in Schiffen reiſen, und man wird die Sicherheit der Landfahrten nicht mehr ſo hoch anſchlagen *). Ein Einwanderer aus Europa hat unter den Thätigkeiten des Hirnes auch die nöthig, welche ſich den widrigen Gefühlen widerſetzt, die ſich auf die Todes-Art beziehen. Wer ſich rüſtig in der weiten Welt umherbewegt, der muß auf mehr Todesarten gefaßt ſeyn, als ein Europäiſcher Stubenhocker. Darum iſt jedoch ſein Leben nicht mehr Gefahren ausgeſetzt, es ſey denn, daß die Gefahren der ſchlechten Luft zuſammengedrängter Wohnungen, und die einer von der freien Natur ausgeſchloſſenen Lebensweiſe für nichts gelten. Würde einer eingewanderten Familie hier ein Kind von einem Baume erſchlagen, ſo könnte ſie ſich freilich vorſagen, daß es nicht geſchehen ſeyn würde, wenn ſie in dem Lande geblieben wäre, wo es keine Bäume gibt. Aber wer deswegen den Aufenthalt in Europa vorzieht, der vergißt daß auch der Tod bei ſeinem Beſuche ſich gerne nach den Sitten des Landes richtet, ohne darum öfter einzuſprechen. Sogar den Hausthieren erſcheint der Tod hier in einer andern Geſtalt. Hühner und Hähne übernachten gewöhnlich auf den Bäumen in der Nähe der Hofſtätte. Jüngſt wurde eine Gruppe durch den Rauhfroſt ſo ſehr mit Eis überzogen, daß ſie herunter auf die Erde zwiſchen eine Schaar von Schweinen fielen, die ſie ſammt und ſonders auffraßen. Da Pferde und Rindvieh nicht in Ställe kommen, ſo findet man ſie oft in den Wäldern verſchieden, und zwar nicht ſelten vor Alter, was in Europa dem Rindvieh nie

*) In den atlantiſchen Staaten, insbeſondere auf dem Hudſon, hat die Beſorgniß vor dem Zerſpringen der Dampfſchiffe veranlaßt, für die Dampf-Maſchine ein geſondertes Schiff zu bauen, woran das Schiff der Reiſenden mit einer Kette befeſtigt wird. Dadurch iſt zwar für die Sicherheit vollkommen geſorgt, aber die Fahrt geht um ein Drittheil langſamer.

begegnet. *) Neulich fällte ich einen hohlen Baum und fand darin das Gerippe eines, nach den Zähnen zu urtheilen, vor Alter gestorbenen Opossums. Es hatte sich vielleicht, des beschwerlichen Ringens nach einer Beute zur Stillung des Hungers müde, hieher zurückgezogen, um sich seinem Schicksale zu überlassen. Für Thiere, die vorzugsweise auf den Fang anderer angewiesen sind, ist der Hungertod ein natürlicher Tod. Denn das Alter nimmt ihnen die Kräfte zum Fange wahrscheinlich eher als die Kräfte zum Verdauen.

Es mag auffallen, wie leicht einige Thiere der alten Welt hier ohne Pflege der Menschen fortkommen, andere dagegen sich selbst überlassen bald untergehen. Kein Thier bedarf hier des Schutzes und der Pflege weniger als die Schweine. Sie würden sich immer erhalten und vermehren, wenn auch kein Mensch sich um sie kümmerte. Sie wissen sich vortrefflich gegen die Wölfe und Panther zu vertheidigen. Erwachsene Schweine werden selbst wohl nie angegriffen. Aber auch ihre Jungen beschützen sie sehr geschickt. Sie stellen sich nämlich in einen Kreis, nehmen die Jungen in die Mitte und kehren die Köpfe auswärts gegen den Feind. Eben so machen sie es gegen die Hunde. Dennoch gelingt es den Wölfen, manches junge Schwein aus dem Hinterhalte wegzuschnappen. Aber bei der Fruchtbarkeit der Alten hindert das die Vermehrung der Race nicht. Besonders seltsam ist es, wie die Schweine sich gegen die Kälte zu verwahren suchen. Sie häufen sich fast thurmartig aufeinander, so daß zuweilen mehrere, die stärksten nicht ausgenommen, todt gedrückt werden. Man hört bey kalter Witterung ein immerwährendes Schreien, vorzüglich zur Nachtszeit. **) Pferde können den

---

*) Herr Ludwig Eversmann meldete mir im Jahre 1830, daß er eine meiner Kühe von einem niedergestürzten Baume erdruckt gefunden habe.

**) Außer der gewöhnlichen Europäischen Race hat man hier das Chinesische Schwein eingeführt, was weit schwerer wird.

Menſchen hier beſſer entbehren als in Europa, z. B. in Polen; das Europäiſche Rindvieh nicht minder. Aber das Europäiſche Hofgeflügel, wie Hühner, Gänſe und Tauben, geht ſich ſelbſt überlaſſen bald unter. Man hat verſucht, Europäiſche Singvögel hieher zu verpflanzen, aber gleich machten ſich ſo viele gefiederte Feinde über die Fremdlinge her, daß es ihnen nicht geholfen haben würde, wenn ſie die Gefahren des Landes und die Weiſe darin zu leben auch recht gut gekannt hätten.

Geſtern war ein Neger meines Nachbars bei mir in Arbeit. Es war nämlich ein freier Tag, den die Sclaven benutzen, Spielpfennige zu verdienen. Er ſprach zu mir: „ich habe gehört, Sie wollen nach Europa zurück, warum? Dieß iſt ja ein ſo ſchönes Land, ein ſo fruchtbares Land, ein freies Land!“ Ich traute meinen Ohren kaum, ein ähnliches Lob aus dem Munde eines armen Sclaven zu hören. Wer es ſich aber erklären will, der glaube nicht, daß es eine gedankenloſe Wiederhohlung der hier gewöhnlichen Lobſprüche des Landes ſey. Der Neger wird nicht bloß von ſeinem Herrn zur Familie gerechnet, ſondern er rechnet ſich ſelbſt dazu. Er lehnt ſich an die Weißen an, und inſofern nimmt er an deren Hauptintereſſen einen gewiſſen Antheil, wie anhängliche Diener auch in Europa mit ihrem Herrn trauern oder ſich freuen. Die Sclaverei der Neger iſt hier keineswegs ſo, wie man ſich in Deutſchland vorſtellt, indem man ſie mit dem Zuſtande der in die Sclaverei der Türken gerathenen Europäer vergleicht. Ueberhaupt iſt bei den Berichten von den Gegenſtänden der Fremde nichts verführeriſcher als die Bedeutung der Worte. Man kann das Fremde nun einmahl den Europäern nicht beſchreiben ohne Europäiſche Worte, die eine Europäiſche Bedeutung haben. Ließe ſich an dieſer Bedeutung leicht ändern, davon abnehmen oder hinzufügen, ſo wäre wohl fertig zu werden. Aber das hat ſeine großen Schwierigkeiten, und es bleibt dem Uebergange von unpaſſenden Merkmahlen viel zu viel Spielraum. Ein Sclave am Miſſouri iſt weniger abhängig als die meiſten Europäiſchen

Tagelöhner. Der Tagelöhner wird zwar nicht durch körperliche Züchtigung zur Arbeit angehalten. Allein es gibt einen Zwang für ihn, der eben so herb ist als der Schmerz der Schläge: Hunger, Kälte, ein gewisser Tod im Elende. Die Ehrenkränkung ist bei beiden wohl so nicht, als diejenigen träumen, welche auch die Kinderruthe der Ehre wegen abgeschafft wünschen. Sonderbar, daß die freien Römer stäts die Weinstockfuchtel in ihren Heeren gebrauchten, ohne daß es ihrem Ehrgefühle zu schaden schien. Uebrigens fallen körperliche Züchtigungen bei den hiesigen Sclaven selten vor. Die Nordamerikaner haben denselben Abscheu vor dem Stoßen und Schlagen als die Franzosen. Sogar beim Rindvieh wird es zuweilen strenge geahndet, wie jüngst von einem meiner Nachbaren. In dessen Heerde befand sich nämlich eine junge Kuh, die zum ersten Mahle geworfen hatte. Dieses Thier kam immer ohne Milch heim, so daß das Kalb ohne fremde Milch verhungert seyn würde. Das Euter schien durchaus gesund und somit die Sache unerklärlich. Einst schweift der Pflanzer mit seiner Büchse im Walde umher, als er drei Kühe oder Ochsen sieht, die sich unabläßig stoßen. Er tritt näher, weil ihn seine Richtung ohnehin so führte, und findet zwei große sechsjährige Ochsen an jener jungen Kuh mit dem Melken beschäftigt, indem sie selbige durch Stoßen zum Stillstehen zwingen. Die Frevler wurden gleich geschlachtet.

Neununddreyßigster Auszug.

Ich bin schon seit mehreren Wochen wieder an der atlantischen Küste. In Kurzem werde ich Amerika verlassen um nach meiner Heimath zurückzukehren. Es ist begreiflich,

daß meine jetzige Muße vorzüglich dazu benutzt wird, das Resultat der Reise zu recapituliren. Land und Menschen werden von neuem dem prüfenden Geiste vorgehalten, um an einem sichern Urtheile nichts fehlen zu lassen, hauptsächlich aber um in der Vergleichung mit dem Europäischen das Urtheil darüber zu berichtigen und zu befestigen. Gegenwärtig leistet mir mein Tagebuch die belohnendsten Dienste. Ohne die mannigfaltigen Erfahrungen und Reflexionen niedergeschrieben zu haben, würde ich unmöglich erkennen können, was mir noch abgeht. Die Musterung, welche mich nunmehr beschäftigt, ist ohne Anstrengung. Sie verrichtet sich bey einem gemächlichen Durchlesen des Tagebuches fast von selbst.

Ich finde wenig zuzusetzen oder abzuändern. Sogar bey dem Versuche, mir den geistigen Unterschied der Nordamerikaner von den Deutschen und Engländern scharf vorzuzeichnen, finde ich nichts Erhebliches mehr zu thun. Ich kann nur wiederhohlen, was ich von der Abwesenheit des Pöbels gesagt habe, und daß bei dem großen Reize zum Ackerbau und zur Viehzucht, überhaupt zu einem stillen Leben in der ländlichen Natur und bey der Stützung, welche in der Benutzung des Bodens alle andere Erwerbsarten haben, die Mittelklasse sich hier nothwendig in einem gesundern Gedeihen zeige als in Europa; daß hingegen die höchste Klasse, die Klasse der eigentlichen Culturträger, sich von den Europäischen Culturträgern wenig unterscheide.

Das öffentliche Leben bildet sich allein aus den Elementen des Familienlebens, und der Unterschied zwischen den Elementen des Familienlebens in Nordamerika und in Europa bestimmt auch einfach den Unterschied des öffentlichen Lebens beider Länder. Insofern in Europa der Pöbel einen mächtigen Einfluß auf das öffentliche Leben hat, muß es in Nordamerika einen großen Vorzug genießen. Aber nicht minder groß ist dessen Vorzug in Nordamerika, insofern es von der Mittelklasse bestimmt wird; wie sich klar ergibt, wenn man an eine Mittelklasse denkt, wovon

bey weitem die Mehrheit im Schooße einer milden Natur vom Ackerbau lebt, und an eine Mittelklasse, worunter die Ackerbauer nicht bloß an Zahl sondern auch an moralischer Kraft eine durchaus untergeordnete Rolle spielen, an eine Mittelklasse, wovon die Mehrheit in Gewerben lebt, die keinesweges so sicher und ruhig ernähren als der Amerikanische Ackerbau.

Wo die natürliche Gesundheit die Hülfe der Kunst entbehren kann, da zeigt sich in Nordamerika der Unterschied seines öffentlichen Lebens von dem Europäischen glänzend genug. Aber wo der nackte gesunde Menschenverstand sich unzureichend fühlt, und die Hülfe der Männer von höherer Ausbildung sucht, wo Staatskunst nöthig ist, da ist die Vergleichung für Amerika weniger günstig (wenn auch nicht gerade ungünstig). Also für das, was eine klare Erkenntniß der eigentlichen Forderungen des Volkslebens bewirken könnte, ist in Nordamerika bis jetzt nicht mehr zu hoffen gewesen als in Europa, und zwar deswegen nicht, weil es in der Classe der Culturträger so wenig Individuen in Amerika als in Europa gibt, die eine solche Erkenntniß besitzen. Nichts ist leichter als dafür Belege anzuführen. Wollte man bey Allgemeinheiten bleiben, so könnte man sagen: im Religiösen sey dasselbe Schwanken zwischen Irreligiosität und Mysticism; in der Politik dasselbe Schwanken zwischen Absolutism und Ochlokratism (d. h. Anarchie); sogar in der Medicin herrsche dieselbe Unklarheit in Betreff des Lebensprincips, und das sonderbare Taumeln zwischen dem luftigsten Spiritualism und dem gröbsten Materialism; die Worte »Reizen, Stärken« seyen trotz aller Dunkelheit ihrer Bedeutung die letzten Anhalte der Amerikanischen Aerzte wie der Europäischen. Doch ich gehe näher ins Einzelne.

Wie in einer kleinen Familie der Verstand des Hauptes vorzüglich darauf zu wachen hat, daß nicht irgend ein krebsartiger Auswuchs entstehe, so hätten dieß auch die Culturträger in einem ganzen Volke zu thun. Dazu gehört aber vor Allem zu wissen, was überhaupt ein für die Volksentwickelung krebsartiges Uebel zu nennen sey. Nun frage ich, was lehrt

die Nordamerikaniſche Cultur über die Gebrechen der Staatsmechanismen der neuern Völker? Wird etwa dort die Rechtspflege, die letzte Baſis der öffentlichen Ordnung im Frieden, nicht als Berufs- und Erwerbs-Sache behandelt? Finden etwa dort die Erſten und Reichſten, daß ſie nichts Heilſameres für das Wohl des Ganzen thun können, als ihre Muße auf eine uneigennützige Schlichtung der Rechtshändel zu verwenden, daß es im höchſten Grade verkehrt ſey, dafür Perſonen zu dingen, oder durch irgend ein anderes Intereſſe zu beſtimmen als das Intereſſe an der Gerechtigkeit ſelbſt? Die Anſichten in Nordamerika und in Europa ſind ſo gleich, daß es in dem einen Lande wie in dem andern tolle Schwärmerey heißt, eine ſorgfältige Kenntniß der Geſetze von jeder guten Erziehung zu verlangen, und noch mehr wundert man ſich über die Zumuthung, die Richterämter unentgeltlich zu verwalten. Man will nicht von Perſonen, ſondern von Geſetzen abhängen, und doch ſtrebt nur der nach einer gehörigen Kenntniß der Geſetze, der entweder damit wuchern oder damit glänzen will. Man will nur von der Gerechtigkeit abhängen, und dennoch entſchließt ſich niemand, der bloßen Gerechtigkeit wegen die Laſt eines Richteramtes zu übernehmen. Man fühlt zwar die Gefahr, unter lebenslänglichen Richtern zu ſtehen, und der Satz: »wer mein beſtändiger Richter iſt, der iſt mein Herr«, wird hier beſſer begriffen als in Deutſchland; allein man thut nichts weiter, als ihnen, unter dem Namen von Geſchwornen, eine Zahl von Bürgern zuzuordnen, die überall, wo das Recht und Unrecht nicht ſo liegt, daß der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand den Unterſchied ſehen kann, den Richtern blind nachtreten müſſen. Man hört die Klagen über gewiſſenloſe Verwaltung der Criminal-Juſtiz hier ſo oft als in Europa. Ich könnte ein Beiſpiel aus einer Zeitung mittheilen, die zufällig vor mir liegt. In dem Wächter von Lancaſter (Lancaster sentinel) in Pennſylvanien ſteht folgendes.

»Die öffentliche Procedur (trial) gegen Chriſtian »Schenk wegen Ermordung des Heinrich Riggle begann

»vorigen Mittwoch. Achtzehn Zeugen wurden auf Antrag des »Staats-Anwaltes vernommen, und sechs auf Antrag des »Angeklagten. Am Donnerstag Abend gegen sechs Uhr bega»ben sich die Geschwornen in ihr Berathungszimmer und blieben »dort die ganze Nacht bis andern Morgens zehn Uhr. Das »Resultat war: nicht schuldig. Die Anklage wurde verfolgt »von Ebenezer Wright, die Vertheidigung vom General »Porter.

»Wir konnten der ganzen Procedur nicht beiwohnen; aber »nach allem was wir selbst vernahmen und von Andern vernom»men haben, war es ein höchst seltsamer Spruch (verdict), »der in dieser Gegend in dem Glauben bestärken wird, daß es »nur Geld bedürfe für einen guten Rath, um trotz der größ»ten Schuld frey zu kommen. Die Thatsachen zeigten sich im »Wesentlichen genau so, als wir sie jüngst berichteten, aus»genommen, daß kein Vorschlag gemacht worden, Freundschaft »zu trinken. Aber jeder Zeuge bekundete, daß, nachdem die »Streitenden getrennt worden waren, und Riggle sich be»reits am Tische befand um zu trinken, Schenk ein großes »Stück Holz ergriffen und mit beyden Händen dem Riggle »von hinten den Schlag auf den Kopf versetzt habe, der den »Tod herbeyführte. Von Seiten des Angeklagten wurde un»erträgliche persönliche Beleidigung, und Trunkenheit vorge»schützt, dann auch daß Riggle bey zeitiger Hülfe wohl nicht »würde gestorben seyn. Die Anklage ging auf eine doppelte »Qualification, auf Mord und auf bloße Tödtung. Die erstere »wurde ganz übergangen und die Untersuchung allein auf die »letztere gerichtet. Der Richter Franklin gab den Geschwo»renen eine sehr klare, deutliche Uebersicht. Er führte auf »eine sehr verständliche Weise alle Gesetze an, die nur irgend »in Anwendung gezogen werden konnten, und zeigte so be»stimmt als sein Amt es zuließ, daß keine Entschuldigung »stattfinde. Dennoch erklärten zwölf Männer, von denen »wir mehrere der höchsten Achtung werth halten, unter dem »feierlichen Bande des Eides die Nicht-Schuld, und wir »schweigen.«

Die Amerikaner haben mit der Engliſchen Geſetzgebung auch die Vorſchrift beybehalten, daß die Geſchwornen einſtimmig ſeyn müſſen, und zwar, was ſonderbar klingt, entweder in Betreff der Schuld oder der Nichtſchuld. Man macht es ihnen wie den Cardinälen bey der Papſt-Wahl, und wie ehemahls den Churfürſten bey der Wahl des Kaiſers. Man ſperrt ſie ein und entzieht ihnen die Nahrung, wenngleich nicht ſtrenge. Ich habe oft über dieſes rohe Mittel ſpotten hören, wie auch klagen, daß ein hartnäckiges Glied am Ende die ganze Jury nachſchleppe. So wurden bey den Bleyminen im Miſſouri-Staate, wo von allen Seiten unruhige Charaktere zuſammenſtrömen, mehrere Morde begangen, die, weil vielleicht einer unter den Geſchwornen die Angeklagten ſchützte, unbeſtraft blieben. — Ueber den Beweis im Criminal-Prozeſſe waltet hier nicht mehr Helle als in Europa. Wenn auch nicht leicht jemand (wie gelehrte Männer in Frankreich) von einem Inſtincte ſchwatzt, der die Wahrheit erkenne ohne daß der Verſtand ſich zu einer ruhigen Prüfung und Abwägung der einzelnen Beweismomente zu bequemen brauche; ſo herrſcht doch noch ganz und gar keine Klarheit. Die Vorſtellungen von moraliſcher Schuld verwirren hier die Köpfe eben ſo als in Europa, und man trift dieſelben Widerſprüche zwiſchen der Behandlung der Verletzungen der Kriegsgeſetze und der von andern Verbrechen. Wenn ein wichtiges Kriegsgeſetz verletzt wird, ſo läßt man ſich durch den Gedanken an moraliſche Schuld ſelbſt in der Beurtheilung der Zurechnung nicht einmahl ſtören. Hat der Feldherr bey Todesſtrafe verboten, einen gewiſſen Platz zu betreten, ſo hilft es dem Beſchuldigten wenig, daß es in keiner böſen Abſicht geſchehen. Fängt man ein des Spionirens verdächtiges Individuum ein, ſo wird der Scrupel, daß dennoch das Gegentheil denkbar ſey (wie bey allen Ereigniſſen der Sinnenwelt), ſelten auf den Beweis wirken. Man ſchwankt eine Weile, und es drängt ſich die Bemerkung auf, daß ja überhaupt nur von Graden der Wahrſcheinlichkeit die Rede ſeyn könne, daß, wenn man mathematiſche Gewißheit fordere, die Strafgeſetze

nie zur Anwendung gelangen, also unnütz seyn würden. Endlich gibt der Gedanke, wenn auch noch so dunkel, den Ausschlag, daß man zwischen Uebeln zu wählen habe, und sich die Frage stellen müsse, ob die Gesellschaft bestehen könne, wenn alle, die so belastet seyen als der Angeklagte, frey umher gehen dürfen. Und so huldigt man der bloßen Politik mit einer Resignation wie der umsichtigste Deutsche Criminalist. Allein wenn die äußere Noth nicht drohet, wenn die Gefahr die Richter nicht so anspricht als im Kriege, so erscheinen auch wieder die Vorstellungen, als ob es um die Entscheidung über die moralische Schuld und über ewige Verdammniß gelte. Aus der Gesetzgebung selbst hat die neuere Cultur diese Rücksicht verbannt, aber den Beweis der Thatsachen verwirret sie noch in beiden Welten.

Man fühlt die Wichtigkeit der treuen Hülfe eines Rechtskundigen in Jeglichem, was für die Entscheidung der Richter vorzubereiten ist. Allein sogar die Reichsten wollen ihre Kinder lieber von dem einen oder dem andern Advokaten abhängig stellen, als sie selbst zum Studium der Rechte und der Gesetze anhalten. Die Erziehung muß mit 20 Jahren beendigt seyn; d. h., nach zwanzig Jahren will man nicht mehr an Einsicht zunehmen als sich von selbst gibt; man will handeln, das heißt, man will sich nur mit dem beschäftigen, was unmittelbar die Existenz der Leiber und ihr Wohlbefinden betrift; man will entweder Geld erwerben, oder das erworbene genießen. Darum würde die Zumuthung, sich um die Arzneykunde zu kümmern, für eben so aberwitzig gelten als die Forderung der Rechtskunde. Obgleich jedermann nichts sehnlicher wünscht als Gesundheit, so will doch keiner dafür sich einem besondern Nachdenken unterziehen, wenn er nicht dafür bezahlt wird. Man glaubt für den Staat und die Menschheit genug gethan zu haben, wenn man nur für die Fortpflanzung sorgt.

Man hält die Nordamerikanischen Anstalten für den äußern Schutz, für die sogenannte Pflicht das Vaterland zu vertheidigen, (Worte, deren Bedeutung die Vorstellung nachschleppen, als wenn innere Angriffe auf das Vaterland

unmöglich seyen,) ziemlich allgemein für musterhaft. Unläugbar haben sie auch viel Lobenswerthes. Allein den Geist alter Völker, denen für die Entwickelung der Menschheit nichts gefährlicher schien, als die Dauer von Verhältnissen des unbedingten Gehorchens und des unbedingten Befehlens, sucht man vergebens. Diejenige Richtung, worin das Militair sich als Selbstzweck betrachtet und dem Zwecke des Ganzen als eine Kaste entgegentritt, ist auch in Nordamerika bekannt, und es würde bloß auf die Zahl ankommen mehr bemerkbar zu werden. Ueberhaupt träume man nur nicht, als ob der Geist von stehenden Heeren in Freistaaten anders sey als in Monarchien. Das einfache Gesetz, daß außer dem Kriege kein Bewohner des Staates länger als eine beschränkte Zeit, etwa 5 — 6 Jahre, Soldat seyn dürfe, würde allen Besorgnissen abhelfen. Aber ich weiß nicht, daß es je vorgeschlagen worden. Das Studium der Kriegskunst in die allgemeine Erziehung zu verflechten, ein solcher Antrag würde auf dasselbe Hinderniß stoßen, worauf jede Forderung einer längern Hirnthätigkeit stößt. Man muß sich wundern, daß der lebhafte Streit, ob Jackson sich zum Präsidenten der Republik eigne, nicht zur näheren Prüfung dieser Schwäche des Staatsmechanismus bringt. Es sind doch so Viele hier, die den Livius lesen, der umständlich berichtet, welche Wirkung das militärische Leben sogar auf einen Scipio und einen Hannibal gehabt hat. Hannibal gesteht selbst (zu seiner Entschuldigung, als ihn sein Eifer fortriß, in der Volksversammlung einen ihm widersprechenden Bürger zu stürmisch anzufahren), daß er die bürgerlichen Tugenden in seinem kriegerischen Leben nicht erworben habe. Ich meine, wenn solche Geister die übeln Folgen empfanden, so könnten auch die Generale der neuern Zeit wohl nicht ganz frei davon bleiben.

Uebrigens wird in keinem Lande der Erde mehr auf Erziehung und Unterricht gehalten, als in den V. St. Aber wer beschäftigt sich denn hier mit der Erziehung und dem Unterrichte? Antwort: niemand als wer dafür gedungen und bezahlt wird, just wie in Europa. Man würde völlig irre werden an dem,

der von den ersten Personen, von Staatsmännern z. B., verlangen wollte, was die Weisen der Vorwelt thaten, die in regelmäßigen öffentlichen Zusammenkünften mit jüngern und ältern Männern die Früchte ihres stillen Denkens durch lebendige Vorträge nutzbar zu machen strebten.

Das Religiöse wird von der neuern Politik noch mehr dem Zufalle überlassen. Die neuere Politik hat mit dem Spruche von der Unabhängigkeit des Weltlichen und Geistlichen von einander, ihre Selbstständigkeit errungen, und darum hält sie sich ängstlich an diesem Satze als an einem Fundamente. Sich das Staatsleben so zu denken, daß es auf dasselbe hohe Ziel gerichtet sey, was das menschliche Leben überhaupt als sein höchstes Ziel erkennt, und am wenigsten das Verhältniß zur Gottheit davon auszuschließen, so etwas war von den Trägern der neuern Cultur bisher nicht zu erwarten. In der ganzen Christenheit konnte wie gesagt, die Volksentwickelung seit einigen Jahrhunderten nur weiterschreiten mit der allmähligen Schwächung des religiösen Einflusses. Es befand sich dieser Einfluß in dem Besitze einer Kaste, die wohl das Weltliche sich unterwürfig zu machen Lust hatte, aber keineswegs mit dem Weltlichen sich zu einem gemeinsamen Zwecke zu verschmelzen, d. h. als Kaste unterzugehen. Anderer Seits fiel es auch den Repräsentanten der weltlichen Macht nie ein, sich der religiösen Verhältnisse so zu bemeistern, wie die Politiker der alten Völker thaten. Gegenwärtig ist es nun dahin gediehen, daß der religiöse Einfluß nichts mehr vermag, so daß in den höhern Ständen niemand mehr an einem eigentlichen Cultus hängt, und daß in der ganzen Europäischen Christenheit das Gegentheil auf Schwärmerey oder Rohheit bezogen wird. In Nordamerika achtet man es für das Beste, im öffentlichen Leben das Religiöse gar nicht zu berühren, mithin Alles dem Familienleben (und dem Zufalle) anheimzustellen. In Europa hingegen, wo das Familienleben nicht den ruhigen Gang hat wie hier, ist es trotz der nämlichen instinctartigen Neigung der Politiker, zu einer so gänzlichen Isolirung selbst in den protestantischen Ländern nicht gekommen. Aber

darin, daß der Prieſterdienſt eben ſo als Berufsſache gilt wie der Richterdienſt, iſt es überall gleich.

Es läßt ſich ohne beſondere Steigerung der Wünſche ein Zuſtand denken, wo die Reichſten auch die Beſterzogenen ſind, und wo die Erziehung ſowohl die Kunde des Rechtes und der Geſetze, als des Kriegsweſens, ſowohl mediciniſche Kenntniſſe als eine religiöſe Weihe umſchließt. In einem Volke, wo das zuträfe, würden, wenn auch nicht jeder reich und gebildet ſeyn könnte, doch die ärmeren und unwiſſenden Glieder an den reichen und unterrichteten Stützen finden, die ihnen unentgeltlichen Beiſtand leiſteten bey Verhandlungen über Recht und Unrecht, die ſie beriethen in Krankheiten, der Dürftigkeit mit ihrem Ueberfluſſe begegneten, die im Kriege ſie leiteten und im Vertrauen auf ein höchſtes Weſen ihnen ſtets vorangehend ſich zur Stärkung in dieſem Vertrauen von Zeit zu Zeit mit ihnen von dem gewöhnlichen Taumel des Lebens iſolirten. Das Ganze würde ſo aus Gruppen beſtehen, die durch Patronats-Verhältniſſe um ſo feſter verkettet ſeyn müßten je edler die Patrone wären, mithin je redlicher und ausdauernder die Patrone wieder vereint nach dem einen gemeinſamen Ziele der Menſchheit ringen würden. Mit dieſem erreichbaren Ideale vergleiche man den Zuſtand einiger alten Staaten, und ſehe zu, wie derjenige, welcher unter den neuern als der beſte gilt, d. h. der Zuſtand der Nordamerikaner ſich dazu verhält. Kann es etwas Lockereres geben, als wo der Dürftige den Schutz gegen Unrecht ſo gut zu bezahlen hat, als die Hülfe in Krankheiten? und ſelbſt im Religiöſen bald für Taufen, bald für Heirathen Geld ſpenden muß, was er weit mehr nöthig hat als der Prieſter, der es empfängt? wo er im Sterben noch durch die Gedanken gequält wird, daß ſogar der Leiche bloß wegen Mangel an Geld nicht die Beachtung werde zu Theil werden, die dem Abſchiede eines armen Mitbruders nicht minder gebührt als dem, deſſen Leben in Pracht und Freuden dahinfloß? Darum wiederhohle ich zum Schluſſe den Satz: an dem Glücke der Nordamerikaner iſt die Weisheit der Menſchen nicht

mehr Schuld als an ihrem Klima; es sey denn, daß man das, was die Jugend in den Europäischen und Amerikanischen Lehranstalten und ihren kurzen Lehrcursen erringt, Weisheit nenne *).

---

*) Während dem Drucke dieses Werkes hat sich der Staat Süd-Carolina gegen den Bund aufgelehnt, und in Europa wie in Amerika erschallen wieder die alten Verkündungen des nahen Unterganges der Republik. Es ist kein Zweifel, daß Viele darin einstimmen, weil sie es wünschen. Allein es gibt noch mehr, die es fürchten, und daran ist nichts Schuld als die Unklarheit über die eigentliche Basis des Zustandes der Nordamerikaner. In Europa vermögen die Organe des öffentlichen Lebens deshalb so viel, weil sie dort weit weniger entbehrlich sind, weil die Masse sich selbst überlassen sofort in wilden Gräuel verfallen würde. In Nordamerika gibt es unter diesen Organen zwar keine andere Köpfe, als wie sie die höheren Bildungsanstalten auch in Europa liefern, und das Familienleben muß sich den Eigenheiten der Beamten, insofern es ihrer einmahl bedarf, in Manchem fügen. Es ist ihnen nicht verwehrt, prunkende und lärmende Reden zu halten, so wenig als den Priestern das Toben auf den Kanzeln. Auch können sie ihre Stellung zu vielen Störungen gebrauchen und sich dabey an der Einbildung laben, daß das ganze Glück des Landes von ihnen abhänge. Allein wenn sie es zu arg treiben, so macht eine einfache Reaction des Familienlebens der Täuschung ein Ende. So wird es insbesondere mit den Händeln von Süd-Carolina gehen. Die gesunden Familien dieses Staates selbst werden ihre öffentlichen Organe verläugnen, sobald die Sache ernstlich das Familienleben berührt, und die gesunden Familien der andern Staaten werden sie gegen die Schwindler und Intriguanten, deren es überall gibt wo Europäer sind, leicht schützen. Der Tarif ist allerdings ein Gegenstand der Beschwerde; aber das Mittel dagegen ist unendlich schlimmer; und der Mehrheit der Familienhäupter sämmtlicher Staaten kann es, bey ihrer sichern häuslichen Basis, nicht so sehr an Besonnenheit fehlen, das Band, was sie zu einem großen Ganzen vereint, leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. So drückend der Tarif auch ist, der Grad von Aufregung, welcher sich in Süd-Carolina äußert, ist doch nur aus wilder Leidenschaft und Aufwiegelung erklärbar. Wie sollte man sonst so gänzlich verkennen, daß niemanden mehr an an dem schützenden Bunde gelegen seyn muß, als eben den weißen Bewohnern der südlichen Staaten, denen von ihren

Nur der Dünkel kann solche Aeußerungen übelnehmen; nur diesen kann es kränken, wenn man das Gute, was der Himmel auf andere Weise den Menschen beschеert, nicht vorzugsweise ihren Verdiensten, und insbesondere ihrer großen Einsicht beimißt. Indeß ist es in den V. St. so gewöhnlich auf eine Ueberschätzung ihrer politischen Entwickelung zu treffen, als in Europa auf die geringschätzenden Sprüche »die Amerikaner haben keine Geschichte; es geht dort Alles nach Geld, u. s. w.« Dem Einen wie dem Andern liegt eine jämmerliche Unkunde von dem, was überhaupt menschliche Entwickelung und Cultur ist, zum Grunde. Es gibt nur *eine* neuere Cultur, und wer über die Cultur in Nordamerika entscheiden will, der muß dasselbe wissen, was zur Beurtheilung der Cultur eines christlichen Volkes in Europa gehört. Eine

---

Sclaven bald das Loos der Franzosen von Domingo bereitet werden könnte?

Hiebey erinnere ich mich eines Vorwurfes, den ich neulich las, daß in N. A. nicht so viel für die Versorgung der Armen geschehe als in Europa. Auf das Innere paßt dieser Tadel unstreitig; wenn es nur nicht gerade ein *Vorzug* wäre, wogegen er sich kehrt. Weil man im Innern so gut fortkommen kann, darum ist die Armuth dort weit verdächtiger als in Europa. Zum Andern ist es in Nordamerika das sich selbst überlassene individuelle und Familien-Leben, woraus alles Heil hervorgeht, und wo es so steht, da darf man nicht das Vormundschaftliche erwarten, was in Europa stäts geneigt ist, aus dem *öffentlichen* Leben in das individuelle und Familien-Leben einzugreifen. Nordamerika ist ein Gebiet für Sprößlinge, die zum Verpflanzen in einen größern Kreis reif sind. Wer nicht auf *eignen* Füßen stehen kann, der bleibe ja weg. Wer es vermag, der befindet sich sicher besser darin, als in der östlichen Hemisphäre. Daraus läßt sich die Lehre ziehen, daß man keinem, der unfähig ist, ein regelmäßiges Leben zu führen, zur Auswanderung rathen solle, wenn man nicht etwa vorhat, ihn rasch seinem Untergange zuzufördern. Und für die Leidenschaftlichkeit und Unerfahrenheit der Jugend ist der Kreis nicht minder gefährlich, weshalb sie nicht ohne einen guten Lenker hingesendet werden sollte. Man wolle doch ja nicht aus meiner Schilderung der Anerbietungen der Natur das Gegentheil folgern!

Geschichte, die nicht in Verbindung ist mit der Cultur, ist auch von keinem besondern Werthe. Darum kann man den Amerikanern so wenig vorwerfen, daß sie aus der Geschichte der Europäer, als daß sie aus deren Cultur herausgetreten seyen. Die Beurtheilung der Nordamerikanischen Cultur muß völlig so von den beiden Elementen der neuern Europäischen Entwickelung (dem Germanischen und Römischen) ausgehen, als die Beurtheilung der Britischen, der Französischen, der Italienischen oder der Deutschen. Die Entwickelung sämmtlicher christlichen Völker in Europa hat nicht nur von denselben Wurzeln begonnen, sondern sie hat auch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit so ziemlich gleichen Schritt gehalten; und der gegenwärtige Cultur-Zustand dieser Völker unterscheidet sich weniger durch Höhe und Tiefe als durch Gesundheit und Krankheit. Wer die Entwickelung der Deutschen und ihr Leben in Europa mit der Entwickelung und dem Leben der Nordamerikaner vergleichen will, der muß sich vorläufig mit der Entwickelungsgeschichte der neuern Europäer im Allgemeinen befassen, und dafür wüßte ich keine bessere und leichtere Methode, als sich auf das Genauste mit den beiden Elementen bekannt zu machen, d. h. genau das Leben der alten Germanen kennen zu lernen, und nicht minder sorgfältig das Leben im sinkenden Römerreiche. Erst dann läßt sich deren Wirkung auf einander und deren Verschmelzung mit einander so verfolgen, daß die neuere Zeit einen Aufschluß über sich selbst in der alten findet, wie ihn bisher kein gedrucktes Werk geliefert hat.

Ich habe vor, meine Ansichten darüber einst ausführlicher niederzuschreiben. In diesem Tagebuche muß ich indeß so viel davon erwähnen, als ich bey den täglichen Gesprächen über Amerika und Europa zu gebrauchen pflege. Es kann doch, falls auch nichts Anderes hinzukommen sollte, einiger Maaßen zur Erklärung der Brille dienen, womit ich die Vergleichung des Amerikanischen und Europäischen angestellt habe. Daß ich das Tagebuch nach

meiner Rückkehr nicht im Pulte verschlossen halten, sondern es, wenn auch nur theilweise, in den Druck geben werde, darüber schwanke ich nicht mehr.

Es hat mir beym Streben nach einem treuen Bilde von dem Gange der neuern Entwickelung, nach langer Prüfung der Einzelnheiten, für die Beherrschung des gesammten Stoffes unerläßlich geschienen, das Germanische Element als das keimliche und das Römische als das reizende zu betrachten. Bey jeder Entwickelung drängen sich nämlich die Vorstellungen auf von einem Etwas, das entwickelt wird, und von einem andern Etwas, das zur Entwickelung reizt. Von der Entwickelung der neuern Europäer kann man nun sagen, daß jenes Etwas Germanisch und dieses Etwas Römisch war. Damit soll aber nur für den ersten Anhalt der Gedanken gesorgt werden, weshalb den näheren Bestimmungen und Einschränkungen nicht im Geringsten vorgegriffen wird. Ich sage also, um zur leichten Uebersicht über das große Gebiet zu gelangen, betrachte man das Germanische Element, (ohne sich vorläufig weiter auf dessen Eigenschaften einzulassen) als den Vorrath von Kraft, welcher ursprünglich in den Entwickelungsproceß kam und denselben, wie Oehl und Docht die Lichtflamme, ernähren mußte.

Wie wenig dieser Anhalt auf müßige Schul-Speculationen zielt, wie schnell er vielmehr zu practischen Aufschlüssen führt, ergibt sich, wenn man allein von ihm geleitet eine Reise durch die Europäischen Länder macht, ihn gleichsam als alleinigen Maaßstab der Beurtheilung gebraucht. Vollkommen passen kann er nur auf die Länder, wo die Volksmasse (die, alle Gleichnisse beseitigt, wirklich dasjenige ist, was zur Entwickelung gedieh) durchaus Germanisch geblieben ist, wie auf Deutschland und Scandinavien. Zu der Bevölkerung von Deutschland und Scandinavien verhielt sich das Römische Element stäts nur als Reiz; weil die einzelnen Römer, welche sich persönlich unter sie gemischt haben, bloß als Lehrer, Priester oder Politiker dafür von Bedeutung gewesen sind. Weniger passend ist der

Anhalt für Frankreich, wo die Germanische Volksmasse mit vielen Römern untermischt wurde, wie ein Jeder zugeben wird, der Gallien nach einer dreyhundertjährigen Herrschaft der Römer als romanisirt betrachtet. Je mehr Römer in einem Lande mit den Germanen zusammenflossen, desto unpassender wird er. Dennoch bleibt er sehr brauchbar für die erste Anlehnung der Gedanken über die sogenannten National-Verschiedenheiten; da man berechtigt ist, desto mehr an der Stärke und Reinheit des Entwickelungsstoffes zu zweifeln, je geringer die Zahl der eingewanderten Germanen gegen die alte Römische Bevölkerung war. Indeß um dieser Vermuthung ihren wahren Werth zu verschaffen, ist es nöthig, auf die Nacheinanderfolge der verschiedenen Germanischen Einwanderungen Bedacht zu nehmen; indem sich ohne breite Erörterungen leicht begreift, daß die jugendliche Kraft der ersten Einwanderungen fast gänzlich in dem Schlamme des Römischen Verderbnisses untergehen mußte, und nur nachdem Lagen auf Lagen nachrückten, die letzten sich endlich oben halten konnten. So gingen z. B. die Vandalen im Römischen Afrika unter, die Ostgothen und andere Germanische Stämme in Italien, und wären den Ostgothen in Ober-Italien nicht Longobarden nachgefolgt und nach Unter-Italien keine Normänner gekommen, so würde es in der ganzen Halbinsel noch schlechter um den Entwickelungsstoff aussehen, als es wirklich aussieht. In Spanien wurde die Germanische Kraft der Westgothen ebenfalls sehr mit Römischem Blute versetzt. Und wenn man sich auch dem Gedanken überlassen wollte, daß dort das Verderbniß nicht so arg gewesen als in Italien, so gab es doch der schädlichen Reize viel zu viel, als daß die erste Lage der Einwanderer nicht sehr hätte leiden sollen. Wahrscheinlich haben die Kämpfe mit den Saracenen noch am meisten zur Erhaltung der Kraft beygetragen, welche jüngst durch Napoleon und die Franzosen aufgeregt worden ist. Im südlichen Frankreich fand eine ähnliche Mischung der Germanen mit den Römern statt. Neben den Westgothen ließen sich die Bur-

gunder nieder, und daß dort von dem Germaniſchen ſich weniger erhalten hat, als im nördlichen Frankreich, wo als neue Lagen die Franken und noch ſpäter die Normannen einwanderten, zeigt ſich deutlich jedem Betrachter des heutigen Zuſtandes der verſchiedenen Striche.

Es iſt wahr, die Geſchichtſchreiber ſind ſehr unbeſtimmt und ſchwankend über das Zahlenverhältniß der Eingewanderten zu den Römern. Allein für den Grad von Beſtimmtheit, der zu einer allgemeinen Anlehnung der Vorſtellungen nöthig iſt, gibt ein anderes Dokument einen ſicherern Aufſchluß, als von irgend einem geſchriebenen Werke zu erwarten wäre. Ich meine die Sprache. An der verſchiedenen Miſchung der Römiſchen und Germaniſchen Sprache läßt ſich eine Scale für die Miſchungen der Völker entdecken, die für meinen Zweck vollkommen hinreicht; d. h. aus dem Verhältniſſe des Germaniſchen und Römiſchen Stoffes in den Sprachen, läßt ſich das Verhältniß der mit einander verſchmolzenen verſchiedenen Volksmaſſen genau genug entnehmen.

Auch Britannien war romaniſirt (wenn gleich nicht ſo wie Gallien), als die Germaniſchen Einwanderungen begannen. Aber dort folgten noch mehr Einwanderungen in verſchiedenen Perioden auf einander als im nördlichen Frankreich, und wären die Franzöſiſchen (ſchon ziemlich romaniſirten) Normänner nicht hingekommen, ſo würde wohl jede Spur der Römer der vereinten Einwirkung der Germaniſchen Einwanderer, der Caledonier und der Iren unterlegen haben. Dennoch hat die Engliſche Sprache (in der die neu-adoptirten Lateiniſchen Wörter von den urſprünglichen wohl zu unterſcheiden ſind) weit weniger von der Römiſchen als die des nördlichen Frankreichs.

Die Sprache gibt auch das äußerſte Licht über die Wirkung des Römiſchen Elementes in den Ländern, wo es lediglich als Reiz erſchien, d. h. wo die Volksmaſſe an ſich mit keinen Römern verſetzt worden iſt. In der heutigen deutſchen finden ſich mehr Römiſche Wörter, als man beym erſten Blicke glauben ſollte. Ich rede nicht von denjenigen, die man recht gut durch Germaniſche Wörter ausdrücken

kann, sondern von solchen, die den Germanischen Wörtern selbst gleich, zum Kerne unserer Sprache gezählt werden. Es ist klar, daß wenn ein Volk von einem andern eine Sache erhält, die ihm früher ganz fremd war, es mit der Sache gewöhnlich auch den fremden Namen annimmt. So haben die Europäer manche neue Wörter von den rohesten Horden, wie von den Indianern viele Namen der Amerikanischen Naturproducte, angenommen; und sogar (nach Varro) die Römer von den Germanen das Wort Lanze. Die Germanen fanden aber bey den Römern gewiß nicht wenig, was ihnen neu war. In den Rheingegenden wird die Pflugschaar Kolter genannt, was offenbar das Römische culter ist. Es würde albern seyn, an die mit der Religion zusammenhängenden Wörter zu erinnern, wie an Messe, Hostie, Oblate, Dom, Kloster, Tempel, Bischoff, Mönch, Pfaff (papa, Pape, Paf, Pfaff) u. s. w.; da gerade das Religiöse die Hauptseite an dem Römischen Elemente war und blieb. Manche Thiere, welche die Germanen durch die Römer kennen lernten, haben aus dem Lateinischen stammende Namen, wie der Esel oder Assel in der alten Sprache (asellus), das Kameel (camelus), der Strauß (struthio), der Löwe oder Leu, (leo), der Tiger (tigris), der Panther, der Elephant; wogegen die Namen, Bär, Hund und Wolf so wenig Römischen Ursprungs sind, als die Thiere selbst den Germanen ursprünglich fremd waren. Auch über das Entstehen und die Veränderung bestimmter Lebensverhältnisse, insbesondere die geselligen Einrichtungen, würde sich aus der Sprache bedeutender Aufschluß ziehen lassen. Wissen wir doch, wie viele Italienische Wörter in die Deutsche Handelssprache übergegangen sind, weil die Deutschen von den Italienern den Handel selbst in seinen gegenwärtigen Formen kennen gelernt haben. Indeß bleibt mir keinesweges unbeachtet, daß manche Uebereinstimmungen unserer Sprache mit der Römischen und der Griechischen nur durch eine gemeinsame Abstammung der Völker zu erklären sind, und daß die ganze Richtung nicht weiter verfolgt werden kann, ohne Sprachforschungen, worauf ich nicht vorbereitet bin. Eben bey den

Wurzelwörtern ist die größte Vorsicht nöthig, um nicht von einem Uebergange aus einer Sprache in die andere abzuleiten, was von einer gemeinsamen Abstammung herrührt. Man findet zwischen der Lateinischen und Deutschen Sprache eine Uebereinstimmung in der Bezeichnung der gewöhnlichsten Gegenstände, und wer dieß nicht von einer gemeinsamen Stammsprache ableiten wollte, der würde der aberwitzigen Erklärung verfallen, daß die Germanen für die alltäglichsten Sachen die Bezeichnung von den Römern hätten lernen müssen. Man nehme z. B. die Wörter: Gras und gramen, Meer und mare, Flamme und flamma, Nase und nasus, Bart und barba, Ohr und auris, Käse und caseus, Korb und corbis, lang und longus, enge und angustus, catena und Kette, Nebel und nebula, cella und Keller, ager und Acker, Fisch und piscis, rota und Rad, Wall und vallum, gustare und kosten, rapere und rauben. Etwas mehr Denken mag zur Bildung des Wortes »Frucht«, als einer Abstraction, gehören und so könnte man vielleicht geneigt seyn, die Uebereinstimmung mit dem Lateinischen fructus von der Bekanntschaft der Germanen mit den Römern abzuleiten, wie auch die Uebereinstimmung von Uhr und hora (als von einer künstlichen Zeiteintheilung entsprungen). Doch ich wiederhohle, daß ich die Verfolgung des vorgeschlagenen Weges Andern überlassen muß.

Zur vollständigen Uebersicht dürften die Slavischen Völker nicht vergessen werden. Die Slavischen Stämme südlich der Donau wurden eben so mit Römern untermischt, als die Germanen in Frankreich. Aber auf die übrigen Slaven hat das Römische Element (meist von dem Griechischen Kaiserthume aus) auf eine ähnliche Art gewirkt als auf die Deutschen, d. h. als bloßer Reiz. Jedoch haben die Slavischen Völker in Polen und Rußland den östlichen Germanischen Völkern mehr zu verdanken, als den Griechen. An der Ostsee und auch im Innern von Rußland waren die Germanischen Einwanderungen von den wichtigsten Folgen. Selbst Rurik und seine Waräger (wovon das Russische Reich herstammt) waren ja Germanen (Normänner). Die Bedeutung, welche das

Wort Slave, das ursprünglich der Ruhm heißt, durch dasselbe Verhängniß, welches alles, was der Mensch zu erheben trachtet, bis auf die Zeichen der Sprache dafür, geflissentlich niedertritt, bey den Deutschen erlangt hat, wird niemanden verleiten, die Eigenschaften der Slavischen Völker als den Gegensatz der Germanischen Tugenden zu denken. Die kriegsgefangenen Slaven wurden von den Germanen als Knechte behandelt und einzig dadurch ist das Wort Slave dem von Knecht gleich geworden, wie in Paris ein Thürhüter ein Schweizer heißt. Die Slavischen Völker gaben den Germanen an Tugenden wenig nach; und wenn es wirklich wahr ist, daß eine große Masse des Russischen Volkes in der Knechtschaft ausgeartet erscheint, so muß dieß dem zweihundertjährigen Drucke der Mongolen beigemessen werden, die vom Anfange des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. ununterbrochen über die Russen eine Herrschaft übten, wie sie nur von rohen Nomaden zu fürchten ist.

Nach einem solchen Versuche, sich in dem Gebiete der neuern Geschichte im Allgemeinen zu orientiren, wäre der nächste fernere Schritt die Betrachtung jedes der beiden Elemente an sich.

Bei dem großen Vorrathe an Lehrbüchern sollte man glauben, daß diese Betrachtung leicht seyn müsse, und daß man nur irgend ein Werk über die alten Römer und über die Germanen zur Hand zu nehmen brauche. Es könne sogar nicht fehlen, daß über das Resultat der Vereinigung beider Elemente bereits alles gedruckt worden, was sich überhaupt, durch Forschen nach den einzelnen historischen Daten und durch Construirung dieser Data, herausbringen lasse. Aber wer sich rasch überzeugen will, wie sehr eine solche Voraussetzung täuscht, der besinne sich nur eine geringe Weile über die Fragen: Wie stehts denn um die Gegenwart? Welches sind ihre wesentlichen Züge (Merkmahle)? Was ist ihre Richtung? Was muß beschlossen, was ausgeführt werden?

Als ich mir diese Fragen zuerst selbst aufwarf, als ich mich

zuerſt bemühte, einen gründlichen Aufſchluß über den Zuſtand und den Werth des heutigen menſchlichen Getriebes zu erlangen, da wendete auch ich mich mit Vertrauen an die Lehrbücher der Geſchichte. Aber ich traf leider bald auf die Erfahrung, daß gerade die, welche am ämſigſten in der Vergangenheit umherforſchen, ſich am wenigſten um die Gegenwart kümmern. Was nutzt die Wahrheit, daß die Geſchichte über die Gegenwart belehrt, wenn man die Geſchichte ſtudirt, ohne die Gegenwart eines ſchärfern Blickes zu würdigen? Wer die Geſchichte zur Belehrung über die Gegenwart gebrauchen will, der muß doch wohl vor Allem mit ſich zu Rathe gegangen ſeyn, über welche beſtimmte Punkte der Gegenwart man Aufſchluß zu ſuchen habe. Wer einen einzelnen Menſchen kennen lernen will, der muß nothwendig vorher mit ſich einig ſeyn, was zur Kenntniß eines Menſchen überhaupt gehört, und wenn er das mit dem Worte „Richtung oder Streben und Wollen", bezeichnet, ſo muß er, bevor er rückwärts in die Vergangenheit blickt, kennen lernen, was die Gegenwart von dieſer Richtung vorhält. Nur wegen der genauern Erklärung des in der Gegenwart Beobachteten hat er ſich an die Vergangenheit zu wenden. Ganz dieſelbe Methode iſt zu befolgen, um eine Geſammtheit von Menſchen, ein Volk kennen zu lernen. In welchem Buche iſt nun aber das von der Richtung der neuern cultivirten Völker angegeben, was die Gegenwart davon vorhält? Wo ſind die dieſe Richtung beſtimmenden Intereſſen auseinandergeſetzt? Man ahnete bisher nicht einmahl, welche Vorbereitung einem ſolchen Unternehmen vorhergehen muß. Wer über die Natur eines einzelnen Menſchen urtheilen will, der muß eine allgemeine Kenntniß der menſchlichen Natur mitbringen. Kenntniß der menſchlichen Natur iſt aber nichts Anderes, als Kenntniß deſſen, was ſie bewegt und treibt. Eine Unterſuchung der menſchlichen Strebungen iſt es alſo was vorhergehen muß, und dazu gehört, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch die Unterſuchung, wie ſich dieſe

Strebungen nach und nach entwickeln. Die Strebungen sind die Wurzeln der Interessen, und es ist nichts als ein oberflächliches Geplauder, wenn man in politischen Versammlungen so Vieles von den Volksinteressen spricht, ohne über die Quellen aller Interessen in der menschlichen Natur sorgfältig nachgedacht zu haben. Ohne dieses Nachdenken ist es auch unmöglich, über den Rang der Interessen zur Klarheit zu kommen. Wenn es eine Entwicklung durch die Aufeinanderfolge der Generationen gibt, woran selbst der Blödsichtigste nicht zweifelt, so gehört zur allgemeinen Kenntniß der menschlichen Natur sowohl die Kenntniß der Entwicklungsbahn durch die Reihe der Generationen, als der Bahn, die sich in dem Leben jedes einzelnen Menschen (von der Kindheit bis zum Alter) abrollt. Wo ist nun jene Entwicklungsbahn beschrieben? Weder über das woran, noch über das womit das Fortschreiten zu messen sey, konnte ich Aufschluß finden. Ich mußte die Arbeit selbst unternehmen oder auf die Kenntniß des Zustandes der neuern Entwicklung verzichten.

Dieser Gedankengang brachte mich schon vor mehreren Jahren zu einer Untersuchung, welche ich unter dem Titel „über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten und die Strebungen der menschlichen Natur" zum Drucke gefördert habe. Ich kannte die Empfänglichkeit für die höchsten politischen Wahrheiten zu gut, als daß ich in der ersten Zeit eine besondere Wirkung davon erwartet hätte. Ich wußte sehr wohl, daß diejenigen, welche bisher in Europa für die Politik lebten, weder Neigung noch Muße hatten, darüber zu denken, und daß vorläufig nur auf ein wissenschaftliches Interesse zu rechnen sey; daß die Schrift mithin einstweilen nur so viel wirken werde, als sie in ihrer durchaus practischen Richtung in einer völlig unpractischen Gelehrtenwelt wirken könne. Ihre Bedeutung ist zwar von einigen berühmten Gelehrten gewürdigt worden. Allein ihr Einfluß auf die Welt kann erst mit einer größern Regsamkeit des politischen Lebens erfolgen. In der Recension der Leipziger

Literatur-Zeitung Jhrg. 1825 Seite 1111 heißt es, „das Werk werde durch sein speculatives Ansehen die Mehrzahl der Leser abschrecken.“ Ich sah dieß selbst voraus. Aber ich konnte es nicht ändern. Die Zeit muß darin helfen. Sobald die politischen Interessen die Köpfe mehr beschäftigen werden, wird man sich auch weniger abschrecken lassen; da ein Jeder erkennen muß, daß bei einer zu den letzten Fäden dringenden Behandlung ähnlicher Materien keine Art der Mittheilung des Denkens überheben kann. Fällt es doch niemanden ein, mathematische Schriften wie Zeitungsblätter zu lesen; und nur ein Thor würde fordern, daß alle guten Deutschen Bücher ihm leicht verständlich seyen, sobald er nur die Deutsche Sprache verstehe. Wie man sich auch sträube, man wird sich bequemen müssen, dem Wege, den ich in dem angeführten Werke gebrochen habe, nachzugehen. Er ist zwar offen, aber noch immer mühsam. Allein das Mühsame liegt vorzüglich in dem bisherigen Stande unserer Entwicklung. Was von Interessen sich nicht lebendig in uns regt, das vermögen wir auch nicht zu begreifen. Indeß da dieses Tagebuch sich zu jener Schrift zum Theil wie Anwendung zur Theorie verhält, so dürfte es deren Verständlichkeit immerhin sehr erleichtern können. Was sie über die Entwicklung durch die Reihe der Generationen darbietet, ist ohnehin zu kurz. Das Bemühen, mein Urtheil über die Cultur der Amerikaner, wie die neuere Cultur überhaupt, so zu begründen, daß es öffentlich bekannt gemacht zu werden verdiene, hat mich davon überzeugt; und ich werde Sorge tragen, daß insofern das gegenwärtige Tagebuch auch eine Ergänzung des Werkes über die Verschiedenheiten der Staaten heißen könne. Für jetzt beschränke ich mich auf die Aeußerung, daß das Wesentliche dieser Entwicklungsbahn eben jener Maaßstab der menschlichen Cultur ist, wovon in den frühern Blättern so oft geredet wurde, die Scale der menschlichen Vorbilder, wie sie mit den verschiedenen Entwicklungsstufen in den Köpfen der Menschen entstehen und deren Daseyn beherrschen.

Strebungen nach und nach entwickeln. Die Strebungen sind die Wurzeln der Interessen, und es ist nichts als ein oberflächliches Geplauder, wenn man in politischen Versammlungen so Vieles von den Volksinteressen spricht, ohne über die Quellen aller Interessen in der menschlichen Natur sorgfältig nachgedacht zu haben. Ohne dieses Nachdenken ist es auch unmöglich, über den Rang der Interessen zur Klarheit zu kommen. Wenn es eine Entwicklung durch die Aufeinanderfolge der Generationen gibt, woran selbst der Blödsichtigste nicht zweifelt, so gehört zur allgemeinen Kenntniß der menschlichen Natur sowohl die Kenntniß der Entwicklungsbahn durch die Reihe der Generationen, als der Bahn, die sich in dem Leben jedes einzelnen Menschen (von der Kindheit bis zum Alter) abrollt. Wo ist nun jene Entwicklungsbahn beschrieben? Weder über das woran, noch über das womit das Fortschreiten zu messen sey, konnte ich Aufschluß finden. Ich mußte die Arbeit selbst unternehmen oder auf die Kenntniß des Zustandes der neuern Entwicklung verzichten.

Dieser Gedankengang brachte mich schon vor mehreren Jahren zu einer Untersuchung, welche ich unter dem Titel „über die wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten und die Strebungen der menschlichen Natur" zum Drucke gefördert habe. Ich kannte die Empfänglichkeit für die höchsten politischen Wahrheiten zu gut, als daß ich in der ersten Zeit eine besondere Wirkung davon erwartet hätte. Ich wußte sehr wohl, daß diejenigen, welche bisher in Europa für die Politik lebten, weder Neigung noch Muße hatten, darüber zu denken, und daß vorläufig nur auf ein wissenschaftliches Interesse zu rechnen sey; daß die Schrift mithin einstweilen nur so viel wirken werde, als sie in ihrer durchaus practischen Richtung in einer völlig unpractischen Gelehrtenwelt wirken könne. Ihre Bedeutung ist zwar von einigen berühmten Gelehrten gewürdigt worden. Allein ihr Einfluß auf die Welt kann erst mit einer größern Regsamkeit des politischen Lebens erfolgen. In der Recension der Leipziger

Literatur-Zeitung Jhrg. 1825 Seite 1111 heißt es, „das Werk werde durch sein speculatives Ansehen die Mehrzahl der Leser abschrecken.“ Ich sah dieß selbst voraus. Aber ich konnte es nicht ändern. Die Zeit muß darin helfen. Sobald die politischen Interessen die Köpfe mehr beschäftigen werden, wird man sich auch weniger abschrecken lassen; da ein Jeder erkennen muß, daß bei einer zu den letzten Fäden dringenden Behandlung ähnlicher Materien keine Art der Mittheilung des Denkens überheben kann. Fällt es doch niemanden ein, mathematische Schriften wie Zeitungsblätter zu lesen; und nur ein Thor würde fordern, daß alle guten Deutschen Bücher ihm leicht verständlich seyen, sobald er nur die Deutsche Sprache verstehe. Wie man sich auch sträube, man wird sich bequemen müssen, dem Wege, den ich in dem angeführten Werke gebrochen habe, nachzugehen. Er ist zwar offen, aber noch immer mühsam. Allein das Mühsame liegt vorzüglich in dem bisherigen Stande unserer Entwicklung. Was von Interessen sich nicht lebendig in uns regt, das vermögen wir auch nicht zu begreifen. Indeß da dieses Tagebuch sich zu jener Schrift zum Theil wie Anwendung zur Theorie verhält, so dürfte es deren Verständlichkeit immerhin sehr erleichtern können. Was sie über die Entwicklung durch die Reihe der Generationen darbietet, ist ohnehin zu kurz. Das Bemühen, mein Urtheil über die Cultur der Amerikaner, wie die neuere Cultur überhaupt, so zu begründen, daß es öffentlich bekannt gemacht zu werden verdiene, hat mich davon überzeugt; und ich werde Sorge tragen, daß insofern das gegenwärtige Tagebuch auch eine Ergänzung des Werkes über die Verschiedenheiten der Staaten heißen könne. Für jetzt beschränke ich mich auf die Aeußerung, daß das Wesentliche dieser Entwicklungsbahn eben jener Maaßstab der menschlichen Cultur ist, wovon in den frühern Blättern so oft geredet wurde, die Scale der menschlichen Vorbilder, wie sie mit den verschiedenen Entwicklungsstufen in den Köpfen der Menschen entstehen und deren Daseyn beherrschen.

Vierzigster Auszug.

Es war eine unbeschreibliche Spannung, worin ich mich vor drei Jahren den Amerikanischen Küsten näherte. Fast noch größer ist die, worin ich jetzt den Küsten von Europa entgegenblicke. Mächtig ist das Band der Heimath. Aber mächtiger ist das Band eines ganzen Welttheiles, den wir als die Stätte unserer durch viele Jahrhunderte laufenden Entwicklung betrachten und insofern als die Erzeugerinn von allem, warum das Erdenleben für uns Werth hat, in desto wärmerer Erinnerung umhertragen, je weiter wir uns davon entfernen. Morgen werde ich die westlichste Spitze von Britannien wiedersehen. Es umgeben uns schon eine Menge Schiffe, die von Spanien, von Italien, aus der Levante, nach Holland und England eilen. Welch ein Contrast zwischen dem Leben mitten unter diesen Segeln und der schauerlichen Einsamkeit, worin wir uns im fernen Ocean befanden! Wahrlich man sollte Europa schon deswegen verlassen, um die Aufregung kennen zu lernen, worin man sich ihm wieder nähert, nachdem man Jahrelang durch große Meere davon geschieden gewesen ist. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Seemänner schwer von ihrer Lebensweise zu trennen sind. Ich verstehe das jetzt vollkommen. Wo kann sich ein Reiz mit demjenigen vergleichen, so leicht aus einem Klima in das andere, aus den furchtbarsten Wildnissen in die Eilande der Lust und Freude, von den Gebilden der Europäischen Cultur zu den Stätten der Neger und den Pyramiden der Termiten zu gleiten? Auch mein Schiffscapitain hat es einmahl versucht, ein Landmann zu werden. Er kaufte sich ein Gut in Connecticut. Aber er hielt es nur wenige Jahre aus. Er mußte zurück aufs Meer. Er ist erst 32 Jahre alt,

hat aber bereits Vielerlei erlebt. Voriges Jahr ist er in Portugal gewesen, woher er Salz nach den V. St. hohlte. Salz ist eine gefährliche Ladung, weil es so leicht naß wird, und dann das Schiff durch seine Schwere in den Abgrund drückt. Im September herrschen an der Küste der V. S. überaus heftige Stürme *) und dieser Monat ist deshalb von den Schiffern ziemlich gefürchtet. Die Rückfahrt von Portugall fiel in den September, und man war kaum in der Nähe des Golfstromes, als sich ein Unwetter erhob, das mehrere Tage hindurch das Schiff mit dem Untergange bedrohte. Der Kapitain liefert mir eine erschütternde Schilderung seiner damahligen Lage. Er habe die kühnsten Matrosen nicht mehr in die Masten bringen können, und selbst hineinsteigen müssen. Mehrmahls sey man im Begriff gewesen, die Masten niederzuhauen, damit der Sturm das Fahrzeug nicht an dem Takelwerke umreiße. Er habe einen vortrefflichen Steuermann (mate) von etwa 23 Jahren gehabt. Derselbe sey unablässig auf dem Verdecke beschäftigt gewesen, bis plötzlich sich eine Welle über das Schiff ergossen und in einem Augenblicke das Geländer, die Nothschaluppe (welche auf dem Verdecke befestigt zu seyn pflegt) sammt dem guten Steuermanne fortgerissen habe, ohne die geringste weitere Spur. Am dritten Tage des Sturmes sey in der Ferne ein kleines Fahrzeug (ein Schooner) als ein völliges Spiel der Wellen bemerkt worden. Ungeachtet der eigenen Noth habe er es doch nicht über sich vermocht, dessen Zustand ungeprüft zu lassen. Mit Mühe sey er ihm nahegekommen, wo er dann fünf Personen auf den Knieen in einer betenden Stellung angetroffen. Es habe sich als ein vom Sturme verschlagener Küstenfahrer ausgewiesen, dessen Lenker von der Fahrt auf offenem Meere wenig verstanden, und gar nicht mehr gewußt hätten, wo sie sich befunden. Ihre Resignation sey

*) Die Auswanderer haben darauf zu achten. In Europa kommen die Aequinoctialstürme später.

der Art gewesen, daß sie nicht das Mindeste von den Gütern hätten mitnehmen wollen, nicht einmahl ihre Koffer. Indeß habe er außer diesen noch einen großen Theil des theuern Takelwerkes für sie gerettet. Das Schiffchen selbst habe er zurücklassen müssen, weil er keinen Mann zu dessen Lenkung entbehren gekonnt. Später sey noch einer der Geretteten beym Aussteigen ans Land durch Unvorsichtigkeit ertrunken.

Die Fahrt ging dieß Mahl ziemlich rasch. Wir sind heute 26 Tage auf dem Meere. In der Cajüte hängt ein Compaß an der Decke. Sobald sich Morgens die Augen öffnen, fallen sie wie instinctartig auf dieses räthselhafte Werkzeug. Die erste Frage an den Stuart ist nach dem Winde, und wenn es heißt „a fine breeze sir!" so wird das Frühstück mit einer Heiterkeit verzehrt, als ob ein Frühlingslüftchen, was breeze in der Seemannssprache nicht ist, alle Sorgen zerstreut hätte.

Ich habe wieder heftig an der Seekrankheit gelitten, dem durch ausleerende Arzneien und einen starken Aderlaß vor dem Einschiffen wohl vorzubeugen gewesen wäre. Der Capitain hatte einen großen Vorrath Essig-Gurken, den ich ihm rein aufgezehrt habe. Vierzehn Tage lang mochte ich nichts Anderes genießen, als solche Gurken mit rohem Schinken, Apfelschnitzen, (Westindische) Pomeranzen, und Honig- und Pfefferkuchen. Der Sardellen-Vorrath war leider zu geringe. Es waren fünf Passagiere im Schiffsraume. Diesen konnte es an Platz nicht fehlen und dennoch klagten sie über übele Luft. Daraus ist zu schließen, wie die Lage derer seyn muß, die zu Hunderten zusammengedrängt sind. Solche Passagiere sollten ja einen guten Vorrath Cölnischen Wassers und Schwefelnaphtha mitnehmen, welche Mittel überaus nützlich sind, wo die chemische Räucherung (mit Chlorkalk) nicht füglich anzubringen ist. Außerdem sollte jeder ein Säckchen mit aromatischen Kräutern, wie Lavendel, Krausemünze, Pfeffermünze u. s. w., wenn auch bloß zur Unterlage unter das Kopfkissen, besitzen. Es ist fast keiner, der nicht Neigung zu säuerlichen Getränken hätte, und deshalb darf guter

Weineſſig nicht fehlen. Die Cajüten-Paſſagiere finden ihn zwar vorräthig; aber die Paſſagiere der ſchlechtern Plätze müſſen für Dergleichen ſelbſt ſorgen. Säuerliches Bier (wie das Bacharacher) iſt den Meiſten ein wahres Labſal. Wer damit umzugehen weiß, dem leiſtet auch die Schwefelſäure mit ächtem Franzbranntweine vortreffliche Dienſte; und zur Aufrichtung der erſchlafften Verdauung nach der Seekrankheit ſind einige Tropfen Cajaput-Oehl (etwa 1 bis 2 auf Zucker täglich 3 bis 5 Mahl) ſehr heilſam.

Geſtern begegnete uns ein Paquetboot von Liverpool. Das Verdeck war voll von Damen, die wir indeß nur an ihren Strohhüten und Schleiern erkennen konnten. Es iſt ſonderbar, was das Wohnen in der Nähe des Meeres und der ſtäte Anblick von Seefahrern für eine Wirkung hat. Im Innern von Deutſchland iſt der bloße Gedanke an Seereiſen für die Frauen ſchauerlich. Von England gehen hingegen junge Mädchen und bejahrte Damen, die an allen Luxus der Städte gewöhnt ſind, und keinesweges durch Noth gedrängt werden, mit jedem Paquetboote nach Amerika ab.

Heute hatten wir die Erſcheinung, daß die Schiffe auf unſern beiden Seiten (in einer Entfernung von etwa einer Meile) mit Oſtwinden kämpften, während wir in der Mitte von dem günſtigſten Weſtwinde fortgetrieben wurden. Das dauerte ſtundenlang, zu nicht geringer Verwunderung der ſämmtlichen Seefahrer.

Einundvierzigſter Auszug.

Auf der Rückreiſe aus dem innern Nordamerika zur Küſte, hatte ich oft die Frage zu beantworten, warum ich zurückreiſe. Die Amerikaner ſind faſt ängſtlich beſorgt, man möge

Europa ihrem Lande vorziehen.*) Auf dieselbe Frage traf ich, sobald ich wieder in Europa war, nur daß man hier einer andern Antwort entgegensieht. Die Europäer wünschen zu hören, daß es auch in der neuen Welt nichts tauge, und daß man deswegen zurückgekommen sey. Viele halten die Frage gar für die beste Probe alles dessen, was man zum Lobe Amerika's vorbringt. Ich hatte es vor meinem Aufbruche aus Europa nicht verhehlt, daß ich nach zwei höchstens drei Jahren zurückkehren wolle und müsse. Aber jener instinctartige Wunsch reflectirt nicht. Sonst würde man bei einer einzelnen Person, wobei die Rücksicht, den Nachkommen eine bessere Bahn zu öffnen, als in Europa möglich ist, wegfällt, schon allein die dreijährige Abwesenheit von Verwandten und Freunden als zureichenden Grund gelten lassen. Uebrigens ist auch von einer Rückkehr aus wirklicher Abneigung gegen Nordamerika wenig abzuleiten. Denn es ist sehr gewöhnlich, daß gerade die Heimweh-Kranken, nachdem sie ihr Vaterland wiedergesehen haben, sich von neuem nach jenseits sehnen. Ja, es ist das sicherste Mittel, die Vorzüge der westlichen Hemisphäre würdigen zu lernen, nach einem gewissen Aufenthalte daselbst (jedoch in der ländlichen Natur und nicht ausschließlich in den größeren Städten) noch einmahl die alte Heimath zu

---

*) Man glaube ja nicht, daß den Amerikanern der Einwanderer zu viele kämen. Die Einwanderungen Armer beläſtigen freilich die Küstenstädte zuweilen so, daß deren Bewohner ein Verbot dagegen wünschen; aber der Einfluß, den das Steigen der Bevölkerung auf den Bodenwerth hat, würde dennoch den Ausschlag geben, wenn sich auch wichtigere Gründe für ein solches Verbot finden sollten, als man bis jetzt kennt. Niemand lasse sich also durch Journalisten irren, deren Interessen in Amerika nicht mehr mit den wahren Volksinteressen harmoniren als in Europa. — Von Herrn Ludwig Eversmann erfahre ich, daß sich jetzt schon eine Anzahl gebildeter Deutscher Familien um ihn herum angesiedelt hat, und es ihm an angenehmer Gesellschaft nicht fehle. Daraus wolle man jedoch nicht folgern, als ob daselbst nicht noch genug Raum frei sey.

besuchen.*) Ich glaubte zwar früher, daß mir dies nichts nutzen könne. Allein jetzt denke ich anders. Oft genug bin ich in Träumen in Amerika. Freilich war ich bei meinem ersten Aufenthalte am Missouri auch oft in Träumen in Europa. **)

Man könnte hieraus schließen, daß mir die Ausarbeitung des Reiseberichtes, womit ich mich gegenwärtig beschäftige, einen besondern Genuß gewähre. Allein dem steht zweierlei entgegen. Erstens darf ich mich der Phantasie nicht so überlassen, wie ich wohl Lust hätte. Um kein Unheil zu stiften, habe ich mir einigen Zwang anzuthun; da die meisten Leser ohnehin zu geneigt sind, an den Berichten über fremde Länder

---

*) Dieses Mittel hat neulich einer meiner Baltimore'r Freunde bei seiner Frau gebraucht. Aus Frankreich gebürtig sprach sie von nichts als ihrem Vaterlande und fand Amerika, wo sie in den besten Verhältnissen lebte, unausstehlich. Ihr Gatte gelobte ihr, sie ehestens nach Europa zurückzuführen, wo sie dann, da sie kinderlos war, nach Gefallen verweilen möge. Beide überraschten mich ein Jahr nach meiner Rückkehr mit einem Besuche. Sie waren in ihrem eigenen Schiffe in 21 Tagen über den Ocean geflogen. Kaum hatten sie einige Monate in Europa zugebracht, als die Heimweh-Kranke nur von der Rückreise nach Amerika sprach, die dann auch bald erfolgte. Ich habe indeß von andern Beispielen gehört, daß Deutsche Frauen in Amerika vor Heimweh gestorben sind.

**) Es ist sonderbar, daß die Psychologen die Träume nicht zur Erklärung des Wahnsinnes benutzen. Welche Combinationen werden nicht in Träumen gemacht! und wie hartnäckig werden sie festgehalten! Kein Wahnsinn thut mehr. — Wie das Körperliche mit dem Geistigen zusammenhängt, dafür kann man auch die merkwürdige Erscheinung anführen, daß mehrere Tage, ja Wochen nach dem Scheiden vom Schiffe, man oft mit der Empfindung eines Taumels erwacht, als ob man noch von den Meereswellen geschaukelt werde. Rührt das von den Träumen her, also mehr von dem Geistigen unserer Natur, oder rührt es von der noch nicht wiederhergestellten Ordnung in der Blutbewegung? Ich möchte mich für die letztere Ursache entscheiden, mit dem Zusatze, daß im Wachen die stärkere Erregung sie verdecke.

nur das Ansprechende aufzufassen. Auch habe ich bei allen Vorzügen des Amerikanischen, dennoch Deutsche angetroffen, die ihre Auswanderung als ein Unglück beklagen mußten, und diejenigen verfluchten, deren Reden und Schriften sie hinübergezogen hatten. Zweitens behauptet der Zweck, der mich zur Publication des Reiseberichtes bestimmt, ein solches Uebergewicht, daß mir sogar die Schilderung der schönsten Reize einer unverwüsteten Schöpfung als ein lästiger Verzug vorkommt. *) Lieber möchte ich den Deutschen sofort die Ursachen ihrer Gebrechen und Noth aufdecken, als sie mit Erzählungen von Wäldern und Flüssen und dem Wilde unterhalten. Allein wenn ich dem Ziele so unmittelbar zusteuern wollte, so würde ich bald an dem Mangel an Aufmerksamkeit scheitern. Die Aufmerksamkeit der Europäer ist mit Rubriken der Art so oft getäuscht worden, daß man ihr heut zu Tage schwer und nur auf Umwegen beikommen kann. Ich muß deshalb der Anreizung zu umfassenden Aeußerungen über Europa und Deutschland vorläufig widerstehen, bis mein Gemälde des Amerikanischen da-

*) Auf die Frage, warum ich dann selbst nicht in Amerika geblieben, oder nicht schnell dahin zurückreise, würde ich gerne antworten, daß der Wunsch, die Deutschen zum Colonisiren zu bewegen, mich schon allein vorerst in Europa halten könne, Falls auch keine anderen Gründe obwalteten. Aber die Mehrheit zählt dergleichen Gesinnungen zur Schwärmerei, wie alle Anstrengungen, die nicht das Bloß-Persönliche verfolgen. Dieselben Leute, welche vorgeben, die Aemter des allgemeinen Wohles wegen zu verwalten, zucken die Achseln über den, der auf die Einkünfte eines Amtes und eine sogenannte Carriere, für die Förderung eines Planes verzichtet, wodurch sich der Menschheit mehr nutzen läßt, als durch alle vermeintlichen Ehrenstellen. Wie, wenn ich nun wirklich im innern Amerika geblieben wäre, ohne je Andern mitzutheilen, wie leicht sich dort leben läßt? Wenn ich etwa meine Kunde zu gewinnbringenden Operationen, z. B. zur Einfuhr der in meinem Reiseberichte verzeichneten theuern Waaren benutzt hätte, um mir von dem Ertrage bequem gütlich zu thun? Ein solches Benehmen weicht freilich weniger aus dem Geleise jener Kritiker. Aber würden sie nicht gerade am lautesten über Selbstsucht schreien?

für vorbereitet, und das Verlangen darnach erweckt hat. Welcher Kampf damit verbunden ist, erhellet von selbst. Nach der dreijährigen Isolirung von dem Europäischen Jammer wirkt er jetzt um so heftiger auf mich. Sodann bin ich von Menschen umgeben, die durch unaufhörliches Klagen und Theoretisiren über die Heilmittel, zur Enthüllung der wahren Heilmittel stark genug auffordern. Indeß was vermögen mündliche Discussionen über einen solchen Stoff und den Wust von Verkehrtheiten, der ihn umlagert! Es bleibt mir nichts übrig, als derselbe Ausweg, der meinen Drang zu Mittheilungen auch in Amerika gelindert hat: die einstweilige Eintragung ins Tagebuch. Dabey erinnere ich mich gemeiniglich an einen Arzt meiner Bekanntschaft, der ein eigenes Heft besaß, worin er alles niederschrieb, was er bei widrigen Lebensereignissen auf dem Herzen hatte, aber nicht zu äußern wagte oder räthlich hielt. Hätte ich diesem strenge nachgeahmt, so würde ich Vieles einzutragen gehabt haben. Von der Seeküste an gab es nichts als Vergleichungen mit dem Amerikanischen, die für Europa so schlecht ausfielen, daß ich für einen Aufrührer würde gegolten haben, wenn ich mich über jede nach Ueberzeugung ausgesprochen hätte. Sah ich doch, daß man es mir fast übelnahm, als ich in dem Rhein-Dampfschiffe erzählte, daß unter den 150 Dampfschiffen auf dem Missisippi das schlechteste besser sey, als das einzige Rhein-Dampfschiff. Weder für die Frauen noch für die Männer Betten in einem Schiffe, das die Nacht durchfährt, ist in Nordamerika etwas Unerhörtes. Freilich fängt in Europa die Dampfschifffahrt erst an, nachdem sie in der neuen Welt bereits zwanzig Jahre bestanden hat. Ich habe auf dem Ohio ein Dampfschiff besucht, das für Reisende des zweiten Platzes sechshundert Bettstellen hatte. Die große Cajüte war so hoch wie eine Kirche und mit einer Menge Kronleuchter und etwa zwölf Sophas versehen. Den Fußboden bedeckte ein einziger prächtiger Teppich. Und in einem solchen Schiffe kostet die volle Verpflegung auf dem ersten Platze, für eine Reise von 12 bis 14 Tagen, nicht mehr als einhundert Holländische

Gulden; auf dem zweiten Platze kaum ein Drittheil. *) Aber in Nordamerika hindern auch keine Zollinien. Sogar für die Bücher meiner Bagage mußte ich in Holland Transit-Zoll bezahlen. Auf der Hinreise nach Amerika traf ich zu Rotterdam am Vorabend eines Feiertages ein. Es war noch hell, aber das Büreau schon geschlossen, weshalb meine Bücherkistchen in dem Nachen, worin ich angekommen war, auf meine Kosten bis zum dritten Tage bewacht wurden. Wer kann es mir verübeln, wenn ich dabei unsern Diplomaten fluchte, die von einem Staate, der seine Wiedergeburt dem Deutschen Blute verdankt, solche Hemmnisse in dem Gebrauche unserer Ströme dulden? Was haben die Nordamerikaner nicht gethan, die freie Ausfahrt ins Meer auf dem Mississippi zu behaupten, als die Spanier noch im Besitze der Länder am Ausflusse waren? Aber was die Deutschen mit dem Schwerte erringen, das verlieren sie wieder durch die Diplomaten. Sie besingen ihren Rhein und nennen ihn den Hüter der Germanischen Freiheit, und nirgend gibt es mehr freiheitshöhnende Plackereien, als auf diesem schönen Strome.

Als ich in die Rheinprovinzen kam, erzählte mir ein Mitreisender, da ich bei dem Ankaufen von Obst von Stübern sprach, daß das Rechnen darin verboten sey. Ich konnte es Anfangs nicht glauben, und als ich es nachher bestätigt fand, war ich kaum im Stande, meine Gedanken von der Kritik dieses Gesetzes abzulenken. Man berichtete, daß Bauersleute, Alte und Kinder, die auf den

*) Sidons sagt in seinem Werke über die V. St., die Passagiere des zweiten Platzes müßten helfen Holz einladen. Das ist durchaus unrichtig. Es hängt von ihrem freien Willen ab. Wer aber hilft, der hat die Fahrt noch wohlfeiler. Bei Frauen, (die nirgend in den V. St. solche Lohndienste verrichten wie in Europa) fällt natürlich dieser Rabatt weg. In See-Schiffen wird den Passagieren des zweiten Platzes allerdings zuweilen zugemuthet, beim Segelziehen zu helfen. Allein verpflichtet dazu sind sie auch dort nicht.

Märkten den Preis für ihre Waaren in Stübern gefordert hätten, mit Geldstrafen belegt worden seyen, obgleich (was mir indeß verläumderisch klingt) die Agenten der Polizei zu den Contraventionen veranlaßt gehabt. Von der Erschwerung des kleinen Verkehres, wovon sich vorzugsweise diejenigen ernähren, denen das Rechnen, ja selbst das einfache Geldzählen, am sauersten wird, zu schweigen, schien mir die Maaßregel einen Tadel höherer Art zu verdienen. Wie in dem beschränkten Kreise einer einzelnen Familie eine gewisse Achtung des Bestehenden dem Drange nach Neuerungen das Widerspiel zu halten hat, so muß es auch in dem großen Kreise geschehen, den wir Staat nennen. Preußen verkennt diese allgemeine Lehre nicht; man könnte ihm eher vorwerfen, daß es sich jenem Drange zu sehr widersetze. Um so mehr wunderte ich mich über Anordnungen, die gerade eine Classe zu Neuerungen aufregt, welche man im Religiösen wie im Politischen am längsten im alten Geleise lassen sollte.

Doch das sind Kleinigkeiten, wenn die Frage von dem Wohle und Wehe der Europäer ist. Drei Dinge sinds, die mich an dem Europäischen Leben seit meiner Rückkehr am stärksten ergreifen: die große Zahl der Selbstmorde, der Wahn, der Volksnoth durch bloße Buchstaben abhelfen zu können, und die Einbildungen von hoher Cultur. Die Selbstmorde beweisen die furchtbare Natur des Zustandes, jener Wahn die Verblendung hinsichtlich seiner wahren Ursachen, und die Einbildungen von hoher Cultur scheinen gar die Hoffnung der Besserung zu rauben.

Eben diese Einbildungen und ihre Wächter sind die schlimmsten Feinde, welche Europa hat. Man sucht sie bald in der Willkühr der Machthaber, bald in der Ehrsucht von Demagogen, bald in der Frömmelei, bald in der Gottlosigkeit, nur nicht dort, wo sie sich wirklich verschanzt halten. Wenn in einem einzelnen Menschen sich die Unwissenheit und Gedankenlosigkeit mit Dünkel paart, so

gibt man ihn ohne Rettung verloren. Leider ist das auch auf die Völker anwendbar, und so läßt sich für Deutschland wie für alle andern Theile von Europa ein höchst niederschlagendes Resultat herausbringen. Niemand glaubt an besondere Weisheit in einer einzelnen Familie, worin ihm von allen Seiten die Zeichen der Unordnung und Verwirrung entgegentreten. Wo aber ist ein Staat, klein oder groß, auf der ganzen von Europäern bewohnten Erde, dessen Gesetze nicht durch die Stimme der Klügsten, wie der Menge, als durchaus fehlerhaft bezeichnet werden? Kein Besonnener zweifelt, daß in irgend einer Gesammtheit Ordnung walten könne ohne Gesetze. Selbst ein Zwerg-Staat, wie St Marino, kann sie nicht entbehren. Je verwickelter die Verhältnisse sind, desto nöthiger sind auch die Gesetze, die keine andere Bestimmung haben, als die Menschen in jenen Verhältnissen zu leiten und möglichst vor Collisionen zu schützen. Wo findet sich in Europa eine Gesellschaft von nur etwa hundert Familien, die nicht wenigstens für ihren Grundbesitz, für ihre bewegliche Habe, für den Austausch ihrer Producte, für ihre gegenseitigen Dienste, der Gesetze bedürften? (da ohne etwas der Art ja kaum drei oder vier Personen eine Reise von mehreren Wochen ausführen können;) und wie heißt der Ort, wo nicht über die Dunkelheit, Unvollständigkeit, Unzweckmäßigkeit und schlechte Vollziehung der Gesetze die bittersten Klagen ertönen? Ich weiß recht gut, daß es Leute gibt, die ähnliche Aeußerungen durch den kurzen Spruch abfertigen, die Menschen seyen nie zufrieden und Klagelaute seyen dem Thiere, was sie Volk nennen, so eigen als das Geheul den Eulen. Einige solcher Sprecher haben keinen weitern Fehler, als daß sie nicht begreifen, warum sie zucken und sich in ihrer Laune sollten stören lassen, wenn es ihr Nebenmann ist, dem auf die Zehen getreten wird. Allein die meisten sind weniger unschuldig. Wenn ein Jeder, der die Beschwerden von vielen Tausenden so schmählich behandelt, mit seinem Namen und Wohnorte seine Lage und wie er sich stäts ernährt habe, zu beich-

ten hätte, ſo würden die Volksläſterungen bald aufhören. Die wilden Schmähungen gegen die Fürſten rühren gleichfalls aus unlautern Quellen. Aber ſie ſind doch, als gegen beſtimmte Perſonen gerichtet, nicht ſo albern als Schmähungen gegen eine Menge, worin man kein Individuum bezeichnen kann, das die Beiwörter, die man allen zutheilt, nur einiger Maaßen verdiene. Strafreden gegen eine Geſammtheit umſchließen eine lächerliche Leere, wenn die einzelnen Glieder ſich nur ſehr wenig von der großen Schuld zurechnen. Wer wird an eine große Schuld des Ganzen glauben, ohne daß die Einzelnen ihm beſonders ſtrafbar dünken? Klagen gegen Völker von Millionen ſind, ſobald ernſte Nachfragen nach der Schuld geſtellt werden, nichts mehr werth, als die allgemeinen Klagen über ſchlechte Zeiten, und zum Eifern iſt nicht mehr Grund, als bei Beſchwerden über das Wetter. Allein Dergleichen iſt bequemer als eine ſorgfältige Analyſe unſeres Zuſtandes. Wenn dieſe Analyſe aber die erſte Bedingung der Hülfe iſt, ſo muß gerade dort am wenigſten Hoffnung ſeyn, wo man gar nicht ahnet, was unſerer Weisheit fehlt, und die herbſten Uebel lieber von der Unvollkommenheit der Welt, als von der Unvollkommenheit der eigenen Einſicht ableitet.

Ich habe berichtet, wie es in Nordamerika um den Dünkel der ſogenannten Culturträger ſteht. Dort hat der Himmel den Menſchen ein Gebiet geöffnet, worin es zum fröhlichen Gedeihen nichts mehr bedarf, als faſt jeder Einwanderer mitbringt. Aber gerade diejenigen, welche dieß erkennen ſollten, die Zöglinge unſerer neuern Cultur ſind es, die mit Selbſtbewunderung ausrufen: »Seht, was hier die hoch geſtiegene Entwickelung des menſchlichen Geiſtes gethan hat! Seht die tiefe Weisheit in unſern Inſtitutionen! Blickt auf die große Erfindung, die alle neuere Staatskunſt ſo weit über die der Alten ſtellt, blickt auf die Erfindung der Volksvertretung! Darin liegt das Geheimniß, daß es jetzt Freiſtaaten von vielen Millionen Bürgern geben kann, wogegen früher bey einer Zahl von einigen Tauſenden die Demokratie an dem

Mangel des Mechanism zu scheitern drohete.« Es ist schrecklich, mit welcher Seichtheit Männer, die wichtige Staatsämter verwalten, sich öffentlich über Politik äußern. Schon die nackte Frage, was wohl aus der Republik werden möchte, wenn plötzlich in allen Theilen viel Gold entdeckt würde, müßte den heilbaren zur Besinnung helfen. Der Gedanke, durch gewählte Bevollmächtigte etwas auszuführen, soll dem Verstande der alten Völker durchaus fremd geblieben seyn. Und dieser Gedanke soll einem politischen Vereine wie durch einen Zauber verschaffen können, was sonst nur als Product von Tugenden galt, die jedes einzelne Glied des Vereines bekunden mußte.

Es ist wahr, die Volksvertretung ist für große Freistaaten unentbehrlich. Aber eben so wahr ist es auch, daß die Menschen von selbst darauf kommen. Die alten Freistaaten hatten eine so kleine Bürgerzahl, daß eine Vertretung bey gesetzgebenden Handlungen unnöthig schien, und wo es so stand, da wirkte ihr auch die natürliche Neigung jedes Bürgers unmittelbar Theil zu nehmen, entgegen. Allein bey richterlichen und executiven Functionen kamen alle auf die Wahl von Commissarien. Es ist nicht zu läugnen, daß für Rom nach dem Bundesgenossen-Kriege, als ganz Italien das Römische Bürgerrecht erhielt, ein förmlicher Repräsentations-Mechanism gepaßt hätte. Aber man glaube nicht, daß er deswegen nicht eingeführt wurde, weil man sich zu solchen subtilen Dingen nicht zu erheben vermochte. Noch weniger wolle man davon den Untergang der Republik herleiten. Es ist kein Geheimniß, daß die Ehr- und Herrschsucht auch dort, wo die Repräsentation keinen Makel hat, wie in N. A., sie zu stürzen wünscht, um die tumultuarischen Abstimmungen der großen Masse einzuführen. Wer darüber nachdenkt, den wird es nicht wundern, daß die Machthaber Roms in jener Periode eine ähnliche tumultuarische Abstimmung den Beschlüssen von Volksvertretern vorzogen. Das vorgerückte Verderbniß stellte sich allen Einrichtungen entgegen, die für die Gesundheit passen, und derselbe Krebs, welcher den Untergang

Roms beſchleunigte, verhinderte auch die Einführung einer Repräſentation. Wäre indeß die Repräſentation durch irgend eine gute Gottheit wirklich eingeführt worden, ſo würde ſie als eine bloße Form die entartete Materie nicht gerettet haben.

In Nordamerika hat dieſe Verblendung freilich keine beſondere Folgen äußern können. Aber deſto gefährlicher iſt ſie in Europa. Wir haben das furchtbare Experiment in Frankreich von ihr ausgehen ſehen, wo man durch einen dürren Mechanism hervorrufen wollte, was in Nordamerika unmittelbar aus den Gaben der Natur emporwächſt. Es iſt in der neuern Zeit viel über die Goldmacherey geſpottet worden. Wahrlich es lag ihr nie der Unverſtand zum Grunde, der ſich in den heutigen politiſchen Glücks-Verſuchen bewegt. Die Goldköche hatten doch immer materielle Stoffe vor ſich, die ſie behandelten. Unſere Politiker wollen hingegen durch nackte Worte hervorzaubern, was ſo lange die Erde ſteht, nur die Erde ſelbſt gegeben hat. Jedermann verzweifelt an dem Gedeihen von Heerden, wenn der Boden, wo ſie weilen, mit ihrer Zahl nicht im Verhältniſſe iſt. Alle Anſtrengung iſt für nichts, wenn ſie nicht Futter ſchafft, das ſich verdauen läßt. Ein Volk iſt, inſofern es einen Magen hat, an ähnliche Bedingungen gebunden als eine Heerde Ochſen oder Eſel. Aber die Politiker mögen nun einmahl von einer ſolchen Verwandtſchaft nichts hören, und überlaſſen ſich der beſten Hoffnung, durch die ſich ſtäts verfeinernde Cultur die Menſchheit von den grobſinnlichen Forderungen des Leibes nach und nach gänzlich zu entwöhnen. Wer übrigens nach Conſequenz ſucht, der würde in keinem Zweige des Lebens und Treibens mehr getäuſcht werden, als in dem Kreiſe der neuern Staatskunſt. Nirgends gibt es einen größeren Wirrwarr und mehr Widerſprüche. Wie man einer Seits das Materielle ganz überſieht, ſo wird, ſo bald es durch Stöße einmahl die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hat, auch an nichts weiter gedacht, als an das, was dick vor den Sinnen liegt. Man könnte dieß durch die einfachſten Fragen in allen Ländern beweiſen; wie z. B.: wurde von irgend einem jener Politiker, welche ſich mit den äußern

Bedingungen des Gedeihens der Völker besassen, je ernstlich erwogen, wie sehr die innere Wohlfahrt und die äußere Sicherheit eines Staates von der Vertheilung der Güter abhängt? Dachte man je daran, Maaßregeln der Staatsökonomie zu vermeiden, die eine zu ungleiche Vertheilung des Vermögens nothwendig bewirken müssen, wo sie früher nicht war? Dergleichen Fragen würde bisher mit demselben Hohne begegnet worden seyn, wie der Zumuthung an die Forstverwaltung, in den Wäldern der Heimath etwas Besseres als Holzmagazine zu erblicken, sie als das Kleid der Natur zu behandeln, dessen Zerstörung die Menschen um so mehr von der Natur entferne, jemehr sie dadurch an Reizen einbüße. Die Staatscassen werden ja so gut gefüllt, wenn die Gütermasse in dem Besitze weniger Reichen ist und Millionen in Armuth schmachten, als wenn eine günstige Vertheilung jede drückende Noth ausschließt. Ist es zu läugnen, daß in allen Europäischen Staaten von der Finanzverwaltung so verfahren wird, als ob die Familien der Staatscasse wegen und nicht die Staatscasse der Familien wegen daseyen? Ist es zu läugnen, daß diese Verkehrung der Begriffe keinesweges von dem bösen Willen der Regenten, sondern gerade von den Blüthen der neuern Staatsweisheit herrührt? Nur ohne Umschweife einer eiteln Selbsttäuschung eingestanden, daß in der Praxis keine Spuren der gepriesenen Cultur zu entdecken sind. Eben dieses Eingeständniß enthält auch die beste Vertheidigung der Fürsten und der Beamten. Von bösem Willen kann nur die Rede seyn, wo der richtige Weg klar vorliegt. Wie hätten die Fürsten und die Beamten den richtigen Weg kennen sollen, da ihn die Wissenschaft und ihre Lehrer selbst nicht kannten? Warum gehen in ganz Europa, und insbesondere in Deutschland, die Fürsten mit derselben persönlichen Sicherheit unter dem Volke umher, als jeder Andere? Wie wäre dieß möglich, wenn die Menschen wirklich glaubten, was so oft von der Schuld der Fürsten deklamirt wird? Wagten die Römischen Cäsaren so umherzuwandeln als die Fürsten der neueren Völker? Der

beſte unter ihnen durfte es nicht, weil ihr Reich auf Zwang und Gewalt ruhte (wohin es in dem jetzigen Europa leider auch durch die ſteigende Noth kommen kann). Wie viel Mühe koſtet es dagegen einen neuern Fürſten, ſich in eine ähnliche unſichere Lage zu bringen? Ich thue nichts weiter, als deutlicher hervorheben, was das dunkle Gefühl der Völker längſt geahnet hat. Wer wüßte nicht, wie innig die Europäer aller Stände (mit Ausnahme der Richter in eigner Sache) in dem Zweifel übereintreffen, daß, unſere Weisheit möge ſeyn wie ſie wolle, doch für die Beſtellung der öffentlichen Angelegenheiten die rechte Lehre noch nicht entdeckt worden ſey. Freilich drücken ſie dieſen Zweifel ſehr verſchieden aus. Viele ſprechen ſogar gegen alle Theorie, ohne jedoch etwas Anderes dabey zu denken als das Geſagte; weil es ja keinem verborgen ſeyn kann, daß es für jede Praxis auch eine Theorie geben muß, und niemand an Kunſttriebe in Menſchen glaubt, wie ſie die Thiere, z. B. die Vögel äußern, die ihre Neſter bauen ohne es gelernt zu haben und dennoch bereits das erſte Mahl ein Meiſterſtück liefern. In den feierlichſten Verſammlungen großer Reiche hört man aus dem Munde der hochgeprieſenen Redner mit Verachtung von den Theorien ſprechen, und die Erfahrung als den einzigen treuen Leiter empfehlen. Welchen Sinn haben ſolche Reden? Gibt es Erfahrungen, die für die Leitung der Familien und Völker brauchbar ſind o h n e Theorien? Iſt das Aufnehmen beſtimmter Erſcheinungen in der geiſtigen Welt nicht von einem Rahmen abhängig? und was bildet den Rahmen anders als Vorſtellungen und Meinungen, die wir zu dem aufzunehmenden Stoffe mitbringen? Dieſer Gegenſatz des Theoretiſchen mit dem, was Erfahrung heißt, bekundet allein ſchon die Dunkelheit und Verwirrung der Streitenden. Die politiſchen Erfahrungen, welche uns die ganze Geſchichte vorhält, ſind nur inſofern brauchbar, als ſie gehörig aufgenommen und gehörig verarbeitet werden, und dieſes Verarbeiten iſt nichts als ein Theoretiſiren. Darum kann kein Beſonnener gegen die Theorien überhaupt, ſondern lediglich gegen die bisherigen Theorien reden. Die

eigentliche Quelle des Streites ahnen beyde Theile nicht, sonst würden sie nicht so einander gegenüberstehen. Weder die sogenannten Empiriker noch die sogenannten Theoretiker ahnen, daß zur practischen Lenkung eines Volkes man vor Allem genau wissen muß, auf welcher Stufe der Entwickelung das Volk ist, daß dazu aber allgemeine Kenntnisse von der menschlichen Entwickelung gehören, die man in den bisher gedruckten Werken vergebens sucht. Wie hätte man auch zu solchen Kenntnissen gelangen sollen, da man von jeher das Ganze kennen zu lernen wähnte, ohne sich um die Theile zu kümmern? da man sich zur Lenkung großer Völker vorzubereiten glaubte, indem man sich nach der einzelnen menschlichen Natur nur oberflächlich umsah? Es ist ein gewöhnlicher Spruch, daß ein Lenker von Menschen sich so gut nach der menschlichen Natur zu richten habe, wie ein Wagenlenker nach der Natur der Rosse. Ueber die Natur der Pferde soll es an brauchbaren Büchern nicht fehlen. Nun frage man einmahl die ersten Staatskünstler der gesammten cultivirten Erde, ob es unter den Millionen Büchern über die Menschen ein einziges gebe, das über deren Natur diejenige Belehrung biete, welche ihnen selbst zu einer guten Leitung nöthig scheine. Alle werden erklären müssen, daß ihnen kein solches Buch bekannt sey. Und dennoch sollen die Werke über Staaten und Völker voll tiefer Weisheit seyn!? Die Lehrbücher der Geschichte sollen in den Schilderungen der Vergangenheit die wichtigsten Aufschlüsse über die Gegenwart enthalten!? Was aber ist dort von dem Culturzustande zu denken, wo die Verzweiflung gar zu dem Satze bringt, der Staatsmann müsse geboren werden? Das scheint doch so ziemlich auf den Glauben an menschliche Kunsttriebe hinauszuwollen? In Griechenland und Rom wußte niemand, daß zur Fähigkeit die höchsten Aemter zu verwalten, ausgezeichnete Anlagen nöthig seyen. Man bestritt zwar nicht, daß ganze Generationen in dieser Hinsicht Vorzüge vor einander hätten; allein bey den Gliedern einer und derselben Generation hielt man die Entwickelung der An-

lagen durch die Erziehung für die Hauptsache. Das freie Rom hatte stäts Ueberfluß an Männern, die zum Consulate und zu Feldherren fähig schienen, und weder im Kriege noch im Frieden vermochten die glänzendsten Thaten, die Meinung zu erzeugen, daß von den Talenten eines Einzelnen das Wohl und Wehe des Ganzen abhänge. Unter den neuern Völkern spricht man hingegen sogar von ausgezeichneten Anlagen, die zur gewöhnlichen Universitätsgelehrsamkeit erforderlich seyen, zum Begreifen der gewöhnlichen Vorlesungen über Medicin, über Jurisprudenz u. s. w. Woran liegt diese Verschiedenheit? Ist das neue Menschengeschlecht so sehr von dem alten verschieden, oder liegt es an der Erziehungsweise?

Bonn, gedruckt bei Carl Georgi.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

INTERLIBRARY LOAN

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05945 4663

A 401466 DUPL

REMOVE
OR
MUTILATE CARDS